Die heutige Türkei

II.

Das Osmanische Reich in Asien

Die heutige Türkei.

II.

Die asiatische Türkei und Arabien.

Otto Spamer's

Illustrirte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde

zur

Erweiterung der Kenntniß der Fremde.

Unter Redaktion

von

Friedrich von Hellwald und Richard Oberländer.

Die heutige Türkei.

Von

Fr. v. Hellwald und L. C. Beck.

1.

Das Osmanische Reich in Europa.

2.

Das Osmanische Reich in Asien.

Mit zahlreichen Text-Abbildungen, Tonbildern, Karten, Porträts u. s. w.

Leipzig und Berlin.

Verlag von Otto Spamer.

1882.



Türkei II.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Kurde und Armenier.

1882.



Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

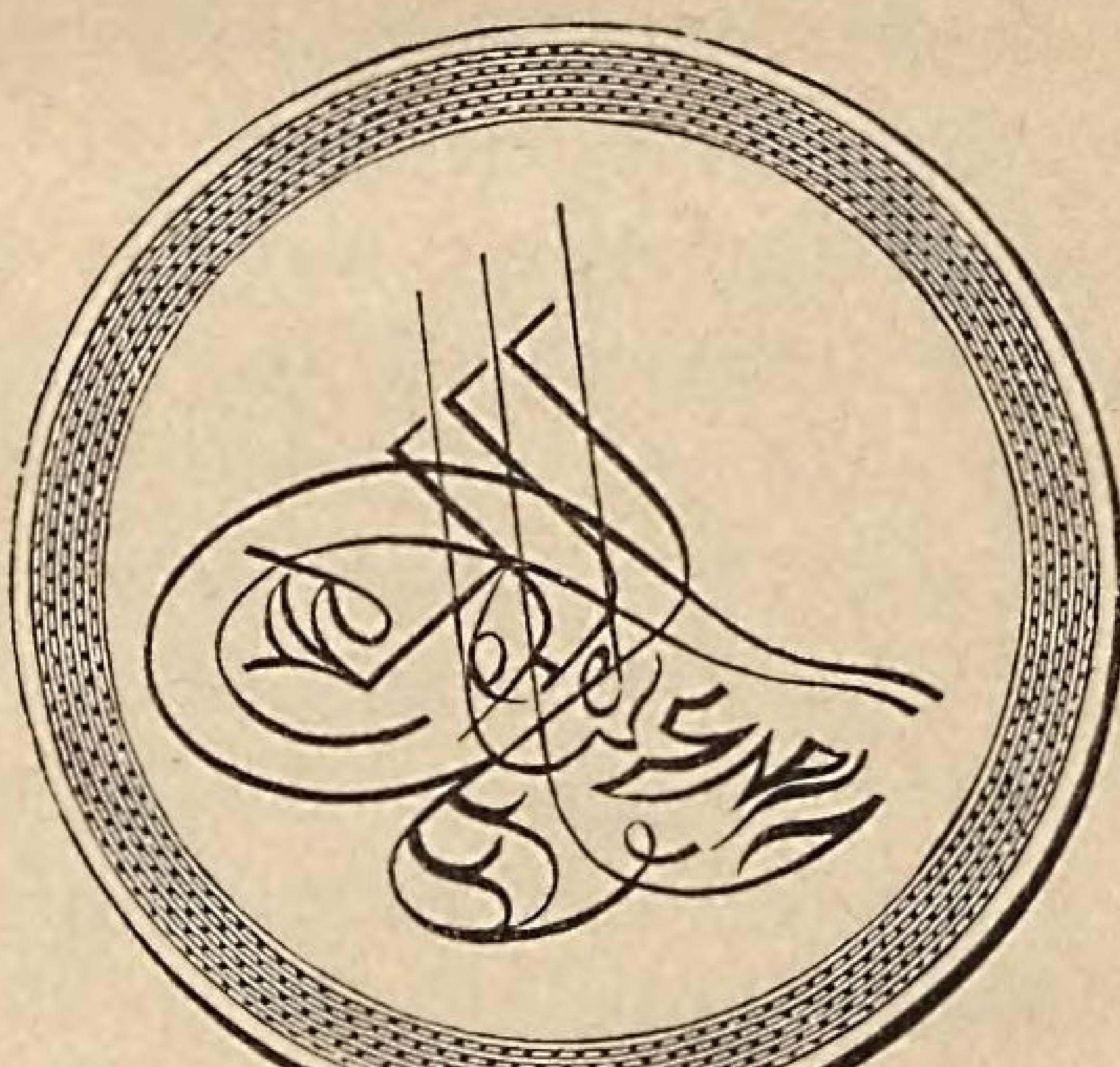
Die heutige Türkei.

Schilderung von Land und Leuten
des
Osmanischen Reiches in Asien,

vor und nach dem Kriege von 1877/78,

mit Berücksichtigung der arabischen Halbinsel.

Herausgegeben
von
L. C. Beck.



Zweite wohlfeile Ausgabe.

Mit gegen 100 Text-Abbildungen, fünf Tonbildern und einer Karte.

Leipzig und Berlin.
Verlag von Otto Spamer.
1882.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vorwort.

Der staatliche Schwerpunkt der Osmanenherrschaft liegt jetzt nach dem ereignißvollen Ausgange des letzten Russisch-türkischen Krieges noch viel mehr als früher in den asiatischen Provinzen. Diese Länder mit einer vorwiegend mohammedanischen Bevölkerung, deren niedere Kultur fast lediglich im Islam wurzelt, bieten der koránscheinigen Mißwirthschaft der türkischen Regierung einen besseren Halt, als der europäische Besitz mit seinen abendländischen Einflüssen und seinen vom Christenthum und vom Volksbewußtsein getragenen slavischen und griechischen Völkerstämmen. „Es ist mein Kismet", denkt der versumpfte Bekenner des Propheten, wenn ihm der Steuerpächter sein letztes Vieh, das dürftige Ackerzeug entführt, während andererseits die widerhaarigen Nomaden der unzugänglichen Gebirge und der Steppen gern bereit sind, im Dienste der Pforte Unbotmäßigkeiten anderer Stämme zu bekämpfen. Das Christenvolk ist machtlos, denn durch Sektenhaß zerspalten, wird es zudem von einer übelwollenden islamitischen Mehrheit überwacht. So wirken Religion und Barbarei zusammen, um die asiatischen Provinzen dem Sultan zu erhalten.

Religiöses Wesen, Verwahrlosung und Schmutz sind die Merkmale des Orients. Das warme Klima und die reiche Natur, welche für den Lebensunterhalt nur wenig Arbeit fordern, laden zu träumerischer Beschaulichkeit und zum Nichtsthun ein. Betrachtende Versunkenheit lenkt die Gedanken auf den Zusammenhang der Dinge und Begebnisse, der je nach Erkenntniß der Natur, nach Bedürfniß und Empfänglichkeit inner- oder außerhalb der Sinnenwelt gefunden wird. So entstehen und entstanden im Orient die religiösen Systeme, vom Sonnenkultus der ältesten Egypter herab bis zur Mystik der Jesiden, Ismaelier, Nasairier und anderer dunklen Sekten.

Der Orient war auch, infolge seiner günstigeren Lebensbedingungen, die Wiege der ältesten Kultur. Dank der geographischen Abgeschlossenheit gewisser Gebiete, der reichen Fruchtländer am Nil und am Zwillingsstrom, der ausgiebigen Gebirge Palästina's, gelangte die Bevölkerung derselben zu großer

Verdichtung und somit zu Kultur, dem Inbegriff aller zum Zwecke des gesellschaftlichen Lebens entwickelten Fähigkeiten und Gewohnheiten. Während einerseits Kultur Wohlfahrt und Macht verlieh, die zur Ausbreitung derselben führte, lockte sie andererseits durch ihre Reichthümer und Genüsse zu allen Zeiten fremde Eroberer in ihre Reiche, die so zum Schauplatz einer wechselvollen Geschichte wurden und aus jeder Periode charakteristische Zeichen übernahmen.

Der bunte Herrschafts- und Kulturenwechsel lähmte keineswegs die Blütenkraft des Orients, auch der Islam nicht, so lange ihn das hochbegabte Volk der Araber trug. Als aber die centralasiatischen Horden einbrachen, die nur im Geiste ihrer Barbarei den Glauben Mohammed's erfaßten, da machten sich die schlimmen Seiten dieser Lehre geltend und Wohlfahrt und Kultur welkten vor dem fatalistischen Gleichmuth nieder. Verwahrlosung des Landes und der Völker, Gleichgiltigkeit und Schmuz, das sind Charaktermerkmale des osmanischen Orients!

Viele Punkte sind es also, die uns den Orient so bemerkens- und beklagenswerth erscheinen lassen: Natur, Religionen und Kulturen, Völkerdurcheinander und Geschichte, türkische Wirthschaft und tiefer Verfall. Nach allen diesen Richtungen sucht das vorliegende Buch die Asiatische Türkei zu beleuchten.

Selbstverständlich gestattete die gegebene Raumbeschränkung weder eine eingehende noch gleichmäßige Behandlung des reiches Stoffes. Nur in großen Zügen konnte ein Bild des osmanischen Orients entworfen werden, und nur auf Kosten der Vergangenheit und des Minderwichtigen war es möglich, das Hauptsächlichste aus der Gegenwart zu zeichnen. Ueberblicke über die geographische Gestaltung der Länder, wobei neben ihrer geologischen Entwickelung auch gelegentlich der meteorologischen Einflüsse auf dieselben gedacht wird, kurze Rückschau auf die wichtigsten geschichtlichen Vorgänge und Betrachtung der jetzigen Zustände, Schilderung der verschiedenen Völkerschaften in ihrem Sein und Glauben und Beschreibung der bemerkenswerthesten Oertlichkeiten — das sind die Gesichtspunkte, nach welchen in diesem Buche eine umfangreiche Literatur verarbeitet wurde.

Stuttgart, im Herbst 1878.

Der Verfasser.

Berichtigung zu S. 357.

Bei der Unterschrift des Alhambrabildes ist leider nachstehender Zusatz hinweg geblieben: „ein Beispiel islamitischer Bauweise aus der Blütezeit der Maurischen Kunst“.

Inhaltsverzeichniß.

Die Asiatische Türkei.

Seite

I. Das Inselgebiet 3

Geologische Charakterisirung des Aegäischen und Ionischen Archipels. — Uebersicht über die türkischen Inseln. — Die privilegirten Provinzen Samos und Kreta. — Das Land und Volk der Kreter. — Geschichte der Insel Kreta. — Türkische Wirthschaft auf Kreta. — Cypern. — Rhodos. — Die Sporaden. — Chios. — Lesbos. — Lemnos. — Imbros. — Samothrake. — Thasos.

II. Anatolien 35

Smyrna. — Geographische Beschreibung der Anatolischen Halbinsel. — Produkte, Handel und Landwirthschaft. — Antike Eintheilung. — Die Vilajete. — Die Völkerschaften. — Ephesos. — Troja. — Trapezunt. — Ausflug in das östliche Pontische Gebirge. — Das anatolische Binnenland. — Pamphylien und Pisidien. — Kilikien. — Tarsos. — Die kilikischen Pforten. — Nachtheile der Nomadenwirthschaft.

III. Armenien 85

Geographischer Ueberblick. — Klima, Vegetation und Lebensverhältnisse. — Die strategisch wichtigen Verkehrswege. — Ardahan, Batum, Bajasid, Kars, Erzerum. — Armenische Dörfer. — Statistisches über Armenien. — Der russische Landerwerb. — Die Bevölkerung. — Geschichte der Armenier. — Typus, Tracht, Charakter, Familienleben der Armenier. — Die Armenische Kirche. — Geistige Kultur der Armenier. — Ihre Sprache. — Wanderung von Erzerum nach dem Wan-See. — Georgien und die Georgier. — Die Adscharen und Karapapachen. — Lasistan.

IV. Mesopotamien und Kurdistan 131

Geschichtlicher Rückblick. — Babylonische Kultur. — Geographische Charakteristik des Landes. — Klima. — Samum. — Vegetation. — Eine Euphratfahrt auf dem Kellek. — Das Stromsystem des Euphrat und Tigris. — Der Schatt el Arab. — Mosul. — Die Ruinen von Ninive. — Bagdad, ein islamitisches Kultur- und Sittenbild! (Lage der Stadt. — Die Bauwerke. — Volksleben in den Straßen. — Die Häuser. — Die Gärten. — Krankheiten. — Die Bevölkerung von Bagdad. — Trachten. — Häusliches Leben. — Beschneidung. — Hochzeit. — Der Tschapkyn. — Türkische Wirthschaft.) — Kerbela. — Hille und die Ruinen von Babylon. — Ein altbabylonisches Bankhaus. — Alte und neue Eintheilung Mesopotamiens. — Größe und Bevölkerung von Mesopotamien. — Die mesopotamischen Araberstämme. — Die Madan-Araber. — Die Kurden. — Die Nestorianer und Chaldäer. — Im Hochland von Dschulemark. — Die Mandäer. — Die Jesiden. — Die Kysylbaschen. — Die Ali Ilahi.

V. Syrien und Palästina 212

Geographische Gliederung des Landes. — Das syrische Küstenland. — Steppe und Wüste. — Das syrische Kreidegebirge. — Die Beka'a und das Ghôr. — Das Todte Meer. — Einfluß der geographischen Gestaltung auf die Geschicke des Landes. — Klima, Flora und Fauna. — Die alte Bevölkerung Syriens und Palästina's. — Die Geschichte beider Länder. — Gegenwärtige Eintheilung. — Die Bevölkerung. — Die heutigen Syrer. — Die wirthschaftliche Lage der Bevölkerung. — Wanderung durch Palästina: Jerusalem. — Bethlehem. — Jericho. — Der Jordan. — Die Ebene Jesreel und die deutsche Kolonisation Palästina's. — Nazareth. — Der Berg Tabor. — Der Tiberias-See. — Die Harrâ und das Haurân-Gebiet. — Moab und seine Alterthümer. — Der Libanon. — Tripoli, Beirut und Saida. — Die Cedern des Libanon. — Verfassung des Libanongebietes. — Die Maroniten. — Die Drusen. — Die Metawile. — Wohnungen, Trachten, gesellschaftliche Zustände im Libanon. — Baalbek. — Der Antilibanon. — Damaskus. — Palmyra. — Hôms. — Das Thal des Nahr el-Kebir. — Die Nasairier. — Die Ismaëlier. — Das Orontesgebiet. — Das Amanusgebirge. — El-Am'k. — Aleppo.

Arabien und die Sinai-Halbinsel.

VI. Arabien. Geographie und Geschichte 321

Geographisch-geologische Charakterisirung der Halbinsel. — Die Wadi. — Vormals feuchteres Klima. — Die gegenwärtigen meteorologischen Verhältnisse. — Die Wüstengebiete. — Die nördliche Grenze Arabiens. — Die Sinai-Halbinsel ein Theil der arabischen. — Bodenkultur. — Die Dattelpalme. — Das Pferd. — Das Kameel. — Alte Eintheilung Arabiens. — Arabia Peträa. — Arabia Felix. — Arabia Deserta. — Die älteste Bevölkerung. — Das Sabäerreich. — Das Himjarenreich. — Das Minäerreich. — Die Qodha'a und Hadramaut. — Die Gerräer. — Der Dammbruch zu Mârib. — Die nördlichen Araber. — Die Araber, das Stammvolk aller Semiten. — Zustände in Arabien vor der islamitischen Zeit. — Die Kaaba. — Die Dschorhomiten. — Mohammed's Abstammung. — Mohammed, der Prophet. — Der Kulturwerth des Islam. — Das Khalifat. — Verbreitung des Islam. — Omar, der Gründer des islamitischen Staates. — Trennung Arabiens vom Khalifat. — Die Karmaten. — Die Türkenherrschaft. — Statistik der türkischen Besitzungen in Arabien.

VII. Die Araber 377

Einfluß des Landes und der Lebensweise auf den Volkstypus. — Eintheilung der Araber. — Die Nord- und Centralaraber. — Die Beduinen (Die Hauptstämme. — Typus. — Tracht. — Waffen. — Zelt und Lager. — Geräthe. — Kochkunst. — Beduinenmahlzeit. — Geistige Anlagen. — Religion. — Charakter. — Gastfreundschaft. — Mäßigkeit. — Tapferkeit. — Heeresordnung. — Kriegführung, Ueberfälle, Zweikampf. — Räuberwesen. — Der Dacheil. — Der Rabiet. — Stammes- und Rechtsverfassung. — Kadi el-Arab, Gottesurtheil. — Der Wasi. — Bruderbund. — Die Blutrache. — Gesellschaftliches Leben. — Hochzeitsgebräuche. — Stellung der Frauen. — Verhältniß zwischen Eltern und Söhnen.) — Die Südaraber. — Sabäer und Himjariten. — Typusunterschied zwischen denselben. — Trachten. — Das Sechsfingerthum der Fodli-Sultane. — Sektenwesen. — Dhu Mohammed und Dhu Hosain. — Die Völker im Osten von Jemen. — Die Mahra- und Hakilistämme. — Gesellschaftliche Gliederung der Südaraber: (Qobâyel. — Scherife. — Meschaich. — Raye. — Pariakasten. — Juden.) — Gesellschaftliche Rangordnung.

VIII. Wanderungen in Arabien 429

Die Pilgerfahrten nach Mekka. — Dschedda. — Mekka: (Die Stadt. — Die große Moschee. — Die Kaaba. — Die Wallfahrtsgebräuche. — Der Berg Arafât. — Der Pilgermonat und das islamitische Jahr. — Die Mekkaner. — Der Großscherif. — Ehe auf Zeit. — Die Metuafin. — Trachten in Mekka.) — Medina. — Ueber vulkanische Erhebungen. — Die Sinai-Halbinsel: (Geologisch-Geographisches. — Die Klöster. — Die Israeliten und die Fraas'sche Hypothese.) — Dschebel Schammar. — Kasim. — Nedschd: (Geographische Gestaltung des Hochlandes. — Das Wahâbitenreich; Geschichte und Zustände.) — el-Hasà. — Die Bahreininseln und die Perlenfischerei. — Die Piratenküsten-Staaten. — Omân: (Geographisches. — Bevölkerung. — Religionsfreiheit. — Maskat und seine Bewohner. — Geschichte.) — Südarabien (Wrede's Reisen in Hadramaut. — Munzinger's und Miles' Reisen. — Maltzan's Forschungen in Südarabien. — Die Staaten zwischen dem Rothen Meere und dem Wrede'schen Forschungsgebiet). — Ein Blick auf Laheg. — Aden.

Die zu diesem Werke gehörigen Extrabeigaben sind einzuheften:

Kurde und Armenier. Titelbild. 18
Famagosta (Insel Cypern) 76
Die Giauk-Maidan-Moschee in Trapezunt 92
Festung Bajazet in Armenien 408
Arabisches Tribunal. . . . . Schluß des Werkes.
Ethnographische Karte des Osmanischen Reiches. Schluß des Werkes.

Die Asiatische Türkei.



Der Ida auf Kreta.

I. Das Inselgebiet.

Geologische Charakterisirung des Aegäischen und Ionischen Archipels. — Uebersicht über die türkischen Inseln. — Die privilegirten Provinzen Samos und Kreta. — Das Land und Volk der Kreter. — Geschichte der Insel Kreta. — Türkische Wirthschaft auf Kreta. — Cypern. — Rhodos. — Die Sporaden. — Chios. — Lesbos. — Lemnos. — Imbros. — Samothrake. — Thasos.

Die Inseln des Aegäischen, Ionischen und Levantinischen Meeres bilden ihrer Herkunft nach eine sehr gemischte Gesellschaft. Neben den ehrwürdigen Urgneisen und Glimmerschiefern und den mittelalterlichen Gesellen der Kreidezeit, welche durch tertiäre Umtriebe von ihren Mutterlanden getrennt wurden, erheben sich die renommirenden Häupter der Revolution, die vulkanischen Kegelberge, übermüthig auf die langsamen Streber neptunischer Arbeit herabsehend. Der Niedergang des Landes, dessen Kuppen und Gebirgskämme als archo- und mesolithische Inseln die heutigen Küsten von Griechenland und Kleinasien umschwärmen, fand, wie schon angedeutet, in der Tertiärperiode statt und dürfte als Gegenwirkung einerseits die Hebung Kleinasiens und andererseits das Aufsteigen der vulkanischen und neptunischen Inseln mit veranlaßt haben. Vormals in Zusammenhang mit dem Urgebirgsfestland standen: Thasos, Samothrake, Imbros, Lesbos, Samos u. a. einerseits und theilweise

die Kykladen andererseits, während Kreta, Karpatho, Rhodos u. a. dem Kreidelande angehörten. Als vulkanische Eilande nennen wir die Santorin-gruppe, Milos, Kimolos, Polinos und Nisyros und das weinberühmte Cypern als Vertreter der in der Tertiärperiode durch langsame Hebung entstandenen Inseln.

Ausgezeichnet durch herrliches Klima, üppigen Pflanzenwuchs, landschaftliche Schönheit, Reichthum an Mineral- und Fruchtschätzen und bewohnt von einem schönen, unternehmenden Volke, bieten diese Inseln des Begehrenswerthen gar viel, und ihre Geschichte entrollt uns ein langes, wechselreiches Bild von Streit und Kampf um den Besitz dieser glücklichen Eilande. Alle Völker des Mittelmeeres, von den Doriern bis zu den Türken, und selbst nordische Stämme, wie Kelten und Engländer, treten auf diesem vielgetheilten Schauplatze auf, um sich an Wein, Weib und Gesang zu erfreuen, oder wüsten Raub und gewinnbringenden Handel zu treiben. Gegenwärtig theilen sich in die Herrschaft über dieses Inselgebiet das Königreich Griechenland und der ottomanische Kaiserstaat. Zu letzterem gehören Kreta, Samos und folgende 22 bewohnte, der anatolischen, thrakischen und makedonischen Küste vorgelagerte Eilande:

	Flächeninhalt in qkm.:	Höchster Gipfel in m.:	Bevölkerung: Gesammtzahl:	Muselmanen:
Cypern	9537	2,010	144,000	44,000
Karpatho	298,9	1,219	5,000	—
Kaso	65,8	—	5,000	—
Astropalia	103,5	1,557	2,000	—
Rhodos	1423,9	1,240	30,000	6000 T. 1000 Jud.
Karki	26,7	594	1,500	—
Symi	64,8	—	7,000	—
Tilo	60,8	612	1,000	—
Nisyro	47,1	692	2,500	—
Istanköi (Ko)	290,7	426,5	20,000	10,000
Kalymno	115	685,7	7,000	—
Lero	56,1	594	3,000	—
Patmo	34,1	266	4,000	—
Nikaria	265,4	1,042	7,500	—
Sakys (Chio)	831,9	1,267	60,000	—
Psara	39,3	—	2,000	—
Midillü (Lesbos)	1663,9	938,4	100,000	20,000 Türken
Bogdscha (Tenedo)	36,8	—	5,000	—
Limni (Lemnos)	448	320	29,000	4000
Imroz (Imbros)	265,9	597	3,000	—
Samothrake	186	1,599	2,400	—
Thasos	395,3	1,028	5,000	—
Samos	453	1,440	34,868	—
Kreta	8589,7	2,468,8	220,000	50,000

Während die erstgenannten 22 bewohnten Inseln als Vilajet Dschesaïri-Bahri-Sefid (d. h. Inseln des Weißen Meeres) bezüglich ihrer staatlichen Stellung sich in nichts von den übrigen Vilajeten des Reiches unterscheiden,

bilden Samos als ein Vasallenstaat und Kreta als ein mit einer besonderen Verfassung ausgestattetes Vilajet, ebenso wie der Athosberg und der Libanonbezirk, privilegirte Provinzen.

Das Fürstenthum Samos oder das Beylik Syssam, dem alten Ephesos gegenüber gelegen und von der asiatischen Küste nur durch eine 2 km. breite Meeresstraße getrennt, ist 1832 infolge des griechischen Befreiungskampfes von der Pforte als selbständiges, tributleistendes Fürstenthum anerkannt worden. Die ausführende Regierungsgewalt liegt in den Händen des Bey's, dem ein Senat von vier Mitgliedern zur Seite steht. Der Fürst bezieht ein jährliches Einkommen von 150,000 Piastern (ca. 30,000 Mark) und residirt in der Hauptstadt Vathy. Die Gesetzgebung übt eine jährlich zusammentretende Versammlung aus, zu welcher die 35 Ortschaften der Insel Abgeordnete entsenden. Ein Gerichtshof von fünf vom Fürsten ernannten Mitgliedern bildet die erste Rechtsstelle, und ein Appell- und ein Kassationshof pflegen die höhere Gerichtsbarkeit. Die bewaffnete Macht besteht aus 80 Milizsoldaten und 10 Gensdarmen, dagegen unterhält aber die Pforte auf der Insel eine Garnison von 277 Mann. Muselmanen dürfen aber auf Samos keinen Grundbesitz erwerben. — Die Handelsflotte, welche ihre eigene Flagge führt, zählt 236 Segelschiffe von 4717 Tonnen Gehalt; sie vermittelte 1874 eine Ausfuhr (Muskatwein, Getreide, Oel, Knoppern) im Werthe von 9,867,000 Piastern. Die Staatseinnahmen des genannten Jahres beliefen sich auf 3,342,165 Piaster, denen eine Ausgabe von 3,095,329 Piastern, einschließlich des Tributs von 400,000 Piastern, gegenüber standen.

Die griechische Sprache und Kirche ist die herrschende. Es giebt auf der Insel 78 Kirchen, 8 Klöster, 32 Gemeinde- und 4 höhere Elementarschulen, außerdem noch ein Gymnasium und vier Mädchenschulen; den Unterricht ertheilten 1875 an 833 Kinder 62 Lehrer. Erwähnen wir noch, daß die Insel von zwei hohen, meist kahlen und von wilden Schluchten durchsetzten Gebirgsketten durchzogen wird, daß Weinpflanzungen, Eichen, Fichten und Cypressen das untere Gehänge des Gebirges und Olivenhaine und Getreidefelder das Tiefland bedecken, und daß hier und da Ruinen aus der klassischen Vorzeit sich erheben, so wissen wir das Wichtigste, um uns ein ungefähres Bild von der Insel und ihrem Staatswesen entwerfen zu können.

Kreta (neugriechisch Kriti, türkisch Kirid und italienisch Candia) erhielt seine Ausnahmestellung und Verfassung im Jahre 1867. Nach den seit dieser Zeit geltenden Bestimmungen zerfällt das Vilajet Kirid in fünf Gouvernements und 21 in Gemeinden eingetheilte Eparchien, wobei die Gouvernements den Liwa, die Eparchien den Kasa und die Gemeinden den Nahien der ordnungsmäßigen Vilajete entsprechen. An der Spitze der Regierung steht ein Generalgouverneur, dem zwei Räthe, ein Mohammedaner und ein Christ, beigegeben sind. Die Untergouverneure werden aus den mohammedanischen und christlichen Beamten gewählt, und es wird immer dem mohammedanischen Gouverneur ein christlicher und dem christlichen ein moslemitischer Muawin beigeordnet; in gleicher Weise erfolgt auch die Besetzung des Eparchenamtes. Die Gemeindevorsteher endlich werden von ihren christlichen oder

mohammedanischen Gemeinden erwählt und von den vorgesetzten Eparchen und Gouverneuren bestätigt. Dem Generalgouverneur steht ein Vilajetsrath zur Seite, der von den Oberbeamten, dem Metropolitan und drei mohammedanischen und drei christlichen Räthen gebildet wird. Die Gouvernements- und Eparchie-Rathskörper setzen sich in gemischten Bezirken zur Hälfte aus Muselmanen und Christen und in christlichen nur aus Letzteren zusammen. Wie in allen Vilajeten tritt auch auf Kreta jährlich eine Versammlung zusammen, zu welcher die Kasa, hier die Eparchien, Abgeordnete entsenden; in gemischten Bezirken werden hier zwei Mohammedaner und zwei Christen und in rein christlichen Eparchien vier Christen gewählt. — Die Gerichtsverfassung ist der in allen Vilajeten giltigen nachgebildet, und sie unterscheidet demnach den Gerichtshof des Scheri, welcher nur die Rechtsfälle unter den Mohammedanern behandelt, von den gemischten Tribunalen, die auf Kreta, in den Vilajetsgerichtshof und in die Gouvernements- und Eparchiegerichte zerfallend, sich in gleicher Weise wie die entsprechenden Verwaltungsrathskörper zusammensetzen.

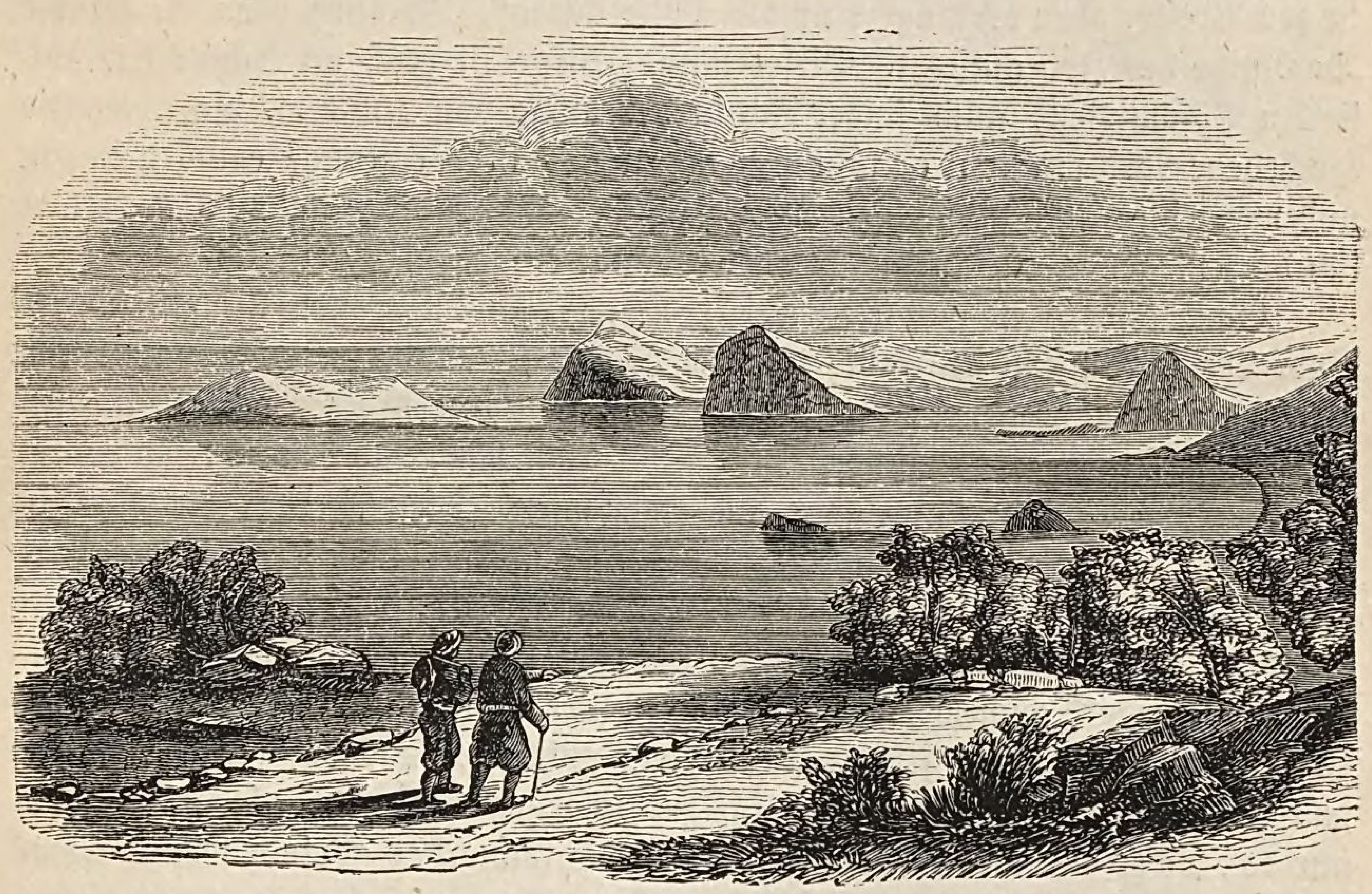
So bevorzugt Kreta in seiner staatlichen Stellung auch erscheinen mag, so wenig erfolgreich ist es aber in derselben gewesen, da sich das herrschende Türkenthum bislang noch nicht zur nothwendigen thätigen Anerkennung der Gleichberechtigung der Andersgläubigen verstehen konnte. Kreta ist wie vorher ein Herd der Unzufriedenheit und Empörung geblieben. Die Unfähigkeit der Türken, ein unterworfenes Volk anders als durch Gewalt botmäßig zu erhalten, die Schwierigkeit, bei der Bodengestaltung der Insel und dem Unabhängigkeitssinn ihrer Bewohner diese Gewalt auszuüben, die oft unerhörten Bedrückungen und Greuelthaten der Machthaber, das sind die hauptsächlichsten Ursachen, die Kreta unter der Herrschaft der Osmanen nicht zur Ruhe kommen lassen.

Werfen wir nun einen Blick auf das Land und Volk der Kreter.

Niemand kann diese Insel schöner und anmuthiger schildern, als der geistvolle, klassische Franz von Löher in seinen „Kretischen Gestaden" (Bielefeld und Leipzig, 1877) und von ihm wollen wir uns daher berichten lassen:

Kreta ist ein langgestreckter Gebirgsrücken, der sich mehr als 30 Stunden lang über den Meereswogen erhebt und als ein Riegel quer vor den Peloponnes hinlegt. Die sich lang ausstreckende Halbinsel Italiens ist hier im Kleinen wiederholt, jedoch mit dem Unterschiede, daß die Berge doppelt so hoch sind, und daß der Gebirgsrücken, welche von der Hauptkette nach beiden Seiten auslaufen, viel mehr sind, und daß diese viel weiter ins Meer vortreten. Diese Gebirgsäste fassen gewöhnlich Hügelland und kleine Abdachungen ein, die an der Küste häufig zu kleinen geneigten Ebenen werden; eigentlich verdient nur die größte Ebene, die Messara bei Kandia, den Namen einer solchen. Die verschiedenen Querjoche aber, welche scharfzackicht links und rechts das Meer berühren, zertrennen die Insel in zahlreiche kleine Landestheile, deren jeder sein eigenes Leben führt, weil seine Bevölkerung auf sich selbst angewiesen ist. Kreta kannte daher nie einen Staatsgeist, sondern nur einen Kantönligeist. Seine vielen kleinen Gemeinwesen bekämpften stets einander und wurden nur dann geeinigt, wenn ein Eroberer von außen kam, der, wie die Römer, Araber, Byzantiner, Venetianer und Türken, die Herrschaft gleichmäßig über Alle ausdehnte.

Von solcher Herrschaft fühlte stets am wenigsten die Alpenlandschaft im Westen, eher fügte sich der mittlere Theil der Insel, am leichtesten der Osten. Dies hängt genau zusammen mit der größeren oder geringeren Möglichkeit, in das Gebirge einzudringen. Der Hauptrücken der Insel hebt sich nämlich an drei Punkten in gewaltigen Massen bis zur Hochgebirgshöhe empor, im Westen das Sphakiotenland bis zu 2469, im Osten der Lasitische Bergstock bis 2164, der Ida in der Mitte bis 2446 m. Die Verbindungsketten und Seitenäste haben in der Regel nur eine Höhe von 600—900, an einigen Punkten von 1200 m.



Kretisches Gestade.

Am offensten ist von allen Seiten das Lasitische Gebirge. Zwar bildet es in weitem Bogen eine geschlossene Kreislinie und umfängt eine Hochebene von fast 900 m. Höhe über dem Meer, allein der Pässe, die hinaufführen, giebt es mehrere, und gegen einen kräftigen Vorstoß sind sie schwer zu halten. Der Sage nach zogen sich hierher, als die Dorier herandrängten, die ältesten Bewohner der Insel zurück, die Eteokreten, vermochten aber keine großen Gemeinwesen zu behaupten. Das Alterthum kannte im ganzen Westen der Insel nur zwei: Littos lag am westlichen Abhang des Ringgebirges und ging frühzeitig zu Grunde; Hierapytna, das von Asiaten gegründet sein soll, wendete sich nicht, wie die übrigen Städte, Europa, sondern Afrika zu. Dorthin weisen auch die Dattelpalmen, die sich nur im Osten Kreta's häufiger finden. Dieses ganze östliche Drittel der Insel wird immer schmäler und sinkt überhaupt zu immer schwächlicheren Formen herab. Die Türken hatten zuerst ein eigenes Paschalik daraus gemacht, fanden aber bald, daß es nicht der Mühe lohne, und hingen es dem von Megalo Kastro an. Nur eine Ortschaft vermag dort gegen zweitausend Einwohner festzuhalten: es ist das

Fieberloch Casteli oder Gerapetra, das an Stelle der alten Hierapytna bestehen blieb, weil hier der Uebergang der Insel von der Nord- zur Südküste nur ein paar Stunden breit ist.

Im Alterthum war das Hauptland Kreta's das breite Mittelstück, über welches sich der Allherrscher Ida erhebt, und zu dessen Füßen sich am weitesten sanfte Abhänge und Ebenen ausbreiten. Von welcher Seite man auch den Ida sieht, stets erscheint er als erhabene Pyramide, bald versinkt sie tiefer in die Umberge, bald schaut sie höher und freier daraus empor. Es ist ein Massengebirge; eine Bastion thürmt sich auf die andere, jede höhere verkürzter in der Breite, aber verlängert in die Lüfte hinauf, bis ganz oben die scharfe Dachspitze des Ida aufsteht. Dieses Rundgebirge ist reich an Schluchten und steilen Böschungen, auch findet sich in der Höhe von 1523 m. die umwallte Hochebene Nida; allein es läßt sich doch rings in der Runde empordringen, und wenn dies auch mühseliger wird, je höher das Gebirge ansteigt, so stellen sich doch nirgends uneinnehmbare Steilwände entgegen.

Ganz anders ist das Sphakiotengebirge im Westen beschaffen. In einer Länge von acht Wegstunden bildet hier das Gestade im Süden gleichsam die Sehne eines Bogens, dessen Halbkreis ein ununterbrochener Bergring ist, der sich stets in einer Höhe von 1800—2500 m. hält, und erst da, wo er am Ostende zum Meer herunter geht, niedriger wird. Diese Berge, die man in der Hälfte der Insel beständig hoch am Himmel den größten Theil des Jahres weiß schimmern sieht, weil sie mit Schnee bedeckt, die übrige Zeit weil ihr weißlicher Kalkstein hell gegen die Himmelsbläue absticht, nennt man die „weißen Berge", auch wol von ihrem Hauptort Sphakia die „Sphakia". Das ganze Innere dieses Bergrings aber besteht nicht etwa aus Thälern und Rücken und Hochebenen, sondern ist ein einziger ungeheurer Steinblock, in welchem nur da, wo er zur See hinabstürzt, durch die immerdar abrinnenden Ströme einige tiefe, aber ganz schmale Furchen eingerissen sind. In den eigentlichen Hochkern, welchen die vier Spitzen der Volopia, Mawril, Saro und Theodoro umstarren, dringt weder Vieh noch Hirt hinauf; aber auch die ganze übrige Felsenmasse hat in einer Länge von sechs und in einer Breite von vier Stunden nur drei Stellen, wo Mulden, gleichsam platte Kessel, sich einsenken und Menschen wohnen können; dies sind die Hochebenen von Askypho, Anapolis und Kalikrati. Außerdem sind Ansiedelungen nur möglich unten an der Küste, wo sich die tief eingeschnittenen Engschluchten öffnen, oder hin und wieder weiter oben, wo sie sich auf einigen wenigen Plätzen etwas verbreitern. Im Westen legt sich an den Bergring die Hochebene Homalo, im Osten die Hochebene Krapi, allein bei ihrer Höhenlage und sumpfigen Beschaffenheit vermöchte keine Ortschaft hier im Winter auszudauern.

Eindringen aber läßt sich in den ganzen weiten Umkreis dieser Bergmasse vom Lande her nur an zwei Punkten, auf allen anderen starrt das steile, nackte Gebirge unzugänglich entgegen. Der eine Weg führt über die Hochebene Homalo an den Paß von Samaria, der andere über die Hochebene Krapi an den Paß von Askypho. Muß man aber schon in den engen Felsthälern mühselig zu den beiden Hochebenen emporsteigen, so geht von ihnen der eine Paß

auf der berüchtigten sogenannten Holztreppe in einen Abgrund hinein, der sich plötzlich ein paar Tausend Fuß tief hinabsenkt, und der andere Paß führt durch enge Felsspalten, die kaum eines Wagens Breite lassen, wo oben das Streifchen Himmelsbläue zu Zeiten verschwindet und unten das Bett durch Ströme bespült oder auch ausgefüllt ist — gerade solche schauerliche Engpässe, wie man sie im Bayerischen und im Tiroler Gebirge „Klammen“ nennt.

Scheut ein General sich vor diesen beiden Pässen, so muß er sich entschließen, den ganzen Gebirgskreis zu umgehen, bis er ans Meer kommt, sich da entweder mit seinen Truppen zu Schiffe setzen und der Küste entlang fahren, oder am Klippenrande mühsam in langen Linien sich durcharbeiten, bis er vor die Oeffnungen der Rinnsale der Gewässer kommt. Aber in welche Schlucht er hier auch einzudringen gedenkt, immer muß er wieder in Klammen hinein, deren starre Felswände nicht einige Hundert, sondern eben so viele Tausend Fuß steil aufragen, und deren Länge nicht eine kleine Viertelstunde, sondern fünf und sieben Mal so viel beträgt. Und hat man eine dieser fürchterlichen Engen hinter sich, gleich fängt eine neue wieder an, in deren ewigem Schattendunkel man bedrückt athmet und vor dem Brausen des Wassers seine eigene Stimme nicht hören kann.

Vielleicht mag es in den unbekannten Bergketten, welche das innere Hochasien umwallen, ähnliche Gebirgsplätze geben: in der ganzen übrigen Welt kommt nicht wieder solch eine natürliche Bergfestung vor. Sie zu behaupten bedarf es nur einer Schar entschlossener Männer. Alle Zugänge lassen sich ja leicht verbauen.

Es ist nun natürlich, daß eine solche ungeheure Bergfestung großen Einfluß auf die Geschicke der Insel hat. Je heißer das Volk seine Freiheit liebt, um so sehnsüchtiger richtet es seine Blicke nach diesen Bergen. Die Haltung der Sphakioten entscheidet. Wenn sie anfangen, glaubt man sicher an Glück, und so lange sie noch fortkämpfen, scheint noch nichts verloren. Jeder Eroberer muß sich um die Bergfestung kümmern. Entweder muß er sie stürmen, oder er muß sich bemühen, ihre Bewohner durch Freundschaft und Vortheile zu gewinnen. So lange er ihrer nicht sicher ist, bleibt ihm die Insel ein ungewisser Besitz, weil die Hochländer ihm unvermuthet, wie die Gießbäche ihrer Berge, auf den Nacken stürzen.

Die Geschichte Kreta's umfaßt ein paar Tausend Jahre. Zuerst erfahren wir kretische Mythen von Rhea und Zeus auf hohem Ida, von Daktylen und Kureten, bis aus dem Sagendunkel sich die gewaltige, ernste Gestalt des Minos hervorhebt, selbst noch von Mythennebeln umwallt. Die Insel wird ein großer Handelsstaat, der seine Kultur und Ansiedelungen nach allen Richtungen ausdehnt. Dann folgt mit der dorischen Einwanderung die griechische Zeit und dauert fast 1000 Jahre lang, und diesen ganzen Zeitraum hindurch führt Kreta, gefürchtet und besucht und beneidet von allen Völkern, sein eigenes Inselleben und kümmert sich wenig um die übrige Welt. Die Römer wagten erst lange nach Griechenlands Eroberung Kreta anzutasten: sofort aber, als es sich ihnen ergeben mußte, schloß sein ururalter Städtebund sich fester, und auch die Tausend Jahre hindurch, welche die Insel sich im Reiche der Römer

und Byzantiner befand, verharrte sie in ihrem Sonderleben, während die Scharen ihrer schlauen Händler und beutegierigen Kriegssöldner in allen Ländern des Mittelmeeres umherstreichen. Im neunten Jahrhundert suchen die Araber Kreta's Meister zu werden; es gelingt ihnen nur stückweise, trotz mehr als 100jährigem Bemühen. Noch einmal kehrt das Land unter die Herrschaft der Byzantiner zurück, mit denen es in Volksart, Sprache und Religion noch am meisten Aehnlichkeit hat. Vom Beginn des 13. Jahrhunderts folgt wieder eine Lateinerherrschaft (Venetianer), die fast ein halbes Jahrtausend lang (bis 1669) währt und am letzten wie am ersten Tage nur durch blutige Gewaltthat sich aufrecht erhält.

Nun folgte die Herrschaft der Türken, und die Griechen, die sie herbeigerufen, zuckten schmerzlich zusammen unter den Raubgriffen dieser Unholde. Die Sphakioten lebten unbekümmert auf den weißen Bergen: kein Pascha wagte es, zu ihnen hinaufzudringen. Das Kreuz stand unangefochten auf ihren Höhen, und ihre Landsleute fühlten sich in ihrem Gemüthe so gestärkt dadurch, daß sie niemals das Zeichen der Erlösung verleugneten. Die Sphakioten verstanden sich endlich dazu, den Paschas etwas Eis zu liefern, im Uebrigen blieben sie von jeder Steuer verschont, und so ganz in ihrem alten Wesen, daß sie nicht einmal Pfeil und Bogen fahren ließen, so wenig als ihre alte Tracht. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts tanzten sie die Pyrrhicha, den uralten Kriegestanz der Kureten, den Thaletas nach Sparta brachte, und welcher noch heutzutage in Kreta nicht ganz vergessen ist. In kurzem Ueberwurfe, den ein Gürtel zusammenhielt, die Beine in langen, rauhhaarigen Stiefeln, den schweren Säbel am Gürtel, auf dem Rücken den gefüllten Köcher, und in der Hand den ferntreffenden Bogen, tanzten sie den Reigen, bald einzeln, bald in Gliedern geordnet, bald sich an den Händen ergreifend, vor und zurück, Kreise bildend und sie wieder lösend, sich tummelnd im Bücken, Aufschnellen oder Zur-Seite-springen, jetzt den Bogen zum Schuß, dann den Arm wie zum Schleudern erhebend, Alles in leidenschaftlichen Rhythmen unter den raschen, hellen Zitherklängen, und wenn sie zum Schluß aufstampften, mußten die Waffen tönend zusammenklirren. — Ihr Elend aber war die ewige Zwietracht und Parteiwuth, die in der kleinen Bevölkerung wüthete. Die Blutfehden ruhten niemals, und es herrschte die Meinung: ein rechter Mann dürfe nicht in seinem Bette sterben.

Dies machten sich die Türken im Jahre 1770 zu Nutzen. Während die Männer mit einander kämpften, verführten sie durch köstliche Geschenke ein paar Knaben, ihnen die Wege zu zeigen, drangen unvermuthet aus den Schluchten hervor, verbrannten die Ortschaften und schleppten Frauen und Kinder in die Sklaverei. Wüthend warfen sich ihnen die Sphakioten entgegen, es begann ein heißes Morden, und wie es in dem historischen Liede heißt:

„Manch Klagelied, manch Schmerzgestöhn drang in die Himmelsräume,
An jenem großen Todestag verdorrten Blum' und Bäume."

Zwar wurde, wenn jenem Liede Glauben beizumessen ist, durch den Grimm und Heldenmuth der Bergessöhne der Feind geworfen:

„Von Schrecken wie von Raubgethier gehetzt, in wirren Haufen
Die Türken unter Weh und Ach bis nach Rettimo laufen.
Da fragt man sie: „Wohin denn sind die Waffen euch gekommen?"
„Die Sphakioten haben sie als Beute uns genommen."
Und wieder fragt's: „Wo habt ihr denn die Helden all' gelassen?"
„Die Sphakioten im Gebirg, die Schrecklichen, sie fraßen."
Und noch zum Dritten fragt man sie: „Wo sind denn eure Führer?"
„Gewürgt von den Sphakioten all'!" — „O Schade um die Führer!"



Sphakiotische Bergschützen und griechische Freiwillige auf Kreta.

Allein die Kraft der Sphakioten war auf lange Zeit gebrochen, ihre Dörfer konnten sich nicht so rasch wieder bevölkern; denn ihre schönen und starken Frauen und Töchter wurden bewundert auf den Sklavenmärkten zu Kairo, Damaskus und Smyrna, und kehrten niemals zurück. Jetzt begab es sich, daß eine Menge Griechen, namentlich in der Nähe der Städte, um den unerträglichen Quälereien und Erpressungen der Türken zu entgehen, deren Glauben annahmen. Die nächsten vierzig Jahre nach dem Falle der Sphakioten waren Kreta's schrecklichste Zeit. Jeder Türke auf der Insel war in eines der vier Janitscharenregimenter eingeschrieben, und diese Soldaten vertheidigten jeden Kameraden, mochte er auch Unmenschliches gegen die armen Griechen sich erlauben. Jahre lang wagte in Khania keine junge Frau über die Straße zu gehen. Als der Bischof einmal an das Gesetz, nach welchem kein Grieche im Sattel ins Thor kommen durfte, nicht dachte, rissen ihn die Soldaten vom

Pferde und wollten ihn auf der Stelle verbrennen. Jeden Abend wurden die Griechen aus den Thoren getrieben; die Frauen und Kinder bebten, wenn die trunkenen Türken auf den Straßen rasselten, vor Angst sogar in den verriegelten Häusern.

Wer damals nicht nach Kreta mußte, der mied die Insel. Handel und Ackerbau stockten; Armuth, Elend und Aussatz griffen um sich, die Bevölkerung nahm reißend ab. Ein kretischer Türke war selbst bei seinen Glaubensgenossen verachtet wegen seiner Roheit und Völlerei.

Wir übergehen die blutigen Greuel der großen Erhebungen von 1821 bis 1827, von 1866 und 1867—69 und wenden uns zu den Bewohnern des kretischen Landes. Dieselben gehören bis auf wenig Ausnahmen durchaus dem griechischen Stamme an, denn auch die 60—70,000 schlechtweg „Türken" genannten Mohammedaner sind größtentheils Abkommen griechischer Renegaten, sodaß das eigentliche türkische Element in einer verschwindenden Minderheit auf Kreta vertreten ist. Infolge dieses Verhältnisses ist auch das Griechische die allgemeine Sprache und dieses geistige Band soll hier nach Spratt (s. Petermann's „Geographische Mittheilungen", 1866, S. 371) den Verkehr zwischen Mohammedanern und Christen zu einem weniger schroffen als anderwärts in der Türkei gestaltet haben. Auch in Sitten und Glaubenssachen behielten die kretischen Islamiten Fühlung mit ihren christlichen Stammesbrüdern; die Männer behielten den Wein und die Frauen die Madonna bei. Wenn Kind und Kuh in Gefahr, sollen diese Türkinnen ihre Stoßgebete noch an die Panagia richten. Auch die Tracht ist bei Christen und Mohammedanern sich so ähnlich, daß Fremde selbst nach langem Aufenthalt, oder Griechen von den benachbarten Inseln sie nicht unterscheiden können. Hohe Lederstiefel von brauner oder rother Farbe bilden den charakteristischen Theil an dem Anzuge des Kreters; sie dienen zugleich als Schuhe und Hose; Strümpfe gelten wenigstens bei den Landleuten als unnütze Dinge. Ein gut gekleideter Kandiote im Festtagsgewand, mit seinen enganschließenden, langen scharlachrothen Stiefeln und der hübsch gestickten Jacke ist eine malerische Gestalt, auch trifft man im Innern der Insel unter den Jungen und Wohlhabenden manchen Stutzer, aber in den Städten verdrängt die europäische Tracht rasch die einheimische. Ueberhaupt ist in den Städten und auch in den Landschaften der fruchtbaren Niederungen, wo die Türken und vormals die Venetianer und Araber sich niederließen, das kretische Volksthum nicht in seiner Reinheit zu beobachten; wir müssen, um unverfälscht sein Wesen kennen zu lernen, zu den rauhen Gebirgsbewohnern, zu den Sphakioten, emporsteigen.

Es ist schon öfter vermuthet worden, sagt v. Löher, in den Sphakioten hätten wir noch die alten Dorier vor uns: jedenfalls haben sie etwas Spartanisches in ihrer Denkweise wie in ihren Sitten. Kraft, Schlauheit und Geschick in den Waffen und Tapferkeit sind ihnen das Höchste, und alle männlichen Tugenden besitzen sie in ausgezeichnetem Grade. Noch vor funfzig Jahren war die uralte Sitte im Schwunge, sich im Flachland das schönste Mädchen auszusuchen, Freunde aufzubieten, es am hellen Tage zu rauben und auf flinken Rossen sich durch die Verfolger durchzuschlagen bis ins Gebirge, wo der Priester in der

nächsten Kapelle zur Trauung bereit stand. Auch heutzutage hat die sanfte Lehre des Christenthums die Sphakiotenseelen noch wenig erweicht, aber wahrhaftig sind sie, keusch und sittenstreng. Wer in diesem Lande ein weibliches Wesen an seine Brust drücken will, muß es zuvor heirathen. Noch vor Kurzem traf man eine Frau, auf welcher der Verdacht der Untreue ruhte, in Stücke gehauen auf dem Felde. Gerade diese Sittenstrenge, verbunden mit jenen Mannestugenden und dem Schutze des Hochgebirgs, brachte es zuwege, daß dieses Völkchen all die Jahrtausende her sich in seiner Eigenart erhielt. Nach den schweren Verlusten des letzten Krieges mag es zur Zeit noch 6000 bis 7000 Köpfe zählen; es im Zaum zu halten, haben die Türken jetzt blos auf seinem Gebiete 19 kleine Forts oder Blockhäuser gebaut.

Ein Sphakiote ist viel zu stolz, um zu lügen oder zu stehlen. Betrugsprozesse kommen gar nicht vor, und wegen Diebstahls hatte der Kaimakam seit einem Jahre nur einem Einzigen Gefängniß diktirt; der arme Bursch hatte dem Gelüste, sich ein Lamm auf freier Höhe zu braten, nicht widerstehen können. Wo aber sonst die Sphakioten eine gute Beute ersehen, stoßen sie darauf wie Raubvögel, denn Habsucht lauert in allen Tiefen ihrer Seele. Und so empfindlich ihr Stolz, so heiß ihre Ehrbegier ist, so unversöhnlich sind sie in ihrer Rachsucht.

Gleichwie die alten Germanen glauben auch sie, daß in den Blutsverwandten das gleiche Blut fließe, und wo es in einem Gliede vergossen werde, alle anderen Glieder der Familie verwundet und verringert seien. Blutrache war deshalb von jeher in diesen Bergen einheimisch. Wenn früher Einer im Zorn oder Streit erschlagen worden und der Thäter zu stolz war, auf der Stelle Sühne zu bieten, so kam es wol vor, daß alle Bluts- und andere Freunde sich feierlich zusammenschwuren zu gemeinschaftlicher Rache. Dann herrschte Fehde und Feindschaft zwischen den Familien: hier fiel Einer, drüben Einer, aus immer weiteren Kreisen heischte die Blutrache ihre Opfer; ganze Dörfer kämpften wider einander, und man suchte sich gegenseitig nicht nur todt zu schlagen, sondern auch die Aecker und Herden zu rauben. Gegen solche Raserei ist man heutzutage doch vernünftig geworden; wol aber kam es noch vor Kurzem vor, daß der Sohn einen Mann erschlug, der vor 28 Jahren seinen Vater getödtet hatte.

In starken Gemüthern wohnt auch ein fester religiöser Glaube, eine heldenhafte Zuversicht auf das Göttliche, und da es der heftigen Sehnsucht sich häufig versagt, so stellt Aberglaube sich ein als des Glaubens Kehrseite. Bei den Sphakioten stehen noch viele Stöcke aus dem Dickicht des Götter- und Fabelwesens des Alterthums, und sie mischen diese Nachklänge auf die wunderlichste Weise mit Vampyr- und Teufelsgeschichten. Alle aber sind streng kirchlich, die Priester üben in den Familien den größten Einfluß, und wo Jemand flüssige Gelder hat, da baut er gewiß vor seinem Hause eine Kapelle. damit er seinen Stolz wie seinen religiösen Sinn an ihrem Anblick täglich weide. Im ganzen Bereich des Sphakiotenlandes wohnt kein Türke, und da zu der kretischen Landesversammlung jeder Bezirk zwei Türken und zwei Christen schickt, sie aber keine Türken haben, so besitzen die Christen Stimmenmehrheit.

Noch viel weniger dürfte sich bei den Sphakioten ein Jude blicken lassen: denn die Griechen, weil sie so sehr alte Christen sind, schauen mit äußerster Verachtung auf die Juden herab. In diesem Jahre (v. Löher schrieb dies im J. 1875) erschien — wahrscheinlich hatten sich die Türken lächelnd den Spaß gemacht — auf dem kretischen Landtag ein Jude: da entstand kein geringes Geschrei und Entsetzen bei den Griechen. Natürlich wissen jüdische Geldfürsten sich für solche Thorheit ganz in der Stille gehörig zu rächen.

Die Frauen der Sphakioten sind durchgehends wohlgebildet. Mit dem dunkeln Glutauge der Griechinnen, mit den schwarzen Schlangen darüber, vereinigen sie hohen Wuchs und eine eigenthümlich herbe Schönheit, natürlich nicht alle, aber die wirklich schönen vergißt man nicht leicht wieder. Die Männer sind meistens breitschulterig, viele auch hochgebaut, kernig und gewandt. Indeß die gleiche Leidenschaft beseelt sie alle für das Wohnen und Weiden im Hochgebirge. Jedes Haus muß wenigstens einen kleinen Trupp Schafe besitzen, die ins Gebirge getrieben werden. Im Winter aber kommen die Leute von Askypho und der Anapolis herunter, um an der wärmeren Küste zu wohnen. Dann beginnt die Zeit der fröhlichen Gelage, und so würdig und schweigsam sie sonst immer sind, so sehr sie Arbeit und Sparsamkeit lieben, jetzt fließt der Wein in Strömen, und Nächte hindurch bewähren sie sich als edle Zecher. Nur die Aermsten bleiben oben in den verlassenen Dörfern, oft Monate lang eingeschneit. Viele suchen auch Verdienst als hausirende Krämer oder als Taglöhner in den größeren Städten. Kommt aber die schönere Jahreszeit wieder, dann sind sie nicht mehr zu halten. Jedermann muß wieder hinauf ins grünende, prangende Gebirge.

Ohne Bedeutung, aber nicht ohne Interesse, ist die Araber-Kolonie bei Khania (Kanea). An der Ostseite dieser Stadt, auf der sandigen Küste neben der Festung, ist zu Anfang der sechziger Jahre unseres Jahrhunderts ein großes arabisches Dorf von 2—3000 Einwohnern entstanden, die meist von Egypten und Kyrenaika herübergekommen sind, seitdem Khania Hauptstadt geworden. Sie sind hauptsächlich Bootsleute, Träger und Diener. Lebensweise und Wohnung haben sie genau so beibehalten wie in der Heimat, auch wurde der unfruchtbarste und sandigste Theil der Küste ausgewählt, offenbar weil er am meisten ihrer eigenen afrikanischen Küste und benachbarten Wüste glich. Es ist eine vollkommen kleine afrikanische Gemeinde in all ihren Eigenthümlichkeiten, sogar einige Beduinenzelte finden sich hier. Dieses Dorf ist zwar nicht die einzige Niederlassung der Araber in Europa, wie der oben genannte Spratt meint, aber sie hat allerdings nur ein einziges Gegenstück und zwar die Kolonie Dokusagatsch bei Basardschyk (nördlich von Varna) in Bulgarien; sie besteht aus syrischen Arabern, die ein Pascha dorthin berief, weil ihm das Geschick dieses Volkes zum Ackerbau aufgefallen war. — Erwähnen wollen wir zum Schluß noch, daß hier und da die sogenannten Abadioten am südlichen Fuß des Ida als Araber bezeichnet werden; sie sind aber Türken. (S. Petermann's „Mittheilungen", 1866, S. 371.)

Verlassen wir nun das schöne, aber vielgeprüfte Kreterland und wenden wir uns nach Cypern, dem weinberühmten. Die Insel liegt 8° östl. von Kreta,

besteht aus tertiären Kalken, Sandsteinen und weißem Mergel, um einen Serpentinkern gelagert, und hat ihre größte Ausdehnung in der Richtung von Nordost nach Südwest, in welcher sie zwischen dem Kap St. André und der Küste bei Paphos 224 km. mißt. Der größte Theil der Insel ist gebirgig, namentlich der südwestliche, den die mächtigen Felsenrücken und Kuppen des Troodos bedecken, als dessen Vorberge der Maghera, Adelphos und Monte Croce zu betrachten sind, die ihrerseits wieder niedrige Ausläufer weit nach Osten, bis in die Gegend von Larnaka, vorschieben. Der höchste, ziemlich dicht bewaldete und während der Wintermonate mit Schnee bedeckte Gipfel dieser Berggruppe ist der sogenannte cyprische Olymp, dessen Höhe Unger zu 1915 m. bestimmt hat.



Khania auf Kreta.

Ein zweiter, von jener völlig getrennter, aber an Massenhaftigkeit, Höhe und Ausdehnung bedeutend übertroffener Gebirgszug nimmt die ganze Nordküste der Insel zwischen dem Kap Kormachiti und Kap St. André ein, auf der langgestreckten Halbinsel von Carpasso allmählich in niedrigeren Hügeln auslaufend. Bei geringer Breite fällt derselbe sowol nach dem Meere zu wie nach der Ebene Messaria ziemlich steil ab, zeigt meist nackte, zackige Felsen und ist nur hin und wieder an den unzugänglicheren Stellen mit etwas dünnem Baumwuchse bedeckt. Zahlreiche Dörfer und Ortschaften liegen, von üppigen Pflanzungen umgeben, auf den unteren Abhängen, wie am Fuße derselben, an kleinen Wasserläufen, die zumeist in engen, steilen Schluchten,

zwischen schroffen Felsenwänden, zur Ebene hinabströmen, wo sie sich theils in den Pedias ergießen, theils, durch Berieselung und Verdunstung verzehrt, im steinigen Bett ein baldiges Ende finden.

Zwischen den Ausläufern des Troodos und jenem nördlichen Küstengebirge zieht sich, von geringen Unebenheiten unterbrochen, die fruchtbare, aber nur zum Theil kultivirte Ebene Messaria bis an die östliche Küste, ihrer ganzen Länge nach von dem aus dem westlichen Gebirge herabkommenden Pedias durchströmt, der in seinem Laufe den Idalia aufnimmt und zwischen Famagusta und dem Ruinenfelde von Salamis durch mehrere flache Mündungen das Meer erreicht. Nach Strabo berichtete Eratosthenes von dieser Ebene: „sie sei vor Alters so voll dichter Waldungen gewesen, daß man vor lauter Holz keinen Feldbau habe betreiben können, und obwol die Bergwerke diesem Uebelstande einigermaßen abgeholfen hätten, da man zum Schmelzen des Kupfers und Silbers viele Bäume gefällt und solche auch zum Schiffsbau für die Flotte verwendet habe, sei man doch der Wälder nicht Meister geworden und habe deshalb Allen, die es wollten und konnten, gestattet, Holz abzuschlagen und den so gereinigten Boden als steuerfreues Eigenthum zu besitzen." Gegenwärtig ist auf der weiten Ebene, außer in der Nähe der Dörfer, kaum ein einziger Baum wahrzunehmen, und während in früheren Zeiten wahrscheinlich die ganze Ebene von dem Pfluge durchfurcht worden ist, bedeckt jetzt den größten Theil derselben nur steppenartiges Weideland, das im Winter und Frühjahre, mit frischem Grün bewachsen, zahlreichen Schaf- und Ziegenherden ein willkommenes Futter bietet. Dies gilt namentlich von dem höher gelegenen, südlichen Theile der Ebene, welcher allerdings der Bodenbeschaffenheit nach zugleich der weniger fruchtbare zu sein scheint. Mißernten werden hier sehr häufig sowol durch ungewöhnliche Trockenheit als durch die furchtbaren Verheerungen der Heuschrecken veranlaßt. An der immermehr zunehmenden Trockenheit ist offenbar hauptsächlich das thörichte Verwüsten der Wälder Schuld, das im Gebirge noch jetzt in wahrhaft barbarischer Weise fortgesetzt wird.

Die Haupterzeugnisse der Insel, welche durch den Handel ausgeführt werden, sind Wein, Johannisbrot, Krapp, der besonders hochgeschätzt wird, Seide, Wolle, Baumwolle sowie Schaf-, Kuh- und Ziegenfelle. Rosinen, Käse, Branntwein, Pech und Harz kommen nur in geringen Mengen zum Export.

Seit der Eroberung der einst so blühenden und vielbegehrten Insel durch die Türken ist der Wohlstand derselben und dem entsprechend die Zahl ihrer Bevölkerung fortwährend zurückgegangen, sodaß letztere zur Zeit angeblich kaum mehr als 100,000 Köpfe umfaßt, deren größter Theil der Griechischen Kirche angehört. Armenische und römisch-katholische Christen sind nur in geringer Zahl vorhanden, und auch die Mohammedaner, einige wenige Orte ausgenommen, nur schwach vertreten. Der unlängst verstorbene Reisende F. Seiff fand die Bewohner sowol in den Städten als auf dem Lande freundlich, artig und gefällig. Ihre Lebensweise ist, wie die Bauart ihrer Häuser, durchgängig überaus einfach, ja auf dem Lande meist geradezu ärmlich, und die Reinlichkeit der letzteren läßt viel zu wünschen übrig. Da es nirgends Gasthöfe

giebt, selbst in den Städten nicht, so ist der Reisende ganz auf die Gastfreundschaft angewiesen, die aber stets in bereitwilligster, ja nicht selten in liebenswürdigster Weise gewährt wird. Nicht wenig überrascht und enttäuscht fand sich der genannte Reisende durch den Anblick der Insel, als deren südliches Gestade vor seinen Augen aus dem Meere auftauchte. Auf der flachen, dürren Küste dehnt sich dicht am Meere, von dessen Wogen fast bespült, langgestreckt die unregelmäßige Häusermasse der sogen. Marina aus, während die eigentliche Stadt Larnaka, welche Seiff zum Ausgangspunkte seiner Exkursionen auf der Insel machte, ungefähr 20 Minuten weiter landeinwärts liegt. Kein schattiger Baum, kein grüner Busch erfreut das Auge, nur die flachen Dächer des westlichen, von den Türken bewohnten Stadttheiles werden von den dürftigen Blätterwedeln einer Anzahl Dattelpalmen überragt, denen man es ansieht, daß auch sie nur eingewanderte Fremdlinge sind. Die nächste Umgebung der Marina wie der Stadt ist im Wesentlichen flach und kahl, obwol nicht unfruchtbar. Larnaka steht an der Stelle des alten Kition, einer Pflanzung der Cheviter und Geburtsort Zeno's, des Stifters der Stoischen Schule. Die Stadt soll einschließlich der Marina, in der sich ihr ganzer Handel konzentrirt, zwischen 5- und 6000 Einwohner haben, ist aber ziemlich todt und durch die nüchterne Umgebung reizlos. (Vergl. J. Seiff: „Reisen in der asiatischen Türkei“, Leipzig 1875.)

Wie der südwestliche Theil der Insel ein möglichst wildes und malerisch verwahrlostes Bild liefert, so bietet der mittlere und östliche Theil das gerade Gegentheil. Dort liegt Nikosia inmitten der Ebene des Pedias, die in alten Zeiten von einem einzigen geschlossenen Walde bedeckt war. Heute würde es Mühe kosten, Gebüsche zu entdecken, denn zwischen der Südküste bei Larnaka und der Hauptstadt breitet sich nur Weideland, der willkommene Tummelplatz zahlreicher Herden.

Die Hauptstadt Cyperns, Nikosia, heißt bei den Griechen Levkosia und bei den Türken Lefkoscha. Sie mag kaum noch 12,000 Einwohner haben. Alles darin erscheint fremdartig und doch wieder so heimlich vertraut, als befände man sich irgendwo in einer alten, verkommenen Bischofs- oder Herzogsstadt in Mitteleuropa. Man vergegenwärtige sich ein Stück vollkommen ebenen Landes und mitten darauf eine kreisförmige Häusermasse, von Wäldern umschlossen, über die nur Palmen und gothische Thurmspitzen emporragen. So ist Levkosia; es ist ein Bild, wo morgenländischer Pflanzenschmuck und abendländische Architektur höchst wunderbar verquickt sind und so wesentlich das Fremdartige desselben zum Bewußtsein bringen. Die Festungswerke, ein regelmäßiges Elfeck von etwa 1500 Schritten Durchmesser, sind noch immer die alten venetianischen, ja noch mehr, am Regierungskonak, einem alten venetianischen Palaste, ist heute noch das Wappen der Republik zu sehen und die alten Feuerschlünde auf den Wällen sind mit dem Markuslöwen geziert.

Von Levkosia dehnt sich die Ebene ununterbrochen von West nach Ost, von Meer zu Meer. Dort ist es der Golf von Pentaja, hier die Bucht von Salamis, an der das heutige Famagosta liegt. Mehr noch als Levkosia bietet Famagosta ein Bild grellster Gegensätze. Die Stadt ist nämlich kaum mehr

als ein Ruinenhaufe; elende türkische Hütten kleben an den prächtigsten Palasttrümmern und an den verfallenen gothischen Kirchen, deren schönste, dem Einsturze nahe, als nunmehrige Moschee der Religion des Propheten geweiht ist. Besser erhalten sind die Festungswerke, dieselben, in welchen sich 1571 der tapfere Bagradino 11 Monate gegen die Türken hielt; doch wird es die erste Sorge der Engländer sein müssen, diesen, in maritimer Beziehung wichtigsten Platz der Insel, ehestens in eine den heutigen Anforderungen entsprechende Marinestation mit regelrechten Vertheidigungswerken und Depots umzuwandeln. (Vergl. F. v. Löher: „Cypern", Stuttgart 1878.)

Am 4. Juni 1878 wurde durch den englischen Botschafter Layard und Savfet Pascha die Konvention von Konstantinopel unterzeichnet, worin der Sultan unter Wahrung seines Besitzrechtes Cypern England überläßt und zwar auf so lange, als Rußland die infolge des Krieges 1877/78 abgetretenen armenischen Bezirke innebehält. Die Insel soll auch fernerhin einen Theil des Türkischen Reiches bilden und der Verwaltungsüberschuß, den England schlauerweise auf Grund der bisherigen Zustände auf 2,634,000 Francs festgesetzt hat, soll an den Sultan abgeliefert werden. Dagegen verpflichtet sich England, den türkischen Besitzstand in Asien gegen zukünftige Angriffe Rußlands mit vertheidigen zu helfen und zu dem Ende soll Cypern als Truppen- und Flottenplatz dienen. Der nächste Russisch-türkische Krieg wird also die frommen Engländer wieder einmal an der Seite der kulturverachtenden Mohammedaner finden.

Am 11. Juli wurde unter freudigen Kundgebungen der Bevölkerung die englische Besitzergreifung Cyperns ausgerufen und am folgenden Tage begann die Besetzung. Daß dieser Herrschaftswechsel der Insel selbst zum größten Vortheil gereichen wird, liegt zu sehr auf der Hand, als daß ein Weiteres darüber noch zu bemerken wäre. An der Spitze der englischen Verwaltung steht unter Ueberwachung der Krone ein Oberkommissar mit ziemlich unumschränkter Gewalt. Ein gesetzgebender Rath von 4—8 Mitgliedern, halb aus höheren Würdenträgern der Insel, halb aus Privatleuten auf zwei Jahre ernannt, regelt mit Gutheißung des Oberkommissars alle gesetzlichen Angelegenheiten, soweit sie nicht von den ebenfalls von Letzterem ernannten Richtern, städtischen und sonstigen Behörden, unter welchen auch ein ausführender Rath, besorgt werden. Als Amtssprache kommt in erster Linie das Englische und dann das Griechische zur Anwendung.

Der Name Rhodos ruft große Erinnerungen wach, und ein Blick auf dieses Eiland der Rosen zeigt uns, wie Alles auf Erden wechselt. Die Verehrung des Sonnengottes wich dem Christenthum und dieses wurde vom Islam besiegt — Apollo, Christus, Mohammed! Der eisengepanzerte Ritter mit dem wallenden Helmbusch erlag dem osmanischen Turbanträger und heute ist Alles in Verfall.

Von der Küste des alten Karien ist Rhodos durch einen 15km. breiten Meereskanal getrennt und ist die südöstlichste Insel der in einem flachen Bogen Kleinasien vorgelagerten südlichen Sporaden. Sie ist, wie das südwestlich benachbarte Karpatho und Kreta, ein Gebilde der Kreidezeit und dürfte somit, ebenfalls wie letztere beiden Eilande, ein Rest des untergegangenen Archipellandes sein.



Türkei II. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Famagosta (Insel Cypern).

Die Insel erfreut sich eines herrlichen Klimas. Schon im Alterthum rühmte man von ihr, daß es keinen Tag gebe, an welchem die Sonne nicht scheine, und bei dem Reichthum des Bodens galt das Eiland als ein Paradies.

Rhodos hat eine wechselvolle und lange Geschichte.

Aus dem Sagendunkel vom Helios, der mit der Rhode, der meerentsprossenen Tochter des Poseidon, die ersten Beherrscher der Insel zeugte, knüpft die Ueberlieferung an Danaos an, der mit seinen Töchtern aus Egypten nach der Sonneninsel entflohen war, ferner an Kadmos, der hier mit Phönikiern sich ansiedelte und denen Pelasger, Kreter und Argiver folgten.



Hafen von Rhodos.

Diese bunt zusammengewürfelte Gesellschaft entwickelte sich zu einem sehr betriebsamen Völkchen, das sich nicht nur durch Ackerbau, Handel und Schiffahrt, sondern auch durch Pflege der Künste und Wissenschaften auszeichnete. Rhodier waren der Maler Protogenes, der Bildhauer Chares, der Philosoph Panätios und Kleobulos, einer der sieben Weisen Griechenlands. Dem großen Redner Aeschines und dem Dichter der „Argonautika", Apollonios schenkte Rhodos das Bürgerrecht. Großen Ruhm erwarben sich die Rhodier als Erzgießer, wovon das Weltwunder des ehernen Kolosses Zeugniß gab. Dieses von Chares begonnene und von einem seiner Schüler vollendete Apollo-Standbild ruhte mit den Füßen auf zwei Felsen am Eingange des kleinen, jetzt versandeten Seitenhafens der Hauptstadt und war 42 m. hoch, bei einem Metallgewichte von 450,000 kgr. Das Götterbild, welches auch als Leuchtthurm diente, wurde

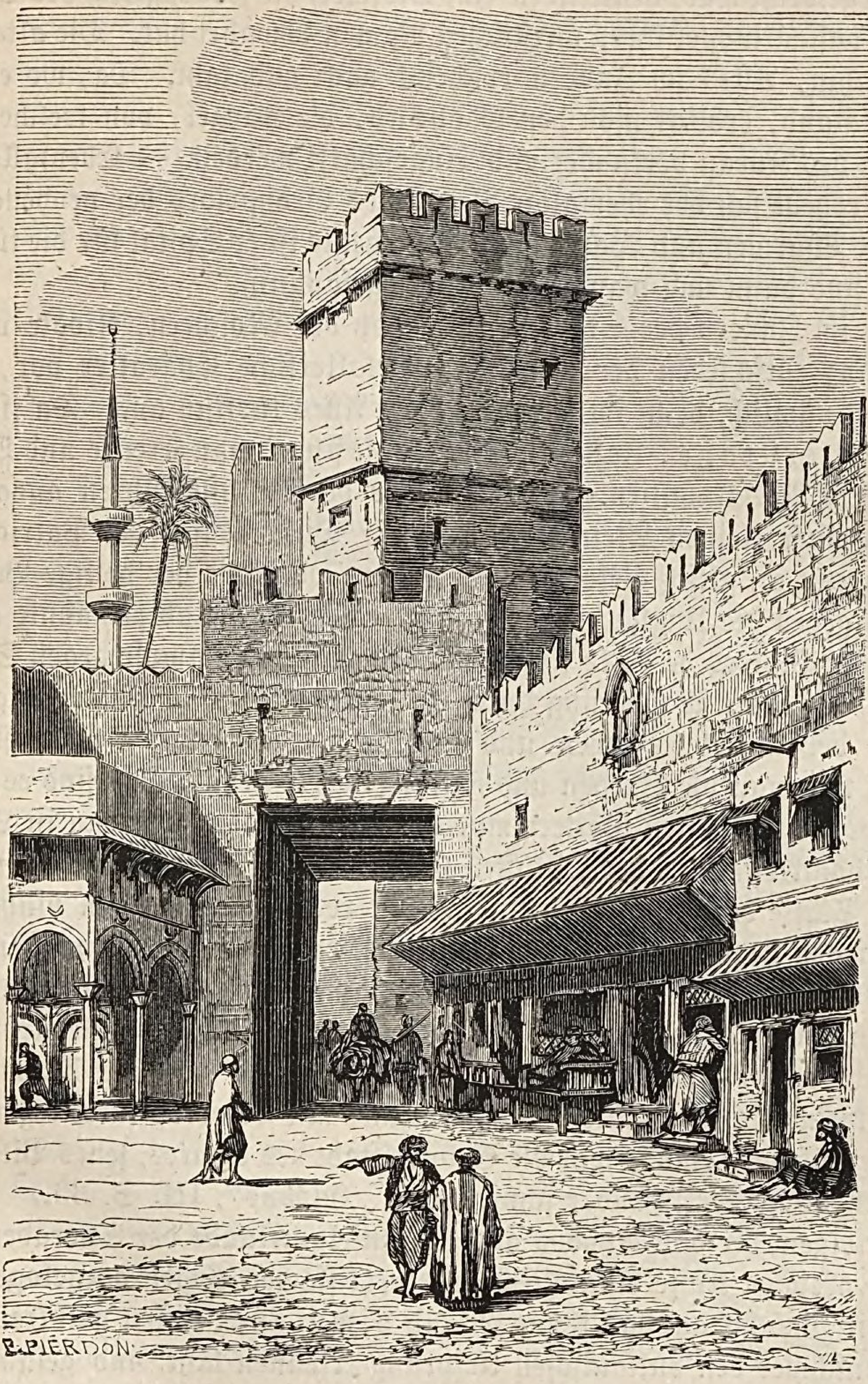
nach 56 Jahren seines Bestehens 224 v. Chr. durch ein Erdbeben umgeworfen. So lag es 923 Jahre, bis es 672 n. Chr. vom Khalifen Maowija I. an einen Juden verkauft wurde; nicht weniger als 900 Kameele bedurfte man zur Fortschaffung des Erzes.

Der Wohlstand der Insel, der in den Wirren der griechischen Staaten- und Städtegeschichte zurückgegangen war, erhob sich unter der makedonischen Herrschaft wieder zu neuer Blüte. Auch im Gedränge der Kämpfe zwischen Syrien und Egypten und in den Zeiten der römischen Bürgerkriege wußten die rhodischen Kaufleute und Rheder durch kluges Parteihalten größeres Mißgeschick von der Insel abzuwenden und sie blieben nach wie vor die Hauptfrachtleute auf dem Mittelmeere. Großen Schaden richteten aber die Erdbeben an, namentlich das vom Jahre 155 n. Chr. — Seit der Theilung des Römischen Reiches stand Rhodos unter den byzantinischen Kaisern. Dann kamen die Araber und nach diesen die Byzantiner wieder, die endlich 1310 von den Johannitern verdrängt wurden, die nunmehr Rhodiser Ritter hießen. Ihr Handwerk bestand in unablässigem Kampfe gegen die Mohammedaner; sie eroberten Smyrna und besetzten auch einmal Alexandrien in Egypten. Allein im Abendlande, wo man sich selbst der andringenden Osmanenmacht zu erwehren hatte, ward man der Streitigkeiten mit dem Oriente müde und überließ die Rhodiser Ritter ihrer eigenen Kraft. — Nachdem Soliman der Prächtige Belgrad gestürmt, zog er mit 300 Schiffen und 100,000 Mann vor Rhodos. Der Großmeister Villiers de l'Isle Adam hatte ihm nur fünfthalbtausend Kriegsknechte und 600 Ritter gegenüber zu stellen. Am 1. August 1522 begann die Belagerung, die fünf Monate dauerte. Sieben große Stürme schlugen die Rhodiser tapfer ab, und schon dachte der gewaltige Sultan daran, die Belagerung aufzuheben und sich nur auf eine Blokade zu beschränken, als der Großmeister durch die Haltung seiner griechischen Unterthanen zur Kapitulation genöthigt wurde. Am 1. Januar 1523 zogen die Ritter ab und schifften sich nach dem Kirchenstaate ein, und seit dieser Zeit lastet auf Rhodos die türkische Herrschaft.

Werfen wir nun mit dem französischen Reisenden V. Guerin einen Blick auf die heutigen Zustände der Insel. Sie sind so, wie es sich von einer 300-jährigen Türkenwirthschaft erwarten läßt. Rhodos ist nicht einmal ein Schatten mehr von dem, was es einst gewesen. Die Bergwaldungen, welche Jahrtausende lang Schiffsbauholz in Menge lieferten, sind zum größten Theile verwüstet; der Regen schwemmt die Dammerde herab, die Quellen versiechen, statt hoher Fichten und Cypressen wuchern Gestrüpp-Dickichte von Eichen, Mastix und Myrthen. Ueberall trifft das Auge auf Einöden und Wüsteneien; da, wo einst Getreidefelder waren, erobern Thymian und Disteln immer mehr Boden, und mehr als die Hälfte des bestellbaren Landes bleibt unbebaut. 1862 hatte die Einfuhr einen Werth von 3,075,100 Francs und die Ausfuhr an Südfrüchten, Oel und Schwämmen einen von 3,155,000 Francs incl. 1,668,000 Francs für die Badeschwämme, welche die Sporaden in den Handel brachten. Auf der ganzen Insel ist nicht eine fahrbare Straße vorhanden.

Die Hauptstadt Rhodos, welche oftmals von schweren Erdbeben heimgesucht wird, liegt an der Nordostseite, unweit der Nordspitze der Insel, dem

Kap Stephan. Sie ist ein steinernes Denkmal, das die kampflustigen Ritter hinterlassen haben. Ueberall Mauern und Zinnen, Schießscharten und Thürme, die ganze Stadt ist wie mit einem Panzer umgeben und überall sieht man Wappenschilder der Großmeister. — Aber der alte Glanz der Ritterzeit ist dahin.



Bazar in Rhodos.

Alles ist jetzt schweigsam und öde, auch im Hafen, der einst von gewinnlustigem Handelsvolk und tapferen Kriegerscharen belebt wurde. In den Straßen wächst Gras und Unkraut, die Mauern sind mit Moos überzogen und von Epheu umwuchert; durch die Schießscharten erblickt man Grabhügel, denen wilde Tulpen und Narzissen entsprießen.

In weite Ferne hinaus schimmert der von den Türken weiß angestrichene Thurm des heiligen Michael. An seinen Grundmauern brechen sich die schäumenden Meereswogen; der Hafen ist nicht geräumig, aber sicher; die Mauern sind im Verfall. Ueberragt wird die Stadt von der Kathedrale, die dem heil. Johannes geweiht war; heute ist sie eine Moschee, die jedoch gleich der Sophienkirche in Konstantinopel ihren christlichen Namen bewahrt hat. Die alte Pracht ist aber dahin, Alles im Innern erscheint nackt und kahl. Da, wo einst der Hochaltar stand, erblickt man den Mehrab, die Kanzel, von welcher herab die Lehren des Koran verkündet und eingeschärft werden. — Ebenfalls in der Oberstadt erhebt sich der ehemalige Palast des Großpriors der provençalischen Zunge, mit Thürmen und Wappenschildern; heute ist er Spital für die türkischen Soldaten und dann und wann auch Staatsgefängniß.

Auch im Innern der Stadt waltet, trotz der Moscheen, Kioske und Minarete, ganz entschieden der christlich mittelalterliche Charakter vor, an den Bauwerken nämlich, denn im Uebrigen sieht Alles türkisch aus. Da ist die berühmte Ritterstraße. Fast an jedem Hause findet man Kreuze und Wappenschilder alter Adelsfamilien. In der Mitte der Straße führen ausgetretene Stufen zu einer kleinen Steinkanzel hinauf. Diese bestieg der Patriarch von Rhodos, wenn er, gleich Peter dem Eremiten, oder wie der heilige Bernhard, den Krieg gegen die Ungläubigen predigte. Von ihr herab ermahnte auch der Großmeister Villiers de l'Isle Adam zur Ausdauer im Kampfe gegen Soliman.

Auch bei einer Wanderung durch die Insel trifft man noch häufig Ueberreste aus der mittelalterlichen und antiken Vergangenheit; bald ist es ein „Kastro", wie man die Burgen und Festungswerke nennt, bald sind es Säulen oder Mauern eines alten Göttertempels. Besonders reich daran ist Lindos, die alte Phönikerstadt an der Ostküste. Eine weite, mit Säulen und Getrümmer übersäete Stätte bezeugt, daß hier einst ein reiches Kulturleben blühte. Der heutige Flecken liegt am Fuße eines steilen Felsens, auf dessen Gipfel eine Burg sich erhebt. Sie steht auf dem Grundgemäuer des alten Minervatempels; manche ihrer Gemächer sind noch erhalten, so die Säle der Hellebardiere, der Ritter und des Gouverneurs; vom Tempel sind noch mächtige Trümmer von Säulen, korinthische Kapitäle und Votivaltäre mit Thierköpfen und griechischen Inschriften übrig. Lindos war die Geburtsstadt des Chares, jenes Bildhauers, der das rhodische Weltwunder schuf. (Vgl. „Globus", III. S. 33.)

Verfolgen wir von Rhodos aus die Inselguirlande der Sporaden, welche der buchtenreichen Küste Anatoliens in einem flachen Bogen vorgelagert ist, so treffen wir zunächst auf das kleine Eiland Limniona, dessen halbkreisförmige Gestalt unschwer den vulkanischen Ursprung erkennen läßt, und gelangen über das langgestreckte tertiäre Tilo nach dem gleichfalls vulkanischen Nisyro. In der Richtung der anatolischen Hochlandsentwicklung erhebt sich vor uns die tertiäre Insel Kos (Ko oder Istankoi). Sie war im Alterthum wegen ihres vortrefflichen Weines, ihrer Amphoren, Salben und leichten, durchsichtigen Gewänder berühmt und dem Aesculap heilig, dessen Jünger eine Bildungsstätte hier besaßen. Weltbekannte Männer sind hier geboren worden: Hippokrates, Ptolemäos, Philadelphos und der Maler Apelles.

Weiterhin treffen wir auf Kalymno, eine steile Gipfelgruppe des untergetauchten Kreidelandes, dann folgen Lero, Lipso, Arki und etwas westlich von letzterem Palmo und weiter nördlich die Furniinseln. Alle unregelmäßig gestaltet und vielfach ausgebuchtet, unzweifelhaft Ueberreste eines versunkenen Urgebirgszuges. Derselbe streicht mit dem Besch Parmak-Dag, ebenfalls einem archolithischen Gebirge, auf dem gegenüberliegenden Festlande parallel, zwischen beiden der Golf von Mendelia.

Die Sporaden schließen nördlich mit den beiden, in der Richtung der anatolischen Hochlandsentwicklung vorgelagerten Inseln Samos und Nikaria. Dieselben, auf der Marcou'schen geologischen Erdkarte durch bedauernswerthe Farblosigkeit ausgezeichnet, sollen nach der Dumont-Habenicht'schen Karte (Petermann's „Mittheilungen", 1876, Tafel 5) zur Urformation gehören. Bei Nikaria, oder Ikaria, wie die Insel im Alterthum hieß, fiel der arme Ikaros, der mit seinen wächsernen Flügeln der Sonne zu nahe kam, ins Meer.

Die nächste nordwärts gelegene Insel ist Chios, ein Gebirgsüberrest der Kreidezeit. Obwol ohne Wald und ohne fließende Gewässer, ist diese Insel überaus fruchtbar und gesegnet. Sie gilt bei den Türken als das „Paradies des Archipels", führt aber den nüchternen Namen Mastixinsel (Sakiz-Adosi) nach dem beliebten Harze des Pistazienbaumes, das hier in großen Mengen gewonnen wird. Auch ein herrlicher Wein, süß und feurig, fließt hier und Südfrüchte, Oliven, Baumwolle und Seide gewähren den Bewohnern reiche Einnahmen. Die Chioten zeichneten sich zu allen Zeiten durch lebhaften, unternehmenden Geist aus, und wie sie im Alterthum wegen ihrer Erzählungsgabe und ihres Sinnes für Kunst und Wissenschaften berühmt waren, so machen sie sich jetzt einen Namen als tüchtige Kaufleute. Die Spitzen der griechischen Handelsschaft in England, Frankreich, Indien, Syrien und Konstantinopel sind Chioten. Chios war im Alterthum auch wegen seiner trefflichen öffentlichen Verwaltung berühmt, es besaß u. A. die ersten Hypothekenbücher, und bis in die jüngste Vergangenheit erhielt sich unter der Bevölkerung eine glückliche Selbstverwaltung.

Die ältesten Bewohner von Chios waren Pelasger; dann siedelte sich der Kreter Oenopion, Sohn des Königs Rhadamanthys, daselbst an und brachte Weinbau und telchinischen und korybantischen Kultus mit. Karier, Abanten und vornehmlich Jonier werden als spätere Kolonisten genannt. Die Geschichte der Insel ist im Allgemeinen die des Archipels und wir beschränken uns deshalb blos auf die Bemerkung, daß Chios 1566 in die Gewalt der Türken kam und trotzdem einer hohen Blüte sich erfreute, bis diese 1822 in Folge eines mißlungenen Aufstandsversuches durch die rauhe Hand der türkischen Machthaber grausam geknickt wurde. Von 120,000 Einwohnern, die bis dahin die Insel gehabt hatte, waren im August 1822 nur noch 1800 vorhanden; etwa 23,000 waren gemordet und 47,000 als Sklaven weggeführt worden, die Uebrigen hatten an den verschiedensten Orten in der Nähe und Ferne eine Zuflucht gefunden. So erzählt der griechische Geschichtsschreiber Trikubis und er setzt hinzu: „Diese schreckliche Zerstörung der Insel Chios bleibt der deutlichste und unwiderleglichste Beweis für die thierische Wuth der Türken, die sie nicht

gegen bewaffnete Feinde und Rebellen, sondern gegen Christen und die Menschheit üben". Aber auch dieses furchtbare Blutbad vermochte nicht, die Insel wie Rhodos u. A. den Ruinen auszuliefern; sie erholte sich wieder und erfreut sich heute, bei einer Bevölkerungszahl von 60—75,000, eines großen Wohlstandes. Als Ursache dieses glücklichen Aufschwunges wird die der Insel belassene selbständige Verwaltung angegeben. Chios hat zwar einen türkischen Gouverneur, aber die von der christlichen Bevölkerung alljährlich gewählten Gemeinderäthe besorgen die Geschäfte. Ebenso liegt oder lag die Justizpflege und der Sicherheitsdienst in den Händen gewählter Beamten. Obwol diese Einrichtungen in dem sichtlichen Gedeihen der Insel durchaus sich bewährten und die Chioten als die ruhigsten und am pünktlichsten zahlenden Unterthanen der geldhungerigen Pforte sich erwiesen, so machte doch letztere in jüngerer Zeit wiederholt Versuche, das Muster einer vernünftigen Wirthschaft, die Selbstverwaltung, wieder aufzuheben.

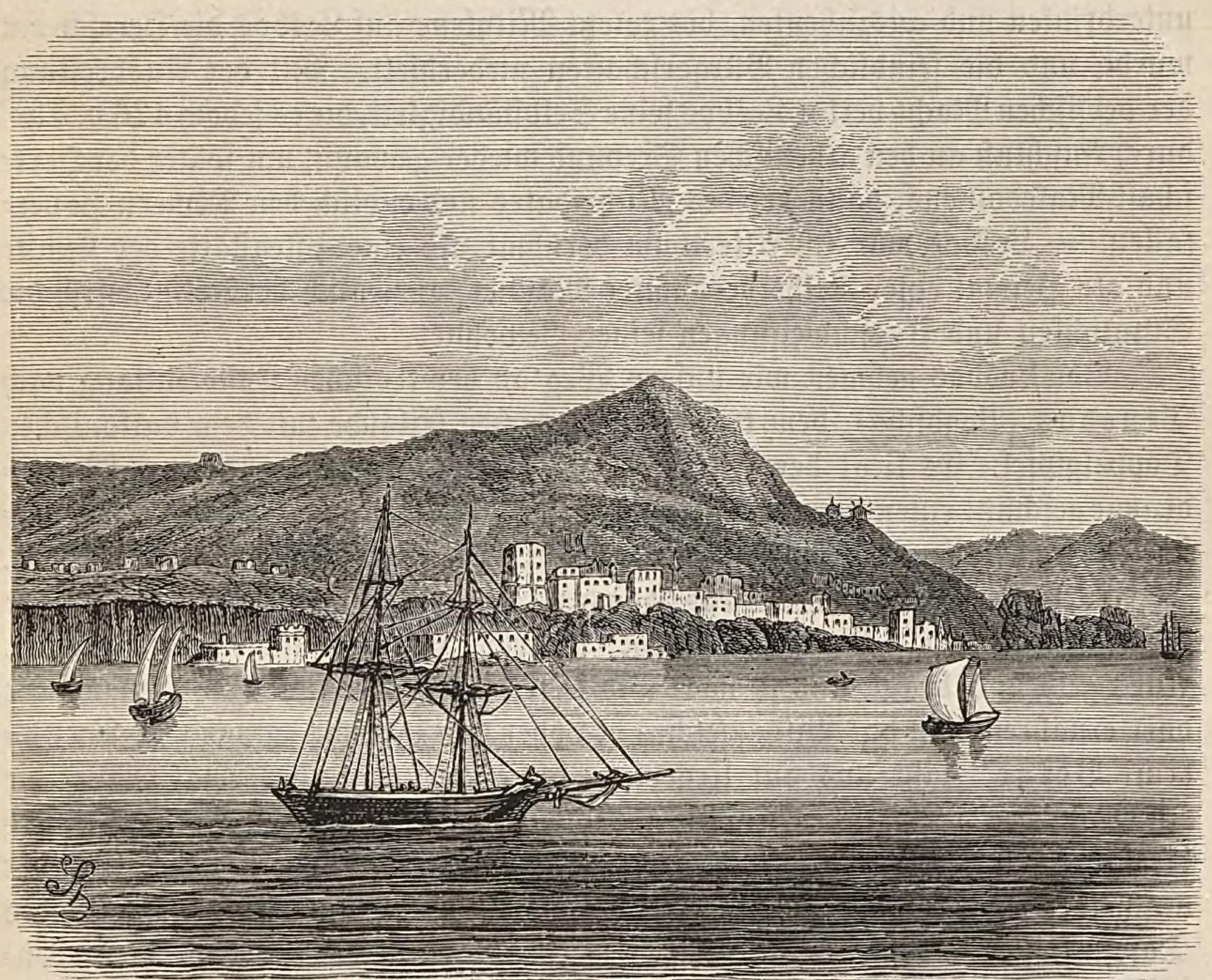
Midüllü (türk.) oder Mitylene (griech.), das alte Lesbos, ist nach Cypern und Kreta die größte Insel des ottomanischen Archipels. In der Mitte zwischen Smyrna und den Dardanellen gelegen, erscheint sie gleichsam als eine Schildwache der fruchtbaren Küste von Kleinasien, von der sie nur 17 km. entfernt ist. Ihre Gestalt ist ganz eigenthümlich. Man denke sich drei Berge gleichweit von einander gestellt: die nordöstliche Spitze am nächsten nach Asien hin ist der Lepethymnos, die südlichste und höchste der Olymp (938,4 m.) und der westlichste Berg Kryoskopos erhebt sich in getheilten Massen oberhalb Eressos. Zwischen diesen drei Punkten tritt von Westen her das weite Eirund eines Meerbusens mit engem Einlaß, der Busen von Kaloni. Rings um diesen mächtigen blitzenden Wasserspiegel ziehen und wallen die Bergketten langgestreckt, immer viele neben einander: bald hebt sich hier eine Kuppe, bald dort ein breiter Rücken höher. Um den Meerbusen breitet sich sumpfiges Tiefland, die Berge aber umfassen eine Menge kleiner Hochebenen und tief eingefurchter Thäler. Im Südosten hat Lesbos noch ein Anhängsel, in welchem sich die Bodengestaltung im Kleinen wiederholt, den Meerbusen von Jera mit seiner Höhenumgürtung. (Vgl. v. Löher, „Griechische Küstenfahrten".)

Die Insel besteht aus Kalken, namentlich dolomitischem Marmor, wie der Olymp, und trachytischen Laven auf krystallinischem Grundgebirge. — Von allen Inseln des Archipels ist Mitylene, wie Dr. Bargigli, der österreichische Vizekonsul meint, unstreitig die gesundeste: die Luft ist in Folge des Baumreichthums rein und frisch und beständig von den Wohlgerüchen der würzigen Pflanzen erfüllt. Das Klima ist gemäßigt und angenehm, denn nur selten übersteigt die größte Sommerhitze 35° C., während 32 und 33° C. für gewöhnlich die heiße Zeit bedeuten.

Die Insel zerfällt politisch in drei Bezirke: Mitylene oder Kastro, Molivo und Kaloni. Die Bevölkerung, die vor 30 Jahren nur 60,000 Seelen betrug, zählt heute 100,000, und zwar 80,000 Griechen und der Rest Türken. Sie vertheilen sich auf 64 Ortschaften, von denen Kastro oder Mitylene, Molivo, Kaloni, Plumari, Eressos (die Heimat Sappho's) als die ansehnlichsten zu nennen sind. Die Bewohner beschäftigen sich meist mit Handel und der Kultur

der Oel- und Maulbeerbäume und der Seidenraupen, weniger mit Ackerbau; die Schafzucht wird fleißig betrieben. Man gewinnt jährlich 200,000 Centner Olivenöl, 80—100,000 Oka Cocons, 20,000 Centner Wolle, 30—40,000 Centner Knoppern, mehrere Tausend Centner Baumwolle, ferner Obst, Wein, und stellt Branntwein, Seife, Leder und Thonwaaren her.

Die Bevölkerung charakterisirt sich durch schöne, regelmäßige Gesichtszüge, kräftigen, wohlgestalteten Körperbau, durch Arbeitsamkeit und aufgeweckten Geist, jedoch auch durch Hang zum Lügen und Betrügen und durch Undankbarkeit.



Tenedos.

Die Frauen sind besonders schön, altern jedoch sehr schnell, denn schon mit 30 Jahren sind sie verwelkt und erinnern schmerzlich an das sinnreiche Sprüchwort: „Häßlichkeit entstellet immer, selbst das schönste Frauenzimmer." Sie heirathen zu früh, gebären viele Kinder und verbringen so ihre ganze Jugendzeit mit der Erfüllung der beschwerlichen Mutterpflichten. — Der Schulunterricht erfreut sich, wie überall in griechischen Landen, so auch auf Mitylene, einer guten Pflege, doch scheint er einzig zum Zwecke des erfolgreicheren Gelderwerbes ausgebeutet zu werden. „Die Eltern scheinen keine andere Sorge zu haben, als ihre Kinder zu lehren, wie sie Geld gewinnen und reich werden können, weil sie den Besitz des Geldes für das höchste Glück auf dieser Welt betrachten. . . . Vaterlandsliebe, Ehre, Ruhm, Rechtlichkeit, Biederkeit u. s. w. sind sinnlose Worte, die für sie gar nicht existiren." (Vgl. Dr. Bargigli: „Mittheilungen über die Insel Mitylene" in C. v. Scherzer's «Smyrna», Wien, 1873.)

Die ältesten Bewohner von Mitylene, welches in frühester Zeit Makaria hieß, waren Pelasger. Zu ihnen gesellten sich vor dem Trojanischen Kriege Ansiedler ionischen Stammes und später Aeolier. Letztere kamen, etwa 130 Jahre nach jenem Kriege, von Argos und Böotien herüber und gründeten auf der Insel und an der asiatischen Gegenküste blühende Städte. Nicht weniger als 17 standen an der Spitze eines mächtigen Bundes, der eine Menge kleiner Ortschaften zu seinen Mitgliedern zählte. Die Städte wurden reich und hoffärtig, geriethen unter einander in Zwiespalt, und eine suchte die andere zu unterdrücken und auszubeuten, bis zuletzt Mitylene auf Lesbos die Herrscherin wurde und die feindlichen Bürgerschaften niederhielt. Mit der Ausbreitung der persischen Macht verlor Lesbos seine Selbständigkeit, die es jedoch 476 v. Chr. durch Anschluß an den athenischen Seebund wieder gewann, um später der Herrschaft Makedoniens, dann der des Mithridates und endlich den Römern zu verfallen. — Lesbos war im Alterthum berühmt als eine Pflegstätte der Künste und als Heimat einer Reihe berühmter Männer, aber auch berüchtigt durch die Sinnlichkeit und Ausschweifungen seiner Bewohner.

Von Lesbos nehmen wir unsern Weg an der troischen Küste entlang nach Tenedos (Bogdscha), dem kleinen, weinreichen Eilande mit dem vulkanischen Doppelgipfel. Es liegt der Besika-Bai gegenüber, die so vor dem Wogendrange geschützt einen sicheren Ankerplatz bildet. Derselbe wird von den europäischen Kriegsschiffen, die vor den Dardanellen stationiren sollen, gern aufgesucht.

Westlich von Tenedos liegt Lemnos (türkisch Limni), die größte der thrakischen Inseln. „Rundliche Berge, niedrige Felsküste und sandige Ebenen, Alles gelb und braun und so nackt und kahl, als könnte sich keine Heidschnucke dort ernähren", ist das Bild, welches v. Löher von Lemnos entwirft. „Rundliche Berge" läßt uns auf Urgebirge schließen und in der That prangt die Insel auf den geologischen Karten im schönsten archolithischen Roth. Der gebirgige Theil des Eilandes wird nur als Schafweide benutzt, auf der trotz der anscheinenden Kahlheit doch an 40,000 Schafe ihr Wolle und Käse spendendes Dasein fristen. Dem Ackerbau liegen meistens die Griechen ob, die hier ebenfalls, wie auf den anderen türkischen Inseln, immer mehr die Moslimin verdrängen. Natürlich treiben die lemnischen Griechen auch Schiffahrt und Schwammfischerei; ihre Frauen werden ob ihrer Schönheit und ihres Fleißes am Webstuhl sehr gerühmt. Die Türken aber rauchen und trinken Kaffee dazu.

Eine Merkwürdigkeit von Lemnos ist seine Siegelerde, die von den Griechen und Römern für heilkräftig gehalten wurde und auch jetzt noch bei den Türken in diesem Rufe steht. Letztere schreiben derselben eine ähnliche Kraft zu, wie sie die Alten dem Thone vom Vorgebirge Kolias in Attika beilegten, indem sie glauben, daß Trinkgefäße aus der lemnischen Erde ein aus ihnen getrunkenes Gift unschädlich machen. Man betrachtete diese Erde bald als die einzige Merkwürdigkeit der Insel, und bei dem Verluste von Lemnos an die Venetianer im Jahre 1656 und der Wiedereroberung durch Köprili Mohammed im folgenden Jahre soll der Bedeutung der Insel als Fundgrube des gesiegelten Thones besondere Erwähnung gethan sein. Wie bei den Griechen eine Priesterin religiöse Förmlichkeiten bei Gewinnung der Erde

verrichtete, so setzte sich ein gleicher feierlicher Brauch unter den Türken fort. Wie im Alterthume der Name des Arzneimittels Λημνία σφραγίς von den auf die einzelnen Stücke gedrückten Siegeln herrührte, so tragen die von den Türken gemachten viereckigen Stücke, die in den Apotheken verkauft werden, einen türkischen Stempel. Deshalb verbreiteten sich diese Erdstücke auch unter dem Namen terra sigillata nach dem Abendlande, wo sie früher als Heilmittel gegen Schlangenbisse angewandt wurden.

Die Stelle, wo die Siegelerde gefunden wird, liegt im nördlichen Theile der Insel, südlich vom Kotschinos (dem innersten Punkte der Purniabucht). Hier wird in jedem Jahre am 6. August vor Sonnenaufgang die Erde gegraben. Es ist eine große Festlichkeit dabei: der türkische Chodscha und der griechische Papa verrichten ihre Gebete, die Türken schlachten ein „Kurban", meistens ein Lamm, während die Griechen, welche zu jener Zeit die 40tägigen Fasten der Panagia haben, sich mit Fischen begnügen. (A. Conze: „Reise auf den Inseln des Thrakischen Meeres", Hannover 1860.)

„Als wir nun Imbros entlang segelten — erzählt v. Löher in den „Griechischen Küstenfahrten", S. 221 — erschien ein kahler Rundberg nach dem anderen, von denen einige ins Meer hervortraten und in scharfe felsige Ecken ausliefen. Wir umschifften mit Mühe das nordwestlichste Kap ..... Das Gestade bietet auf dieser Westseite der Insel einen höchst barocken Anblick. Das Meer war umsäumt von einem gelben Landstreifen, darüber erhoben sich Höhen und Schluchten und Gipfel, jedoch Alles rundlich und von sanften Formen. Unten war Nadelholz zerstreut, darüber folgte Buschwald, oben schien jede Höhe nur kahle Heide, überwallt von bleichem Glanz, Alles unsäglich öde und einsam. Einzelne Vorgebirge starrten steil auf in weißgrauem Gestein, dort hatten sich Felsblöcke losgerissen und waren niedergestürzt. An der nordwestlichen Inselspitze steht am Gestade ein kleiner runder Felsberg wie ein Thurm aus der Flut empor. Dieser Felsenthurm heißt Dämonokastro, und davon wird die ganze Westecke der Insel „bei der Geisterburg" genannt, ein Name, vollständig passend für diese bleiche, wilde Gebirgsecke."

Auf der Südseite der Insel mußte v. Löher des stürmischen Wetters wegen in einer Bucht die Nacht über Schutz suchen und er nimmt Gelegenheit, in seiner anmuthigen Weise die türkischen und griechischen Seeleute zu schildern. „Im Hafen angekommen, besorgt der Türke schlecht und recht, was ihm aufgetragen, und ist er damit fertig, so geht kein Gedanke weiter in seinen Kopf. Der Grieche aber liegt beständig auf der Lauer, wo sich ein neues Geschäft oder ein Stück Geld erschaffen läßt. Noch heutzutage ist dem Griechen das Abenteuern zur See die größte Lust: er bleibt eben der geborene Schmuggler, der allezeit fertige Kaperer. Ueberhaupt ist bei allem Küstenvolk, das in dieser schönen Seegegend fährt, der Hang zu einem gewissen Meerbummeln eingewurzelt. Man denkt immer nur von einem Hafen zum andern zu kommen, und dort zu faulenzen, sich Etwas erzählen zu lassen und nach guter Kost und hübschen Mädchen auszuschauen. Aber der Grieche hält wenigstens sein Fahrzeug

in leidlicher Ordnung. Bei dem Türken wird dagegen kein Segel geflickt, keine Stange ausgebessert, Alles gemächlich auf die lange Bank geschoben. Als ich nach unserm Kompaß fragte, zeigte mir Mehmed ein kleines Ding der Art, welches er an seiner Uhr hängen hatte. Offenbar traute er mehr der Richtung, die ihm seine eigenen Augen angaben, wenn er Tags über nach den Vorgebirgen schaute, die in dämmeriger Ferne blauschwarz sich bezeichneten, oder Abends nach den Sternen. Ich habe niemals bemerkt, daß eine alte Stalllaterne, welche Abends das einzige Licht der Türken war, gebraucht wurde, um nach dem Kompaß zu sehen, und bin überzeugt, hätte uns ein Sturm aufs offene Meer verschlagen, unsere Türken hätten die Segel eingezogen, sich ruhig hingesetzt und das Fahrzeug treiben lassen von Wind und Wellen."

Kastro, der ehemalige Hauptort von Imbros, liegt an der Nordküste auf einer den Urgebirgseilanden charakteristischen Felsenhalbinsel, auf deren Höhe sich die Trümmer einer mittelalterlichen Festung erheben. Mannichfache Baureste lassen erkennen, daß auch die alten Griechen schon die günstige Lage des vorspringenden Berges für eine Hafenstadt erkannt hatten. Die Seeräuberei aber, welche mit der Türkenherrschaft im Archipel einzog, vertrieb die Ansiedelungen von der Küste nach dem Innern, und der ehemals blühende Hafenplatz sank zu einem, aus einer Kirche und einigen elenden Steinhütten (Magasia genannt) bestehenden Dorfe, zum heutigen Kastro, herab. Landeinwärts nach Süden dehnt sich hinter dem Berge von Kastro die angebaute, von kahlen Rundhöhen umschlossene Ebene aus, von einem Flüßchen durchströmt, welches als das größte der Insel den Namen des μεγάλος ποταμός führt. Diese Ebene und einige breite Thalmulden im Südwesten der Insel bieten den einzigen anbaufähigen Boden und hier haben sich auch die Bewohner in sechs Dörfern hauptsächlich angesiedelt. Das Bergland der Insel besteht aus mehreren theils südnördlich, theils südwest-nordöstlich streichenden Ketten rundlicher Gipfel, deren höchster der 597 m. messende Elias ist. Die Berge sind noch theilweise mit Wald bedeckt, aber nicht lange wird es dauern, so werden auch die wenigen Reste verschwunden sein. Die höchsten Bäume schlägt man erbarmungslos nieder, blos um sich der Zweige zu bemächtigen. Der Stamm bleibt liegen zum Verfaulen. Zahllose andere Föhren, ruchlos von Hirtenfeuern angebrannt, lassen traurig die vertrockneten Nadeln hängen und sterben ab. „Ueberall, selbst in amerikanischen Urwäldern" — sagt v. Löher — „habe ich die Erfahrung gemacht, daß, je roher und tückischer ein Mensch ist, um so größer sein Haß gegen die grünen Waldriesen." Wir befassen uns daher nicht mit dieser thörichten Bevölkerung von Imbros und wenden uns gleich nach Samothrake, der alten Mysterieninsel.

Einem großen Ei ähnlich, das nach einer Seite eingebrochen ist, erhebt sich dieses Eiland als eine ostwestlich sich erstreckende Bergmasse uraltester Vergangenheit. Nach dem Festlande zu steigt es mit rundlichen Formen zum ebenen Küstensaum nieder, gegen Imbros fällt es steil zum Meere ab mit Felsgeklüft und gähnenden Schluchten, in welchen der Wald und dann noch höher die Grashalde zu dem Steingeröll hinaufkriecht. Der Dachstein am Gosau- und der Watzmann am Königssee bieten, wie v. Löher meint, einen

ähnlichen Anblick. Jedoch umstehen die samothrakische Kammhöhe vier Hauptspitzen. Die eine heißt Phengari, die anderen tragen Heiligennamen: Hagia Ilias, Hagia Sophia und Hagios Georgios.

Charakteristisch und bedeutungsvoll für Samothrake ist seine Abgeschiedenheit von jedem Verkehr. In scheinbar glückliche Mitte gestellt zwischen die Handelsstraßen, welche die Südküste der Türkei entlang, wie von Syra und Smyrna herauf, in die Dardanellen einmünden, steht Samothrake doch, von allem Verkehr gemieden, unter dem Banne einer Einsamkeit, wie Klosterfrieden im treibenden Leben einer großen Stadt. Das Meer verbindet nur Landungsorte, und Samothrake hat keinen Hafen. Nicht einmal eine Zufluchtsstätte bietet die unsichere Küste, und bei den heftigen, rasch wechselnden Stürmen, welche im Thrakischen Meere hausen, findet man in einiger Entfernung höchstens, je nachdem die Luftströmung sich an der hohen Bergscheide bricht, bald im Norden, bald im Süden stilleres Fahrwasser. Die eine Hälfte des Jahres ist das Gestade ganz unzugänglich, jedes kleine Schiff hoch auf den Strand gezogen. Die Wellen geißeln ihn, daß der Schaum weit ins Land weht. Und die andere Hälfte des Jahres, wer soll da landen? Höchstens die Schwammfischer, diese verrufenen Nomaden des griechischen Meeres. Außer ihnen legt vielleicht einmal ein Schiffer an, welcher Holz und Kohlen braucht, oder ein wenig Obst und Jungvieh oder einen Topf Honig mitnehmen will. Sonst haben die Samothrakier ja nichts zu bieten. Sie selbst aber sind selige Leute, denn sie sind bedürfnißlos, sie brauchen nichts von draußen, gar nichts, als höchstens Kaffee. Die Frauen weben das Gewand und die Männer bauen Korn und züchten Vieh. Freilich, wenn Mißwachs eintritt, sind sie Alle übel dran und die Aermeren müssen sich schon so jeden Winter erbärmlich durchschlagen.

Die Samothrakier sind durchgehends schöne, kräftige Menschen, mit feinem Gliederbau, erstaunlicher Beweglichkeit und lebhafter Phantasie. Die Männer kleiden sich griechisch, jedoch mit einfachen Pumphosen und ohne einen Schimmer bunter Farben. Die Frauen tragen sich, wie die ärmeren in Norddeutschland, wo schlichter, blaugrauer Stoff im Gebrauch ist. Friedlich und still lebt dieses Volk, mit etwas Arbeit und viel Entsagung sich klug abfindend, in behaglichem Genusse von Schatten im Sommer und Sonne im Winter. Mit zwei Kawassen, welche eine unerhört lange Flinte auf dem Rücken und einige nicht losgehende Pistolen im Gürtel tragen, übt der türkische Mudir, ohne die Landessprache zu kennen, das Regiment und durch den Zauber eines türkischen Kraftwortes oder einer Handbewegung nach dem vergitterten Kellergefängniß unter der Amtsstube versteht er rasch alle Händel zu schlichten und der ersten Bürgerpflicht allezeit Geltung zu verschaffen, selbst für den einzigen kritischen Moment des samothrakischen Stilllebens, wenn der Steuereintreiber erscheint, um für die Mahmudmoschee in Konstantinopel, für die das Eiland Wakuf ist, den schweren Tribut — es giebt am Orte nur kupferne Piaster — in großen Säcken fortzuschleppen. Dafür genießen die Samothrakier aber in allen anderen als diesen wesentlichen Dingen, wie bevorzugte Naturkinder, volle Freiheit. Unbeirrt feiern sie ihre zahllosen Feiertage, bauen aus antiken Trümmern ihre winzigen Kirchen, welche die Mönche von Athos

mit wunderthätigen Bildern ausstatten, und empfangen an hohen Festtagen ihren Despotes, den Erzbischof von Maronia, der sich zur Verwaltung der Diözese (zu der auch Thasos und Imbros gehören) einem Boote anvertrauen muß.

Nur eine einzige Ortschaft hegt die Insel: diese hat auch keinen anderen Namen als die Chora, d. h. die Ortschaft, und liegt anderthalb Stunden von der Nordküste entfernt. Darin wohnen etwa 2000 Menschen. In der schönen Jahreszeit ziehen und wandern die Männer mit ihren Ziegen und Schafen und ein paar Pferden oder Maulthieren auf der ganzen Insel umher, und wo sie nächtigen wollen, flechten sie sich eine Zweighütte. Jene Ortschaft selbst liegt in einer tiefen und kahlen Schlucht, auf deren Grund ein Bach fließt. An den beiden Schluchtwänden bauen sich die erdgrauen Häuschen mit platten Erddächern auf, gerade wie Mauerreihen übereinander, in denen sich dunkle Thür- und Fensterlöcher befinden. Auf dem höchsten Punkte trauert eine zerrissene, altersgraue Ritterburg, ein Sitz des einst mächtigen Gateluzzengeschlechts. Gleich dahinter gipfelt und klüftet sich breitaufsteigend das bleichgraue Steingebirge.

Am nördlichen Abhange des Gebirges lag in einer zur Küste sich absenkenden Thalmulde, von einer mehr als 2 km. langen Kyklopenmauer umschlossen, die Paläopolis, die alte Stadt Samothrake. Leider ist innerhalb des von jener gewaltigen Umfassungsmauer begrenzten Stadtgebietes kein Fundament eines antiken Bauwerkes erhalten geblieben, sodaß sich von der Stadt selbst wenig noch ermitteln läßt. Gegen Westen, außerhalb der Mauern aber, stehen die theilweise noch leidlich erhaltenen Tempelruinen, die Ueberreste des berühmten Mysterienkultus. Die nähere Erforschung dieser merkwürdigen Ruinenstätte verdanken wir der österreichischen Expedition, welche 1873, unter Leitung des bekannten Archäologen A. Conze, Ausgrabungen dort vornahm und über diese Arbeiten ausführlichen Bericht erstattet hat. („Archäologische Untersuchungen auf Samothrake, ausgeführt im Auftrage des k. k. Ministeriums für Kultus &c., von A. Conze &c.," Wien 1875.) Auf dieses Werk bezüglich der Schilderung und Bedeutung der Ruinen verweisend, wollen wir hier nur einen flüchtigen Blick auf die samothrakischen Mysterien werfen.

Dank der Abgeschiedenheit und Armuth der Insel waren die Bewohner derselben nie im Stande gewesen, politisch eine Rolle zu spielen; sie waren immer von den im Archipel herrschenden Mächten abhängig, von Persien, Athen, Makedonien u. s. w. Die Abgeschlossenheit vom Verkehr hatte aber auch zur Folge, daß die pelasgische Bevölkerung der Insel, von fremden Einflüssen weniger berührt, ihre uralten religiösen Ueberlieferungen und Gebräuche ungestört pflegen und eigenartig entwickeln konnte. Die Religion der Pelasger dürfte in ihrer Wesenheit keine andere gewesen sein als die der Hindu, Parsen und Germanen. Sie bildeten ja nur einen Zweig der Arier, der sich einst über einen großen Theil der italischen und illyrischen Halbinsel ausdehnte. „Wie bei allen Ariern", sagt v. Löher, „ruhte in ihrer Seelen Tiefe ein ewiger Lichtquell, das immer rege Bewußtsein von der Allgegenwart des göttlichen Wesens. Sie verehrten es in der unermeßlichen Höhe der Aetherbläue, sie fühlten sich von seinem Hauche angeweht in heiliger Morgenfrühe; am nächsten glaubten sie ihm auf einsamen Berggipfeln zu sein, wo die Sonne Mittags keinen Schatten mehr wirft.

„Ohne Zweifel war auch den Pelasgern ein nationaler Hort uralter Hymnen überkommen, wie sie in den heiligen Büchern der asiatischen Arier das Gemüth mit unsäglicher Gewalt ergreifen. Und mit den Hymnen wurden von Geschlecht zu Geschlecht überliefert uralte religiöse Gebräuche, die sie nicht übten ohne inneren Schauer, an denen sie nicht zu ändern wagten, als die Bedeutung entschwunden war, und die als das grobe Knochengerüst des Kultus noch andauerten, als jene erhabenen Dichtungen sich bereits verflüchtigt hatten."

Aber gerade als der Geist der alten Religion entwichen war und nur noch unverstandene Gebräuche geübt wurden, da gewann dieser Kultus bei den griechischen Völkern der Umlande Ansehen und Bedeutung. Alle Welt strömte nach Samothrake, um die grübelnde Seele, die in der griechischen Religion mit ihren lüderlichen Gottheiten keine Befriedigung finden konnte, mit dem Schnapse der Mystik zu stärken. Mysterien waren die nothwendige Ergänzung zum hellenischen Götterglauben. Bei den nächtlichen Darstellungen kamen die pelasgischen Götter wieder aus dem Dickicht ihrer Bergwälder herunter und schauten halbverhüllt in das Getriebe und die Opfer der Menschenkinder hinein. Längst verklungene Ideen vom Walten der Gottheit in den Naturmächten lebten wieder auf und regten mit ewig frischem Zauber die Gemüther an. Das rasch wachsende Ansehen der Mysterienweihe, welche Schutz gegen die Gefahren der See und das Gelingen jeder größeren Unternehmung verbürgte, die dem Heiligthum zugestandenen Asylrechte, von denen mehr als einmal Herrscher und Könige, eine Arsinoë, Ptolemäos VI. nach der Niederlage bei Kasion, kurz darauf Perseus nach der Schlacht bei Pydna, Gebrauch machten, und die Dankbarkeit aller Derer, welche die gesuchte Befriedigung auf der Insel gefunden hatten, brachten ihr eine Berühmtheit ein, welche der politischen Entwicklung auch unter günstigsten Umständen nie hätte beschieden sein können. Unter makedonischem, später unter ägyptischem Schutze bildete sie einen kleinen Kirchenstaat, dem ein Papstkönig, ein Basileus, nach welchem alle Urkunden datirten, als Oberster der Archonten vorstand. Unter ihm fungirte ein Sühnpriester (Koie) und ein gewiß zahlreiches geistliches Personal, welches mit einer ebenso zähen als äußerlichen Gewissenhaftigkeit, wie sie allen griechischen Kultus charakterisirt, die befremdend alterthümliche Sprache und die wunderbaren Gebräuche des Gottesdienstes unterhielt. Das Hauptfest desselben fiel in den Hochsommer, auf den 20. bis 22. Juli oder August. Es war weither von Königen und zahlreichen Städten durch politische Abgeordnete (Theoren) beschickt, welche für ihren Staat oder ihre Gemeinde vertretend theilnahmen, und lockte wie eine Panegyris neugriechischer Wallfahrtsorte aus allen Ecken und Enden der Welt ein buntes Publikum von Frommen und Gewerbtreibenden herbei, welche, nach Art der heutigen Kurgäste bei den Thermen, in Laubhütten und Zelten die Mysterienstätte umlagert haben mögen. Hauptsächlich zu dieser Zeit wurden Einweihungen vorgenommen, in verschiedenen Graden und Abstufungen, für die einheimische Jugend, wenn sie ein gewisses Jahr erreicht hatte, für auswärtige Gläubige ohne Unterschied von Alter und Geschlecht, durchgängig mit einem seltsamen Ceremoniell, von dessen Geheimnissen zu berichten aufs Strengste untersagt blieb. Nachdem das versammelte Volk gereinigt worden war, die

Einzuweihenden einer Prüfung, unter Umständen einer Sühnung sich unterzogen hatten, fanden für die Mysterien der Nacht sinnbildliche, theils gesprochene, theils agirte Darstellungen heiliger Legenden statt, und dieser Theil der Feier, der mit Darreichung eines Erkennungssymbols, einer schutzkräftigen purpurnen Leibbinde, vielleicht auch eines sogenannten samothrakischen Eisenringes, geendigt zu haben scheint, mag es mit seinen ungewöhnlichen Eindrücken vorzüglich gewesen sein, welchem fromme Idealisten des Alterthums eine erhebende adelnde Kraft zuschreiben konnten. Wie bei allen Hochfesten können Gesänge und heilige Musik, große Opfer und namentlich große Opferschmäuse nicht gefehlt haben. Es ist vielleicht kein Zufall, daß aus einem „die Samothrakier" betitelten attischen Lustspiele des Athenikon eine Lobrede auf die Kochkunst als Quelle aller Kultur überliefert ist. Eine wie breite Stellung aber auch materielle Elemente aller Art einnehmen mochten, die auffallend späte und schnelle Entwicklung des ganzen Instituts, welches im fünften Jahrhundert noch kaum beachtet, bald darauf sich blos durch den Ruf des eleusinischen überboten sah, erklärt sich nur durch einen selbst in den gegensätzlichsten Erscheinungsformen unverkennbaren religiösen Zug der Zeit, der, aus weltschmerzlicher Uebersättigung in Schwärmerei gesteigert, durch absonderlichen Zauber ins Uebersinnliche geführt zu werden verlangte und in bedeutungsvollem Kontrast gegen die naiv fromme Thatkraft des jugendlichen Hellenenthums stand, das durch die Weisheit der Orakel sich im Dunkel der irdischen Zukunft orientiren ließ. In dieser geistigen Strömung einer alternden Kultur konnten die Geheimnisse von Samothrake für den hellenisirten Orient die nämliche Bedeutung erlangen, welche die Wunder von Eleusis für Griechenland besaßen. Hofgunst und Frauenmystik spielten dabei eine große Rolle. Nachdem König Philipp und Olympias sich in der Weihe gefunden, Lysimachos dem Heiligthum kräftigen Schutz erwiesen und namentlich Arsinoë das Interesse der Dynastie von Alexandria gewonnen hatte, wurde der Dienst der großen Götter eine öffentliche heilige Mode, deren Einfluß sich auch auf die gelehrte Literatur erstreckte und später auf die Reiselust der großen Welt von Rom bestimmend einwirkte. Germanicus wurde nur durch widrige Winde von einem Besuche abgehalten; Kaiser Hadrian hat sich, wie gefundene Urkunden wahrscheinlich machen, auf der Rückkehr von seiner ersten Reise in den Orient einweihen lassen. Kein Wunder, daß die Tempelkasse, welche räuberische Hände zu verschiedenen Malen geplündert, sich immer aufs Neue füllte und zur Verfolgung Solcher, die sich am Heiligthum vergangen hatten, hohe Summen auswerfen konnte; daß die inschriftlichen Listen der Eingeweihten und als Stiftungen ihrer Erkenntlichkeit Tempel auf Tempel, Anatheme auf Anatheme sich im Bezirke der Mysterienstätte häuften. In der Geschichte dieser Monumente liegt die spätere Geschichte von Samothrake überhaupt beschlossen. (O. Benndorf, „Die österreichischen Ausgrabungen auf Samothrake" [«Allgemeine Zeitung», Januar 1876] und F. v. Löher: „Griechische Küstenfahrten".)

Vom flachen thrakischen Küstenlande durch eine nur 29 m. tiefe und 5 km. breite, durch Sandbänke und eine kleine Insel (Thasopulo) eingeengte Meeresstraße geschieden, erhebt sich Thasos als ein mächtiges Glimmerschiefer- und

Marmorgebirge aus den Fluten. Schön und fruchtbar ist dieses Eiland. Prächtige Fichten- und Tannenwälder schmücken die Höhen, deren schluchtenreiche Gehänge, mit immergrünen Eichen, Lorbern und Platanen bedeckt, murmelnde Bäche zu den Oelgärten und Cypressenhainen der Thäler und Küstenvorlande hinabführen. Alles spendet hier die Natur, um eine zahlreiche Bevölkerung kummerlos zu ernähren: gesegnetes Ackerland, Oel, Wachs und Bauholz in Hülle und Fülle, köstlichen Marmor, Gold- und Eisenerze. Im Alterthum wußte man diese Reichthümer wohl auszubeuten, denn das thasische Volk soll 100,000 Köpfe stark gewesen sein. Herodot erzählt: „Kein Thasier zahlt Steuern, und wenn sie von ihren Minen den ganzen Haushalt ihrer Stadt bestritten haben, so bleiben jährlich noch zwischen 200 und 300 Talente (nahe an $1^1/_2$ Mill. Mark) in der Kasse."

An der Nordküste, dem kleinen Thasopulo gegenüber, lag die alte Hauptstadt, deren Spuren noch sichtbar sind. Theilweise schon in den Fluten versunken, zeichnen Hafendämme ein großes Viereck, das einstmals wahrscheinlich die Kriegsschiffe aufnahm; daneben ein geräumiger Handelshafen, blos durch einen weit vorgebauten Molo gegen die Stürme geschützt, die von der offenen See kamen. Vom Meere steigt zu einem weiten Gebirgsthal eine Ebene an, in welcher sich einst machtvoll und üppig die Stadt der Thasier ausbreitete. „Schwellend von Volk, Künsten und Schätzen, eine Stadt, wie im Alterthume Syrakus und Agrigent, oder in unserer Zeit Antwerpen und Hamburg.... Ehe Athen und Korinth sich auszeichneten durch Macht und Witz und Schönheit, war Thasos bereits eine Großstadt, die berühmt war an allen Küsten des Mittelmeeres, und Etwas von diesem Glanze war ihr noch bis in die späte Römerzeit geblieben."

Und wie sieht es heute auf Thasos aus! Die Prachtbauten sind verschwunden, nur hier und da sieht man ein Säulenstück, einen Marmorsarkophag aus dem Grün hervorschimmern, Mauerspuren und ein Thor bezeichnen die alte Stadt. Die Bevölkerung wurde durch Sultan Mohammed II. nach Konstantinopel abgeführt, die Insel wurde ein Sammelplatz der Seeräuber und lange dauerte es, ehe Ansiedler fern von der gefürchteten Küste sich wieder anbauten. Heute soll Thasos 5—10,000 Einwohner zählen, die sich kümmerlich durchs Leben schlagen, — die Insel ist Privateigenthum des Vizekönigs von Egypten. Diese Bewohner, heißt es in Conze's „Reise auf den Inseln des thrakischen Meeres", sind mit einziger Ausnahme der nicht ansässigen türkischen Beamten griechische Christen und sprechen sämmtlich griechisch, wie auch unter den Ortsnamen nur der Namen Wulgaro auf eine ungriechische Einwanderung vom Festlande schließen läßt, die aber sonst weiter keine Spur zurückgelassen zu haben scheint.

Die äußere Erscheinung der Männer unterscheidet sich nicht von der der übrigen Inselgriechen. Als Kopfbedeckung tragen sie das gewöhnliche rothe Fes, unter dem sie gern an den Schläfen ein paar Haarlocken heraussstehen lassen, dazu die gewöhnliche Jacke, die Leibbinde und bauschige Hosen. Waffen sieht man außer dem Messer, das Jeder im Gürtel trägt, nicht bei ihnen, auch erscheint ihre ganze Sinnesweise als sehr friedliebend.

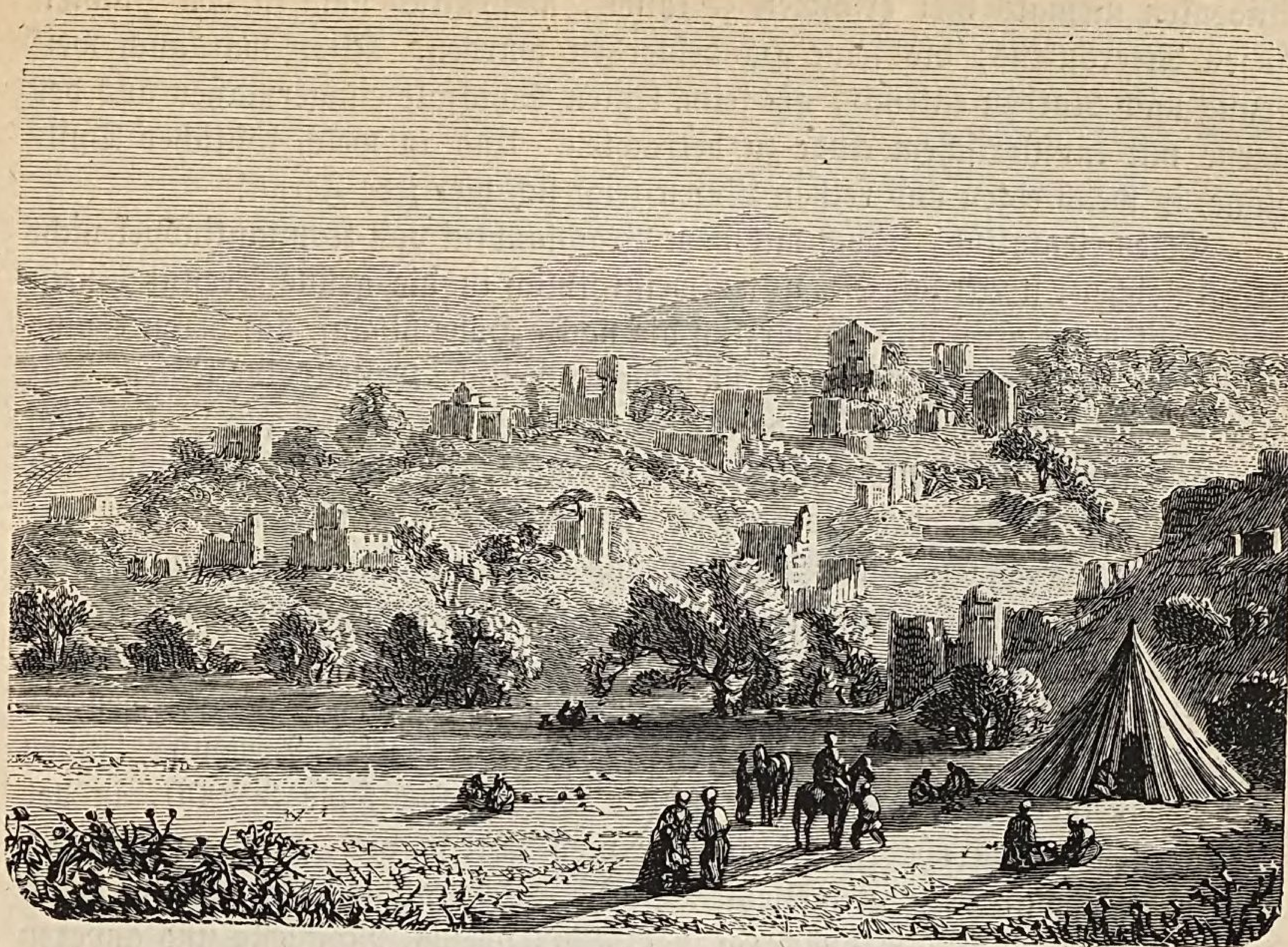
Die Tracht der Frauen besteht aus einem weißen, lang herunterhängenden Hemde, darüber einem blauen, ohne Falten herabfallenden und um die Hüften gegürteten Rocke und endlich der meist dunkelrothen, ärmellosen Jacke, dem Kondoguni, welcher die Arme mit den weiten, weißen Hemdärmeln frei läßt. Oft ziehen sie darüber noch eine blaue Jacke mit Aermeln. — Eigenthümlich unförmlich ist der Kopfputz der Thasierinnen, das sogenannte Raxin, in dem man unbegreiflicher Weise die phrygische Mütze hat wieder erkennen wollen. Es besteht aus einem, mehrere Zoll hohen, rundlichen, roth überzogenen und vorn mit Goldflittern besetzten Kissen über welches das weiße Kopftuch gelegt wird, das einfach auf die Schultern herabfällt oder unter dem Kinn zusammengesteckt wird.

Zum Bauen der Häuser verwendet man Fichtenholz und Marmor, am liebsten aber, besonders für Kirchen, die herrlichen Ueberreste antiker Baukunst, die auch ganz allgemein Kirchensteine (ἐκκλεσιόπετραις) genannt werden. F. v. Löher machte bei einem Besuche Kairo's und gelegentlichen Empfange beim Vizekönig denselben auf diese Barbarei aufmerksam, worauf Abhülfe zugesagt wurde.

Aus den großentheils aus Erdgeschoß und einem Stockwerke bestehenden Wohnhäusern der Thasier sind die Wände des Erdgeschosses aus Marmor, während das obere Stockwerk, mit einer Veranda umgeben, aus Holz erbaut ist. Ein unbeweglicher Wandschrank nimmt die eine Seite des Wohnzimmers ein und in seinen offenen Fächern liegt der Reichthum des Hauses an verschiedenfarbigen Decken, und an einer Leine vor dem Schranke hängen die Kleidungsstücke der Familie. Eine Feuerstelle auf dem Fußboden mit einem vortretenden Rauchfange darüber und einige zu beiden Seiten daneben ausgebreitete Decken und Kissen, dann eine oder mehrere hölzerne Truhen und endlich das Lämpchen vor den in einer kleinen Wandnische aufgestellten, von den Athosmönchen in Holzschnitt oder Malerei verfertigten Heiligenbildern vollenden die innere Einrichtung eines wohlausgestatteten Wohnraumes auf Thasos. Hier sitzt die Familie auf dem Fußboden um den runden, etwa $1/2$ Fuß hohen Tisch bei der Mahlzeit, und hier werden die Decken zur nächtlichen Ruhe ausgebreitet, wenn man im Sommer nicht vorzieht, auf der Veranda zu schlafen.

Die Männer kommen häufig im Kaffeehause (καφενεῖον), welches nicht leicht in einem Dorfe fehlt, zusammen, wo Geld und wieder Geld Hauptgegenstand ihres Gespräches und Gezänkes ist, während die Frauen, wenn auch nicht in türkischer Abgeschlossenheit lebend, doch sehr an das Haus gebunden sind, wie es allgemein bei den Griechen Sitte ist.

Die Wohnungen der Thasier sind in 10 Dörfern, von denen Panagia der Hauptort ist, über die Insel vertheilt und zwar liegen diese Dörfer mindestens $1/2$ Stunde von der Küste, eine Erinnerung an die Seeräuberzeit.



Ayasch mit den Ruinen von Eleusa. (S. 80.)

II. Anatolien.

Smyrna. — Geographische Beschreibung der Anatolischen Halbinsel. — Produkte, Handel und Landwirthschaft. — Antike Eintheilung. — Die Vilajete. — Die Völkerschaften. — Ephesos. — Troja. — Trapezunt. — Ausflug in das östliche Pontische Gebirge. — Das anatolische Binnenland. — Pamphylien und Pisidien. — Kilikien. — Tarsos. — Die kilikischen Pforten. — Nachtheile der Nomadenwirthschaft.

Weit thut sich auf der prachtvolle Busen von Smyrna, die Küsten belebt von weißlichen Ortschaften, und links und rechts öffnen sich fernschimmernd tiefblaue Buchten, umzogen von Bergen in edlen und sanften Formen. Alles Süße und Melodische, all die leichte und schwebende Klarheit ionischer Dichtung scheint von diesen lieblichen Höhen zu athmen, auf diesen weichen Wellen zu fließen. Hier, wenn irgendwo, hat Homer gelebt und gedichtet, einerlei, ob seine Wiege in Smyrna oder Phokäa stand, oder an einem andern Punkte des reichen Städtekranzes, der einst diese herrlichen Buchten umgab, wo die Größe so anmuthig und das Schöne so erhaben ist. Hier, wo die Straßen nach dem nahen Magnesia Sardes und nach Ephesos führten, landeten und holten die Schiffe Waaren aus aller Welt Enden, und die Nachrichten und Fabeln, die sie von fernen Küsten und Abenteuern zuführten, spiegelten sich wieder in dem unaufhörlichen Gerede des lebhaften und wohligen Menschengedränges. Die alte, reiche, weithin herrschende Troja lag nahe genug, um ihr

Andenken niemals hier erlöschen zu lassen, namentlich nicht in den Städten dieses Meerbusens, die seine Handelserben wurden. Ilion war auch weit genug nach Norden entrückt, um seine letzten Schicksale einigermaßen aus der Ferne mit künstlerischem Auge zu betrachten. Und in welch köstlicher Duftbläue, in welch edlen und reinen Linien zeigt sich hier jede Ferne!

Echt orientalisch, jedoch mit dem Prachtanblick von Konstantinopel nicht zu vergleichen, streckt sich Smyrna weißröthlich in die grüne Seeflut hinein und steigt dann grau und schwärzlich die nackte Höhe hinauf, auf deren Spitze weder der düstere Cypressenwald noch die genuesische Kastellruine fehlen. Dahinter ziehen und wölben sich dunkle Bergrücken, an die sich zur Linken noch andere Kuppen und Ketten ansetzen. Am Häuserufer, das sich auf zahllosen Pfählen mit Buden und Vordächern ins Meer hinein fortsetzt, wogt eine farbenbunte Menge in allen Trachten und bietet mit dem Hafen mit seinen Dampfschiffen und Dreimastern und den hin- und herschwärmenden Booten ein Bild voll Leben und Geschäftigkeit.

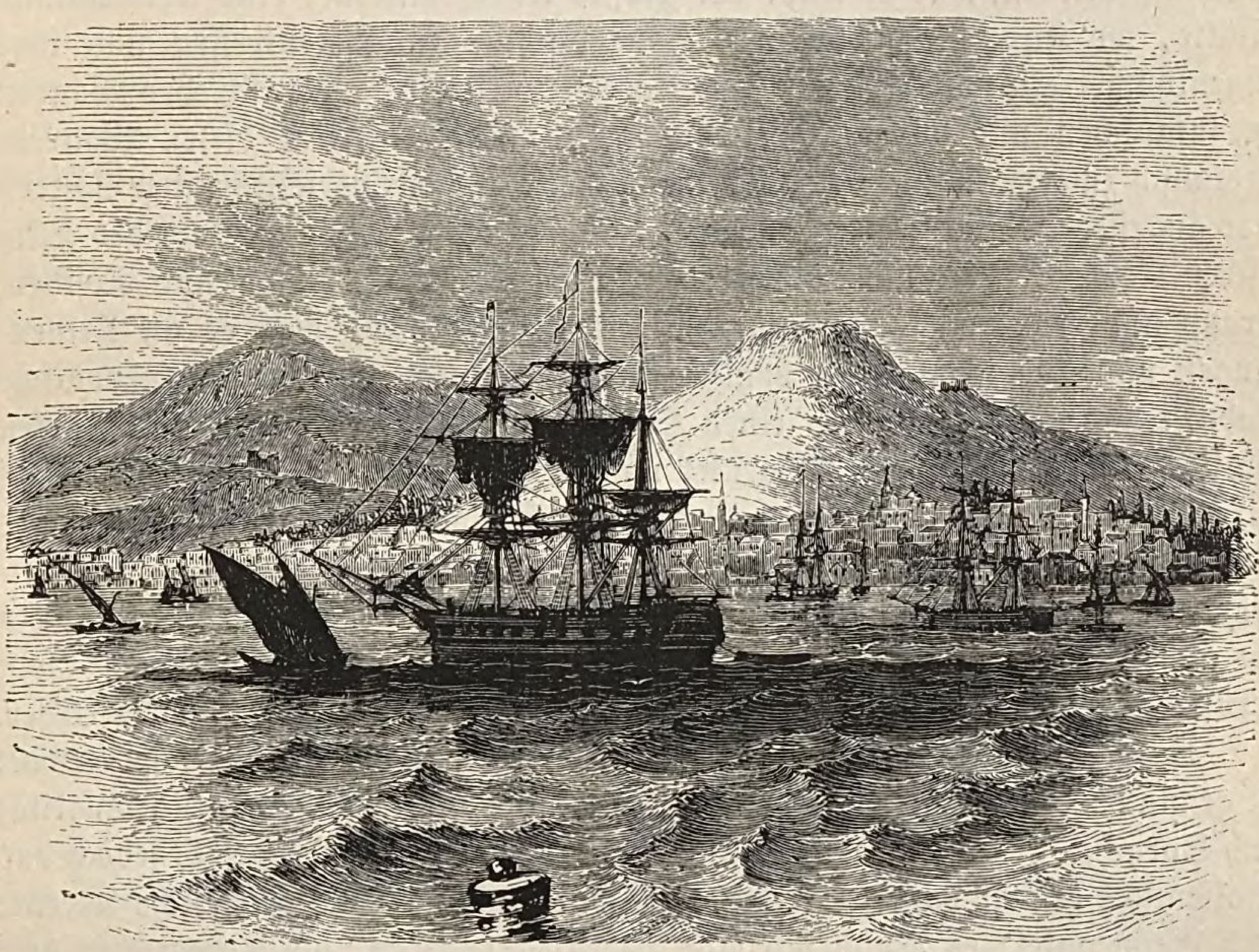
Von den 200,000 Einwohnern Smyrna's sind die Hälfte Griechen, in die andere Hälfte theilen sich fast zu gleichen Theilen Türken, Armenier, Juden und Levantiner. Türken wohnen in der Stadt selbst keine 30,000, in der nächsten Umgebung aber wol drei oder vier Mal so viel, denn an Smyrna hängen sie wie an einer vielgeliebten Stätte. Ueberall werden sie aber durch die Griechen vom Meere zurückgedrängt. In Ephesos, Magnesia und anderen Städten des kleinasiatischen Küstenstriches war das Türkische noch vor zwanzig Jahren die herrschende Sprache: jetzt ist es die griechische. Wo ein paar Griechen sich Handels oder Handwerks wegen niederlassen, gründen sie alsbald Familien, und wo ein paar Familien sind, stellt sich alsbald der Schulmeister von Athen ein. Es giebt unter den Griechen Hetärien oder Geheimbünde, die dafür sorgen, daß all die Küstenstädte der Asiatischen und Europäischen Türkei, sobald Griechen dort sich ansiedeln, auch Schulen ihrer Nationalität erhalten. Diese Geheimbünde sollen fort und fort eine geräuschlose und erfolgreiche Thätigkeit unterhalten.

Die Europäer sind in Smyrna am meisten durch Franzosen und Italiener vertreten, die Deutschen vorzugsweise durch Schweizer. Die Zahl der letzteren Beiden mag jedoch nicht viel über hundert Köpfe betragen. Die Franzosen behaupten in Gesellschaft, Literatur und Sprache noch immer eine hervorragende Stellung. Indessen gewinnt in neuerer Zeit, dank den deutschen Siegen über Frankreich und der aufopfernden Hingabe der Kaiserswerther Schuldiakonissen, welche in Smyrna ein Erziehungshaus leiten, der Deutschen Einfluß und Sprache immer mehr und mehr Boden, wie u. A. die große Theilnahme der Schülerinnen verschiedenster Nationalität am deutschen Unterrichte der genannten Diakonissen bezeugt. Die Griechen haben den größten Theil des Handels in den Händen, während die Armenier ihr angeborenes Talent für Geldgeschäfte im Großen entwickeln und den Juden meistens nur die kleinen Abfälle übrig lassen.

Die besseren Stadttheile von Smyrna haben viel Aehnliches mit spanischen, jedoch fehlen, altes Festungsgemäuer ausgenommen, die Kathedralen

und großen historischen Gebäude. Es wissen sich die paar Kuppeln und Thürmchen über der weißgrauen Einförmigkeit der platten Dächer kaum zu behaupten. Die engen Gassen des türkischen Quartiers auf und ab zu fahren giebt immer neue Augenweide. — Wie doch das Mohammedanerleben auf dem ganzen weiten Ländergebiet, welches von ihnen jemals besetzt wurde, so gleichartig und einförmig ist!

Man könnte aus dem Thor von Mogadore am Atlantischen Ozean in die Thore Smyrna's treten und würde in Sitten und Wohnen, im Thun und Lassen der Bevölkerung keinen anderen Unterschied bemerken, als daß in der Hauptstadt des Levantehandels das Leben etwas farbiger und kräftiger erscheint.



Smyrna.

Sehenswerther ist die Judenstadt. Hier sieht man die Jüdinnen, die lockendsten Gestalten darunter, zu vier oder fünf, am weit geöffneten Fenster oder vor der Hausthür liegen, die helle Kleidung eng um den Körper gezogen, den Busen aber offen und auf dem Kopfe eine Art niedlichen Turbans. Gewiß haben die Juden schon ganz so gewohnt, als sie noch von Palästina aus ihre blühenden Ansiedelungen in den Handelsstätten des griechischen Meeres verbreiteten.

Smyrna ist die einzige Stadt, die ihr uraltes Dasein, wie es schon vor Kyros dem Perser und Kimon dem Athener war, nicht blos bewahrt, sondern auch vergrößert hat. Smyrna spielte bereits eine Hauptrolle im Jonischen Bunde, wurde von Alexander dem Großen neu gebaut, wurde des Antigones Hauptstadt und des heiligen Polykarpus Bischofssitz. Noch unter den Römern war es eine geweihte Stätte der Wissenschaft, Künste und Poesie, man nannte

es den Philosophenwald und das Asyl der Musen und Grazien. Im Mittelalter mischten sich hier mit den Byzantinern die Ritter von Rhodos und die Handelsherren von Genua und Venedig. Dreihundert Jahre lang wurde die Stadt heftig umstritten: oft hing über den Mauern der alten Akropolis der Roßschweif des Islam, während auf dem Kastell St. Peter die Kreuzesfahne wehte. Seit den letzten fünftehalbhundert Jahren war die Stadt beständig in den Händen der Türken und hatte die Raubgriffe der Pascha's, erschütternde Erdbeben und schwere Pest und Seuchen zu bestehen. Smyrna hat das Alles überdauert, während Ephesos und Milet, Sardes und Magnesia, Pergamos und Halikarnaß vergangen sind. Aber Smyrna ist seit fünftehalbhundert Jahren geblieben, was es war: ein großes Karawanserai, eine weltbekannte Stätte, wo Kameelladungen und Handelsschiffe zusammentreffen und ihre Eigenthümer ein nothdürftiges Unterkommen nehmen, um rasch ihre Waaren auszutauschen und wieder von dannen zu ziehen. — Um diesen Waarenaustausch zu vermitteln, haben sich Bruchtheile aus den verschiedensten Völkern hier angesiedelt, und so wurde Smyrna die vornehmste Handelsstadt des Türkischen Reiches. Kleinasien bringt hier seine Ernten an Feigen und Rosinen, Krapp und Baumwolle, Opium und Schwämmen, und was es an Seidenzeugen und Teppichen fertig bringt, zu Markte und holt dafür europäische Industriewaaren. Von der einen Seite erschienen hier neben den Türken asiatische Griechen, Juden, Armenier und Perser, von der andern Seite kamen europäische Griechen, Italiener, Franzosen, Holländer und Engländer. Jede Völkerschaft siedelte hier ihre Sprache und Sitte an, jede trachtete sich eng beisammen zu halten, niemals entstand eine Gemeinsamkeit des Handelslebens. In der allgemeinen Unsicherheit der Dinge wagte sich kein genossenschaftlicher Geist hervor, es sei denn aus den untersten Stufen der Lastträger und Kameeltreiber.

Ueber die Westeuropäer aber schien das orientalische Leben einige Gewalt zu gewinnen. Es bildete sich hier eine Abart und Mischgattung in Nationalität und Sprache. Italienisch wurde die Grundlage der Verständigung, jedoch das Italienische erhielt bald spanische, bald französische, bald griechische Accente und Einmengsel; es ergab sich eine Lingua franca, die Jedermann verstehen konnte. Die jungen europäischen Kaufleute aber, denen bei dem Gewinn die Schönheit der Gegend gefiel, nahmen sich Frauen aus griechischen, armenischen oder jüdischen Familien, und ihre Kinder gehörten weder dem einen noch dem andern Volke an: sie bildeten eine besondere Volksart, die Levantiner.

So geschah es und blieb es bis vor einem Menschenalter. Und siehe da, die nationale Frische und Triebkraft, die in den europäischen Völkern wieder erwacht ist, zeigte sich auf diesem Punkte: sie zog ihre zerstreuten, ihre fast verlorenen Glieder wieder an sich. Die Lingua franca hört auf und man lernt dafür Italienisch, Französisch und Spanisch rein sprechen. Die Levantinerfamilien aber verlieren ihre Besonderheit und verschwinden, denn ihre Sprößlinge werden wieder Griechen oder Italiener, Franzosen oder Engländer. — (Vgl. F. v. Löher's „Griechische Küstenfahrten", S. 331—347.)

Bevor wir eine Wanderung durch Anatolien antreten, betrachten wir zunächst diese Halbinsel nach ihren geographischen und Bevölkerungsverhältnissen.

Eine Gruppe Urgebirgseilande bildet, wie auf der Balkanhalbinsel so auch in Kleinasien, den Kern des Festlandes. Wie dort, so lagerten sich zunächst auch hier hauptsächlich während der Kreidezeit breite Streifen Landes um die Inselgruppe ab, und es scheint, daß damals zwischen dem griechischen und asiatischen Gebiete, wie die heute zwischen beiden auftretenden Kreideinseln (Kreta, Karpatho, Rhodos, Chios 2c.) schließen lassen, ein Zusammenhang oder wenigstens eine bedeutende Annäherung bestanden habe. In der Tertiärperiode erhielt aber Kleinasien seine heutige Gestalt. Eocängebilde setzten im Süden, Westen und Norden die theilweise schon durch Lias- und Kreideland vereinigten Urinseln in weitere Verbindung, und der Niedergang des Mutterlandes des Aegäischen Archipels gegen Ende der Pliocänzeit, in welche auch die Trockenlegung und Hebung der großen Salzsteppe in Kleinasien fällt, vollendete die Küstengestaltung der Anatolischen Halbinsel. Seit jener Zeit ist dieses Land in beständigem Aufsteigen geblieben, und so kommt es, daß wir die Urinseln in 2—3000 m. hohen Gebirgszügen und den Ueberrest des pliocänen Binnenmeeres, den Tüs Tschöllü-Göl, in einer 850 m. hohen Salzsteppe wiederfinden, daß wir historische Küstenplätze, wie Tarsos, in der Gegenwart weit vom Meere zurückgedrängt antreffen.

Anatolien ist ein von der Küste des Aegäischen Meeres terrassenförmig ansteigendes, im Norden und Süden von mächtigen Randgebirgen eingefaßtes, durchschnittlich 1000 m. hohes Tafelland, welches, nach Osten bis zu den Thälern des Tschoruk und oberen Euphrat sich ausdehnend, in dem zwischen beiden genannten Flüssen sich erstreckenden Kop-Dagh Anschluß an das armenische Hochland gewinnt. — Das nördliche Randgebirge, welches sich längs der Küste des Schwarzen Meeres entwickelt, zerfällt seiner geognostischen Beschaffenheit und seinem physischen Aufbau nach in zwei wesentlich verschiedene Theile: in das östliche und westliche pontische Küstengebirge. Ersteres dehnt sich zwischen den Thälern des Tschoruk und Jeschil-Irmak aus, erreicht in dem 3410 m. hohen Kolat-Dagh seine höchste Erhebung, besteht in der Hauptsache aus Urgebirgsfelsarten, fällt terrassenartig zur Küste ab und ist in den oberen Regionen mit Schwarzwald bedeckt; letzteres erstreckt sich vom Jeschil-Irmak bis zum Sakaria, bildet mehrere Parallelketten, als deren höchste der Ilkas- (2200 m.) und der Ala- (2500 m.) Dagh sich darstellen, und charakterisirt sich durch den dem Kreidekalk zukommenden, theilweise in großen Waldungen auftretenden Laubholzwuchs. Bemerken wollen wir noch, daß das Küstengebirge bei Bender-Eregli, dem alten Heraklea, großartige Kohlenflötze enthält, aus denen jährlich 2—2½ Millionen Centner Braunkohlen gebrochen werden, und daß überhaupt dieses westliche pontische Küstenland als eine der reichsten Gegenden Kleinasiens zu bezeichnen ist.

Das westliche, gegen das Marmara- und Aegäische Meer stufenförmig abfallende Gebirgsland gehört, mit Ausnahme einer vom Marmarameer südlich bis gegen Smyrna streichenden Eocänlandzone, der Urgebirgsformation an und wird durch mehrere gegen das Aegäische Meer ausmündende große Parallelthäler ausgezeichnet. Es sind dies die Thäler des Sarabat, des Kutschuk-Menderes und des Bujuk-Menderes oder Mäanders.

Während die Gebirgsgruppen im Marmaragebiet im Olympos bei Brussa und im Ak-Dagh die Höhen von 1930 und 2400 m. erreichen, überschreiten die zwischen den erwähnten Parallelthälern sich hinziehenden Terrassenketten nur in wenigen Punkten eine durchschnittliche Meereshöhe von 1500 m. Im Südosten aber, wo das ägäische Küstengebiet in den Pisidischen Taurus übergeht, baut sich ein ansehnliches Bergland mit verworrenen Kesselthälern auf, und zwar von den Quellen des Menderes bis zu den Hochlandsbergen der Lykischen Küste, wo mit dem 3000 m. hohen Ak-Dagh der große Tauruszug beginnt. Derselbe begleitet als ein mächtiger, 2—3000 m. hoher, zahlreiche Wasserläufe führender Gebirgsgürtel die lykische und kilikische Küste, erreicht mit 3477 m. in der Metdesis-Spitze des Bulghar-Dagh seinen höchsten Gipfel und endigt in dem 3000 m. hohen Ala-Dagh am Thale des Samantia-Su. Zwischen diesem und dem Saranfluß, den beiden Quellsträngen des Seihun, erstreckt sich in mehreren Parallelketten der sogenannte Anti-Taurus. Er ist indessen seiner geognostischen Beschaffenheit und seiner Erhebungsrichtung nach nichts als eine Fortsetzung des großen Taurus, denn wie dieser besteht er ebenfalls in der Hauptsache aus eocänen Kalkgebilden, welche an und zwischen Urgebirgsmassen sich ablagerten und mit diesen gehoben wurden. Der Anti-Taurus steigt in seiner Erhebungsrichtung von Südwest nach Nordost, von ca. 3000 m. bis auf 1764 m., im Karabel-Dagh, herab, und grenzt in letzterem Zuge das 1000—1200 m. hohe Tafelland von Siwas gegen Südosten ab. Diese Hochebene bildet den östlichen Theil des nördlichen anatolischen Binnenlandes von Bosuk, einer baumlosen, stellenweise nur mit Wacholdergestrüpp bewachsenen, in 1000 m. Seehöhe gelegenen Steppe. Sie wird vom Kysyl-Irmak, dem Halys der Alten, in weitem Bogen durchflossen, und ihm mit seinen zahlreichen Zuflüssen verdankt sie, als ehemaliges Meeresbecken, die Entsalzung des Bodens. Im Westen dieses Stromgebietes, jenseit des Kodscha-Dagh, wo eine Einsenkung die Entwässerung des Landes unmöglich macht, finden wir die ausgedehnte Salzsteppe von Konia (850—950 m.) mit dem salzigen Tüs Tschöllü-Göl. Moltke schildert diese Salzsteppe folgendermaßen: „Die Ebene, welche sich von Akserai (unweit vom Tüs Tschöllü) bis Konia ausbreitet, sieht dem Meere ähnlicher als dem Lande; 30 Stunden weit erblickt der Wanderer keinen Baum, keinen Strauch, und meilenweit kein Dorf, kein Haus, kein Ackerfeld. Es ist die ebenste Ebene, die ich je gesehen, und nur am fernsten Horizont zieht sich ein blasser Streifen blauer Berge, die wie auf der See in der Luft zu schweben scheinen; es findet eine Spiegelung statt, welche entfernte Objekte emporhebt und vergrößert; je mehr man sich nähert, je mehr nimmt ihre Größe ab, und nachdem man 2 oder 3 Stunden geritten, sieht der Gegenstand kleiner und ferner aus als zuvor, gerade als ob man sich um ebenso viel Stunden entfernt hätte. Eine dürftige Vegetation bedeckt die weite Fläche, meist ein gestrüppartiges Kraut, welches die Kühe sehr lieben, und welches unter den Hufen der Pferde einen überaus angenehmen Geruch verbreitet. In Konia bereitet man ein Oel aus diesem Kraut, von welchem ich eine Probe mitgenommen und das mir ohne Vergleich angenehmer zu riechen scheint als das Rosenöl.

Der ganze Boden ist hier mit Salz oder Salpeter gesättigt und der gänzliche Mangel an Wasser macht jeden Anbau unmöglich; nur mitten durch die Einöde ziehen die Abläufe eines Sumpfes nach dem Salzsee von Chodsch-Hissar (Tüs-Tschöllü) zu, welcher durchaus ohne Abfluß ist. An diesen Sumpflachen findet man einige „Jaila", eine sehr gebräuchliche Benennung für Häuser, welche die Turkomanen des Sommers bewohnen, um ihre Herden zu weiden.... Dicht neben jenem Sumpf erhebt sich das mächtige Sultan-Han (Chan); das Portal desselben, aus Marmor, ist so hoch, so reich verziert und so prachtvoll, wie das irgend einer großen Moschee zu Konstantinopel; aber durch diese, in einer solchen Gegend höchst überraschende Pforte tritt man in einen Hof der Verödung; die doppelte Reihe schöner Bogengänge ist meistens eingestürzt, und eine kleine Lehmhütte zwischen den Trümmern des Wartthurmes ist der einzige bewohnte Fleck..... Als Wegweiser durch die Einöde dienen die beiden schönen Gipfel des Hassan-Dagh; sie scheinen früher Vulkane gewesen zu sein: der eine, welcher oben scharf abgeschnitten, zeigt einen weiten Krater, aus dem wieder ein Spitzkegel hervorragt. Ein anderes großes Han befindet sich zu Obruk an einem See von etwa 300 Schritt Durchmesser in einem runden, wol 150—200 Fuß tiefen Loch, eine auffallende Erscheinung in der ganzen ebenen Fläche."

Südlich schließt sich an die Salzsteppe von Konia, mit dieser das südliche anatolische Binnenland umfassend, das ebenfalls abflußlose und daher salzführende Steppenplateau von Karamanien (1000 m. Seehöhe) mit mehreren Salzseen an. Das ganze anatolische Binnenland wird hiernach begrenzt: im Norden durch die südlichen Ketten und Vorlagen des pontischen Gebirgssystems, im Osten und Südosten durch den 2000 m. hohen Kösse-Dagh und den Anti-Taurus, im Süden durch den Kilikischen Taurus, den Sultan- und Emir-Dagh, und im Westen, die Flußlandschaften des oberen Sakaria (800 m. Seehöhe) mit einbegreifend, durch den Dumandschy-Dagh und Gök-Su, den westlichen Nebenfluß des Sakaria.

Selbstverständlich darf man sich dieses ausgedehnte Hochland nicht als eine reine Ebene und Steppe vorstellen. Wir finden im Stromgebiete des Kysyl-Irmak zahlreiche Höhenzüge, wie z. B. den Kodscha- und Ak-Dagh, letzterer 2200 m. hoch; wir sehen in einer Linie parallel zum Anti- und Kilikischen Taurus vier hohe vulkanische Kegel (Erdschjas-, Hassan-, Karadscha- und Kara-Dagh) aus der baumlosen Steppe emporragen; wir durchwandern im Westen vom Sakaria ein waldiges Kettengebirgsland und treffen in den östlich von diesem Flusse gelegenen Landschaften von Angora jenen Weideboden an, auf dem die berühmte Angoraziege und das fettschwänzige Schaf gezüchtet werden. Erwähnt seien auch die großen Lavafelder, welche oft, einem erstarrten Meeresgewoge ähnlich, in den vulkanischen Gebieten weite Strecken bedecken.

Ueber das Klima, die Vegetationsverhältnisse und das Thierleben der anatolischen Halbinsel ist schon auf Seite 16 und 17 des I. Bandes berichtet worden und wir bemerken nur noch zu dem dort Gesagten, daß es die kontinentalen Polarströmungen sind, welche das ausgesprochene Festlandsklima und den Steppencharakter des anatolischen Hochlandes bedingen. Die Wasser-

dämpfe, welche diese Winde auf ihrem Wege über das Kaspische und Schwarze Meer aufnehmen, werden hauptsächlich an der hohen armenischen und pontischen Randumwallung als fruchtbringendes Naß niedergeschlagen, während die feuchten Flutungen aus dem Becken des Mittelmeeres, die im Sommer mit dem barometrischen Minimum in das anatolische Hochland einbrechen, beim Uebersteigen des Tauruszuges und der westlichen Terrassen ihren Wassergehalt einbüßen und so ebenfalls trocken die Hochsteppe erreichen.

Was die Mineralprodukte Kleinasiens anlangt, so dürfen wir nach der geologischen Gliederung dieses Landes vermuthen, daß Erz- und Salzlager demselben nicht mangeln, denn Urgebirge sind in der Regel Fundstätten für Erze und tertiäre Meeresbecken natürliche Salzkammern. In der That finden wir in den verschiedenen Urgebirgsmarken der Anatolischen Halbinsel reiche Gänge von Kupfer-, Eisen-, Blei- und Silbererzen, welche dem Abbau unterliegen, häufiger aber ihn erwarten, und nicht selten sind es die verlassenen Bergwerke der alten Griechen und Römer. Gegenwärtig werden nur im östlichen Pontischen Gebirge, bei Tokat und Gümüsch-Chane, Kupfer, Blei, Silber udn etwas Gold aewonnen und, wie schon erwähnt, bei Heraklea Braunkohlen. Bei Kiltschik und Eski-Schehr findet sich, in Kalk oder Serpentin eingesprengt, Meerschaum, welcher einen nicht unbedeutenden Ausfuhrgegenstand bildet und hauptsächlich in Wien, Nürnberg und Paris zur Verarbeitung gelangt. Die mächtigen Steinsalzlager im Becken des Kysyl-Irmak und anderwärts werden unter türkischer Herrschaft selbstverständlich nur dürftig oder gar nicht ausgebeutet. Der Werth der Salzproduktion beläuft sich auf 160,000 Beutel (14,720,000 M.) jährlich. (In Deutschland ergiebt die niedrig bemessene Salzsteuer allein 33 1/3 Mill. Mark.) Der gesammte Ertrag des Erzbergbaues im ganzen Türkischen Reiche beziffert sich nach A. Ubicini („Etat présent de l'empire ottoman", Paris 1876) auf nur 36,000 Beutel (3,312,000 M.).

Fassen wir zusammen, was Kleinasien an Naturprodukten liefert, so sind außer den erwähnten Mineralien hauptsächlich zu nennen: Baumwolle Wallonen, Galläpfel, Gelbbeeren, Alizarin, Gummi, Süßholzwurzel, Harze, Holz, von der Nord- und Südküste, Reis, Tabak, Mais, Mohn, bez. Opium (besonders aus der Gegend von Kara-Hissar), Getreide, Südfrüchte, Wein, Olivenöl, ferner Pferde, durch Behendigkeit und Stärke ausgezeichnet, Schafe und Ziegen, Blutegel, Cocons, Schwämme, Wachs und Honig.

Nicht unbedeutend ist gegenwärtig der Baumwollenbau in Kleinasien sowol, als überhaupt im ganzen Türkischen Reiche; nach C. v. Scherzer lieferte 1872:

Egypten	450,000 Ballen	à 4 1/2	Wien.	Cntr.	=	2,025,000	Wien. Cntr.
Rumelien	220,000 „	à 1 1/4	„	„	=	275,000	„ „
Cypern	5000 „	à 3 1/2	„	„	=	17,500	„ „
Smyrna (Provinz).	75,000 „	à 3 1/2	„	„	=	267,500	„ „
Gallipoli	5000 „	à 3 1/2	„	„	=	17,500	„ „
Georgien (Trapezunt)	10,000 „	à 3 1/2	„	„	=	35,000	„ „
Adana, d. h. südliches Kleinasien	75,000 „	à 2 1/2	„	„	=	187,500	„ „
Syrien	10,000 „	à 3	„	„	=	30,000	„ „
Sa.	850,000 Ballen,				=	2,855,000	Wien. Cntr.

Die Landwirthschaft befindet sich in Anatolien noch vollkommen auf dem Stande urväterlichster Sorglosigkeit. Der türkische Bauer namentlich ist allen Neuerungen auf landwirthschaftlichem Gebiete abhold und setzt ihnen, wo Europäer Versuche machen, dieselben einzuführen, zähen, unbeugsamen Widerstand entgegen. Dabei strebt er nicht nach großem Gewinn — Brot aus Weizen- oder Gerstenmehl, Olivenöl, Halva und Gemüse genügen ihm zu seinem Unterhalt (Halva ist eine Lieblingsspeise der Eingeborenen, aus Honig oder Sirup, Mehl und Zucker bereitet). — Dagegen ist der Grieche, obschon ebenso nüchtern und genügsam wie sein Nachbar, der Türke, doch weit ehrgeiziger und strebsamer. Er hält viel auf eine gute Behausung und hübsche Kleider an Festtagen, und mit diesen Bedürfnissen wächst auch sein Fleiß und seine Rührigkeit zur Befriedigung derselben. Man kann nach C. v. Scherzer annehmen, daß die ackerbautreibende Bevölkerung der Provinz Smyrna etwa 450,000 Seelen ausmacht, und von diesen sind wieder ²/₃ Türken und der Rest Griechen. Letztere beschäftigen sich, da der meist gebirgige und trockene Boden der von ihnen bewohnten Küstenstriche und Inseln für den Anbau von Körnerfrüchten sich wenig eignet, größtentheils mit Ziegenzucht und Weinkultur.

Von dem bereits unter Kultur stehenden Ackerland der Provinz Smyrna wird jährlich kaum der vierte Theil angebaut. Der Bodenbesitz besteht aus großen Gütern (Tschiftlik) und kleinen Bauernwirthschaften. Erstere werden in der Regel gemeinsam mit den Bauern bearbeitet, d. h. der Besitzer liefert das Feld, die Samen, und bezahlt in einigen Theilen des Landes sogar die Erntekosten, während der Bauer mit seiner Hände Kraft eintritt. Nach Abzug der Steuern theilen Beide, Grundbesitzer und Bauer, das Erträgniß der Ernte. Zuweilen verpachtet auch der Eigenthümer seine Felder gegen eine gewisse Menge Frucht, oder der Bauer erhält für jedes zur Bearbeitung des Bodens gestellte Paar Ochsen ein bestimmtes Quantum Weizen oder Gerste abgeliefert. — Die kleinen Bauerngüter werden selbstverständlich stets durch die Besitzer selbst bewirthschaftet.

Der wenig befriedigende Zustand der Landwirthschaft ist durch die geringe Sorge erklärlich, welche man bisher dem Volksunterrichte, der Ausdehnung der Verkehrswege, der Vermehrung der Kommunikationsmittel, dem Fortschritte und dem materiellen Wohlbefinden des Landmannes zugewendet hat. Durch die bestehende Gesetze eher benachtheiligt als beschützt, durch ein drückendes Steuersystem gehindert, den Segen der Arbeit genießen zu können, von hartherzigen Zehentpächtern und Geldleihern bedrängt, ohne Kenntniß, ohne Rath und Unterstützung, erscheint die türkische Benennung für Bauer (rundschber oder rundschiper, d. h. voll Quälerei) wohl gerechtfertigt.

Der Erlös der Ernte wird von den Zehentpächtern im grünen Zustande der Pflanze, nicht im reifen, geschätzt, während oft die Ungunst eines Tages den schädlichsten Einfluß auf die besten Ernteaussichten ausübt. Dabei darf der Landwirth erst die Früchte vom Felde einbringen, wenn der Zehentpächter mit seinem Antheil befriedigt worden ist, so daß die Ernte oft wochenlang allen Unbilden des Wetters im Freien ausgesetzt bleibt. Zudem kommt noch, daß die Zehentpächter in Zeiten der Noth, anstatt dem Landmanne zu

helfen, sich oftmals mit dessen Vieh und Geräthe für Rückstände bezahlt machen, und so den unglücklichen Bauer durch Beraubung aller Hülfsmittel immer mehr in das Elend, oder was dasselbe bedeutet, in die Hände der Wucherer stürzen. (Vgl. C. v. Scherzer: „Smyrna", Wien 1873.)

Der Handel Kleinasiens ist im Verhältniß zu den reichen Mitteln des Landes ein nur geringer; er beschränkt sich in der Hauptsache auf die Ausfuhr der von der Natur überflüssig gespendeten Güter und einiger Gewerbserzeugnisse, wie Teppiche, und liegt meist in den Händen europäischer Spekulanten. Sein Hauptsitz ist Smyrna; Trapezunt ist mehr ein Durchgangsplatz für Persien und andere Hinterländer.

Nach den Zollamtserhebungen erreichte die Handelsbewegung im Hafen von Smyrna folgende Werthe:

	Ausfuhr:	Einfuhr:
1852:	15,362,203 fl. österr.	11,802,956 fl. österr.
1862:	31,294,800 „ „	26,100,243 „ „
1871:	41,290,900 „ „	36,405,000 „ „
1872:	48,668,376 „ „	34,738,232 „ „ .

Der Binnenhandel ist bei dem Mangel an Straßen und schiffbaren Flüssen sehr unbedeutend. Ihm dienen, von den kurzen Eisenbahnlinien von Skutari nach Ismid und von Smyrna nach Alaschehr und Aïdin abgesehen, als Beförderungsmittel nur das Kameel und das Pferd.

Die Zahl der in Kleinasien zum Transport von Waaren verwendeten Kameele dürfte nach v. Scherzer etwa 45,000 betragen. Diese überaus nützlichen Thiere sind figürlich und wirklich die Träger des Handels und Verkehrs. Genügsam, ausdauernd, selten Krankheiten unterworfen, sind sie aus dem Grunde höchst schätzbar, weil ihre Erhaltungskosten, welche kaum einen Frank täglich betragen, im Vergleiche zu ihren Leistungen außerordentlich gering sind. Ein gutes Kameel trägt 6 Centner, auf langen Reisen jedoch meist nicht über 4, und macht täglich 6—8 Wegstunden, wobei die Geschwindigkeit seiner Fortbewegung ungefähr der eines mäßig ausschreitenden Mannes gleichkommt. 5—9, gewöhnlich 7 Kameele, im Gänsemarsch eins hinter dem andern einherschreitend, mit dem auf einem Esel reitenden Führer voraus, bilden eine Karawane, welche durch Staub und Schlamm, über Felsen und Flüsse, in gleichmäßigem Tempo, unter melancholischem Glockengeläute dahinzieht. Das letzte Kameel trägt einige Schellen, die den Führer, so lange er sie hört, versichern, daß die ganze Reihe in Ordnung ist. Diese Kameeltreiber oder richtiger Führer sind zum größten Theile Türken oder Turkomanen, Leute, die gewöhnlich niemals in einem Bette oder unter einem Dache geschlafen haben. In rauher Kleidung, mit einem ziemlich dicken und hohen Turban gegen die Sonnenstrahlen, mit einem großen Mantel aus Ziegenhaaren gegen Kälte und Regen geschützt, nähren sie sich von Brot und Früchten. Weht der Karawane ein kalter Wind entgegen, so setzt sich der Führer umgekehrt auf seinen Esel; befällt ihn Müdigkeit, so legt er sich auf den Bauch und läßt Arme und Beine herunterhängen, oder schläft auch sitzend; ist er fröhlich gestimmt, so singt er in näselnden Tönen stundenlang Lieder ohne Ende. Bruder Langohr aber setzt

unverdrossen seinen Weg fort. Verlaufen kann er sich nicht, denn Alles folgt der breiten Spur, und oft reiht sich sogar meilenlang eine Karawane unmittelbar an die andere.

Kleinasien zerfällt in verwaltungsamtlicher Hinsicht in 8 Vilajete und 33 Liwa oder Mutesarriflik. Diese Eintheilung nimmt eben so wenig, wie in der Europäischen Türkei, Rücksicht auf die geographische oder ethnographische Zusammengehörigkeit der einzelnen Landschaften. Die Provinzen sind willkürlich, wie sie aus der Eroberung im 14. und 15. Jahrhundert hervorgingen, gestaltet worden und entbehren somit auch eines allgemeinen historischen Interesses. Den in der alten Geschichte gesottenen Europäern ist daher die antike Eintheilung des Landes bei weitem geläufiger und wir legen dieselbe auch unseren Betrachtungen zu Grunde.



Anatolier.

Das Tafelland der Mitte umfaßte die alten Landschaften Phrygien, Galatien, Lykaonien und im Osten Kappadokien und Klein-Armenien. Das Gebiet des pontischen Gebirgssystems zerfiel in die Landschaften Pontos, Paphlagonien und Bithynien, an welch letztere, in der Folge von Nord nach Süd, sich die Länder der gegen das Aegäische Meer abfallenden Westterrasse anschlossen: Mysien, Lydien und Karien. Diesen folgten längs der Südküste: Lykien, Pamphilien, nördlich darüber Pisidien und Isaurien, und als die östlichste Landschaft Kilikien. — Aus diesen klassischen Ländern hat nun die türkische Eintheilung ihre Vilajete gebildet.

1) Chodawendikjar, mit der Hauptstadt Brussa (das alte Prusium), aus Theilen von Bithynien, Phrygien und Mysien, welche 1326 dem griechischen Kaiserreiche aberobert wurden.

2) Aïdin (Hauptstadt Smyrna), aus lydischem, karischem und phrygischem Gebiete zusammengesetzt, kam 1425 unter Murad II. in osmanischen Besitz. Vordem herrschten hier die Aïdin-Oghli, die Nachkommen des Aïdin, welcher im Jahre 1300 dieses Land als ein selbständiges Fürstenthum vom großen Seldschukenreiche ablöste.

3) Konia, mit dem gleichnamigen Walisitze, der alten Hauptstadt der seldschukischen Sultane, besteht aus Theilen von Lykien, Pamphilien, Lykaonien und Kilikien. Früher gehörte dieser Bezirk zum Ejalet (Statthalterschaft) Karamanien, dem 1475 von Mohammed II. eroberten und in der Mitte des 13. Jahrhunderts von Karaman gegründeten Staate.

4) Adana (gleichnamige Hauptstadt) umfaßt das sogenannte trachäische Kilikien und wurde unter Bajasid II. (1481—1512) den turkomanischen Herrschern Ramasan-Oghli abgenommen.

5) Angora und 6) Siwas, mit gleichnamigen Walisitzen, bildeten bis zur Eroberung durch Bajasid I. (1389—1402) das Fürstenthum des gelehrten Ahmed Kasi Burhaneddin und vordem Theile des seldschukischen Reiches. Während Angora ziemlich mit dem alten Galatien zusammenfällt, sind in Siwas Theile von Pontos und Kappadokien vereinigt.

7) Kastamuni, mit gleichnamiger Hauptstadt, dehnt sich annähernd in den Grenzen des alten Paphlagoniens aus und ist seit 1392 aus dem Besitze der letzten Seldschukenfürsten Kysyl-Ahmedli (die rothen Ahmed) in den der Osmanen übergegangen.

8) Trapezunt, nach der Hauptstadt so benannt, bildet einen Theil des alten Pontos. Seit 1462, dem Jahre der Zertrümmerung des trapezuntischen Kaiserreiches durch Mohammed II., gehört dieses Gebiet zur Herrschaft des Halbmondes.

Mit diesen kurzen Andeutungen über die Geschichte des türkischen Kleinasiens müssen wir uns hier begnügen und wenden uns nun zur Bevölkerung. Dieselbe bezifferte sich 1872 rund auf 6 Millionen Köpfe, wie folgende auf österreich. amtlichen Quellen beruhende Zusammenstellung näher ausführt:

Vilajete:	qkm.	Bewohner:	Auf 1 qkm.
Chodawendikjar	74,792	1,030,244	14
Aïdin.	51,688	1,040,570	20
Konia	103,766	755,045	7
Adana	36,947	335,520	9
Angora	69,379	514,080	7
Siwas	64,275	571,808	9
Kastamuni	53,658	772,010	14
Trapezunt	37,256	938,140	25
Summa und Durchschnitt . .	491,761	5,957,417	12

Zum Vergleiche diene Deutschland mit 540,631 □km. und 42,723,242 Einwohnern, oder 79 pro Quadratkilometer.

Die Bevölkerung Kleinasiens läßt sich eigentlich nur in Mohammedaner, griechische und römische Christen, Armenier und Juden eintheilen, denn mit Ausnahme der beiden Letzteren und der Turkomanen, Kurden und Kaukasier besteht sie aus einer bunt gemischten Masse asiatischer und europäischer Stämme. Die ältesten seßhaften Bewohner Kleinasiens, die Phryger, Lyder, Karer, Lykier, Kappadokier, Armenier, Solymer waren nach Fligier thrakophrygische Völker. Ueber die ethnologische Stellung der ältesten Bewohner Kleinasiens weichen jedoch die Ansichten sehr von einander ab; so nimmt H. Kiepert an, daß nur die Armenier, Kappadokier und Phryger eines und zwar arischen Stammes und aus Osten eingewandert seien, während die übrigen alten kleinasiatischen Völker — von den durch die assyrische Machtausbreitung im südlichen Theile der Halbinsel eingedrängten Semiten abgesehen — Autochthonen nicht arischen und nicht semitischen Ursprungs gewesen seien. Mag dem nun sein, wie ihm wolle, sicher ist, daß alle diese Völker bis auf eins von der Bildfläche der Gegenwart verschwunden sind. Ohne jede Gemeinsamkeit neben einander hinlebend, konnten dieselben im Gedränge der Weltgeschichte ihre Selbständigkeit nicht behaupten; sie mußten griechische, persische, römische und islamitische Herrschaft annehmen und schließlich, mit fremden Völkern vermischt, in fremden Formen aufgehen. Von all den zahlreichen Stämmen haben sich nur die Armenier erhalten, die übrigen verwandelten sich theils in anatolische Griechen, theils in „Türken".

Betrachten wir nun das mohammedanische Element, welches etwa $^5/_6$ der Gesammtbevölkerung ausmacht, so setzt sich dasselbe zusammen aus sogenannten Türken, d. h. Osmanen und islamitisch gewordener Urbevölkerung, ferner aus Turkomanen, Juruken, Afscharen, Kurden, Kaukasiern (Tscherkessen, Lasen), Kysyl-Baschen 2c. und Zigeunern, soweit Letztere als Mohammedaner in Frage kommen.

Die kleinasiatischen Türken unterscheiden sich im Allgemeinen nur wenig von den europäischen, immerhin machen sich aber Unterschiede zwischen Beiden geltend. Während diese, wie wir im I. Bande schon bemerkten, durch die vielfache Vermischung mit Slaven, Griechen, Albanesen, Bulgaren 2c. ein sehr verschiedenartiges Körperäußere aufweisen, sodaß bei ihnen von einem osmanischen Stammestypus kaum die Rede sein kann, finden wir bei jenen, obwol sie auch als ein Mischvolk zu bezeichnen sind, eine gewisse charakteristische Gleichheit im körperlichen Aussehen. Dasselbe ist, wie Prichard u. A. berichten, ein durchaus europäisches; die ursprünglichen Stammeseigenthümlichkeiten, die breiten Gesichter, hohen Wangenbeine 2c. der Turkvölker haben sich bei den heutigen anatolischen Osmanen bis auf die letzten Züge verwischt und nur ihre Sprache und gewisse Charakteranlagen weisen jetzt noch auf ihre binnenasiatische Abstammung hin. Wie groß die Umwandlung gewesen ist, welche sich an den anatolischen Türken vollzogen hat, geht aus einem im Jahre 1243 von Pater Ynon an den Erzbischof von Bordeaux gerichteten Briefe hervor, in welchem „von der schrecklichen Verwüstung durch die unmenschliche Nation, welche man Tataren nennt" berichtet wird. Nachdem er über ihre abscheulichen Grausamkeiten gesprochen hat, beschreibt er dann ihr Aussehen.

„Die Tartaren" (so wurden früher nämlich die Türken genannt), sagt er, „haben eine starke Brust, magere und bleiche Gesichter, steife und gerade Schultern, mißgestaltete kurze Nasen, vorstehendes und scharfes Kinn, einen niedrigen und tiefen Oberkiefer (wahrscheinlich in Bezug auf die vorstehenden Backenknochen), lange und wenige Zähne, Augenbrauen, die vom Haar bis zur Nase reichen (d. h. schief abwärts von den Schläfen zur Nase), rollende schwarze Augen mit schiefem und wildem Blick, knochige und sehnige Extremitäten, dicke, aber kurze Beine, jedoch mit einer Statur, die der unserigen gleichkommt, denn was dem Unterschenkel an der Länge fehlt, wird im oberen Körper wieder ersetzt."

Fragen wir nun, auf welche Ursachen wol die Umgestaltung dieser Unholde zu einem wohlgeformten Menschenschlag zurückzuführen sein möge, so müssen wir uns antworten, daß einerseits die innige, langjährige Vermischung der Turkvölker mit den vorwiegend arischen Stämmen Kleinasiens und andererseits die veränderten Lebensverhältnisse auf dieser Halbinsel jene Umwandlung bedingt haben müssen. Daß namentlich andere Lebensweise und anderes Klima einen großen Einfluß auf den physischen Zustand eines Volkes ausüben, sehen wir negativ an den Turkomanen bestätigt, welche, auf den rauhen Hochsteppen des anatolischen Binnenlandes ihr altes Nomadenleben führend, ihr ursprüngliches Stammgepräge bei weitem nicht in dem Grade wie ihre osmanischen Brüder verloren haben.

Die anatolischen Türken sind alle seßhaft geworden; sie leben theils in den Städten, dem Betriebe niederer Handwerke obliegend, theils, und zwar zum größeren Theile, auf dem Lande als Ackerbauer.

Das Leben der Städtebewohner ist das im Orient allgemein übliche und gewohnte und bietet nichts Bemerkenswerthes; betrachten wir daher die äußeren Lebensumstände der ländlichen Bevölkerung.

Die Dörfer sind, wie wir dem trefflichen Scherzer'schen Berichte über die Provinz Smyrna entnehmen, im Verhältniß zu den Städten, sehr schmuzig, die Straßen enge, krumm und ungepflastert, das Jahr hindurch mit Jauche und Schlammpfützen gefüllt. In jedem türkischen Dorfe befindet sich eine Moschee (Dschami) und gewöhnlich auch eine Schule (Mekteb), und in größeren Ortschaften giebt es auch Kaffeehäuser und Kramläden (Bakals). Die Wohnhäuser, obschon meist einstöckig, sind gleichwol nur schlechte, aus Luftziegeln gebaute Hütten, deren oberes Stockwerk blos aus einem Raum zum Schlafen und einer Art Veranda besteht. Das Erdgeschoß enthält einen oder zwei Räume für die Familie und einen dritten als Küche und Vorrathskammer. Jedes Gelaß hat ein oder zwei Löcher, welche die Stelle der Fenster versehen. Die innere Einrichtung ist höchst einfach: einige auf die Erde ausgebreitete Strohmatten und in einer Ecke auf einem niederen Bretergestelle ein Pack wollener Matratzen und baumwollener Decken, eine Kiste aus rohem Holze oder angestrichen, welche Wäsche sowie die Kleider für die Feiertage enthält, einige Geräthe aus Kupfer und einige steinerne Wasserkrüge — das ist das ganze Mobiliar. Links und rechts von der Hütte befinden sich die Ställe und die Futterschuppen für die Kameele und in einer Ecke des Hofes der Backofen. Fast in jedem türkischen Dorfe

halten einige Bauern einen Raum zur Aufnahme von Fremden bereit, wenn nicht ein Khan oder ein von einer frommen Seele gestiftetes Fremdenhaus (Mirifir) im Orte vorhanden ist.

Die Hauptnahrung des Bauern bildet ein auf einem schildförmigen Blech bereiteter Pfannkuchen aus Weizen- oder Gerstenmehl, mit Hirse gemengt, sodann saure Milch und Gemüse. Des Morgens und Abends wird eine Breisuppe aus Knoblauch, dann Käse, Halva oder Bekmez (ein aus Weintrauben gekochter Sirup) und Früchte genossen. Fleisch essen die Bauern selten und nur was ihnen die Jagd gewährt, die gleich dem Fischfang (mit Ausnahme der großen Seefischereien) völlig frei ist und den Unterhalt der armen Klassen wesentlich erleichtert. Zur Bereitung der Speisen dient als Fett ausschließlich Olivenöl.

Die materielle Lebenslage der Landbevölkerung ergiebt sich aus den oben niedergelegten Betrachtungen über die Zustände im Landwirthschafts- und Verkehrswesen. Sind die Jahre gut, so lebt man sorglos in Gemächlichkeit, treten aber Mißernten ein, so wird Schmalhans Küchenmeister und zuletzt legt man sich aufs Hungern. Die türkische Wirthschaftspolitik hat noch nicht die Bedeutung guter Verkehrsanlagen, die allein örtlichem Mangel abhelfen können, zu würdigen vermocht, und so ist es möglich, daß in den fruchtbarsten Landschaften gelegentlich Hungersnoth eintritt, wie die, welche im Jahre 1874 im östlichen anatolischen Binnenlande, der Kornkammer Kleinasiens, Tausende von Menschen in Elend und Verderben stürzte. „So lange die Leute noch", wird aus jener Unglückszeit berichtet, „einen kupfernen Kessel, ein Bett, eine Decke, ein Schaf oder eine Ziege hatten, veräußerten sie diese Gegenstände, um sich Brot dafür zu kaufen. War endlich Alles erschöpft, so rissen sie ihre Häuser nieder, um das in ihnen befindliche Bauholz in diesen holzarmen Gegenden zu verkaufen, um sich damit das nöthige Geld zur Auswanderung zu verschaffen. Die zurückgebliebenen Bewohner verbrannten alles Holz, das sich in den verlassenen Wohnungen fand, um sich gegen die Kälte zu schützen. Aecker und Weinberge wurden vernachlässigt und preisgegeben. Der Strom der Auswanderung richtete sich nach Siwas, Kaisarie und Tarsus, wo sie für die dortige Bevölkerung eine fürchterliche Last wurden. In dem kleinen Kreise Sungurlü waren 5000 Menschen dem Hungertode erlegen, ohne diejenigen zu rechnen, welche aus anderen Bezirken dahin geflüchtet und später verhungert waren. Es fehlte an Händen, um die Verstorbenen zu begraben; die Leichname lagen tagelang umher und wurden von den Hunden gefressen. In Kaja Dibi (unweit Sungurlü), einem Dorfe von 50—60 Häusern, waren über 100 Menschen verhungert. Ein Kameel war im Stall verendet und blieb dort 40 Tage liegen; als man endlich den Stall öffnete, um das Aas fortzuschaffen, stürzte Alles herbei, um sich davon Stücke abzureißen. Der Kadi mußte eine Wache an den Ort stellen, wo man das Thier vergraben hatte, denn er war von Hungerigen umschwärmt, trotzdem alle Diejenigen, welche von dem Aas gegessen hatten, bald danach verstarben."

Bei solchen Zuständen, welche in allen Stücken noch an das dunkelste Mittelalter erinnern, kann natürlich von Fortschritten auf dem Gebiete der

geistigen Kultur keine Rede sein. Die anatolischen Türken leben noch ganz in den Schuhen der Naturkinder am Gängelbande einer gedankenfeindlichen Religion; ihr A und ihr O ist der Koran, in dessen Bannkreise der alte Adam wol, nicht aber der Geist eine Pflegstätte findet; sie sind im Islam versumpfte Naturburschen. Ein recht anschauliches Bild vom Kulturzustand der Osmanen in ihrem Stammlande entwirft A. Choisy in seinem „L'Asie mineure et les Turcs en 1875. Souvenirs de voyage.“ Er begann seine Reise mit einer Eisenbahnfahrt von Skutari nach Ismid (Nikomedia) und nahm dann seinen Weg über Brussa nach Kjutahija und Afiun Karahissar. Auf dem Marsche nach Kjutahija verließ er beim Aufstieg zum Anatolischen Binnenlande die Waldregion. „Die Landschaft“, schreibt er, „wird öde, der Boden nackt, die Menschen wild und die Hunde, deren Gesittungsstufe überall gleichen Schritt hält mit jener der Menschen, nehmen eine feinselige Haltung an. Die Gastfreundschaft wird schäbig; man marktet um ein Bündel Reisig, um sich gegen die im Oktober auf diesen Tafelländern schon empfindliche Kälte zu schützen, während man fünf Meilen davon die Wälder zum Vergnügen niederbrennt. Dies ist aber die traurige Lage im ganzen Osmanischen Reiche, wo alle Verkehrswege fehlen, wo ein Bergrücken ein unübersteigliches Hemmniß ist, wo diesseits Ueberfluß, jenseits Hungersnoth herrschen kann. Eisenbahnen und keine Straßen, dies charakterisirt die türkischen Zustände, ist die Geschichte der ganzen Türkei; sie fängt Alles verkehrt an. Die osmanische Kultur ist ein Gebäude, das man am Dachstuhle zu errichten begann, während die Fundamente noch fehlen. Die Türkei in europäischem Gewande gleicht aber jenen Bäuerinnen, welche Federn und schmuzige Handschuhe tragen, während ihnen der Gebrauch der Strümpfe und Sacktücher noch fremd ist.“

Je höher man auf die Plateaux des inneren Kleinasiens emporsteigt, desto ärmer werden die Bewohner; in Seydumar stieß Choisy auf die rohesten Menschen seiner ganzen Tour. „Was wollen Sie von diesen Leuten?“ sagte Nikolaki; „es sind Ochsen“, und Choisy mußte die Ansicht seines griechischen Führers bestätigen. Kjutahija, welches schon tief landeinwärts liegt, trägt das düstere, traurige, schweigsame Gepräge einer türkischen Stadt. Choisy konnte hier die jungen Türkenkinder — richtiger Türkenknaben — beobachten, deren Ausdruck durchwegs Intelligenz athmet. Der türkische Knabe ist wirklich ein kütschük adam, d. h. ein kleiner Mann, frühreif und eher bösartig als schelmisch. Fast scheint es, als ob diese Menschen einem andern Entwicklungsgesetze unterworfen wären, welches die jugendlichen Keime mit zunehmendem Alter erstickt, verthiert. Der Osmanli des Innern hat Etwas vom wilden Thiere, dessen Instinkte er in verschiedenem Maße theilt. Kein Wunder, daß alle Last des Lebens, auch die mühevollste Feldarbeit, den Schultern der Weiber aufgebürdet wird. Andererseits sind die Türken große Kinder, welche von Herzen lachen über eine Kleinigkeit, über ein Wort einer fremden Sprache, ja den Reisenden wegen fehlerhafter Aussprache ihres eigenen Idioms schamlos ins Gesicht lachen; zugleich legen aber diese Wilden eine außerordentliche Empfindsamkeit an den Tag. Die Idee einer Konversation ist dem Osmanen durchaus fremd. Nicht daß es ihm an Feinheit fehle; er besitzt deren so viel

und vielleicht mehr als der Europäer, seine Sprüchwörter bekunden einen außerordentlich gesunden Sinn; aber was ihm vollständig mangelt, das ist der Geist. Neben seiner Empfindsamkeit zeichnet ihn jedoch ein merkwürdiger Gleichheitssinn aus; zwischen Pascha und Keradschi besteht in der That kein Unterschied der Bildung noch des Wissens. Alle Welt kennt den Koran und die Schrift, aber auch nichts als die Schrift und den Koran. Deshalb sieht man auch oft einen Menschen aus der niedrigsten Stellung zu den höchsten Würden sich emporschwingen; nichts wird dabei geändert als das Kleid. Der Türke kennt daher auch kein Respektsgefühl und empfindet dieses nur vor physischer Kraft. Wenn er dem Franken solches bezeugt, so geschieht dies nicht wegen seiner geistigen Ueberlegenheit, sondern blos wegen der materiellen Machtmittel, worüber die Franken verfügen. Aus dem nämlichen Grunde spielt die Karbatsche eine so große Rolle im Reiche des Sultans; die Polizei wird mit Hieben gehandhabt; überall die Karbatsche, dies das Korrektiv des Gleichheitssinnes in der Türkei. Die türkische Regierungsweise läßt sich in wenige Worte zusammenfassen: absolute Erlaubniß für Jedermann, Alles zu thun bis zu jenem Momente des Mißbrauches, welchem die Karbatsche Halt gebietet. Nirgends giebt es mehr Freiheit als unter den absolutistischen Regierungen des Orients, aber Achtung auf den Mißbrauch und die Karbatsche.

Unter solchen Betrachtungen war Choisy von Kjutahija nach den Ruinen von Aezani und von da nach Afiun-Kara-Hissar gewandert, welche Stadt mit ihren engen, krummen Straßen und ihrem farbenprächtigen Bazar eine Citadelle auf einem riesigen schwarzen Felsen besitzt, von dem sie den Namen trägt. In einem Han belauscht Choisy ein eifriges Gespräch über den bevorstehenden Ausgang eines großen Prozesses, der alle Gemüther bewegt. Man erörtert, welche Partei die meisten und größten Bakschisch auszutheilen im Stande ist, denn Alles ist hier käuflich; es ist ein G e s c h ä f t, Zeuge, eine S p e k u l a t i o n, Richter zu sein. Kara-Hissar ist das Centrum des Opiumlandes, d. h. Opium ist hier das alleinige Anbauobjekt und Mohnöl das einzige Fett, mit welchem Kuchen, Pillaf u. dgl. angemacht werden. Es scheint indeß nicht, daß die Bevölkerung sonst dem Genusse des Opiums mehr als gewöhnlich fröhne, denn sie ist kräftig und gesund, eher weniger verthiert als anderwärts. Auch Choisy bemerkt übrigens, wie andere Reisende, die Gleichförmigkeit der Gesichtszüge, oder besser: die Abwesenheit jeglicher persönlicher Charakterzüge bei den Türken; es giebt nur Einen Typus; heiße er Achmed oder Selim, so ist doch nichts als der Name verändert. Die Wohnungen gleichen in diesem Opiumdistrikte jenen, welche überall im Innern Phrygiens verbreitet sind; nur selten verfügen sie noch über ein Gärtchen, denn die Zerstreuungen der Gärtnerei erfordern mehr Anstrengung, als die faule Rasse aufzuwenden geneigt ist. In Kleinasien ist der Turban noch in allgemeinem Gebrauche, und das Kostüm der Reform mit dem Fez wird nur von den Pascha getragen. Selbst in diesen centralen Gebieten beobachtete Choisy allerwärts die sicheren Anzeichen des Sinkens der Bevölkerungszahl; wo vor zwanzig Jahren noch große Städte blühten, erblickt man heute nur mehr einen weiten Friedhof und einige elende Hütten. Der Osmane wandert nicht aus; seine Rasse erlischt aber in ihrem

eigenen Stammlande, gleichwie jene geologischen Spezies vergangener Zeiten, nachdem die ihnen zugemessene Frist ihrer Existenzberechtigung abgelaufen war. Für diese Erscheinung werden die verschiedensten Gründe ins Treffen geführt, auf die wir hier nicht näher eingehen wollen; gleichviel aber, welche die veranlassenden Ursachen seien, die Thatsache steht fest und springt in die Augen jedes Beobachters: der osmanische Stamm verschwindet geräuschlos von der Erde.

Als Choisy Afiun-Kara-Hissar verließ, wo er sogar das Bairamfest düster und langweilig gefunden, schlug er die Richtung nach Süden ein, um das durch seine Erdbeben berüchtigte Gebiet des oberen Menderes (Mäander) zu besuchen. Die Ebene um die Stadt, anfangs fruchtbar, wird gar bald steril; dann dringt man in eine steinige, nur von Hirten durchstreifte Bergregion, in welcher es auch an Räubern nicht fehlt. Auf des Franzosen Frage, warum die Leute nicht um militärische Hülfe bäten, erhielt er zur Antwort: es sei genug, daß sie sich der Räuber erwehrten, ohne sich auch noch von den Gendarmen ausplündern zu lassen. Escheklü wird von Erdbeben besonders häufig heimgesucht, und wer die dortigen Bauverhältnisse kennt, wundert sich nicht mehr über die furchtbaren Verwüstungen; die Sorglosigkeit der Osmanen streift geradezu ans Unglaubliche. Alle Häuser in Eschеklü sind von den Wassern unterwaschen und der geringste Stoß genügt, um sie umzuwerfen; die Türken wissen es sehr wohl, sind aber viel zu faul, um auch nur den kleinsten Abzugsgraben anzulegen. Die Dorfschaften dieser Gegend zeigen keine Gassen mehr, sondern die Häuser stehen unregelmäßig, oft durch weite, natürlich unbebaut gelassene Räume getrennt. Allmählich ändert sich auch der Typus der Menschen. Man bemerkt nun mehr ovale Köpfe und Gesichter, um deren Lippen beständig ein nichtssagendes Lächeln spielt, während der halbgeöffnete Mund ihnen ein blödes Aussehen verleiht. Die Weiber sind wo möglich noch häßlicher und stupider als die Männer, welche für diebisch gelten. Sie verschleiern sich kaum und öffnen, wenn sie sprechen, einen Mund, der von einem Ohre zum anderen reicht, und glotzen dabei mit großen, ausdruckslosen Augen. Die Sitten dieser Leute sind jene des Urmenschen und entsprechen ganz den elenden, herabgekommenen Gestalten, welche schon Cicero in diese Gegenden versetzt. Geld ist ihnen fast unbekannt, Tauschhandel noch fast allein im Schwunge. Choisy sah eines Tages einen Osmanen, dessen Weib mit ihrem Säuglinge und einer Menge von Geschirren schwer bepackt neben ihrem auf einem Esel reitenden Gemahle einherging, und machte dem Manne Vorwürfe über sein inhumanes Betragen. Der Moslem begriff anfangs unseren Franzosen gar nicht, endlich aber sagte er mit der größten Seelenruhe: „Dies ist nur, um den Esel nicht zu überladen.“ Dieses einzige Wort erschöpft die Geschichte des türkischen Weibes. Eine genauere Prüfung des osmanischen Charakters zeigt, daß sogar dessen Lichtseiten eigentlich auf Fehlern beruhen; so z. B. seine Großmuth auf Unvorsichtigkeit; auch muß man zugeben, daß seine Biederkeit stark übertrieben wird, da man ihm dieselbe meist mit bewaffneter Hand abnöthigt. Der Fremde, welcher, vom Zaptieh begleitet, in die Hütte des Osmanen tritt, hält nur zu leicht den freundlichen Empfang für Gefühlsausfluß,

während dieser nur gute Miene zum bösen Spiele macht. Der Türke ist wol gutmüthig und macht leicht fromme Stiftungen; er stiftet aber nur und erhält nicht. Zu seinem Seelenheile und zum Besten der Pilger legt er z. B. eine Straße an, aber es fällt ihm nicht und auch sonst Niemand ein, sie im Stande zu halten, und wenn nach einiger Zeit die Pilger wieder im Kothe der zu Grunde gegangenen Chaussee patschen müssen, so werden sie doch ein Gebet für die Ruhe des großmüthigen Straßenbauers sprechen. Der Türke erhält eben nichts, weder eine Straße noch eine Moschee, weder sein Haus noch seine Kleider, mit einem Worte nichts. Er ist ein durchaus indifferentes Wesen, das von einem Tage zum andern in völliger Sorglosigkeit vegetirt, sich durch seine Nachlässigkeit alle erdenklichen Uebel zuzieht und dann beim Einbruche des selbstverschuldeten Unglücks ausruft: „Gott hat es gewollt, so stand es geschrieben.“ Diese merkwürdige Natur des Orientalen ist indeß reich an Kontrasten; trotz seiner Apathie reagirt sie aufs Heftigste gegen Beschwerden und Schmerz. Ueberlegen ist er uns darin, daß er weniger unersättlich und offener ist; auch übersteigt sein Mitgefühl für den Reisenden alle unsere Begriffe von Barmherzigkeit; die Idee der Wohlthätigkeit ist ihm so zu sagen angeboren. Alle Eigenschaften aber, welche den Osmanen auszeichnen, schwinden, gleichwie seine Individualität, bei der Berührung mit der Kultur des Westens; mit seinen Vorurtheilen legt er auch unabänderlich seine Prinzipien ab. In Gegenden, wo er dem Einflusse der Europäer ausgesetzt ist, muß man nicht mehr die Menschen, sondern blos noch die Ruinen studiren. Zu dieser Einsicht gelangte unser Gewährsmann, als er aus dem oberen Menderes-Gebiete, wo er die Trümmerstätten von Laodikea und Hierapolis besichtigte, über Jenidsche und Geira den Kulturregionen der Westküste sich näherte und endlich in Aïdin-Güsel-Hissar das Ende der Eisenbahn erreichte, welche von hier nach Smyrna führt. (Vgl. „Ausland“, 1877, Nr. 29.)

Die Turkomanen oder Türkmen, wie sie sich selbst nennen, sind mit den osmanischen Türken gleichen Ursprungs und haben mit ihnen auch die Sprache gemein. Sie kamen mit den anderen Turkvölkern nach Kleinasien, gelangten aber nicht, wie ihre seldschukischen und osmanischen Stammesverwandten, zu einer größeren Machtentwicklung. Sie haben sich niemals zu einem gemeinschaftlichen Körper vereinigt und die einzelnen Häupter, welche nach dem Zerfall des Seldschukenreiches sich eine Herrschaft begründet hatten, unterlagen gar bald der kraftvollen Einheit der Osmanen. In Lager oder Ordu getheilt, wanderten sie, theils als Nomaden theils als Räuber lebend, unstet umher, bis sich in der Mitte des 17. Jahrhunderts eine Trennung vollzog: Ein Theil baute sich feste Wohnsitze und bestellte den Acker, während der andere größere das altgewöhnte Leben fortsetzte. — Erstere, die seßhaften Turkomanen, haben sich hauptsächlich in den Sandschaken (Liwa) von Tarsos und Adana angesiedelt und man findet sie dort, nach Viktor Langlois, auf 6100 Häuser vertheilt, in der Stärke von etwa 30,000 Köpfen. Ihre Herden werden zu 347,000 Stück Hornvieh und 3700 Kameelen geschätzt. Obgleich an die Scholle gebunden, haben diese Turkomanen aber die alte Eintheilung in Ordu, unter Führung erblicher Häuptlinge, beibehalten.

Sie leben in beständigem Kampfe mit ihren nomadisirenden Brüdern, den Juruken (d. h. Wanderer), welche raublustig die Herden bedrohen. „Tufeng jok, ekmek jok“ — keine Flinte, kein Brot — ist der Wahlspruch dieser Unholde. Nichtsdestoweniger sind sie aber dennoch gastfreundlich, treiben Viehzucht und widmen sich, nach C. v. Scherzer, sogar der friedlichen Butter- und Käsebereitung. Im Sommer bewohnen sie die Gebirge, im Winter die Ebenen und das Hügelland. Religion haben sie beinahe keine, da sie weder Moscheen noch Imame besitzen, doch üben sie die Beschneidung, glauben an Mohammed und zählen sich zu seinen Anhängern. G. Radde berichtet von den nomadisirenden Turkmen, welche er im nordwestlichen Armenien im Quelllande des Kani-tschai (eines Nebenflusses der Kura) antraf, daß sie ihren religiösen Grundsätzen nach zwar Mohammedaner seien, jedoch Wein tränken, überhaupt die Gebote des Propheten nicht streng beobachteten, und fügt hinzu: „Die Kunst Teppiche und Pallasse zu weben ist ihnen wohlbekannt, viele von ihren Weibern üben sie mit Geschmack und Geschick aus. Ueberhaupt gelten sie für ehrliche und arbeitsame Leute, deren Argwohn gegen die Türken leicht erklärlich ist. (Ihr Haß gegen Letztere ist sehr groß, da sie unter deren Drucke viel zu leiden haben.) Sie treiben im Sommer ausgedehnte Alpenwirthschaft und ziehen, nachdem die Felder in der Nähe ihrer festen Wohnsitze im Frühling bestellt sind, auf die Jaila. Sie haben in der Bereitung von Käse und saurer Milch eine große Meisterschaft erreicht und die drei Hauptprodukte ihrer Alpenwirthschaft: Kaimach, d. i. gekochter süßer Schafrahm, Koin-penil, d. i. Schafkäse, und Jogurt, d. i. saure Milch, sind ganz vorzüglich.“ (Petermann's „Mittheilungen“ 1868, S. 60.)

Was das Körperäußere der Turkomanen anlangt, so bemerkt der englische Reisende Fraser („Winter Journey to Teheran“, 1838) über die nördlich von Persien herumwandernden Stämme, daß deren allgemeines charakteristisches Aussehen beträchtlich variire, daß aber auch viele individuelle Verschiedenheiten bei ihnen vorkämen. Aehnliches geht aus den Berichten anderer Reisender hervor, welche in den verschiedensten Gegenden Turkomanen beobachtet haben, und aus dem Umstande, daß die meisten Reisenden in Kleinasien fast gar nichts über das Aeußere der dortigen Turkomanen erwähnen, darf man schließen, daß diese nichts besonders Auffälliges im Vergleich zur übrigen Bevölkerung haben müssen. Das Stammgepräge der Turkomanen soll sich aber bei allen Verschiedenheiten und Abänderungen der Gesichtszüge in den kleinen Augen, einer abgeplatteten Stirne und einem dünnen Bart zu erkennen geben.

Die turkomanische Tracht ist nicht wesentlich von der im Orient allgemein üblichen verschieden. H. Barth beschreibt im Ergänzungsheft 3 zu Petermann's „Mittheilungen“, S. 69, die äußere Erscheinung der Frauen. „Die beiden Turkomaninnen“, sagt er, „mit Zügen voll ausdrucksvoller Gutmüthigkeit, wie man sie auch bei uns gewöhnlich nur auf dem Lande sieht, waren sehr anständig angethan mit einer Fülle von Kleidungsstücken, aber unverschleiert, wie man das bei den Turkomanen und Juruken gewöhnlich findet. Auf dem Kopfe hatten sie einen hohen, mit dem Kopftuch umwundenen Turban, trugen lange weite Hosen, ein weißes, gestreiftes Hemd, darüber einen

Kaftan und endlich eine Jacke. Von ihnen erfuhren wir, daß die Dorfbewohner eine leidliche Menge verschiedener Produkte erzeugen, wie Gerste, Weizen, Linsen, Erbsen und Hanf, und sie erfreuen sich offenbar eines ansehnlichen Wohlstandes."

Die Juruken sind hauptsächlich über die Gebiete der Vilajete Adana, Aïdin und Chudawendikjar verbreitet und man schätzt dort ihre Zahl auf 17,000 Zelte oder Familien, die nach F. Turrell mit 13 zu multipliziren wäre, um die Kopfzahl (also 221,000) zu ergeben. Rechnet man hierzu die Juruken der Vilajete Aleppo und Damaskus und die besprochenen seßhaften Turkomanen, so würde sich die gesammte turkomanische Bevölkerung der asiatischen Türkei auf ca. 300,000 Köpfe beziffern.



Turkomane.

Ebenfalls turkomanischen Stammes sollen die im Taurus, im Gebiete des Samantia- und oberen Saran-Su hausenden Afscharen sein. Der russische Reisende P. v. Tschihatscheff berichtet über sie in Petermann's „Mittheilungen", Ergänzungsheft zu Band IV u. A. Folgendes: „Die das Gebiet des Kosan-Dagh, des alten Antitaurus, bewohnenden, wegen ihrer Räubereien in der ganzen Provinz von Kaisarie gefürchteten Afscharen vom großen Stamme Farsak — der in 12 Unterabtheilungen unter eben so viel Brüder des Fürsten Kosan Oghlu zerfällt — zeichnen sich eben so sehr durch einen unverkennbaren Ausdruck von Stolz und Härte in den Gesichtszügen aus, als wie durch körperliche Schönheit, besonders das weibliche Geschlecht, das stets unverschleiert geht und durchaus keine Schüchternheit zeigt. Die Afscharen leben

ganz unabhängig von der Pforte und in ihrem Gebiete haben die türkischen Pascha keine Gewalt." Tschihatscheff sollte dies erfahren, als er, mit einem Geleitsbriefe des Pascha von Tarsus versehen, einen Unterhäuptling des Afscharenstammes besuchte. Derselbe nahm ihn wohl auf, nannte ihn unter kräftigem Händedruck einen Taschakly-oghlan, d. h. einen tüchtigen Burschen, und meinte, er würde dem Oberherrn der Afscharen, an den er einen Empfehlungsbrief mitgab, sehr wohl gefallen, nur müßte er rathen, daß der begleitende Tatar seine Amtsuniform (rothe Tressenjacke) ablege und daß Tschihatscheff den Ferman des Pascha nicht vorzeigen möge, denn als verständiger Mann müsse er, der Reisende, wissen, daß „der türkische Sultan nur ein Dreck (Bök dyr) ist." — In Jerebakan, am südwestlichen Gehänge des Kermes-Dagh, südlich von Hadschin, traf der russische Forscher den gefürchteten Oberherrn aller Afscharen, der in einfachster Kleidung, aber starrend von Waffen, ihn zuerst etwas kühl empfing, nach Lesung des Briefes des Unterhäuptlings aber sofort in wärmste Freundschaftsbezeigungen überging und ihm seinen vollsten Schutz innerhalb seines Gebietes zusicherte. „Nachdem ich seine Fragen", erzählt Tschihatscheff, „nach den Motiven meines allzukühnen Unternehmens in jetziger gefährlicher Zeit — es war beim Ausbruche des Krimkrieges — zu seiner großen Befriedigung mit dem Kompliment beantwortet hatte, daß der Verkehr mit dem einzigen (?), gegenüber dem osmanischen Despotismus seine ganze Unabhängigkeit bewahrenden Stamme mir, wie jedem liberalen Europäer, hohen Genuß gewähren müsse, forderte er mich auf, einige Zeit, ja wenn es sogar meine persönliche Sicherheit erfordere, bis zu wiederhergestelltem Frieden bei ihm zu verweilen.... Die klaren Ansichten, welche dieser einfache Mann in längerem Gespräche über die Zustände des Türkischen Reiches entwickelte, setzten mich vielfach in Erstaunen."

Die Kurden kommen in größeren oder kleineren Gruppen im ganzen nördlichen Vorderasien vor, namentlich aber in Armenien und Kurdistan, und sollen deshalb im IV. Kapitel geschildert werden.

Ebendaselbst wollen wir die Kysylbaschen, die Rothköpfe, näher betrachten, die sowol in Kleinasien als auch in Armenien und Kurdistan in größeren oder kleineren Gruppen zerstreut auftreten. In Anatolien sind die beiden fruchtbaren Ebenen in der Nähe von Tokat, die Kas Ova (Gänseebene), am nördlichen und die Ard-Ova (Hintere Ebene) am südlichen Fuße des Tschamlybet-Dagh, mit Kysylbaschen stark bevölkert und ebenso werden sie in den Dörfern zwischen Angora und Amasia, sowie zwischen Karahissar und Tokat, in großer Anzahl angetroffen. — Im Gegensatz zu den armenischen und kurdistanischen Kysylbaschen, welche als arge Räuber verschrieen sind, werden die anatolischen als friedliche, ehrliche und umgängliche Leute geschildert. Sie sind sehr gastfrei, berichtet ein Reisender, und besitzen nichts von jener lächerlichen Eifersucht, welche die weibliche Bevölkerung in mohammedanischen Bezirken zum Vieh herabwürdigt. Die Frauen sind infolge dessen gar nicht scheu; so oft man Theile ihres Anzuges, alte Münzen in ihren Haarflechten 2c., näher betrachten wollte, traten sie ohne alle Ziererei heran, gleichviel ob in Gegenwart ihrer männlichen Angehörigen oder nicht.

Kaukasier finden wir in Kleinasien als **Lasen** und **Tscherkessen** vertreten. Erstere bewohnen das pontische Küstengebiet zwischen dem Charschyt- und Tschoruk-Su von Tireboli (Tarabulus) bis Batum, welcher Landstrich deshalb auch Lasistan genannt wird. Sie sind ihrer Abstammung nach Georgier und haben mit diesen den schlanken Wuchs, den kräftigen Körperbau, die helle Gesichtsfarbe und die vorherrschenden blauen Augen gemein. Jedoch in Sprache und Charakter sind sie ihren Stammesgenossen unähnlich geworden, indem sie durch den Verkehr mit den Türken deren Sprache annahmen und, die berühmte Tapferkeit der Kaukasier vergessend, mit dem Rufe der Feigheit sich beladen haben. Nichtsdestoweniger aber spricht sich Oberst Kasbek in der „Russischen Revue" (1877) sehr günstig über die Lasen aus: „Die Küstenbevölkerung südlich von Batum zeichnet sich durch schönes Aeußere und merkwürdig reinliche Kleidung aus; die geistige Entwicklung und eine gewisse Art äußeren Glanzes setzten uns in Erstaunen. Das Volk lebt im Ueberfluß. Das Weib zählt als Arbeitskraft; sie ziehen, in Feiertagsanzüge gekleidet, das Gesicht von einem dünnen Schleier verhüllt, mit Körben auf den Markt, während die Männer mit einer gewissen Wichtigkeit und leeren Händen ihnen folgen. Unwillkürlich fragten wir uns: wo sind denn die Menschenfresser, deren Europa in seinen Erzählungen von den Lasen Erwähnung thut; wir verblieben der festen Zuversicht, daß der ganze Landstrich die andere Bevölkerung von Türkisch-Grusien weit übertrifft; ja man darfs kühn behaupten, man findet hier weniger Diebstahl und Raub als an vielen Orten des Kaukasus."

Die **Kleidung der Lasen** ist, im Gegensatz zu der im Orient allgemein üblichen weiten, mehr eng und an den Körper anschließend. An die Stelle des Turbans und Käppchens tritt eine Art wollener Kapuze, deren Zipfel um den Kopf geschlungen werden, eine ebenso bequeme wie charakteristische und hübsche Kopfbedeckung. Auf der Brust tragen die Lasen, ebenso wie die Georgier (Grusier), Patronenbehälter aufgenäht, die wie die ganze Kleidung mit silbernen und goldenen Borten besetzt sind. In dem mit Kupfer eingefaßten Gürtel steckt stets eine Anzahl Waffen, darunter ein breiter, kurzer Dolch statt des sonst gebräuchlichen Yatagan. Auch ihre Flinten sind kürzer als die der Nachbarvölker. Die Kopfstärke der Lasen wird in sehr von einander abweichenden Zahlen angegeben, nämlich von einer Quelle zu 20,000 Personen beiderlei Geschlechts und von einer anderen zu 68,000 männlichen Individuen.

Tscherkessen giebt es in der asiatischen Türkei etwa 400,000. Nach der „Oesterreichischen Monatsschrift für den Orient" wanderte im Jahre 1863 nach der Unterwerfung des Landes durch die Russen ein Drittel der Bevölkerung des westlichen Kaukasus, etwa 200,000 Köpfe, nach der Türkei aus und zwar zunächst nach Samsun in Kleinasien, von wo aus sie sich später nach verschiedenen Theilen der Halbinsel vertheilten. Während des Winters und Frühjahrs 1864 kamen abermals in Trapezunt, Samsun und Sinope 236,700 Auswanderer an, und im Juni desselben Jahres wurde die erste Abtheilung derselben, 3000 Köpfe, nach der Europäischen Türkei übergeführt. Hunger und Krankheiten sollen unter diesen Auswanderern, für welche die türkische Regierung im Anfang nicht die geringste Fürsorge getroffen hatte, schrecklich

gewüthet haben. Einzelne Abtheilungen sollen auf die Hälfte reduzirt worden sein. — Nach Ubicini und Pavet de Courteille („Etat présent de l'empire ottoman", Paris 1876) soll die Tscherkesseneinwanderung bereits 1855 begonnen und im Jahre 1866 mit einer Million ihren Höhepunkt erreicht haben. 600,000 vertheilten sich davon auf Europa und 400,000 auf Asien. Nach 1867 folgten (nach Ali Suavi) 500,000 Köpfe Tscherkessen, Tschetschenzen und Tataren). — Erst nachdem die Tscherkessen Monate lang in den kleinasiatischen Häfen geschmachtet hatten, stellte die Türkei den Kolonisationsplan fest, nach welchem eine lebende mohammedanische Mauer zwischen den serbischen und bulgarischen Bevölkerungen der bulgarischen Timoklinie aus diesen Auswanderern gebildet werden sollte. Zwischen dem Lom und der Timokmündung wurden 20,000 Tscherkessen mit ihren Familien ausgeschifft, die Bulgaren hatten ihnen Häuser bauen müssen, und nachdem sie wenige Jahre vorher die tatarische Einwanderung (1861) aufgenommen hatten, wurden sie durch die Tscherkessen nun noch weiter eingeengt und bedrückt. Obwol ihnen bei ihrer Einwanderung in den Jahren 1865 und 66 Land unentgeltlich zur Bebauung angewiesen wurde, so haben sich doch die wenigsten zu einem seßhaften Leben bestimmen lassen; die große Mehrzahl aber zog und zieht es vor, als Räuber und Bettler, bestenfalls als Taglöhner, im Lande umherzustreifen und den friedlichen Bewohnern zur argen Last zu werden. Um so besser erfüllten sie aber den politischen Theil ihrer Mission, wie die Aufstände und Kriege der letzten Jahre zeigten, in denen sie der Türkei große Dienste geleistet haben.

Wie man aus dieser Einwanderungsgeschichte sieht, gehören die „Tscherkessen" der Türkei keineswegs zu ein und demselben tscherkessischen Stamme, sondern sie setzen sich aus all den verschiedenen Völkern des Kaukasus zusammen, welche die faule Wirthschaft des Türkenstaates der strammen Ordnung des Zarenreiches vorzogen. In der Hauptsache sind es aber Cirkassier oder Tscherkessen und kaukasische Tataren.

Die tatarische Bezeichnung (Adige-) Tscherkessen ist ein Sammelname für alle Bergvölker, die am Nordabhange der Kaukasuskette und auf den Kubanischen Ebenen, vom Kuban an bis zur Festung Anapa und von da längs des Südabfalles der Kette, längs des Ostufers des Schwarzen Meeres bis zum Lande der Ubychen, einstmals wohnten. Weder in Sprache noch Sitten lassen sie eine Verwandtschaft mit einander erkennen. Ihre Sprachen stehen ebenso wie die der anderen Kaukasusvölker gänzlich geschwisterlos im großen Zungenreiche, und man weiß daher nicht, welchem Hauptstamme man dieselben zutheilen soll. Einige rechnen sie zu der indoeuropäischen, andere zu der nordasiatischen Gruppe und du Ponceau fand sogar in der Struktur der Georgischen Sprache Aehnlichkeiten mit den Idiomen der nordamerikanischen Aboriginer.

Die Zahl der tscherkessischen Völker ist eine sehr große. A. Berger führt in Petermann's „Mittheilungen" (1860, 165) nicht weniger als 16 solcher Völkerschaften an, und zwar: die Bewohner der Großen und Kleinen Kabarda, flüchtige Kabardinen, Schapsugen, Natuchaschsen, Schegeken oder Scheaken, Abazachen, Gatiukai, Bscheduchen (in Tschertscheneizen und Chamyscheizen zerfallend), Schanejefzen, Kemgui (Kemirgoi und Temirgoi), Jegerukoi, Beßlenei,

Mochosch, Tschiobsinen und Adale. Alle diese Stämme sind mit Ausnahme der Kabardiner nach der Türkei ausgewandert, wie M. v. Thielmann („Streifzüge im Kaukasus u. s. w." S. 39) und G. Radde (Ergänzungs-Band VIII zu Petermann's „Mittheilungen" Heft 36, S. 64) übereinstimmend berichten. Da somit die Tscherkessen ein Bevölkerungstheil des Osmanischen Reichs geworden sind, so dürfte hier ein kurzer Ueberblick über ihre Geschichte wol am Platze sein.



Tscherkessen.

Die Tscherkessen, die sich selbst Adige nennen, bewohnten im Alterthum die Westseite des Kaukasus und die Halbinsel Krim und waren den Griechen unter dem Namen Ζυχοί bekannt. Im siebenten Jahrhundert bereits verließ das Volk der Kabardinen seine Wohnsitze an der Südseite der Krim (auf welcher ein Landstrich von den Tataren noch heutzutage „Tscherkessische Ebene" genannt wird) und siedelte sich im Delta des Kuban an. Im Anfange des 16. Jahrhunderts waren die Tscherkessen über das ganze Ostufer des Asow'schen Meeres, vom Don bis zum Kimmerischen Bosporus verbreitet, von wo sie durch die Russen und Tataren verdrängt wurden. Nach tscherkessischen Ueberlieferungen gelten als älteste, am Nordabhange des Kaukasus angesiedelte Adigevölker die Kabardinen und Beßlenejewezen; sie nahmen den Fuß des Gebirges zwischen den Flüssen Belaja, Laba und Urup ein, wurden aber von anderen aus den Pontuslandschaften zugewanderten Tscherkessenvölkern allmählich weiter und weiter nach Osten zurückgedrängt.

Bis zum Jahre 1829 bildete der Kuban die russische Grenze gegen das Land der Tscherkessen, welches unter türkischer Schutzherrschaft stand. Im Frieden zu Adrianopel aber wurde es an Rußland abgetreten und nun begann die lange Zeit der Kämpfe. Theils von den Türken, theils von dem Tschetschenzenfürsten Schamyl immer in Aufregung gehalten, waren die Tscherkessen, entweder in ihrer Gesammtheit oder in dem einen oder andern Stamme fortwährend im Aufstande gegen die russische Herrschaft, bis diese 1864 entgiltig die Oberhand gewann und der Rest der tscherkessischen Bevölkerung nach der Türkei auswanderte.

In die Zeit des Aufstandes fällt erst die allgemeine Einführung des mohammedanischen Glaubens, der aber keineswegs eine schnelle und begeisterte Aufnahme fand. Die Tscherkessen blickten als geborene Aristokraten nur mit Verachtung auf die von Schamyl gesandten Verbreiter der neuen Lehren. Traten diese Apostel bei Gemeindeversammlungen mit Bekehrungsreden auf, so blieb die Mehrzahl der Zuhörer gleichgiltig und man meinte beim Auseinandergehen: „Das ist Sache der Mollah; wir aber sind, Gott sei Dank, Fürsten; mögen sie hierüber ihrer eigenen Brüderschaft vorpredigen.“ Ein gebrechlicher Greis, das Haupt einer moslemisch gewordenen Familie, war dem Tode nahe und wurde von einem herbeigerufenen Mollah durch blühende Schilderung des Paradieses zur Annahme des Islams zu bewegen versucht. Der Greis hörte dem verhaßten Prediger lange schweigend zu, doch endlich rief er ungeduldig aus: „Die besten Jahre meines Lebens verbrachte ich mit jetzt schon entschlafenen Männern; sie dachten niemals an den moslem'schen Glauben und waren edler, tapferer und treuherziger, als die Leute jetzt sind. Ich will Euer Paradies nicht; wohin jene gingen, gehe auch ich; lieber bin ich mit ihnen zusammen.“ — Trotz solcher Züge konservativen Sinnes schwenkten aber doch mit der Zeit die Tscherkessenvölker zum Islam über, wol in der Hoffnung, durch diesen Schritt sich in den Türken Bundesgenossen gewinnen zu können. Es half ihnen aber nichts, sie blieben verlassen und verloren bald auch ihr Vaterland.

Ausführlicheres über die Geschichte der Tscherkessenvölker, über die ehemaligen Wohnsitze, Lebensverhältnisse u. s. w. derselben giebt der schon erwähnte A. Berger in Petermann's „Mittheilungen“ 1860, S. 169, worauf wir hier verweisen.

Wie die einzelnen Völker in Sprache, Sitten und Gebräuchen von einander abweichen, so unterscheiden sie sich auch im Körperäußern, und so kommt es, daß ein Reisender die Cirkassier (gleichbedeutend mit Tscherkassen oder Tscherkessen) als Typen der Schönheit bewundert, besonders die Frauen, während Andere sich ziemlich nüchtern über diese Leute ausdrücken. Die Männer, heißt es bei dem Einen, sind meistentheils von großer Statur, magerem, herkulischem Körperbau, sehr schmal an den Lenden, aber ungewöhnlich kräftig in den Armen; die Füße zeichnen sich durch Kleinheit aus. Die Weiber sind nicht alle cirkassische Schönheiten, aber größtentheils gut gebildet, haben eine weiße Haut, dunkelbraunes oder schwarzes Haar und regelmäßige Gesichtszüge. Es giebt bei ihnen eine größere Anzahl von Schönheiten als bei irgend

einer andern ungebildeten Nation. Andere Reisende geben eine Mischung von Roth in ihrem Haar als Kennzeichen der Cirkassier an und Klaproth sagt, „sie haben gewöhnlich braune Haare und Augen, magere, gerade Nasen und elegante Formen.“ — Reineggs, ein Reisender des vorigen Jahrhunderts, meint aber: „ich weiß nicht, was zu dem allenthalben so ausgebreiteten Vorurtheil Anlaß gegeben haben mag, das weibliche Geschlecht der Tscherkassen für so schön zu halten. Zu einer tscherkassischen Schönheit gehört ein kurzer Schenkel, ein kleiner Fuß und ein glänzend rothes Haar.“ — Von den Kabardinern, dem Volke an den Oberläufen des Kuban, der Kuma und des Terek, heißt es, „sie haben ein stolzes und kriegerisches Ansehen, ausdrucksvolle Züge, eine große Figur und gewöhnlich große Körperkraft. Sie beobachten die Gesetze der Gastfreundschaft mit der größten Gewissenhaftigkeit. In der Ausübung der Blutrache gleichen sie den Arabern.“

Von den ritterlichsten aller Kaukasusvölker, den Kabardinern, berichtet v. Thielmann, daß ihre Tracht fast im ganzen Lande angenommen worden sei. Wir dürfen daher in der Tracht der Kabardiner, wenn wir uns eines Ausdrucks der höheren Schneiderkunst bedienen wollen, „die leitenden Gedanken“ der kaukasischen Kleidung, das Grundmodell derselben, am besten ausgedrückt finden, und es wird deshalb die Schilderung dieses Kostümes in der Hauptsache auch für das unserer ausgewanderten Tscherkessen zutreffend sein.

Die Bestandtheile der tscherkessischen Tracht sind nach M. von Thielmann vor Allem die Tscherkeßka und das Beschmet (oder Archalyk), zwei lange Röcke, welche über einander getragen werden. Das Beschmet ist ein Rock mit Aermeln, der etwa bis zur Hälfte des Unterschenkels reicht; er schließt vorn bis zum Halse mit einer Reihe Haken und Oesen und besitzt einen niedrigen Stehkragen, an beiden Seiten mächtige Taschen, von oben nach unten geschnitten. Der Stoff des Beschmets ist ein gestreiftes oder geblümtes Baumwollenzeug, bei Reicheren an den Stellen, an welchen es sichtbar wird (an Hals und Aermeln), mit Seidenstoff eingesetzt. Die Tscherkeßka wird über dem Beschmet getragen; sie ist daher in allen Theilen weiter und länger, die Aermel so lang, daß sie zurückgeschlagen werden müssen; vorn wird dieselbe durch eine Reihe kleiner, aus Zwirn gedrehter Knöpfchen vermittels Oesen bis zur Mitte der Brust geschlossen, eine äußerst mühselige und zeitraubende Arbeit. Am Halse geht die Tscherkeßka auseinander und läßt das Beschmet sehen. Zu beiden Seiten der Brust sind Reihen (sechs, acht, zehn) von Hülsen für die Patronen angenäht, oft mit Silber und Gold verziert. Namentlich findet man bei Vornehmen in diesen Hülsen kunstvolle Elfenbein- oder Hornbüchsen mit silbernen Deckeln. Taschen besitzt die Tscherkeßka nicht, sondern nur Schlitze, durch welche man in die Taschen des Beschmet greift. Der Stoff ist meist ein derbes Wollenzeug und stets einfarbig. Gegen den Regen und die Kälte wird allgemein die Burka getragen, ein halbkreisförmig geschnittenes Stück dicken Filzes, auf dessen äußerer Seite die Wolle zottig herabhängt. Sie wird an einem Riemen um den Hals gehängt und schützt nur eine Seite des Körpers, muß also stets nach dem Winde und Regen gedreht werden; von der Wetterseite gesehen sieht der Träger in ihr wie ein Riesenpilz aus.

Eine glatt anliegende enge Hose aus dunkelfarbigem Stoffe bedeckt die Beine, darüber lederne oder tuchene, oft reich mit Tressen und Stickerei verzierte Kamaschen; am Fuß ein einfacher Halbschuh, der nicht von der Kamasche festgehalten wird.

Das verschiedenartigst gestaltete Stück des ganzen Anzugs ist unzweifelhaft die Kopfbedeckung, da in dieser nach orientalischem Gebrauch jedes Volk sein Stammesthum zum Ausdruck bringt. Das durchgehende Stück ist bei allen kaukasischen Völkerschaften die Pelzmütze, insgemein Papach genannt, aber in tausenderlei verschiedenen Formen und Gestalten; die Bergvölker, zu welchen die ausgewanderten Tscherkessen gehören, tragen sie im Allgemeinen rund, mit einem Tuchdeckel darin; die Größe wechselt allerdings nach der Mode, geht aber kaum unter 20 cm. Höhe herunter; dagegen kann man auch Gebäude von der doppelten Höhe und so langhaarigem Pelze sehen, daß der Durchmesser der Höhe wenig nachgiebt. Der Stoff ist ausschließlich Schaffell, grobes und feines, schwarzes, braunes und weißes.

Ein anderes charakteristisches Stück ist das auch bei uns bekannte Baschlyk; das Wort ist türkisch und heißt nichts weiter als Kopfbedeckung. Das Baschlyk der Tscherkessen besteht meist aus einem gelbgrauen, zottigen Gewebe aus Kameel- oder Ziegenhaaren; es wird bei schlechtem Wetter über der Pelzmütze getragen, dient aber auch dem gemeinen Volke, in turbanartiger Form zusammengelegt, als einzige Kopfbedeckung.

Zur Kleidung gehören unzertrennlich die Waffen. Diejenigen Stücke, welche für die tscherkessische Tracht charakteristisch erscheinen, sind der Kindschal und die Schaschka. Der Kindschal ist ein zweischneidiges, gerades Messer von 30—40 cm. Länge, mit einer oder mehreren Blutrinnen, welche jedoch meist nicht in der Mitte der Klinge laufen. Der Griff, mit auffallend kleinem Ausschnitt für die Hand, hat keine Parirstange; die Scheide ist einfarbig, mit Leder überzogen. Getragen wird der Kindschal vor der Mitte des Leibes im schmalen Leibriemen, an welchem auch eine Fettbüchse, ferner ein komplizirtes Instrument, welches aus Feuerstahl, Schraubenzieher, Pfriem und Haken zusammengesetzt ist, und etwaige andere Werkzeuge hängen. Die Schaschka, ein langer, mäßig gekrümmter Säbel, gleichfalls ohne Parirstange, wird an einem besonderen Bandeliergehänge aus schmalen Riemen so getragen, daß die Klinge halbschräg an der linken Hüfte mit der konkaven Seite nach vorn zeigt. Griff und Scheide der Waffen, sowie Schnallen und Knöpfe am Gürtel und Gehänge, sind oft mit silbernen Zierrathen versehen. Flinte und Pistolen gehören nicht nothwendig zur Kleidung; erstere wird meist im Futteral aus zottigem Ziegenfell auf dem Rücken, letztere im Gürtel, ein Pulverhorn oft in einer kleinen Tasche unterhalb der Patronenhülsen getragen. Rüstungen, aus Kettenpanzer, Stahlhelm mit Nackenberge aus Ringen, Arm- und Beinschienen bestehend, waren früher unter den Bergvölkern häufig; jetzt sind sie meist an Sammler verkauft und finden sich nur noch in reicheren Familien oder in ganz abgelegenen Bergthälern, wie bei den Chessuren. — Ueber die Tracht der Frauen ist wenig zu sagen. Die Frauen gehen meist in Lumpen und als Mohammedanerinnen so tief verschleiert, daß man gar nichts von ihnen sieht.

So lange die Tscherkessen noch in ihrem Vaterlande waren, zerfielen sie in fünf Klassen oder Kasten. Die erste bildeten die Fürsten, welche Pscheh oder Pschi, im Tatarischen Beg genannt wurden. Die zweite bestand aus dem Work oder dem alten Adel, dessen Angehörige bei den Tataren und Russen Usden hießen. Die dritte Klasse setzte sich aus den Freigelassenen der Fürsten und Usden zusammen und wurde ebenfalls als eine Adelskaste betrachtet; die Glieder derselben waren zur Kriegsfolge ihrer vormaligen Herren verpflichtet. Die Freigelassenen der Adeligen dritten Ranges bildeten die vierte Klasse, während die fünfte aus Leibeigenen bestand. Wie weit diese Kastentheilung bei der Zerspitterung des Tscherkessenvolkes im Türkischen Reiche sich erhalten hat, ist nach den dürftigen Berichten über die dermaligen gesellschaftlichen Zustände desselben nicht ermeßbar, sicher ist aber, daß die Tscherkessen auch unter den neuen Lebensverhältnissen in ihren Untugenden und unberechtigten Eigenthümlichkeiten, wie Raubluſt und Sklavenzüchtung, sich treu geblieben sind.

Wir sagen Sklavenzüchtung, denn anders ist das Aufziehen der Kinder zum Zwecke des Verkaufes nicht zu nennen. Dieser Handel ist eine althergebrachte Einrichtung, die während der Russenherrschaft unterdrückt, im Türkenreiche wieder schwungvoll gepflegt wird. Allerdings verkündigte zur Zeit der Einwanderung die Pforte ein Gesetz, demzufolge sämmtliche Tscherkessen für freigeborene Leute erklärt wurden, nichtsdestoweniger schickten aber manche hohe Würdenträger besondere Agenten an die Landungsplätze, um die hübschesten Mädchen aufkaufen zu lassen, bevor dieselben an den Markt kamen, auf welchem sie theuer bezahlt worden wären. Sie legten auf solche Weise einen guten Vorrath von ausgesucht schöner Waare an. Seitdem hat der Mädchenverkauf seinen regelmäßigen Fortgang; die in Rumelien und in der Gegend von Brussa angesiedelten Tscherkessen versorgen den Markt von Konstantinopel ganz nach Bedürfniß. Die Käufer und Verkäufer finden sich dort in gewissen Kaffeehäusern zusammen, während die Häuser selbst, in denen sich die Sklavinnen befinden, in verschiedenen Quartieren der Hauptstadt zerstreut sind. Dorthin begiebt man sich, um die Waare zu betrachten. Die Mädchen sehen dabei flehend und schelmisch lächelnd in die Augen der Besuchenden, als ob sie sagen wollten: „Komm Efendi, kauf' mich!" Ist die Waare gewählt und der Preis bezahlt, so ist das Mädchen Eigenthum des Käufers, dem es willig in sein Haus folgt.

Die Tscherkessinnen sind ihrer Schönheit und ihres lebhaften Geistes wegen in den Harems der türkischen Großen sehr beliebt und gar viele oder fast alle Sultanmütter sind aus ihnen hervorgegangen. Diesen vornehmen Kunden vermitteln Zwischenhändlerinnen die Zufuhr der Sklavinnen. Sobald eine Sendung frischer Waare bei einem Importeur angelangt ist, schickt derselbe eine Anzahl von Unterhändlerinnen zu den zwischenhandelnden Liebhaberinnen. Diese bestehen zumeist aus hochgestellten Damen des großherrlichen Palastes oder Frauen der hohen Würdenträger. Diese Liebhaberinnen, gleichsam Bönhasen des Sklavenhandels, lassen nun die Mädchen entweder in ihr Haus kommen oder fahren zum Sklavenhändler, um das Geschäft mit ihm abzu-

schließen, nachdem sie mit der Waare eine sehr genaue Untersuchung vorgenommen haben. Das Mädchen, welches von der vornehmen Dame auf Spekulation gekauft worden ist, wird von ihr mit in ihren Palast genommen und zweckgemäß erzogen. Es bleibt etwa drei bis vier Jahre dort, um Türkisch zu lernen und in den Haremskünsten unterrichtet zu werden. Einige müssen auch auf dem Klavier klimpern, weil man solche theurer anbringen kann. Die Damen bedienen sich verschiedener Kunstgriffe, um Kunden anzulocken. So fahren sie in den Straßen von Stambul umher; das Mädchen nimmt den Rücksitz der offenen Kutsche ein und trägt einen so durchsichtigen Schleier, daß die Schönheit auffallen muß.

Manche vornehme Damen sind durch den Sklavenhandel reich geworden, denn die Spekulation ist gar nicht schlecht. Ein Mädchen von 10 oder 12 Jahren, das für 200 Pf. Sterl., d. i. 4000 Mark, eingekauft worden ist, bringt vielleicht 1000 Pf. Sterl., wenn es das 16. Jahr erreicht hat. Major Millingen („On circassian Slaves; in Journal of the Anthropological Society, Juli 1870, S. CXIV") giebt eine Preisliste über die verkauften Tscherkessinnen, mit welchen Atidscheh Khanum Efendi Handel getrieben; dieselbe ist die Mutter eines türkischen Gesandten, gehört also zur vornehmen Gesellschaft. Jene Liste enthält den Namen der Sklavin, die Summe, welche dafür gezahlt wurde, und das Jahr des Verkaufes.

Dschmelalifa, verkauft an Hamil Pascha	=	1000	Pfd. Sterl.	1859
Ainifer, an einen egyptischen Bey . . .	=	750	„ „	1859
Andelib, an Rifaat Pascha	=	650	„ „	1862
Frenkistu, an einen Bey	=	770	„ „	1862
Dilber	=	190	„ „	1866
Afitab, an Mahmud Pascha von Tunis .	=	600	„ „	1866

Wie man sieht, beschränken die Händler und Liebhaberinnen ihren Handel nicht blos auf Konstantinopel, sondern dehnen denselben auch weiter aus, namentlich auf Egypten und Tunis, wo man meist sehr hohe Preise zahlt. Ein besonderes Augenmerk wird auf den kaiserlichen Palast gerichtet, denn dort ist immer Nachfrage für den Harem. Ein Mädchen, das einmal für denselben gekauft worden ist oder im Dienste einer Sultana gestanden hat, darf niemals weiter verkauft werden; es ist unter der Würde des Thrones, daß Jemand, der Prinzen von Geblüt gedient hat, ein Gleiches bei anderen Menschen thue. — Nach männlichen Sklaven ist im Ganzen nur geringer Begehr; doch wird dann und wann ein Tscherkessenknabe gekauft, um dem Sohne irgend eines Prinzen oder Pascha's als sogenannter Gespiele zu dienen. Für diesen Zweck ist das freiwillige Angebot sehr stark, denn dieser Weg führt nicht selten zu den höchsten Ehrenstellen im Staate; gar mancher Pascha hat als Lustbube seine Laufbahn begonnen.

Den tscherkessischen Haremsblumen wird übrigens kein so glückliches Los zu Theil, wie sie sich eingebildet haben; sie müssen abgeschlossen leben, leiden unter Eifersucht und fühlen sich unter Türkinnen niemals heimisch oder behaglich. Diese sind ihnen aufsässig und hetzen gern den Herrn und Gebieter gegen die fremde Pflanze auf. Die Kebsweiber ihrerseits sind den gesetzlichen

Frauen nichts weniger als hold, es kommt gar nicht selten zu Fehden zwischen beiden Parteien. Viele Tscherkessinnen magern ab und sterben an Auszehrung. Millingen kennt auch Fälle gewaltsamen Todes. Ein Mädchen Namens Ildiz wurde von der Frau des Hauses vielfach gemißhandelt und schließlich in einen Keller gesperrt, um nie wieder das Tageslicht zu erblicken. Der Mann gab sich vergebliche Mühe, die Unglückliche zu erlösen, aber die eifersüchtige Furie wollte davon nichts hören und er war so schwach, sich zu fügen.

Am besten geht es solchen, die im kaiserlichen Palast ein Unterkommen finden. Allerdings sind sie dort streng abgesperrt, im Uebrigen fehlt es ihnen aber an nichts; sie werden gut genährt und haben allerlei Zeitvertreib als Entschädigung für die bedingte Freiheit, welche die gewöhnlichen Frauen sich erlauben dürfen. Solche, welchen das Glück vorzugsweise hold ist, werden Gemahlinnen oder Kebsfrauen des Sultans oder irgend eines Prinzen der kaiserlichen Familie. Andere werden im Serail alt und erwerben Reichthümer und Einfluß, was auf Eins hinausläuft. Aber die größte Anzahl dieser Tscherkessenmädchen wird nach einigen Jahren aus dem Palast entlassen und einem Offizier der Armee oder irgend einem Beamten verheirathet. Diese Serailmädchen gelten aber für intrigant und lüderlich, finden indeß willige Männer, welche durch die Verbindungen dieser Huldinnen Protektion im Palaste zu erhalten hoffen. Auffallend ist, daß gar nicht selten solche Serailpflanzen, auch wenn ein reicher Mann erbötig ist, ihnen die Hand zu reichen, doch widerwärtig häßlichen schwarzen Eunuchen den Vorzug geben.

Daß nicht alle Tscherkessinnen die Haremssklaverei als ihr Lebensglück betrachten, beweist folgendes kleines Begebniß: Eines Tages erschien ein alter tscherkessischer Mann am Thore des Palastes, in welchem die zweite Gemahlin des Sultans Abdul Medschid wohnte. Er sei, ließ er melden, Vater der Sultana und hege den Wunsch, seine Tochter noch einmal zu sehen, bevor er sterbe. Sie aber sprach: „Ich will und mag nicht das Antlitz des Menschen sehen, der keinen Anstand nahm, mich in die Sklaverei zu verkaufen.“ — (Glob. XVIII „Der Handel mit tscherkessischen Sklavinnen in Konstantinopel“.)

So sind die Tscherkessen! Ohne Sinn für Familienleben und Achtung des weiblichen Geschlechtes, gut beanlagt, aber ohne Bildung und Rechtsgefühl, sinnlich und arbeitsscheu, aber doch kraftvoll und ausdauernd, führen sie mit einem gewissen raubritterlichen Anstrich ein mein- und deinverwechselndes Leben der Gewaltthat, sie sind Freiheitshelden im weitesten Sinne des Wortes, sie thun Alles, was ihnen beliebt. — Was von den Tscherkessen gesagt wurde, gilt im Allgemeinen auch von den Tschetschenzen.

Wie schon bemerkt, sind mit den Tscherkessen auch Tataren aus dem Kaukasus nach Kleinasien eingewandert. Sie gehören wie die aus der Krim nach der Dobrudscha übergesiedelten Tataren zu den Nogaiern und mithin zu den Turkvölkern der großen uralaltai'schen Gruppe.

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts lebten die Nogaier noch im Nordosten des Kaspischen Meeres, zwischen dem Tobol und Jaïk in der links vom Irtysch liegenden, sogenannten Nogai'schen Steppe. Gedrängt von den Kalmüken, verließen sie diese Gegend und wandten sich weiter nach Westen, nach Astrachan

zu, von wo ein großer Theil derselben von Peter dem Großen an den Kuban und die Kuma, auf die Nordseite des Kaukasus, übergesiedelt ward. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gingen sie aus diesen Sitzen über den Dnjester und begaben sich unter den Schutz der Türkei, kehrten aber 1770 in ihre früheren Wohnplätze zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere zurück. Bis auf 15,000 Köpfe etwa, welche am Asow'schen Meere und in der Krim verblieben sind, wanderten im Laufe der letzten Jahrzehnte die Nogaier von neuem nach der Türkei aus, wo sie dermalen am dichtesten in der Dobrudscha, sonst aber weit zerstreut im ganzen Reiche zu finden sind.

Die Nogaier sollen das reinste Türkisch sprechen, ohne mongolische Zuthaten, trotzdem halten Einige sie als ein Mischlingsvolk, das viele Ueberreste der Chasaren, Petschenegen und Kumanen, namentlich aber der Mongolen, in sich aufgenommen habe. (Vgl. Petermanns „Mittheilungen", 1877, S. 147.) Für die Aufnahme mongolischen Blutes spricht allerdings ihr Gesichtstypus, der sich durch breite Gesichtsform, platte Nasen, vorstehende Wangenbeine und lange, schmale Augenhöhlen, kurz, durch eine wahre mongolische Physiognomie charakterisiren soll. Die Hautfarbe ist bräunlich bis dunkelkupferfarbig, die Haare sind durchgängig dunkelbraun oder schwarz.

Bezüglich ihrer Geistes- und Charakteranlagen unterscheiden sich die Nogaier in nichts von allen anderen türkischen Nomadenvölkern: sie sind nicht so roh, wie Jäger- und Fischervölker, sind unstet, räuberisch, mißtrauisch und wenig zuverlässig, dagegen aber im Ertragen von Strapazen ausdauernd, gastfreundlich und in gewissen Hinsichten gutmüthig. — Die Tracht der Tataren wird durch die bekannte spitz zulaufende Pelzmütze charakterisirt.

An unstetem Lebenswandel gleichen ihnen die Zigeuner; sie betreiben Kesselflicken, Bettel und Diebstahl, sprechen Türkisch und sind in allem Uebrigen den Zigeunern der anderen Länder gleich.

Die christliche Bevölkerung Kleinasiens zerfällt in Griechen (einschließlich 2—3000 Bulgaren und Kroaten), Armenier, Levantiner (Katholiken) und Europäer. Erstere, die gräkisirten Nachkommen der thrako-phrygischen Myser, Lyder ꝛc., bewohnen hauptsächlich das Küstenland am Aegäischen Meere. In der Provinz Smyrna (Vilajet Aïdin) treten sie, nach C. v. Scherzer, in der Stärke von 300,000 Köpfen auf; östlich und südlich von dieser Provinz hören bis auf wenige Orte ihre Kolonien auf und ebenfalls vermindert sich ihre Zahl in den Küstengebieten des Marmara- und Schwarzen Meeres, sodaß von sämmtlichen Griechen auf dem kleinasiatischen Festlande wol die größere Hälfte die Provinz Smyrna bewohnt. Nach A. Synvet indessen beziffert sich die griechische Bevölkerung in Kleinasien auf 945,000 Köpfe.

Immer thätig und auf Erwerb bedacht, sind die Griechen schlau berechnende Kaufleute, kühne und tüchtige Seefahrer, fleißige Ackerbauer, geschickte Handwerker mit viel Nachahmungssinn, betriebsame Advokaten und vermitteln auch als Professoren, Aerzte, Bankiers, Bildhauer, Mechaniker, Barbiere und Wirthe geistige und körperliche Bedürfnisse. Wie die europäischen Griechen sind sie sehr lernbegierig, errichten fleißig Schulen und können fast Alle lesen und schreiben. Ihren Gemeinsinn bethätigen sie durch Gründung von Hospitälern,



Turkomanenhäuptling; armenischer Bischof; kilikische Christen.

Waisenhäusern und Kirchen, zeichnen sich aber nicht durch kirchliche Duldsamkeit aus. Ihre Religion ist stark zum Formelwesen herabgesunken, theils weil ihre Geistlichen der Mehrzahl nach aus der untersten Volksklasse hervorgegangen und ungebildet sind, theils weil sie fast ausschließlich den Heiligen-

kultus betreiben. Aerzte, Professoren und Advokaten, und in neuester Zeit auch die höheren Geistlichen, haben meist ihre Studien in Deutschland gemacht.

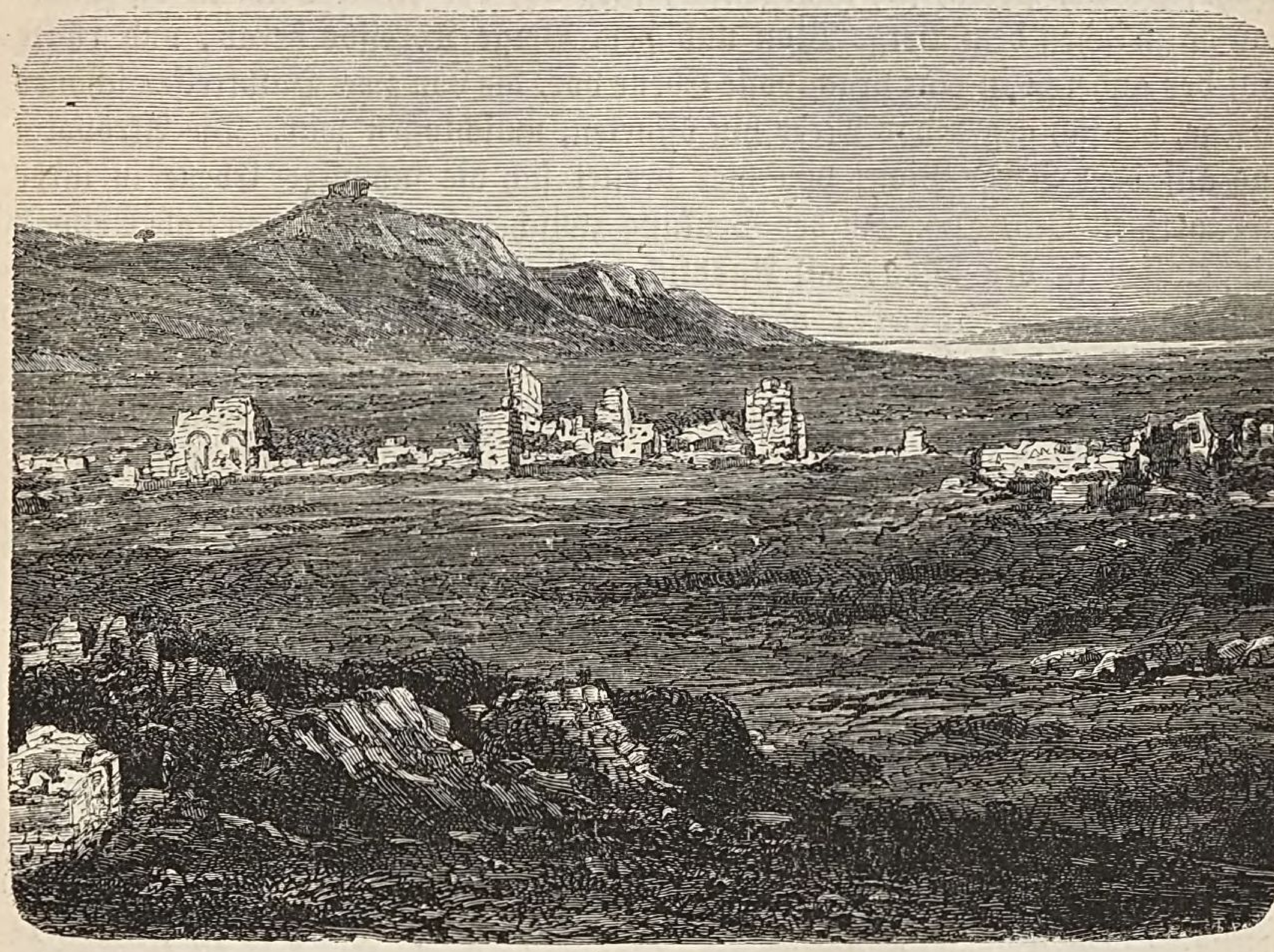
In Charakter und Lebensweise sehr verschieden von den Griechen des westlichen Anatoliens sind die, welche Tschihatscheff zu Farasch, einem Orte am Samantia-Su im Taurus, antraf. Er erzählt von ihnen, daß sie sehr verwildert seien, stets bewaffnet gingen und die Türken heftig haßten. Sie zahlten keine Abgaben und erkennten blos die Oberherrlichkeit des Affscharen-häuptlings an, den sie in seinen Unternehmungen gegen die türkischen Bauern gegen Antheil an der Beute unterstützten; selbst ihre Priester mit dem Kreuze auf der Brust nähmen an diesen Raubzügen Theil.

Das nach den Griechen zahlreichste christliche Volk in Kleinasien sind die Armenier, welche in der Stärke von etwa 200,000 Köpfen sich als Händler, Wucherer, Ackerbauer und Handwerker über die ganze Halbinsel vertheilen. 90,000 rechnet man auf das Vilajet Chodawendikjar, 40,000 auf das von Smyrna und eben so viel auf die beiden Taurusgebiete von Zeitun und Hadschin. Diese halb unabhängigen Staaten sind die Ueberreste des letzten armenischen Königreiches, welches unter der Herrschaft der Lusignans von Cypern 1376 von einbrechenden Egyptern zu Falle gebracht ward. Die Landschaft Zeitun (d. h. im Türkischen und Arabischen „Olive"), so benannt nach ihren ausgedehnten Olivenhainen, liegt am östlichen Abstieg des Kermes-Dagh, im Gebiete des oberen Pyramus (Dschihan) und wird von etwa 15,000 Armeniern bewohnt. Dieselben erkennen kein anderes Oberhaupt an, als den Patriarchen von Sis, und zerfallen in vier Burgen oder Ordu. Ihre Behörde besteht aus vier Aga's, welche aus den Dorfältesten gewählt werden. Diesem Rathe der Vier liegt die Landesvertheidigung ob, die innere Polizei und die Besorgung der Geschäfte mit dem Pascha von Adana und dem Bey der Kosan Oglu.

Die Zeitunisten, wie diese Armenier auch genannt werden, unterscheiden sich von ihren Nachbaren, den räuberischen, aus Persien eingewanderten Afscharen, von denen oben die Rede war, durch Fleiß und Betriebsamkeit. Sie treiben Ackerbau, liegen dem Schmiedehandwerk und dem Handel ob und geleiten die Karawanen; niemals legen sie die Waffen ab, selbst wenn sie zur Kirche gehen. Folgender Zug ist kennzeichnend für die etwas wilden Sitten dieser Leute. Ein junger Mann in Zeitun, dem Hauptorte der Armenierkolonie, hatte ein Mädchen geheirathet, das nach dem Gebote der Gregorianischen Kirche in allzunahem Grade mit ihm verwandt war. Der Priester exkommunizirte ihn. Darüber ergrimmte der junge Ehemann, ging in die Kirche, wo jener Geistliche eben die Messe lesen wollte, schlug sein Gewehr an und rief: „Wenn Du die Exkommunikation nicht aufhebst, schieße ich Dich todt!" Der bedrohte Priester hielt nun diese Ehe für keine Sünde mehr und hob vor versammelter Gemeinde den Bann auf; dem jungen Manne wurde kein Haar gekrümmt, vielmehr lobte man ihn als einen unerschrockenen Krieger und — guten Christen.

In Hadschin, im Anti-Taurus und im Gjaur-Dagh an der Grenze von Anatolien und dem Vilajet Aleppo, zu welchem, beiläufig bemerkt, Zeitun gehört, findet man, wie erwähnt, ebenfalls unabhängige Armenierkolonien mit einer Gesammtbevölkerung von 25,000 Köpfen.

Die Levantiner, über welche wir schon auf Seite 38 gesprochen haben, nennen sich selbst, soweit sie nicht ihrer ursprünglichen Nationalität wieder beigetreten sind, Katholiken, da sie als Nachkommen eingewanderter Italiener, Franzosen und Spanier fast alle der römisch-katholischen Kirche angehören und als Bekenner derselben von den Griechen unterschieden sein wollen. Ihre Kopfzahl mag sich in Anatolien auf 30—40,000 beziffern.



Ephesos.

Von Smyrna fährt man in $3^1/_2$ Stunden nach Ajasaluk, dem alten Ephesos. Welch wunderbare Mischung moderner und antiker Welt zeigt sich von der Höhe dieses jung erstandenen Bahnhofes! Welche Masse hellenischer, römischer und byzantinischer Trümmer, bald zu neueren Bauten verwendet, bald zwecklos herumliegend: da sind die armseligen Steinhütten des heutigen Dorfes, und mitten aus ihnen steigen die stattlichen Minarete zum Theil verschwundener Moscheen empor, einige offenbar nichts als antike Säulen, mit maurischen Zinnen gekrönt, von Störchen bewohnt. Rechts am Bahnhof erhebt sich auf einer Anhöhe das Kastell des heiligen Lukas mit einer Kirche des Evangelisten, dicht daneben eine prachtvolle, nun Ruine gewordene Moschee — die Moschee Selim's — im Anfange des 15. Jahrhunderts errichtet, einst der Haupttempel der mohammedanisch gewordenen Stadt. Hart dabei stand einstmals eines der sieben Wunder der Welt, das Artemision, welches nach Herostrat's berüchtigter Schandthat durch den patriotischen Wetteifer

sämmtlicher kleinasiatischer Griechen auf der heiligen Brandstätte erbaut und mit Asylrecht und anderen Privilegien ausgestattet worden war. Die schönsten Marmorplatten und Reliefs, welche die Gothen (262 n. Chr.) und andere Plünderer — vielleicht auch die Erdbeben, welche Kleinasien so häufig heimsuchen — im Artemistempel übrig gelassen hatten, wurden zum Schmuck des neuen mohammedanischen Heiligthumes verwendet.

Die alte Stadt, welche über die Abhänge des Berges Pion (weniger wahrscheinlich Prion) sich ausbreitete, stieg auf der einen Seite in die Thalmulde zwischen dem Berge Pion und dem Berge Koressos herab, und rückte auf der anderen in eine prachtvolle Ebene vor, die von zwei Halbkreisen schöner Berge, die sich gegen das Meer hin öffneten, umschlossen war. Die Akropolis lag auf dem Berge Pion; von hier breitet sich die sumpfige Ebene in ihrer großartigen Oede aus. In der Senkung zwischen beiden Bergen, aber etwas eingelassen in den Pion, mit Ausblick nach Süden, treffen wir das wohlerhaltene kleine Theater oder Odeion, ein Bauwerk aus der römischen Zeit. Weiterhin in der Thalmulde, im eigentlichen Stadtgebiet, kommen wir zur sogenannten Agora, im jungionischen Stil erbaut, ein viereckiger, säulenumgebener Platz mit dahinter liegenden kleinen Gemächern und einer Galerie mit Halbsäulen, in der Mitte das runde Tempelchen für die Vesta. Ganz in der Nähe erblicken wir das große, steil in den Pionberg eingelassene Theater, dessen größter Durchmesser zu 200 m. angegeben wird. Eine ungeheure Trümmermasse von Säulen, Pilastern, Architraven, Fries- und Gesimsstücken, Bekleidungsplatten, Marmorboden zeugt von der einstigen Herrlichkeit und Pracht und der furchtbaren Zerstörung. Hier im Theater fand der englische Archäologe Wood jene außerordentlich merkwürdige Inschrift, die der Schlüssel wurde, um die lange vergeblich gesuchte Stätte des Dianentempels zu finden und zu eröffnen. — Näheres hierüber, wie über Ephesos, Magnesia, Sardes und andere berühmte Schauplätze des griechischen Alterthums überhaupt, giebt K. B. Stark in seinen Reisestudien „Nach dem griechischen Orient" (Heidelberg 1874), auf welch treffliches Werk wir hier des Weiteren verweisen.

Nordwärts von Smyrna ist das anatolische Küstenland, ebenso wie der südliche Theil, reich an altgeschichtlichen Plätzen, wir erinnern nur an Eläa, Kydonia (Aiwalyk), Adramyttium (Edremid), Assos und vor Allem an Troja. Betrachten wir uns ein wenig die Wahlstatt der homerischen Helden.

Die troische Ebene, nach Norden vom Meere bespült, wird im Osten und Westen in niedrigen Hügelreihen, im Süden in größeren Vorbergen von den Ausläufern des Ida umschlossen. Mittendurch schlängelt sich der Skamandros (Mendere) mit seinen Nebenbächen, zur Sommerzeit ein ruhig dahinfließendes Gewässer, im Winter ein gewaltiger Strom, der weithin die Ebene mit seinen Fluten überdeckt. Parallel mit ihm zieht sich sein altes Flußbett (Kalifatli Asmak), welches etwa 3 km. von der Küste mit dem aus Osten kommenden Dumbrek-Su oder Simois in einem spitzen Winkel zusammentrifft. (Bemerkt sei, daß der Kalifatli Asmak, das östliche, im Sommer trockene Rinnsal des Skamander, oft auch Simois genannt wird.) In diesem

Winkel laufen die östlich die Ebene begrenzenden Hügel in einem etwa 30 m. sich erhebenden Höhendreieck aus. Im Norden und Westen durch Flüsse gesichert, schützt auch den südlichen Abhang eine natürliche Bodeneinsenkung. An der äußersten Nordwestspitze dieses Dreiecks erhebt sich der Trümmerhügel von Hissarlik, von dem aus man einen schönen und weiten Ueberblick auf die Thäler des Mendere und Dumbrek, von den Vorgebirgen von Sigeion und Rhoitheion bis zu den stolzen Gipfeln des Idagebirges, genießt. Als eine natürliche Warte bot dieser Hügel dem Wärter Schutz und Schirm. Außerdem aber bot das nahe Meeresufer in einer bei der stetigen Hebung der Anatolischen Küste früher viel geringeren Entfernung, in der Meeresbucht zwischen den Vorgebirgen Sigeion und Rhoiteion, den Schiffen einen natürlichen Hafen. Diese Lage einerseits und die berühmten Schliemann'schen Ausgrabungen andererseits dürften neben anderen Umständen dafür sprechen, daß an und auf diesem Hügel von Hissarlik das alte Troja mit der Burg des Priamos gestanden habe. „Von hier aus", meint C. Mehlis, „mochten die von den Herren des Kastells beherrschten Einwohner der Stadt, angezogen durch die Meeresnähe, längs der Küsten hinsegelnd, durch Seeräuberei ursprünglich sich bereichert haben, wie die Sage von Paris und Helena beweist. Später mochte sich hier am Meeresstrande, hervorgerufen durch semitische Einflüsse, ein Handelsverkehr entwickelt haben, welcher die Stadt mit Bronze und Goldschmuck bereicherte. Hier auf dem Felsen, wo die Gewitterwolken vom Ida sich theilen, erhob sich später der Tempel der Blitzgöttin Athene, die mit dem Feuerstrahl die Gesittung, mit dem Sturmregen die Fruchtbarkeit bringt. Hervorragende Höhenpunkte, wie Hissarlik, die Akropolis von Athen, Berg Zion in Jerusalem und der Donnersberg am Rhein, waren von der Natur bestimmt, den Sitz der hochthronenden Gottheiten, die Blitz und Regen, Glück und Unheil senden können, auf Erden zu repräsentiren."

Gestützt auf die homerische Beschreibung der Oertlichkeiten um Ilion, suchen viele Gelehrte, u. A. auch Prof. Stark, entgegen den Parteigängern Schliemann's, die Stätte des homerischen Troja etwa 7 km. südöstlich von Hissarlik bei Bunar-baschi am linken Ufer des Skamandros. Hier erhebt sich, eine günstige Burglage bietend, der steile Bali-Dagh, hier fand man Ueberreste alter Mauern, hier entspringt der ebengenannte Fluß (d. h. der Bunarbaschi-Su, nicht der Mendere-Skamander) mit der warmen und kalten Quelle, an welcher Homer an den noch sichtbaren „Bänken der Wäsche" die trojanischen Frauen waschen ließ, und vom hohen Pergamos hier erfreut man sich der gerühmten, ausgedehnten Fernsicht.

„Welch ein Anblick nach allen Seiten!" ruft K. B. Stark („Nach dem griechischen Orient") aus. „Unvermerkt sind wir auf eine Höhe von nahezu 500 Fuß gekommen, aber nicht die absolute Höhe, sondern die beherrschende Situation des Ortes ist das Entscheidende. Vor uns zu den Füßen die troische Ebene, wie zum Greifen nahe gerückt und verkürzt in ihren fünf Stunden Ausdehnung nach dem Hellespont zu, landkartenartig in den Umrissen und Erhebungen unterscheidbar. Weiterhin der schmale Streif des Hellesponts und die hohe europäische Küste, rechts abgeschlossen von dem höher aufsteigenden

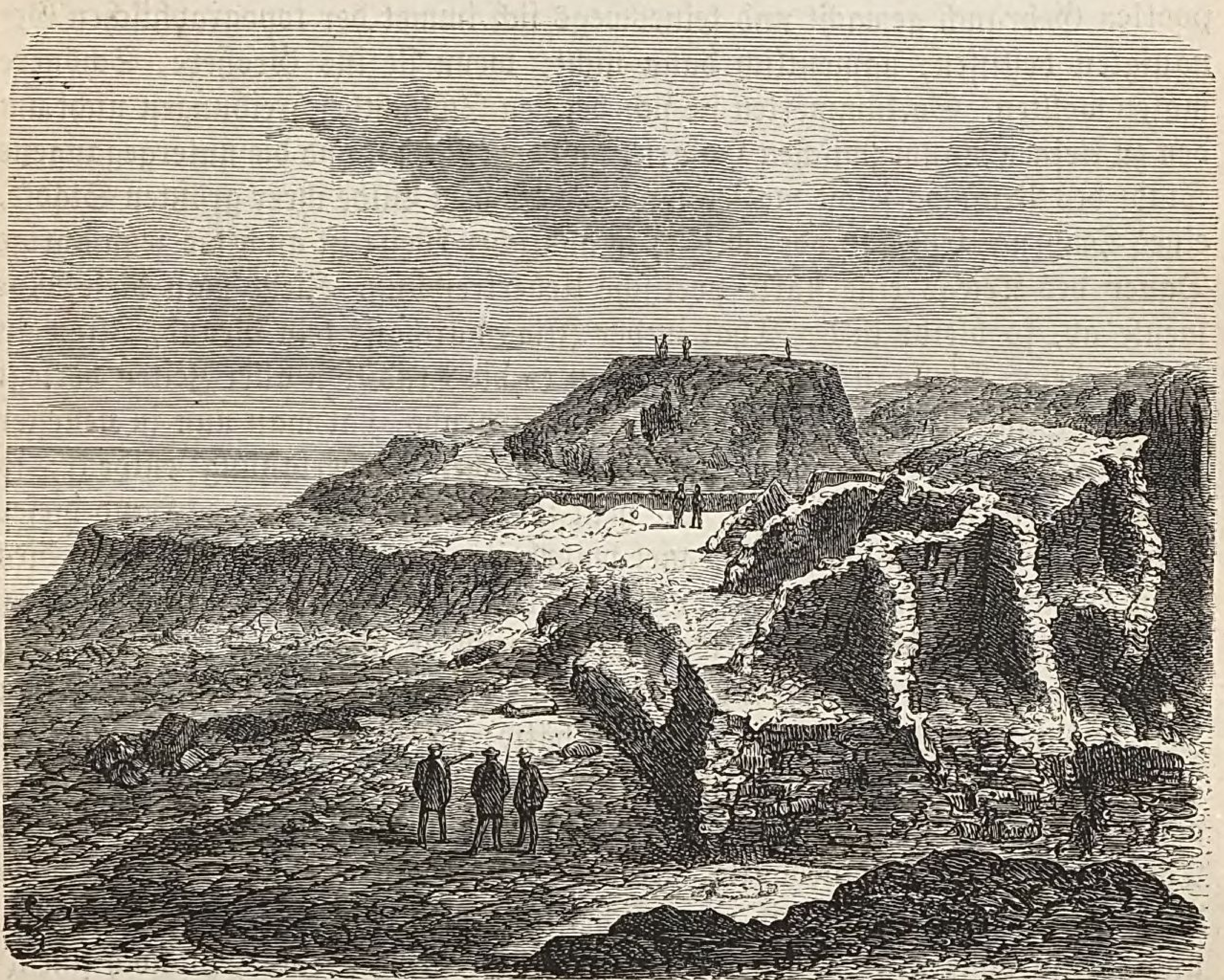
asiatischen Ufer bei Erenköi. Jenseit der Küste Höhen mit jenen scharf markirten Hügeln und wenigen Ortschaften, dann das unermeßliche Meer mit den Inseln Imbros und Samothrake, die so recht wie im Aether schwimmen, dahinter die Thrakische Küste bis zur Mündung des Hebros, der Maritza. Fern im Westen streckt sich Tenedos hin mit dem zuckerhutartigen Berge am nördlichen Ende. Weiter zurück ruht flachgedehnt Lemnos auf den Gewässern. Nach Süden ragen dunkelbewaldete Höhen, charakteristische Spitzen treten vor und schließen mit dem hoch in das Meer sich stürzenden Kap Baba, dem alten Lekton. Und nun nach Süden, Südost, Ost, im Gegensatz zum Meere und zur unendlichen Ferne, ein volles nahes Gebirgsbild! Ein enger Gebirgspaß zieht sich fast zu unseren Füßen hin, bis 70° steil abfallend zu dem Mendere, der hier seinen Weg durch das Defilé mühsam gesucht. Im Thale Wiesen zu Seiten des Flusses, und hinauf zu uns dringt das Geläute der Herden, der Ruf der Hirten. Gegenüber steigen dicht bebuscht die Berge hoch empor, und weiter in der Ferne zieht sich der breite Rücken des Ida oder des Gargaron, scharf noch getrennt von dem Vorder- und Mittelgrund, legt sich doch auch dazwischen noch ein bedeutender Thalkessel des oberen Mendere.

Die ganze steile Höhe wird nach der Ostseite zu drei Vierteln umflossen vom Mendere, der dann, uns zu Füßen, in die Ebene fast ganz in westlicher Richtung eintritt, um sich weiter nordwärts zu biegen. Nach Nordost greifen parallele Thäler in die Abdachung ein, zunächst ein solches des Kemar-Su; weiterhin unterscheidet man deutlich noch zwei flache, langgestreckte niedere Höhenrücken mit Thälern dazwischen, auf deren einem Tschiblak sichtbar ist und der flache Vorsprung von Hissarlik, und endlich steigt am Hellespont von der Mündung des Thales mit dem Grabhügel des Ajax, dem Intepe, die Küstenhöhe wieder an.

Wer nie Etwas von Troja gehört hätte, aber geographischen und militärischen Sinn besitzt für Beurtheilung alter einheimischer Herrschersitze in einer durch ein bedeutendes Flußthal und dessen Mündungsfläche an der See charakterisirten Gegend, wird die Bedeutsamkeit der Lage des Bali-Dagh sofort erkennen. Der Schlüssel des Bergpasses zu der oberen Flußebene und dem ganzen Gebirgsstock, ein beherrschender Hintergrund zu der weiten Thalfläche, die ungehindert, aber auch ungesichert bis zum Meere sich erstreckt, ein wahres Observatorium für Alles, was zwischen den letzten Inseln des Archipels durch sich dem Hellespont naht, endlich eine nach drei Seiten durch die Natur trefflich gesicherte, nach einer Seite allmählich in die Ebene absteigende, einer weiten Entwickelung in dieser Richtung fähige Wohnstätte, so stellt sich der Bali-Dagh dar. Ebenso liegt Mykene im Hintergrund des Argolischen Landes, so Messene und Ithome im Hintergrund der Pamisosebene, so Elis am Austritte des Peneios aus den Bergen, so endlich auch Athen im Verhältniß der Mündung des Kephissos und Ilissos."

Groß ist die Anzahl der Streitschriften, welche neuerer Zeit anläßlich der Hebung des „Schatzes des Priamos" durch Schliemann zu Hissarlik, über die Lage des homerischen Troja geschrieben worden sind. K. B. Stark giebt über dieselben in der „Jenaer Literaturzeitung" 1877, Nr. 44, eine

kritische Uebersicht, aus welcher hervorgeht, daß das homerische Ilion wol schwerlich zu finden sein dürfte, denn es hat, wie es in der Dichtung geschildert wird, in der Wirklichkeit nicht bestanden. Was dem Ilion zu Hissarlik an der Lage fehlt, um dem des Homer zu entsprechen, das ersetzt es durch die Schliemann'schen Fundstücke. Unter diesen Umständen scheint uns, daß O. Keller mit seiner Auffassung der Lage und der Geschichte Troja's in Bezug zur Iliade das Richtige getroffen hat, wenn er die Schlußergebnisse seiner auf persönliche Anschauung der Oertlichkeit und gründliches Studium beruhenden Untersuchung („Die Entdeckung Ilions zu Hissarlik", Freiburg i/B. 1875) wie folgt zusammenfaßt:



Der Hügel von Hissarlik (das alte Troja).

„Seit undenklichen Zeiten stand auf dem Hügel von Hissarlik, leicht sichtbar, für Alle, die zum Hellespont ein- und ausfuhren, ein angesehenes Heiligthum der phrygischen Göttin Ate, einer Göttin, in welcher die Griechen wahrscheinlich um des Gleichklangs der Namen willen ihre Athene wiederzufinden glaubten. Unmittelbar um dieses Heiligthum herum bildete sich eine bedeutende, wohlhabende und für die Verhältnisse jener uralten Zeit auch große städtische Niederlassung, Namens Ilion. Sie ward der Mittelpunkt und wohlbefestigte Herschersitz für das nach unserem Maßstab wieder kleine, aber nach den damaligen zersplitterten Verhältnissen Kleinasiens und Griechenlands gar nicht unbedeutende Trojanische Reich. Als die Griechen sich an der Küste ansiedeln wollten, befehdeten sie Ilion und zerstörten es nach langem

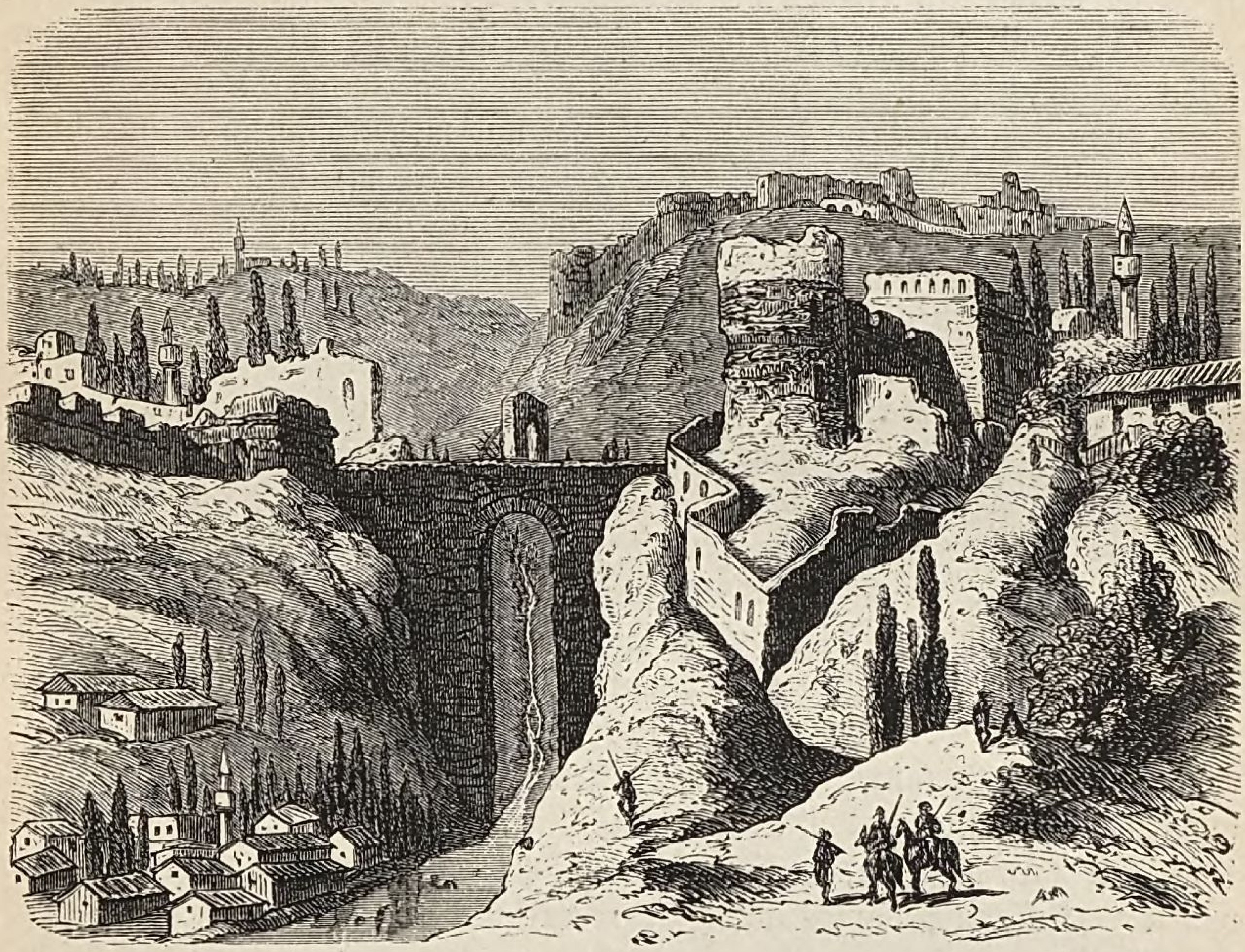
hartnäckigen Kampfe; nur das Fürstenthum der Aeneaden hielt sich unabhängig auf seinen Felsenburgen im Ida. Ueber jenen Krieg entstanden volksthümliche Lieder, Geschichte und Mythus verschmolzen sich untereinander, und es bildete sich jener herrliche poetische Stoff, der die Grundlage der Ilias geworden ist. Wenn in diesem Buche nicht Alles mit den Verhältnissen Ilions und Hissarliks stimmt, so kommt dies einmal daher, daß die homerischen Gesänge von verschiedenen Verfassern herrühren und mancher von den letzteren, darunter vielleicht gerade der wirkliche Homer selbst, das trojanische Land blos vom Hörensagen gekannt hat. Zweitens haben auch solche Dichter, welche mit den Oertlichkeiten recht wohl vertraut sein mochten, absichtlich von der licentia poetica Gebrauch gemacht und keineswegs sich immer der topographischen Genauigkeit beflissen, namentlich dann nicht, wenn sie ins Größere, Schönere malen wollten. So kümmerten sie sich bei den Schlachtbeschreibungen nicht um den zu kleinen Raum zwischen Hissarlik und dem Meere, und die untergegangene Stadt des Priamos selbst malten sie aus nach dem Bilde ihrer größten Städte, eines Smyrna, Ephesos oder Milet; in ähnlicher Weise ist auch die zehnjährige Dauer des Kriegs eine starke poetische Uebertreibung. Zieht man diese Momente ab, so bleibt in der That in der Ilias durchaus kein Grund, Ilion an einer anderen Stelle zu suchen, als wohin es die Tradition aller Zeiten verlegt hat, bei Hissarlik. Und hier allein, sonst nirgends, hat man nun in neuester Zeit die Trümmer einer uralten vorgriechischen Niederlassung entdeckt, so großartig, so massenhaft, daß wir heut im Stande sind, an der Hand dieser Alterthümer uns das alte Troja viel wahrheitsgemäßer vorzustellen, als dies selbst Homer möglich war, oder vielmehr als es ihm möglich gewesen wäre, wenn er je Gewicht darauf gelegt hätte, wenn er nicht im Gegentheil nach einem gewöhnlichen Dichterbrauch die Trojaner einfach vom Standpunkte seiner Zeit und seines Volkes aus geschildert hätte: als Griechen des neunten oder zehnten Jahrhunderts vor Christus. Und doch waren sie himmelweit von diesen verschieden: sie kannten noch nicht einmal Stahl und Eisen, ja selbst nicht das Töpferrad; ihre Kunstprodukte, besonders die Goldzierrathen, zeigen einen durchaus unhellenischen Stil, ihre Schriftzeichen sind gleichfalls unhellenisch, und ebenso ohne allen Zweifel die darin niedergelegte, bis jetzt noch unenträthselte Sprache. Kurz, zwischen den historischen alten Trojanern und den griechischen Zeitgenossen Homer's, in deren Gewande die Trojaner der Ilias auftreten, ist eine unendlich tiefe Kluft. In richtigem Instinkt hat einst die Poesie diese Kluft überdeckt, die Wissenschaft von heute aber hat die Pflicht, die historischen Verhältnisse klar zu legen, und daß sie dies vermag, ist das bleibende Verdienst von Schliemann."

Wir verlassen das ägäische Küstenland mit seinen reichen geschichtlichen Erinnerungen und wenden uns zum Pontischen Gestade, nach Trapezunt, der zweiten Hauptstadt Anatoliens.

Die Lage von Trapezunt berechtigt diese Stadt vollkommen zu dem Anspruch, den vier orientalischen Eden (Stambul, Brussa, Smyrna, Damaskus) beigezählt zu werden. — Die jahrüber mit Schnee bedeckten Firste des Kolat-Dagh zur Rechten, die üppige Ebene zur Linken und der in Felsenzerklüftung theils

wildromantische, dann wieder zum anmuthigen Hügelland gewellte Hintergrund leihen ihr ebenso wechselreiche als farbengesättigte Perspektiven.

Dazu gesellt sich der Reiz schattiger Platanen, duftender Rosenhecken, der Ausblick auf das Meer und in der Nachbarschaft die Orangenhaine von Riseh, deren Duft die Atmosphäre auf Meilen durchhaucht. „Wahrlich!" ruft Murad Efendi aus, „die nordanatolische Schöne ist eine reich ausgestattete Tochter der orientalischen Natur."



Trapezunt.

Die in den mythischen Dämmerzeiten von Sinope angelegte Stadt, in deren Mauern Alexius im Jahre 1340 seinen Kaiserthron aufrichtete, trägt keine Spur mehr von dem Typus jener Tage. Kein Zeichen mahnt mehr an den üppigen Hof der Komnenen, den Schößling des byzantinischen Cäsarenpalastes, zu dem selbst deutsche Kreuzfahrer wallten, um in Turnier und Waffenspiel die blonden Reize ihrer ferne harrenden Damen gegen die kuhäugigen, dunkellockigen Griechenschönen zu vertreten. Stillose Trümmer, deren Entwurf dem Kaiser Hadrian zugeschrieben wird, dann eine „steinalte" Felsencitadelle, sind die einzigen greifbaren Denkzeichen, daß Pontos und Kolchis nicht immer im Schatten dreier Roßschweife von einem Pascha verwaltet wurden.

Die Ringmauern um die Stadt tragen den Stempel türkischer Bauweise und Sorglosigkeit.

Die Stadt Trapezunt soll an 65,000 Einwohner behausen. Wir sagen „soll", denn über ein breites Fragezeichen kommt man bei dem Stande der ottomanischen Statistik in derlei Schätzungen nicht hinaus. Sie ist auch unter

dem Osmanenscepter der Hauptstapelplatz für den persischen Karawanenhandel — und dies trotz der urweltlichen Verkehrswege des anatolischen Hinterlandes und des bedenklichen Umstandes, daß die Rhede den Schiffern nur bei schönem, windstillem Wetter Schutz und Zuflucht gewährt. Ihr Binnenhandel erstreckt sich weit hinein bis nach Central-Asien, bis an die Grenzen Indiens und des „Blumenreiches der Mitte". In letzter Zeit zwar hat sie einige Einbuße erlitten, denn nach der Besitznahme des Kaukasus durch Rußland gelang es dieser Macht, einen Theil des persischen Handes über Georgien zu leiten.

Die Stadt, die mit ihren vielen Gärten einen großen Umfang einnimmt, hat ein echt orientalisches Aussehen. Sie besitzt geräumige Karawanserais, einen ausgedehnten Bazar, zahlreiche Bäder und mehrere, wenn auch architektonisch unbedeutende Moscheen. Der Bazar bietet manchen sehenswerthen Gegenstand, wie z. B. die kurdischen Teppiche und die Stickereien, die durch ihre ebenso naive Zeichnung als wunderbar genaue Ausführung uns fast wie Kunstwerke anmuthen. Auch Waffen, angefangen von der Kama (tscherkessischer Dolch), der Balta (persische Streitaxt) bis zum Panzerhemd der Dagistanli, sind hier zu mäßigen Preisen zu erstehen. In Trapezunt ist das europäische und neutürkische Kleid selten anzutreffen; der malerische Turban, der faltenreiche Ueberwurf herrschen vor. In den Straßen, auf den Plätzen trifft der Blick nur auf morgenländische Trachten, auf Karawanenzüge und Dromedargruppen. Die Einwohner sind meistens Ottomanen. Die Bezeichnung mit „Türke" wollen wir sorgfältigst vermeiden, denn sie wird im Orient als Schimpfwort gebraucht; man kennzeichnet damit einen lümmelhaften Kerl. Sie würde den Eingeborenen des Stammlandes der Osmanenmacht um so empfindlicher berühren, als es bekannt ist, daß der „Efendi" den Begriff „bäurisch" ohnehin gleichbedeutend mit „anatolisch" hält. (Vgl. Murad Efendi's „Türkische Skizzen".)

Von Trapezunt aus wollen wir einen Ausflug in das pontische Hochland von Kara-Hissar (schwarzes Schloß) unternehmen. Im Thale des klassischen Pyxites (Degirmen Dere) geht es aufwärts zur Karawanenstation von Dschewislük. Allmählich entsteigt man der Zone der goldigen Azalea pontica, von deren schimmernder Pracht man sich nur schwer eine Vorstellung machen kann; in etwa 300 m. Seehöhe beginnt sie dem bis etwa 600 m. hinanreichenden Rhododendron zu weichen; an Stelle der Küstenbäume, wie Walnuß, Platane, Erle und Ahorn, treten Eichen, Buchen und Eschen mit einigen Fichten; in 1200 m. Höhe herrscht die Buche allein, ihr folgt die Kiefer bis zu 1800 m., dann hört der Waldwuchs auf, man schreitet über jähe Gehänge mit kurzem Grase und steinigem Geröll; bei 2400 m. verschwindet selbst das Gras. An geschützten Stellen findet man hier selbst im Juli noch nicht selten Schnee. Auf dem höchsten Kamme des Kolat-Dagh ergiebt das Aneroïd eine Höhe von 2926 m. (der höchste Gipfel 3410 m.). Die Aussicht von diesem Punkte ist großartig. Im Süden fällt das Auge auf einen etwa 80 bis 90 km. entfernten Höhenzug von nahezu gleicher Erhebung, den Kepan-Dagh, hinter welchem noch südlichere Gipfel, jene der vulkanischen Gruppe von Darseem, hervorblicken. Rechts, also im Westen, liegen die dunklen Massen des Giaur-Dagh und Schiran-Dagh, zur vulkanischen Formation von Kara-Hissar gehörig; im Osten die



Türkei II. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Die Giaur-Meidan-Moschee in Trapezunt.

prachtvolle Kette des Anti-Kaukasus mit seinen Wäldern, Schluchten und Schneefeldern, die in den Schuhat-Bergen an der russisch-kaukasischen Grenze zu 3600 m. hinansteigen.

Ueber Istawros gelangen wir hinab nach Gümüsch Chane (d. h. Silberhaus). Die Stadt, welche etwa 800 Häuser zählt, liegt in 1494 m. Seehöhe amphitheatralisch an den steilen Abhängen des weiten Charschytthales. Die Bewohner betreiben einen ansehnlichen Handel mit Obst und verkaufen davon jährlich für einige Hunderttausend Piaster nach Konstantinopel, Trapezunt und Erzerum; auch Ziegen-, Reh-, Hasen-, Schaf-, Bären-, Wolfs- und andere Felle bilden wie das in Gümüsch Chane verfertigte Töpfergeschirr wichtige Handelsartikel. Die Silbergruben, welche im Jahre 1810 monatlich 30,000 Piaster einbrachten, sind jetzt so gut wie verlassen, obwol das ganze Gebirgsland der Umgegend an Silber-, Kupfer-, Eisen- und besonders Bleierzen äußerst reich ist. Wie unsere alten Bergwerksstädte, so hat auch Gümüsch-Chane seine Sagen von Grubengeistern, die ebenfalls wie bei uns als Zwerge auftreten; im „Globus" XXVII, S. 230, wird nach Palgrave über dieselben näher berichtet.

Von Gümüsch-Chane führt der Weg in südlicher Richtung über die Wasserscheide des Charschyt und Kelkit (der alte Lycus) nach Ulu Scheiran und dann nach Westen abbiegend nach Kara-Hissar.

Kara-Hissar liegt durchaus auf vulkanischem Boden. Tuffe, Laven, schwarze und graue, mitunter in mehrere Hundert Fuß hohen Massen, liegen ringsumher. Nähere Untersuchung ergiebt, daß sich hier ein noch erkennbarer Riesenkrater von 6 km. Länge und 4 km. Breite befindet, von dem sich die Lavaströme ergossen; einer dieser letzteren reicht 9—11 km. weit ins Kelkitthal hinab, wo sein vertikaler Durchschnitt mehr als 30 m. Mächtigkeit zeigt. Das „Schwarze Schloß", Kara-Hissar, selbst ist aus solch schwarzer Lava gebaut. Darunter liegt aber völlig metamorphisches Gestein, Schiefer und Gneis, die alle die Merkmale hoher Hitzeeinwirkungen tragen. 12 km. westlich erhebt sich der dunkle vulkanische Kegel Tekman Tepe, weiterhin der isolirte, gleichfalls vulkanische Ildiz-Dagh.

Wir stehen also hier auf einem antiken Herde vulkanischer Thätigkeit, der die nördliche Seeküste Kleinasiens in paralleler Richtung vom 35.°—42.° ö. L. v. Gr. begleitet und in ein frühes Alter, jedenfalls vor die Eiszeit, zurückreicht, denn die Lavaströme u. dgl. weisen noch die während der Gletscherperiode erlittenen Veränderungen auf. Als nicht mißzuverstehende Spuren sind die zahlreichen heißen Mineralquellen der Gegend zu betrachten; sie führen Eisen, Kalk oder Kohlensäure; dagegen sind Erdbeben äußerst selten und schwach.

Jenseit des Kösse-Dagh, welcher als ein langer, 2000 m. hoher Bergrücken im Süden des Kelkitthales sich erhebt, beginnt das anatolische Binnenland mit seinen Steppen, Salzseen und vulkanischen Kegeln. Hier liegt in trostloser Oede am Oberlaufe des rothen (Kysyl-) Irmak die Vilajetshauptstadt Siwas. Zahlreiche Kuppeln, Minarete und alte Thürme geben ihr ein gar stattliches Ansehen, dem aber der üppig wuchernde Schmuz in ihrem Innern wenig entspricht. Zwei Citadellen, eine auf einem Hügel und die andere mitten in der

Stadt, erinnern an sturmbewegte Zeiten. Das Moscheenportal der unteren Veste ist überaus pracht- und geschmackvoll ornamentirt. Blumengewinde, Blätter und Arabesken bedecken jede Fläche. Die Leute sagen, es sei persische Arbeit und nach Moltke mag sie wol vor der Zeit der Seldschuken ausgeführt worden sein, und mit den schönen Gebäuden des südlichen Spaniens gleichen Ursprung haben. — Die Umgegend von Siwas ist ganz von Bäumen entblößt, nur in der Stadt selbst giebt es viele Pappeln und Kirschbäume; der Weinstock kommt nicht mehr fort, viel weniger Oliven und Cypressen. Dagegen wird sehr viel Korn gebaut, welches, im Mai gesäet, schnell zum Reifen kommt, wie im nördlichen Rußland. Die turkomanischen Nomadenstämme kommen hierher, um Korn einzutauschen.

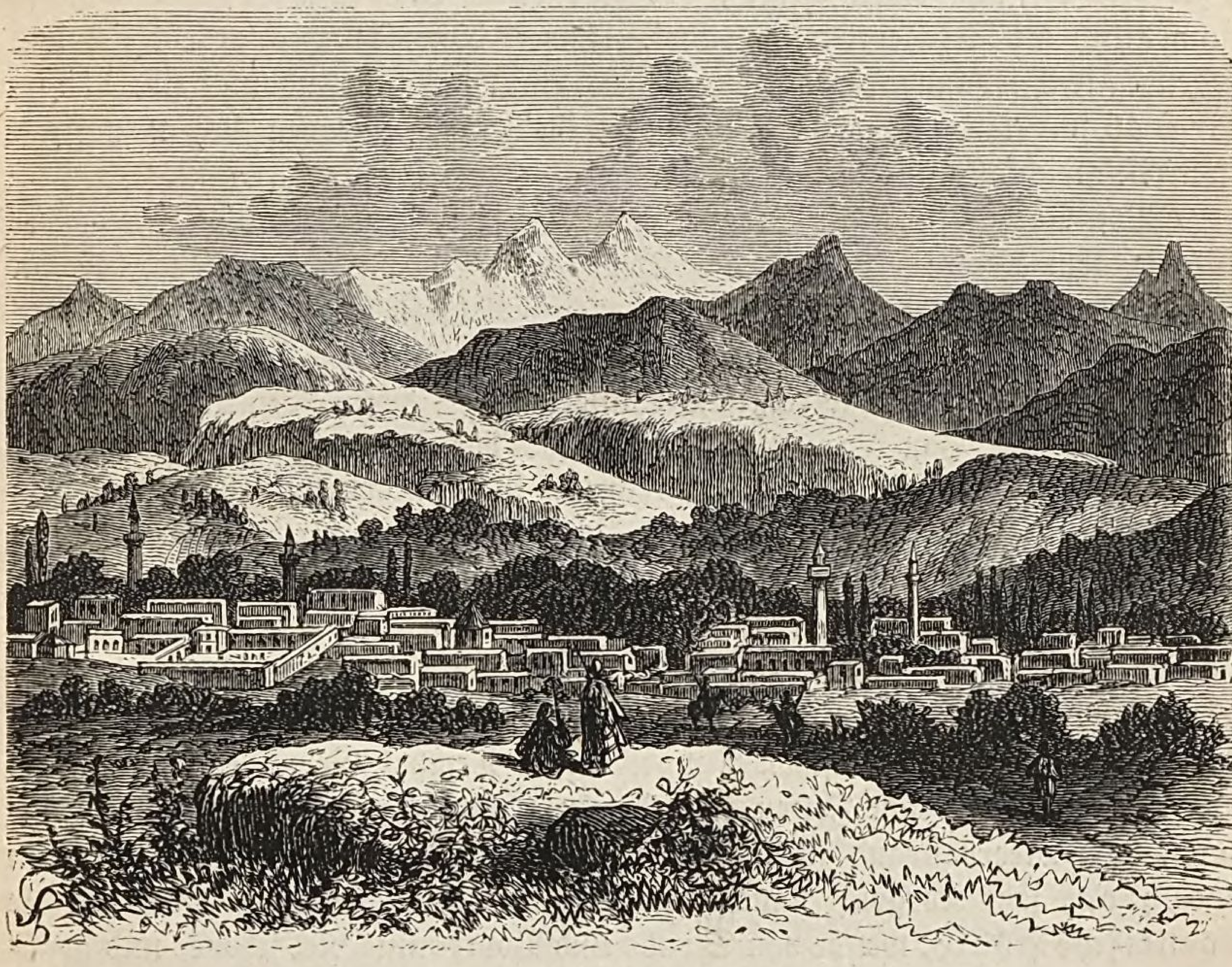
Die sogenannte Straße nach Kaisarieh zieht auf dem linken Ufer des Kysyl-Irmak durch welliges, meist baumloses Hügelland; nur die vereinzelten armenischen Dörfer beleben mit ihren Gärten das öde Landschaftsbild. Kaisarieh schildert Moltke als eine der hübschesten Städte der Türkei. Zwar sind die Straßen auch hier eng und schmuzig, aber die Häuser haben ein freundliches Ansehen; sie sind aus schönem Sandstein erbaut und Fenster und Thüren sind künstlich geschnitzt; die Dächer bilden flache Terrassen, von welchen aus man eine schöne Aussicht auf den nur 2 Stunden entfernten Erdschjas (Argäus), auf das alte Kastell im Innern der Stadt und die weite, fruchtbare Fläche hat, die diese umgiebt. Säulenschafte, Sarkophagdeckel, Inschriften und andere im Süden Kaisarieh's sich vorfindende Ueberreste antiken Kulturlebens erzählen uns von Mazaka (später Cäsarea), der alten Hauptstadt Kappadokiens.

Werfen wir noch einen Blick auf das Taurusgebiet.

Vom Kap Anamur im Süden bis zu den Grenzen Lykaoniens im Norden, und von Pamphylien und Pisidien bis zum Flusse Lamos im Osten dehnt sich jenes massige Gebirgsland aus, welches die Alten das rauhe Kilikien (Cilicia Trachaea) nannten, zum Unterschied von dem ebenen Kilikien (Cilicia Pedias), in welchem die wichtigen Städte Tarsos und Adana liegen. Der Taurus mit seinen Vorlagen und Ausläufern ist es, welcher das trachäische Kilikien bildet und die Ebene von Adana gegen Kappadokien mit den großartigen, altberühmten Gebirgslandschaften abschließt. Klassischer Boden ist dieses Taurusgebiet. Die Trümmer vieler Städte, die unzähligen Monumente und Nekropolen geben redendes Zeugniß von einer glänzenden Kultur, welche durch die asiatischen Barbaren vernichtet worden ist. Statt der vielen Prachtstädte, welche im Alterthum und im früheren Mittelalter in Kilikien blühten, findet der Reisende jetzt nur kleine Flecken, in welchen ansässige Turkomanen hausen, oder Lagerplätze der Juruken, die bald hier bald dort ihre Zelte aufschlagen. Besuchen wir einige der hervorragendsten Kulturstätten des Alterthums.

Tarsos, die Geburtsstadt des Apostels Paulus, wurde der morgenländischen Sage nach von Sardanapal gegründet. Als die Perser in Vorderasien herrschten, war Tarsos Residenz eines vom Großkönig abhängigen Fürstengeschlechts. Unter dem jüngeren Kyros wurde die Stadt von dessen griechischen Soldaten geplündert, aber nach und nach erholte sie sich, wurde auch durch ihre Universität berühmt und war in den Tagen der Römer wieder

zu Glanz und Wohlstand herangewachsen. Nach der Schlacht bei Philippi segelte Antonius gen Tarsos, wo Kleopatra sich wegen Unterstützung des Cassius verantworten sollte. Die Königin Egyptens, damas 25 Jahre alt, prangte in der ganzen Fülle ihrer bezaubernden Schönheit und Anmuth. Den Besieger des Brutus und Cassius empfing sie als Venus geschmückt; sie fuhr in einem vergoldeten Schiffe, die Segel waren purpurfarben, die Ruder mit Silber eingelegt. Nachlässig lag sie auf schwellenden Polstern, umgeben von Knaben als Amoretten und von Mädchen als Nereiden. Antonius, von den Reizen Kleopatra's überwältigt, wurde Sklave der Egypterin.



Tarsos.

Während der Kaiserzeit gingen die guten Tage von Tarsos zu Ende. Die Stadt litt durch die Ueberfälle isaurischer Bergräuber. Aber ihre Lage war so günstig, daß sie unter den Byzantinern langsam wieder emporkam. Dann erschienen die Kreuzfahrer aus dem Abendlande und fanden sie immerhin noch als eine ansehnliche Stadt. Im 11. Jahrhundert waren Armenier, aus ihrer Heimat am Ararat verdrängt, nach Kilikien gekommen, hatten die Festungen der Byzantiner erobert und das oben erwähnte Neuarmenische Reich gegründet. Mit dem Auftreten der Türken gerieth Tarsos in gänzlichen Verfall, in dem es bis heute verblieben ist.

Tarsos oder Tersus, wie es gegenwärtig heißt, liegt in einer großen Ebene, welche der Mesarlyk Tschaï, der Kydnos der Alten, durchströmt, ist von Bäumen und Gärten umgeben und gleicht einer grünen Oase. Sie zählt

ungefähr 7000 Einwohner, unter denen sich nur wenig Europäer befinden. Die Häuser, eins wie das andere orientalisch einförmig, stehen so dicht neben einander, daß die Dachterrassen sich fast berühren. Größere Bauwerke sind nur in geringer Zahl vorhanden; dahin gehören einige Moscheen, ein paar Hans (Einkehrhäuser) und ein Bazar. — In den engen, schmuzigen Straßen herrscht Gedränge, die Karawanenkameele gelangen nur mühsam hindurch, und fast immer ist der Verkehr auf der einen oder anderen Stelle gehemmt. — Das Schönste an Tarsos sind die Ruinen in der Umgegend: das Grabmal des Sardanapal, die römische Wasserleitung und die Nekropolis. Diese letztere besteht aus einem Hügel, der eine reiche Ausbeute an Alterthümern, namentlich an Terracotten, gewährt. Unweit dieses Platzes erhebt sich das sogenannte Sardanapalsgrab, ein großes Bauwerk aus Puddingstein, 115 m. lang, 45 m. breit und etwa 8 m. hoch; im Innern befinden sich 2 massive Würfel, gleichfalls aus Puddingstein.

Von Tarsos führt die Straße über Mersin, den Hafenplatz für erstere Stadt, dem Meere entlang nach Lamas, wo der gleichnamige Fluß die Scheide zwischen dem trachäischen und ebenen Kilikien bildet. Das jetzige Dorf liegt auf der Stelle des alten Lamos, der Hauptstadt des Bezirkes Lamotis. Ueber den Fluß führt eine römische Wasserleitung, deren Ruinen sich stattlich ausnehmen. — Von Lamos gelangt man, der Römerstraße in westlicher Richtung weiter folgend, nach Ayasch mit den Ruinen von Sebaste, dem alten Eleusa (Abb. S. 35). Dieses Städtchen war vom Kaiser Augustus dem Könige Archelaos von Kappadokien zugleich mit dem ganzen rauhen Kilikien gegeben und von demselben zum Königssitze umgebaut worden. Archelaus nannte seine neue Residenz zu Ehren des Kaisers Sebaste (das griechische Sebastos ist gleichbedeutend mit dem lateinischen Augustus). Von Ajasch geht der Weg unausgesetzt zwischen Ruinenstätten. Tempel, Gewölbe, Sarkophage, zum Theil in natürliche Felsen ausgehauen, Trümmer von Mauern und Häusern, vom Meeresstrand zu den Hügeln aufsteigend, bezeichnen die Lage von Korykos, jetzt Korgos. Eine halbe Stunde landeinwärts befindet sich die korykische Höhle, welche von Strabo und Pomponius viel schöner und großartiger geschildert wird, als sie ist. Tschihatscheff fand sie 270 m. lang, durchschnittlich 20 m. breit, am Eingange 80 m., weiterhin 50 m. hoch, zuletzt verengt sie sich in eine unzugängliche Felsenspalte, in welcher man einen Bach rauschen hört. An Tropfsteingebilden und griechischen Inschriften ist kein Mangel; am Eingange steht die Ruine einer Kirche mit byzantinischer Malerei. Von Korgos gelangt man nach Selefke, das jetzt die Stelle des vom syrischen König Seleukus Nikator erbauten Seleukia (Trachea) einnimmt. Schon aus weiter Ferne gewahrt man die Burg; sie steht auf einem hohen Hügel, an welchem die kleinen Häuser des Dorfes zerstreut umherliegen. Seleukia war einst Hauptstadt des trachäischen Kilikiens; das heutige Dorf ist aus dem Material der alten Gebäude aufgeführt worden. Unterhalb desselben mündet der Kalykadnos, jener Fluß, in welchem 1190 Kaiser Friedrich der Rothbart seinen Tod fand. Unter den Ruinen heben sich besonders zwei Tempel und das Theater hervor, welches reichlich 2000 Zuschauer fassen konnte. Von den oberen Stufen

desselben hat man eine wahrhaft großartige Aussicht: zur Rechten liegt das Kyprische Meer, zur Linken der Taurus, geradeaus strömt der Kalykadnos durch eine mit Blumen, namentlich mit Anemonen bedeckte Ebene, und in dieser weiden neben Zelten, weit und breit zerstreut, die Herden der Turkomanen unter dem Schutze bewaffneter Reiter. Gruppen mächtiger Platanen gewähren kühlenden Schatten; unter diesen Bäumen sitzen Frauen und arbeiten, indem sie die Stämme als einen Theil ihrer Webstühle benützen. Der Fluß rauscht melodisch dahin, die Hirten blasen auf dem Horn, die Stiere brüllen und das Ganze macht den Eindruck einer Idylle. (Vgl. „Globus" II. und III. über Victor Langlois' „Reisen im Kilikischen Taurus", und „Aus allen Welttheilen", V. 193.)

Verfolgen wir längs der Felsenhänge des rauhen Kilikiens den Küstenweg nach dem Kap Anamur weiter, so kommen wir an den Trümmern der alten Städte Kelenderis, Anemoreia, Charadrus, Selinus oder Trajanopolis vorbei und treten bei Alaja (einst Korakesion, später Castello Lombardo) in die Landschaft Pamphylien ein. Diese sowol als auch das nördlich angrenzende alte Pisidien sind geographisch noch wenig durchforscht worden und es erscheint deshalb der über dieses Gebiet von Dr. Hirschfeld veröffentlichte Reisebericht („Zeitschrift für Erdkunde" 1877, S. 321) besonders werthvoll.

Der Ausgangspunkt der Hirschfeld'schen Reise war Adalia, die alte Attalia Pamphyliä. — Während die gewaltige Kette des Taurus an der Westseite des Golfes von Adalia — der Ostküste Lykiens — noch bis hart an das Meer vortritt, zieht sie sich im Winkel des Golfes plötzlich zurück und erreicht, südöstlich abwärts streichend, erst wieder das Meer, nachdem ein schmales Küstenland von etwa 120 km. in der Länge entstanden ist. Dieses ist die alte Landschaft Pamphylien unter dem 37.° nördl. Br. und zwischen dem 28.° und 30.° östl. L. (von Paris), die aus der ganz flachen Küstenebene und einer oberen parallelen nach Osten sich senkenden Terrasse besteht, welche die Formation des unteren Landes auf höherer Stufe noch einmal zu wiederholen scheint und zugleich den Uebergang aus der Küstenniederung in das Gebirge vermittelt. Drei ansehnliche Ströme, die alten: Kestros, Eurymedon und Melas, durchkreuzen die Landschaft. Jenseit des letzteren beginnt, auch für das Auge wahrnehmbar, das „rauhe" Kilikien, während nördlich oberhalb der Terrasse die Grenze Pisidiens sich hinzog. Erst ganz spät werden die südlichen Taurus-Städte, auch fast das ganze Bergland der Pisidier nördlich und südlich vom Tauruskamme, zu Pamphylien gezogen, während Pisidien zum Theil mit dem früheren Phrygien zusammenfällt, überhaupt die wirklichen Grenzen verschoben erscheinen, wie ja auch die mit ihnen zusammenhängenden Stammesverschiedenheiten verwischt sind.

Die Pisidier galten als Barbaren, die Pamphylier kaum minder, wenngleich ihnen griechische Abstammung zugesprochen wurde; Herodot nannte sie (VIII. 68) „Taugenichtse" und Strabo ein unruhiges, räuberisches Volk.

Unter diesen Umständen kann es nicht Wunder nehmen, daß hier keine hervorragenden Denkmäler älterer Kultur gefunden wurden, obgleich schon zur Zeit Alexander's d. Gr. die pamphylischen Städte blühend und wohlhabend erscheinen. Doch ist es höchst wahrscheinlich, daß z. B. in Perge, als dem be-

rühmten alten Centrum des Artemis-Dienstes in diesen Gegenden, bei einer besonderen Erforschung noch werthvolle und merkwürdige ältere Reste an das Licht kommen würden.

Eine dauernde gleichmäßige Blüte in späterer römischer Kaiserzeit hat aber in den beiden Landschaften Pamphylien und Pisidien vollständigere Spuren hinterlassen, als in irgend einem anderen Theile Kleinasiens gefunden werden, da das erstere bei seiner ungesunden Lage, Pisidien bei der fast durchgängigen Schwierigkeit seines Terrains im Mittelalter ohne Anziehungskraft war und mehr oder weniger arm an Einwohnern geblieben ist.

Eine Betrachtung von so ruinenreichen Städten, wie Termessos, Perge, Sylleion, Aspendos, Selge, Kremna, Sagalassos und andere nicht sicher zu benennende es sind, läßt unzweifelhaft, daß nach einem gewaltigen Erdbeben im frühen Mittelalter die schon sehr verminderten Bewohner ihre zerstörten Städte plötzlich geräumt haben, und daß diese von nun an ihrem Schicksale ununterbrochen überlassen gewesen sind. Daher denn kaum irgendwo anders Ruinen ein so vollständiges Bild antiker Städte zu geben im Stande sind.

Von Adalia aus zog Dr. Hirschfeld zunächst in nordwestlicher Richtung durch die pamphylische Ebene bis zur engen Eingangspforte Lykiens, wo die große Stadt Termessus major gleich einer Warte auf hohem Berge schwer zugänglich gelegen ist. Von hier aus führte der Weg auf der oberen pamphylischen Ebene über die bekannteren Städte Perge und Sylleion nach Aspendos und von dort hinab zum Meere nach Side (Eski Adalia), dem berüchtigten, aber in jeder Beziehung herrlich gelegenen Stapelplatz der alten kilikischen Seeräuber.

Gering sind die modernen Ansiedelungen in diesem unteren Lande, geringer noch die festen Wohnplätze. Eine kurze Winterszeit hält hier die Herden und die Hirten, die bei nahendem Frühling mit ihren Zelten und aller Habe aus der ungesunden Luft hinaufziehen in die Berge. Nur ihre Todten lassen sie unten zurück, und so begegnet man in diesem Gebiete zahlreichen, ganz einsam gelegenen Friedhöfen, von dunklen Cypressen überragt, als einzige Beweise kurzer, wechselnder Bewohnung, überall zerstreut. In ganz ähnlicher Weise ist hier auch von nicht wenigen Orten des Alterthums fast nichts weiter auf uns überkommen als ihre Begräbnißstätten. Ihre soliden, wenn auch plumpen Steinsarkophage, ihre in den lebendigen Felsen geschnittenen Grabkammern haben die gewiß nur leicht aufgebauten Wohnhäuser der Lebenden längst überdauert.

Von Side an beschäftigte sich Dr. Hirschfeld mit der Erforschung des Melas-Laufes und der Feststellung der Gestalt des Taurus zwischen diesem Strome und dem Eurymedon bis hinauf zum Beischehr-See, worüber das Nähere nebst einer Kartenskizze in der oben genannten Zeitschrift zu finden ist.

Wir kehren nach Tarsos zurück und steigen am Kydnos zum Taurischen Gebirge auf. Ueber bewaldete Berge und durch enge Schluchten gelangen wir nach Nemrun in 1305 m. Seehöhe. Auf einem Hügel erhebt sich eine hohe, mittelalterliche Burg mit zahlreichen, zum Theil in lebendigen Fels ausgehauenen Thürmen. Die früheren Burgherren waren Vasallen der arme-

nischen Krone. Um den Schloßberg zerstreut liegen kleine, schweizerartige Holzhäuser, die von Baumgärten umgeben sind; die tiefgrünen Vorhöhen des Bulghar-Dagh mit seinen schneebedeckten Felsengipfeln vervollständigen das Bild einer Schweizerlandschaft. Nemrun ist ein beliebter Sommeraufenthalt der Bewohner von Tarsos und Adana. — In nordöstlicher Richtung treffen wir auf den Kulek Boghas, einen schmalen Engpaß, durch welchen die Straße von Tarsos nach Kappadokien führt. Diese Kilikischen Pforten waren zu allen Zeiten ein strategischer Punkt von hoher Wichtigkeit. Xenophon mußte sie auf seinem Rückzuge benutzen und Alexander der Große drang durch sie von Kappadokien in Kilikien ein. Der Paß wird von steilen, etwa 100 m. hohen Felsenwänden gebildet, welche an der engsten Stelle 8 m. Abstand von einander haben. Den Eingang von Süden her vertheidigte einst die Burg Guglag, türkisch Kulek Kalessi.

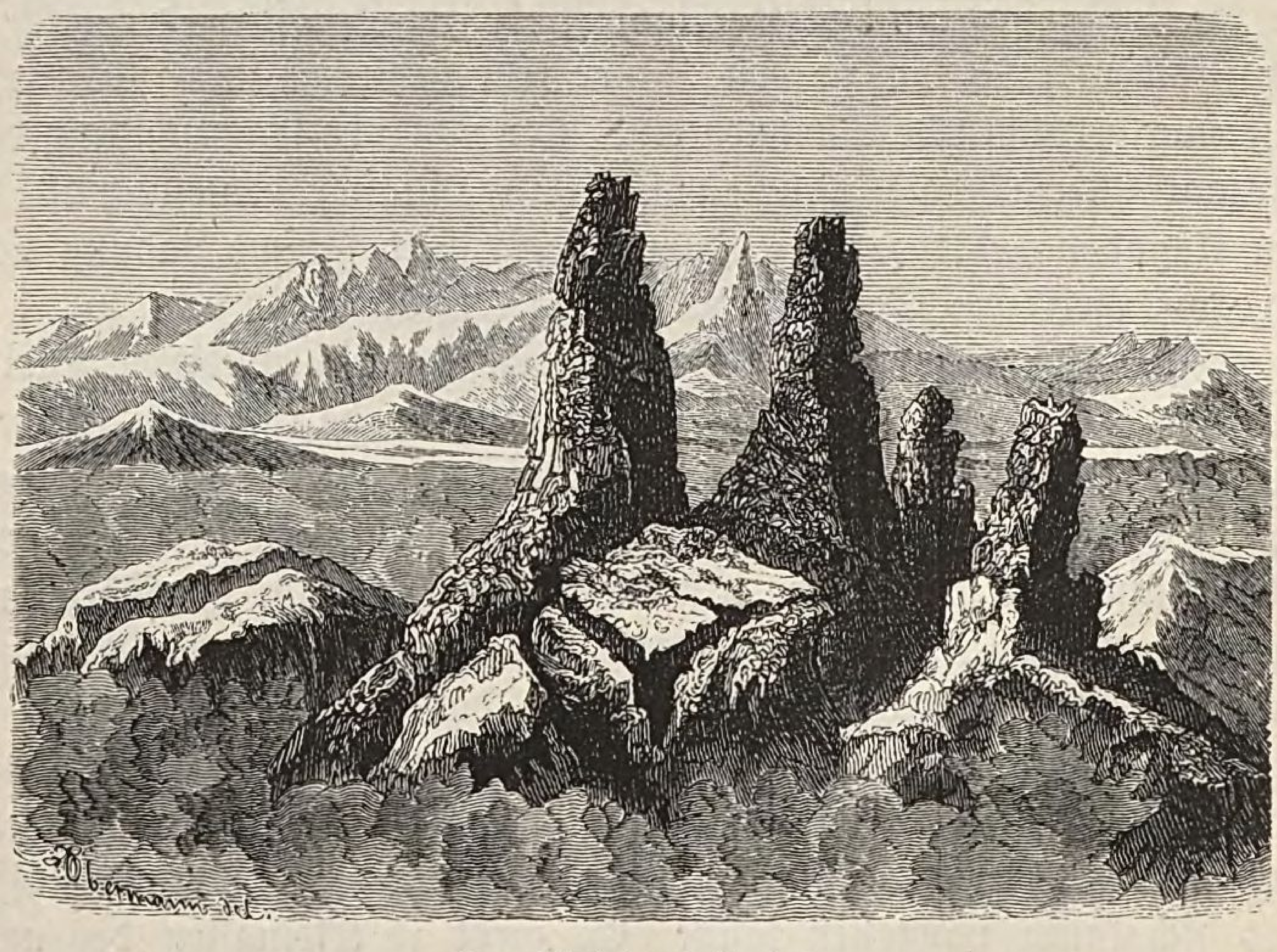
Aus dem Passe gelangt man über Plateaux mit schönem Cedernwald in ein anderes Engthal, welches zum ebenen, malerisch schönen Bozanti-Thale hinabführt. Prächtige Nadelwaldungen, Weingärten, Sommerwohnungen (Jailen) und hier und da steil aufsteigende Felsenwände geben dem anmuthigen Landschaftsbilde Wechsel und Leben. Im Hintergrund erheben sich die Felsen des Ak-Dagh zu den Wolken.

Am Eingange zum breiten Bozanti-Thal steht ein Zollhaus zur Besteuerung des Verkehrs zwischen dem Ober- und Unterlande. Zu den Zeiten des Weidewechsels herrscht hier immer große Thätigkeit, da die Herden abgezählt werden müssen. Für jede Ziege beträgt die Abgabe 2½ und für jedes Schaf 1½ Piaster. Der Ausgangszoll wird nach dem Zählen entrichtet und dafür ein Schein verabfolgt, der den Eigenthümer berechtigt, eben so viel Thiere, als er im Frühjahre auf das Hochland führt, im Herbst wieder nach Kilikien zurückzutreiben. Da die Herden immer sehr zahlreich sind, so bringt diese Besteuerung beträchtliche Summen ein. Der jährliche Pachtschilling der Zölle von Bozanti übersteigt die Summe von 150,000 Piaster, denn auch alle Waaren müssen Abgaben zahlen; jedes Kameel entrichtet sammt Ladung von Rohstoffen, wie Getreide, Sesam, Galläpfel, Krapp, Wolle u. s. w., 7 Piaster Passagegeld, während werthvollere Waaren einem besonderen Tarif unterliegen. Den Hauptertrag liefern aber die Herden, da in diesen Gegenden die Bodenkultur nur wenig, dagegen das bummelnde Hirtenleben sehr gepflegt wird.

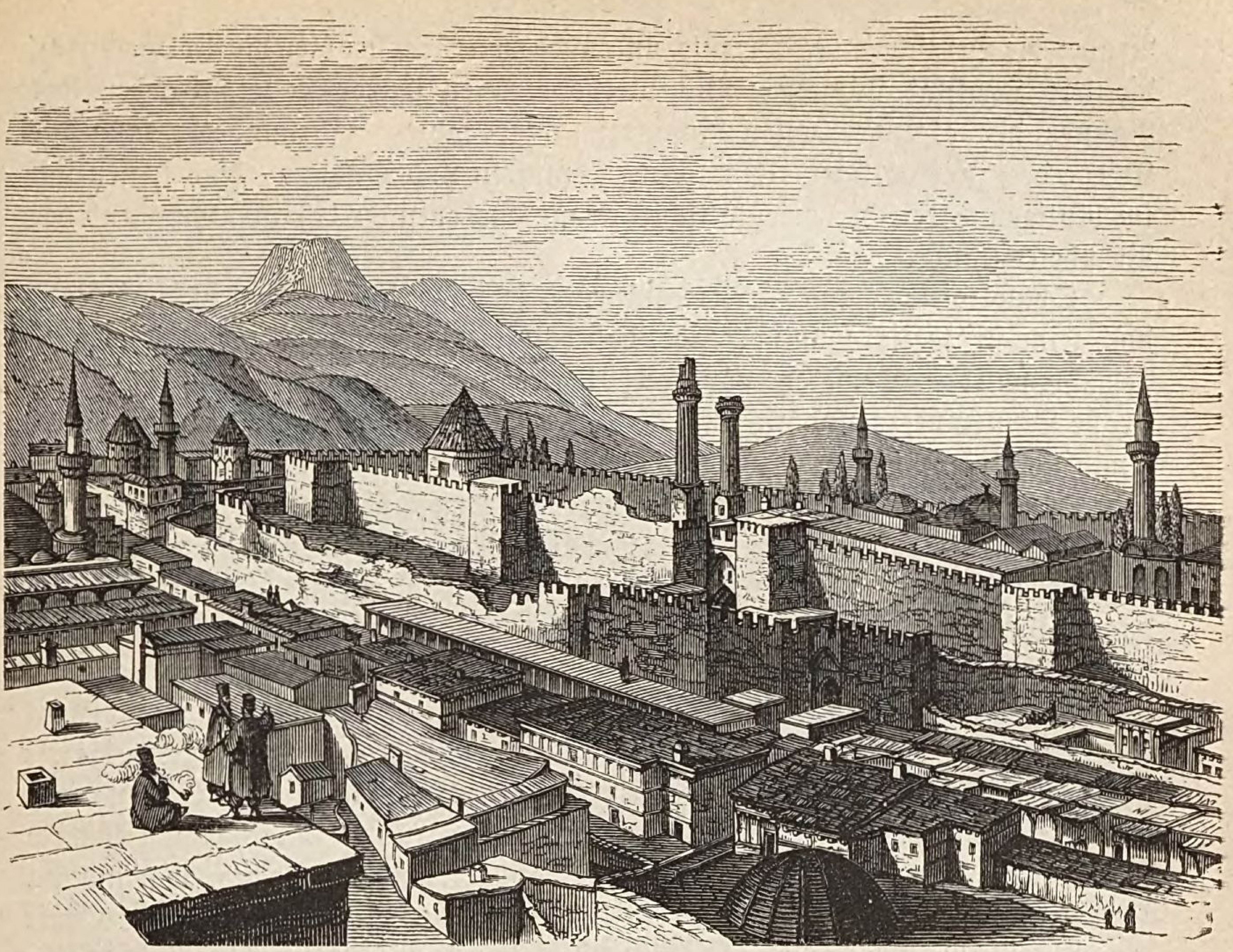
„Die Nomadenwirthschaft", sagt der in Anatolien und Armenien viel gereiste Botaniker Th. Kotschy, „ist ein Krebsschaden für die Türkei und von dem größten Nachtheil. So lange die Reformatoren es in den Provinzen des Osmanischen Reiches nicht dahin bringen, daß alle Wanderungen mit den Herden im Frühjahr aufhören, so lange ist nicht an eine ernste Verbesserung der kranken Zustände zu denken. Durch die sorglose Gemächlichkeit des Nomadenlebens wird der Landbau überall in einer Weise vernachlässigt, wie man es sich kaum vorstellen kann. Es giebt in Kleinasien des allerbesten Landes genug, um hinlänglichen Grundbesitz an die nomadisirenden Stämme abzutreten, wobei es auch an den ihnen zuzuweisenden Hutweiden nicht fehlen wird, welche als ihr Eigenthum gelten könnten. Hat man den Stämmen

Bezirke angewiesen, die sie mit ihrem Viehstand nicht überschreiten dürfen, so kann nachher eine Parzellirung versucht werden, um die nächste Generation vollends an den Boden zu binden. Erst bei der nächsten Generation wird man es versuchen dürfen, mit Beschränkung der Ziegenherden zu beginnen.

Warum soll ein so großer Theil der Bevölkerung das Vorrecht haben, mit den Herden fremdes Gut und das des ganzen Landes in so unverantwortlicher Weise zu beschädigen? Was ist es für eine Aneiferung für den Ackerbauer, wenn die Nomaden seine Felder und Hutweiden zum großen Theil widerrechtlich benutzen? Kein Wunder, daß er zu einem geringen Viehstand (an Arbeitsthieren) gezwungen wird, während er doch für den ganzen Besitz Steuern erlegen muß; kein Wunder, daß er zu Kaufleuten seine Zuflucht nimmt und an sie schon im Winter die zu erhoffende Ernte gegen eine geringe Geldsumme verschreibt! — Die Bevölkerung von Kleinasien ist eines geordneten und blühenden Kulturzustandes fähig, der schon in wenigen Jahren gesegnete Früchte tragen müßte. Das Religionsbekenntniß der Mohammedaner bietet kein Hinderniß, ebensowenig sind es die eingesogenen Vorurtheile gegen Neuerungen, die, wenn es der Regierung Ernst wäre, leicht überwunden werden könnten. Wenn sich auch der gute Wille nicht überall auf den ersten Wink zeigen wird, so darf man doch erwarten, daß ein großer Theil der Bevölkerung zu einem neuen, wohlgeordneten Umschwung der Dinge sehr gern seine Beihülfe anbieten würde. Welch ein anderes Bild würde das ganze Land nach 20 Jahren schon darbieten. Was für Waldungen würden heranwachsen an jenen Stellen, wo jetzt infolge des Weidens kein Baumwuchs aufkommt! Und die Bodenkultur, welche Ausdehnung könnte und müßte sie erreichen!



Der Gipfel des Argäos.



Erzerum.

XIV. Armenien.

Geographischer Ueberblick. — Klima, Vegetation und Lebensverhältnisse. — Die strategisch wichtigen Verkehrswege. — Ardahan, Batum, Bajasid, Kars, Erzerum. — Armenische Dörfer. — Statistisches über Armenien. — Der russische Landerwerb. — Die Bevölkerung. — Geschichte der Armenier. — Typus, Tracht, Charakter, Familienleben der Armenier. — Die armenische Kirche. — Geistige Kultur der Armenier. — Ihre Sprache. — Wanderung von Erzerum nach dem Wan-See. — Georgien und die Georgier. — Die Adscharen und Karapapachen. — Lasistan.

Im Osten der Anatolischen Halbinsel baut sich zwischen der transkaukasischen Niederung und den Thälern des östlichen Euphrat und des Aras bis zum Kaspischen Meere eine großartige Hochlandsmasse auf, welche wir Armenien nennen. Es ist das Land, in welchem nach der jüdischen Sage der Stammbaum des Menschengeschlechtes wieder Wurzel faßte, das Land, auf welchem Noah nach langer Sintflut mit seinen Söhnen, seinem Weibe und seiner Söhne Weibern die zweite Heimat begründete. In historischer Zeit war dieses Gebiet der große Knotenpunkt, die Völkerstraße für die alten Weltreiche. Hier wurden die Kämpfe zwischen Assyrern und Medern, zwischen Medern und Persern, zwischen Persern und Griechen ausgefochten. Hier war das Schlachtfeld der Römer und Parther; hier, bei Nehavend, erkämpften die

Araber die Herrschaft des Orients und wiederum brachen hier die Völker durch, die das Khalifat stürzten. Bis hierher trugen Europa's Kreuzfahrer das Banner der glaubensvollen Romantik, hier tobten Jahrhunderte lang die Kriege des zwiespältigen Islams der Sunniten und Schiiten, hier trafen sich im blutigen Streit der orientalischen Frage das russische Christenthum und der Prophetenglaube.

Obwol dieses Land zur Kriegführung selbst wenig geeignet ist, so bedingt doch seine strategisch wichtige Lage, daß es oft als Schauplatz blutiger Kämpfe gewählt wurde. Wer Herr von ganz Armenien ist, hält seine Hand über zwei große Binnenmeere und ist im Stande, über Anatolien und, dem Laufe der Zwillingsströme folgend, über Syrien und Mesopotamien seine Macht auszubreiten. Inselartig ragt es bei einer mittleren Höhe von 1500—1600 m. über die umgebenden Länder als ein von langen Gebirgszügen und hohen Kegelbergen bekröntes Tafelland empor. Es zerfällt in drei Haupttheile: in das Gebiet des Aras und der Kura, das des Euphrat und das des Tschoruk. Ersteres, das nördliche, wird von der Kura mit ihrem großen Nebenflusse, dem Aras oder Araxes, fast allseitig umschlossen und besteht aus einer von Kreide- und Eocängebilden umlagerten, in der Tertiärzeit gehobenen Urgesteinsmasse. Die Erhebungsrichtung läuft von Südost nach Nordwest und West mit der des Kaukasus fast parallel. Die höchsten Punkte dieses durch zahlreiche vulkanische Kegel ausgezeichneten Hochlandes sind im Südosten der Kapudschich mit 3916 m., in der Mitte der Alagös mit 4093 m. und im Nordwesten der Abul und Samsar mit 3300, beziehungsweise 2285 m. Höhe. Zwischen dem Kapudschich und dem Abul-Samsar breitet sich, von einem 3000 m. hohen Ringgebirge umschlossen, in 1960 m. Höhe der Goktscha- oder Sewanga-See aus.

Das südliche armenische Hochlandssystem, im Gebiete des Furat- und Murad-Su oder des westlichen und östlichen Euphrat, trägt denselben geologischen Charakter wie das nördliche; wir finden hier ebenso wie dort Granit, Gneis, Glimmerschiefer ꝛc. als Urgebirgsmassen, und Kreide- und Nummulitenkalke ꝛc. als Vertreter der Kreide- und eocänen Tertiärformation. Das beschränkte Vorkommen jüngerer tertiärer Bildungen deutet darauf hin, daß die Erhebung des Landes hier wie dort in der mittleren Tertiärzeit stattfand. Fügen wir noch hinzu, daß auch im Euphrathochland Trachytkegel, alte Kraterberge und ausgedehnte Lavenfelder allenthalben angetroffen werden, so wird man fragen, warum wir dieses Gebiet von ersterem unterschieden. Es ist die ostnordost-westsüdwestliche Erhebungsrichtung des südlichen Armenien, welche diese Trennung bedingt.

Die bezeichnete Erhebungsrichtung, die im nordwestlichen Armenien in den Gebirgsrücken zwischen der oberen Kura, dem Tschoruk und der östlichen Pontosküste nach Nordnordost ablenkt, pflanzt sich in der anatolischen Hochlandsentwicklung nach Westen fort. Bemerkenswerth ist, daß die durch den Ararat und den Bingöl, die höchsten (vulkanischen) Erhebungen Armeniens, bestimmte Linie in ihrer westlichen Verlängerung auf den Erdschjas trifft, der, ebenfalls ein vulkanischer Kegel, der höchste Punkt Kleinasiens ist.

Im südlichen armenischen Hochlande sind als die höchsten Erhebungen anzuführen: der doppelgipflige Ararat (5155 und 3916 m.), südwestlich von diesem der Chori (3547 m.) mit seinem westlichen, langgestreckten Nachbar, dem Ala-Dagh (3324 m.), der Wasserscheide zwischen dem östlichen Euphrat im Norden und dem Wan-See (1560 m.) im Süden. In größerer Entfernung westlich vom Ala-Dagh erhebt sich der Bingöl-Dagh (3800 m.), von dem in nordöstlicher und gleichweit vom Ararat in westlicher Richtung entfernt der Chopus (3437 m.) zu verzeichnen ist. Der Gebirgszug, welcher letzteren Gipfel mit dem Bingöl verbindet, setzt sich, nach Westen theilweise plateauartig sich ausbreitend, im Mosur-Dagh (2750 m.) fort und scheidet das von den beiden Euphrat umflossene Gebiet in eine nördliche und südliche Hälfte. Das südliche Thalgehänge des östlichen Euphrat wird von mehreren, ebenfalls plateauartig sich ausbreitenden Bergketten gebildet, welche, nach Süden das Hochland begrenzend, schnell zu den kurdischen Berglandschaften am oberen Tigris abfallen.

Die nordnordöstliche Gebirgsentwicklung kommt, wie erwähnt, im armenischen Tschorukgebiet zum Ausdruck. Insofern das Entwässerungsgebiet aller zu einem Flusse sich vereinigenden Wasserläufe ein von den Hauptwasserscheiden umrandetes Becken bildet, dürfen wir nach der Richtung seiner Haupt- und Unterwasserscheiden das Becken des Tschoruk als eine baumartig verzweigte Einsenkung in einem von Südsüdwest nach Nordnordost entwickelten Hochlande ansprechen. Sowol seine Wasserscheide gegen den Pontos, das parallel gegliederte Küstengebirge, als auch die langgestreckten Höhenzüge zwischen dem Hauptstrome und seinem Nebenflusse, dem Tortum-Su und dessen Arm, dem Olty-Tschai, und ferner die östliche Wasserscheide gegen die obere Kura, der Chyrch-pungar- (Chanly-) Dagh, alle diese Gebirge und noch zahlreiche Zwischenglieder zeigen mehr oder weniger scharf die angegebene Richtung. Die nördliche Umrandung des Tschorukbeckens bildet die Adschar-Achalzich'sche Kette, die von Ost nach West verläuft und mit dem im Allgemeinen gleichgerichteten Kartsch-Chal im Süden zum Thal des Adscharflusses abfällt. Der geologische Charakter des Tschorukgebietes stimmt im Ganzen mit dem des übrigen Armenien überein, und so finden wir denn auch hier einen vulkanischen Kegel, den Kartsch-Chal (3042 m.), in dem gleichnamigen, zum Theil halbkreisförmigen Gebirgszuge als den höchsten Punkt dieses Landgebietes.

Fassen wir nun unsere geophysischen Betrachtungen kurz zusammen, so kommen wir zu dem Ergebniß, daß es vier Erhebungsrichtungen und vulkanische Achsen sind, welche die Hochlandsentwicklung Armeniens bestimmt haben, und zwar: im Kura-Araxesgebiet eine südost-nordwestliche, welche unter etwa 30° mit einer ostwestlichen zusammentrifft, dann im Tschorukland eine südsüdwest-nordnordöstliche und endlich im Euphratgebiet eine ost-nordost-westsüdwestliche Erhebung.

Im Osten des von Gebirzszügen umklammerten Wan-See's schließt sich an das Armenische Hochland das Plateau von Aderbeidschan an, welches als persisches Gebiet indessen hier unsere Aufmerksamkeit nicht in Anspruch nimmt. Die persisch-türkische Grenze verläuft in südnördlicher Richtung und trifft im Ararat auf die russische, welche mit der neuen des Berliner Vertrages

die größere Hälfte des armenischen Hochlandes dem Zarenreiche anschließt. Unsere ferneren Betrachtungen werden deshalb die neuen Grenzen nicht näher berücksichtigen und Armenien in seinem bisherigen Umfange ins Auge fassen.

Ueber Klima, Pflanzenwuchs und Lebensverhältnisse in diesem Lande giebt Gustav Radde, der bekannte Kaukasusforscher, treffliche Auskunft: Ein überaus feuchtes Küstenklima, ein üppig strotzender Pflanzenwuchs, in welchem der Hochwald sich aus Laub- und Nadelhölzern zusammensetzt, die in den tieferen Lagen durchwoben und durchsetzt sind von Schlingpflanzen, eine Flora, die unter den holzigen Gewächsen viele Vertreter der immergrünen Arten zählt, und der, so lange man dem unmittelbaren Küstenrande nahe bleibt, nicht selten die Orangenbäume im freien Kulturlande zugezählt werden müssen — das Alles kennzeichnet die schmalen, gebirgigen Küstengegenden des südöstlichen Winkels vom Schwarzen Meere, welche man in ihrem tiefer gelegenen Theile als Lasistan, in den höheren Gebirgen als Adscharien bezeichnet. In Bezug auf die sozialen Verhältnisse ihrer Bevölkerung zerfallen diese Küsten in eine Reihe kleiner, meistens räuberischer, gegen einander selbständiger Vasallenstaaten, welche die türkische bez. russische Oberherrschaft mehr oder weniger anerkennen. Ein ergiebiger Gartenbau beschäftigt den größten Theil der Bewohner, und wie in der benachbarten Rionniederung, gedeihen in Lasistan auf bewässertem Boden Reis, italienische Hirse und Mais, welch letzterer vorwiegend das Nahrungsmittel bildet.

Im entschiedensten Gegensatze in Klima und Vegetation wie im Leben der Bewohner stehen die Hochplateaux, welche den namhaftesten Theil von Armenien bilden. Hier betreten wir ein kahles, gegen Süden allmählich ansteigendes Hochland. Breite Thalsohlen, deren Höhen über dem Meere zwischen 1500—1800 m. schwanken, werden von breitrückigen Gebirgen eingeschlossen, die als Wasserscheiden nur unbedeutend genannt werden müssen. Eine Anzahl meist großer Süßwasserseen sind eingebettet in ringförmiger Gebirgsumwallung und besitzen nicht immer einen Wasserabfluß; wo dieser stattfand, führt er die Wasser in schmalem, steilwandigem Bette auf vielfach gewundenen Krümmungen den Hauptgewässern der Kura zu. Die Wasserscheide zwischen Araxes und Euphrat ist auf einem Gebirgspasse zu überschreiten, der an Höhe und Beschwerlichkeit wenig dem von der grusinischen Militärstraße zwischen Tiflis und Wladikawkas nachsteht; gegen Bajasid führt der Weg in einer engen, tief ausgewaschenen Schlucht, die gegenwärtig einen kaum erträglichen Saumpfad bietet. In den oberen Theilen der Thäler begünstigen breite, flache Thalsohlen den Ackerbau und die Kultur der nordischen Getreidearten. Eine dritte Schicht schwarzer Erde, die nicht selten dem ausgetrockneten Moorgrund ähnelt und darauf hindeutet, daß ehedem auch hier stehende Wasser angesammelt waren, bedeckt den größten Theil der Mulden; in ihnen staut sich noch jetzt an vielen Stellen ein Quellenreichthum auf, der sich infolge des geringen Gefälles zu bedeutenden Sümpfen erweitert, welche untaugliche Riedgräser ernähren. Die sanften Gehänge der Gebirge sind überall mit einer vielgestalteten, den niederen Alpen ähnlichen Flora bewachsen und gewähren in derselben den nomadisirenden Völkern dieser Landschaften

vortreffliche Weiden. Wo die geologische Struktur zu Tage tritt, verräth sie fast überall vulkanische Thätigkeit. Trachyt und Lavatrümmer in allen möglichen Abänderungen bedecken stellenweise den Boden, und die schmalen, tiefgefurchten Gerinne der Bäche laufen in solchen Felsarten. Es bilden daher diese Hochebenen kahle, quellenreiche, meist schwarzerdige Landschaften von einer mittleren Erhebung bis zu 2100 m. Höhe, deren sie durchsetzende Gebirgsausläufer selten 3000 m. Höhe erreichen, die Schneelinie nur hier und da berühren. Den Namen „Steppe" darf man diesen Gegenden kaum beilegen: ihre Wasserfülle, ihr wechselnder Pflanzenwuchs, überhaupt ihr ganzes Aeußere widersprechen einer solchen Auffassung.

Auf dem gesammten Hocharmenien herrscht ein entschiedenes Festlandsklima. Selten trübt sich im Sommer der Himmel auf längere Zeit; vorübergehende heftige Gewitter ziehen meist von Ost aus, häufiger Hagelschlag vernichtet dann strichweise die Mühen des Landmannes. Dem langen kalten Winter folgt ein spätes Frühjahr: Nachtfröste im Juni gefährden oft die junge Saat, und andererseits gelangt das Korn infolge früher Herbstfröste nicht immer zur Reife. Der Mensch hat sein Dasein den Bedingungen anbequemt, unter denen er leben muß. Eine im nördlichen Theile dieser Gaue verhältnißmäßig dichte Bevölkerung, zusammengewürfelt aus sunnitischen Türken, schiitischen Persern, aus katholischen Armeniern, Juden, einzelnen Kurdenstämmen und Turkomanen, wohnt im Winter in der Erde in labyrinthisch verzweigten Erdgängen; so ein unterirdisches Dorf macht in der That keinen günstigeren Eindruck als die großen Murmelthierkolonien in der Mongolei. Selbst die Moschee der gläubigen Mohammedaner erhebt sich nicht wesentlich über dem Boden, kein schlankes Minaret wird vom Mollah erstiegen, und wo Ruinen gefunden werden, gehören sie der Blütezeit dieser Landstriche an und entstammen dem christlichen Kultus. Im Sommer werden diese festen Winterwohnungen mit dem Filzzelte vertauscht und im September wieder bezogen. Viezucht bildet die Hauptbeschäftigung der Bewohner, daneben etwas Ackerbau. Handel und Gewerbe haben sich nur in Kars unter dem Schutze der schon von Natur starken Festung angesiedelt; beide blieben jedoch auf sehr geringer Entwicklungsstufe, weil die Verbindung mit dem Schwarzen Meere schwierig und unsicher ist, und die Bedürfnisse der völlig orientalischen Verhältnisse nur sehr wenig erheischen. Mit Ausnahme von Waffen, groben Stoffen, getrocknetem Fleisch, Teppichen und Seife wird im Lande nichts Bemerkenswerthes erzeugt, und alle übrigen Gebrauchsgegenstände werden von Europa eingeführt, so Baumwollenstoffe aus England, Tücher aus Deutschland, Zucker, Seidenwaaren und Branntwein aus Frankreich.

Verkehrswege giebt es in Armenien nur wenige, und diese dienen meist der Verbindung der strategisch wichtigen Punkte. Im letzten Kriege waren sie aber von besonderer Bedeutung, da sie hier in dem sonst schwer gangbaren Gebirgslande die einzigen Operationslinien bildeten. — Werfen wir daher einen Blick auf das Straßensystem Armeniens und des angrenzenden Kaukasusgebietes.

Was zunächst die Verkehrswege und die Verbindungen der Statthalterei Kaukasus mit dem europäischen Rußland anlangt, so sind dieselben keineswegs

sehr günstig. Die bewunderungswürdige Kunststraße, welche sich unter dem Namen der grusinischen Heerstraße über den einzigen benutzbaren Paß des Großen Kaukasus, in 2430 m. Höhe hinzieht, steht den besten Kunststraßen der Schweiz nicht mehr nach, ist aber doch nur ein Postweg, der den Forderungen der Gegenwart nur unvollkommen entsprechen kann. Der zweite Verbindungsweg, der während des Krieges durch die türkische Flotte auf dem Schwarzen Meere für den Verkehr mit Odessa geschlossen war, die Eisenbahn von Poti nach Tiflis, hat so ziemlich alle Schwierigkeiten zu überwinden gehabt, die sich einem Eisenbahnbau in den Weg stellen können. Von Poti aus hatte man erst durch einen sumpfigen Urwald sich hindurchzuarbeiten, dann waren reißende Flüsse zu überbrücken und schließlich ein Gebirge zu überschreiten, welches, weil man nicht sehr lange Tunnel bauen wollte, Steigungen von 1 zu 20 erforderte, was in Europa nirgends vorkommt. Die Schwierigkeiten wurden zwar alle beseitigt, aber wie unvollkommen, dies zeigt der Umstand, daß der in 700 m. Höhe liegende Surampaß mit einer besonderen Berglokomotive überschritten werden muß, welche nur bis drei Waggons auf einmal fortbewegen kann. Aeußerst beschwerlich ist der seit uralten Zeiten lebhafte Karawanenweg zwischen Rußland und Persien und dem gut unterhaltenen Postwege von Tiflis nach Eriwan stellen sich große Hindernisse entgegen durch den ununterbrochenen Kampf mit einem Wirrsal von Bergmassen. Dieser Fahrweg erklettert das armenische Hochland im Thale des Akstafa, übersteigt in Serpentinen in 2170 m. Höhe in der Nähe des gewaltigen, 1336 □ km. bedeckenden Gebirgssees Goktscha die Wasserscheide und senkt sich bei Eriwan wieder bis zu 914 m. Höhe hinab. Dasselbe Lob guter Unterhaltung läßt sich nicht dem gerade im letzten Kriege wichtig gewesenen Verbindungswege Eriwan-Alexandropol-Achalzik spenden, der so recht längs der früheren Grenzen verläuft; man nennt ihn den Zarenweg, weil ihn 1837 Kaiser Nikolaus befuhr und die Behörden für diesen hohen Reisenden ihn eigens theils angelegt, theils ausgebessert hatten; noch 1875 war dieser Weg in erbärmlichster Beschaffenheit, und wiederholt mußte man hier Büffel als Vorspann aufbieten.

Von Alexandropol, der früheren russischen Grenzfestung, nach Kars führen drei Straßen und zwar zwei über Tichnis nach Chadschi-Wali, beziehentlich Kurjak-Dara, welche im letzten Kriege von den Russen benutzt wurden, und eine über Agdscha-Kala. Von Eriwan nach Bajasid hat man nur eine Straße über Igdyr. Von Achalzik nach Ardahan führt ein Weg am Ufer des Poschow-Tschai, fahrbare Wege verbinden auch Alchakalaki mit Ardahan, Osurgeti mit Batum über Zichedsiri. Sehr wichtig sind die Straßen von Kars nach Erzerum, über Kotanly und den Soghanlu-Dagh, einerseits über Jeniköi und Siwin und andererseits über Medschingert und Chorosan, dann vereinigt über Köpriköi und Hassan-Kaleh führend. Erzerum ist als Knotenpunkt sämmtlicher Straßen in Armenien ein strategisch wichtiger Punkt. Von hier führt eine 298 km. lange Chaussee nach Trapezunt.

Ueber die erwähnten und im letzten Kriege oft genannten Festungen Ardahan, Batum, Bajasid, Kars und Erzerum mögen folgende Angaben dienen: Ardahan, eigentlich Artaan, ist eine der ältesten Städte Armeniens

und, wie man behauptet, das schon von Ptolemäus erwähnte Artanissa. Erst nach Beendigung des Krimkrieges hatten die Türken auf die Befestigung von Ardahan eine besondere Sorgfalt verwendet und mit Hülfe englischer Ingenieure daraus eine Festung ersten Ranges gemacht, welche mit ihrer Citadelle und den 12 Forts auf den die Stadt umgebenden Bergen, gerade an dem Kreuzungspunkte der Straßen von Batum nach Kars und von Achalzik nach Olti, von großer strategischer Wichtigkeit war. Bekanntlich wurde Ardahan am 17. Mai 1877 von den Russen mit Sturm genommen.

Ardahan liegt in 1917 m. Seehöhe, gegen Süden eine kleine Ebene beherrschend, am südlichen Abhange einer Abzweigung des Chanly-Dagh, am linken Ufer der Kura, welche weiter südlich mit mehreren Quellzweigen am Ostgehänge des genannten Gebirgszuges entspringt. Die Stadt ist sehr dürftig und nachlässig gebaut, doch ist auch hier wie in anderen mohammedanischen Ortschaften wegen der durch den Koran gebotenen Waschungen für Wasser in den Straßen gesorgt, indem an verschiedenen Punkten große steinerne Tröge mit Metallhähnen aufgestellt sind, in welche das Wasser aus der Kura zugetragen wird. Die Bewohner, zur türkischen Zeit meist Mohammedaner, beschäftigten sich meist mit Vieh-, Getreide- und Holzhandel, aber auch der im Orient so beliebte Kramschacher erfreute sich bei ihnen einer regen Pflege. Bis vor Kurzem wurde hier auch mit einem andern Gegenstand gehandelt, der hohen Werth für den türkischen Käufer hatte und mit dem man wie mit anderen Waaren verfuhr. Es waren, wie G. Radde berichtet (Petermann's „Mittheilungen", 1868, S. 130), die geraubten christlichen Mädchen, welche trotz aller Wachsamkeit der russischen Behörden dennoch bisweilen gewaltsam von Gurien her entführt und durch die Adscharischen Gebirge geschleppt wurden, um in die Harem der reichen türkischen Machthaber zu gelangen.

Batum, durch den Berliner Vertrag in russischen Besitz gelangt, war als fester Hafenplatz für die armenisch-kaukasischen Länder von großer Wichtigkeit und für Rußland immer ein sehr begehrenswerther Punkt. An der ganzen Kolchischen (mingrelischen) Küste giebt es keinen eigentlichen Hafen. Auf der Rhede von Poti, dem gegenwärtigen Ausgangspunkte der transkaukasischen Bahnlinie Poti-Tiflis und somit der west-östlichen Handelsbewegung über den Pontos, laufen Schiffe größeren Tiefgangs Gefahr, entweder auf die Sandbänke geschleudert oder von den Ankerkabeln abgerissen und in die hohe See hinausgeworfen zu werden. Bei den häufigen, meist sehr heftigen Nordoststürmen bergen sich die meisten Schiffe in dem weiter nördlich an der kaukasischen Küste gelegenen Hafen von Suchum-Kaleh. Rußland hatte demnach das unmittelbarste Interesse an dem Hafen von Batum, der sehr geräumig ist und sicheren Ankergrund besitzt.

Batum liegt etwa 26 km., also einen Tagemarsch südlich von der früheren russischen Grenze, die das Bächelchen Tscholuk-Su bildete. Es muß hier einem Irrthum begegnet werden, der anläßlich des letzten Krieges wiederholt in der Tagesliteratur auftauchte und der sich auf einen Lapsus bezieht, welcher sich in die Urkunde des Friedens von Adrianopel (1829) eingeschlichen haben soll. Die Behauptung geht nämlich dahin: bei den Friedensabmachungen sei

der acht Meilen südlicher ins Meer strömende Tschoruk-Fluß als Grenze bestimmt worden, während in der Urkunde durch eine Verschreibung des r in ein l diese Bestimmung dem Tscholuk-Bache zufiel. Ein solcher Lapsus nun würde — so unwahrscheinlich er ist — selbst für den Fall, daß er unterlaufen sein sollte, nichts zu bedeuten haben, da es ein zweites, weitaus kleineres und nur 10 km. südlich des jetzigen Grenzbaches fließendes Gewässer giebt, das ebenfalls den Namen Tschoruk führt. Die Grenze wäre demnach, auch ohne den fraglichen Schreibfehler, so ziemlich die bisherige geblieben. Dies zur Aufklärung.

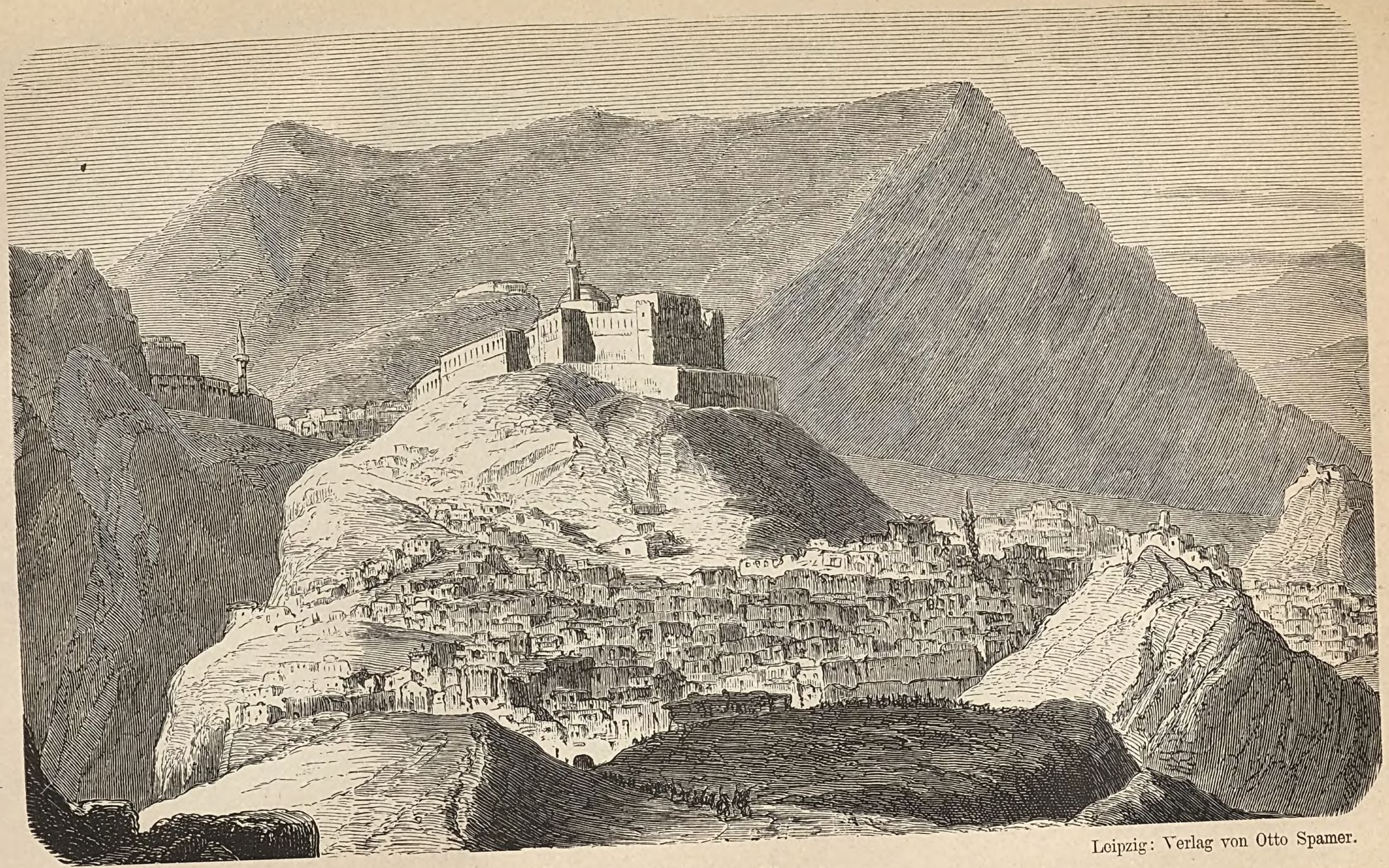
In der Umgebung von Batum befinden sich nachfolgende Forts und vertheidigungsfähige Burgen: Kintrischi und Zichedsiri, nördlich und südlich der Mündung des Tschoruk-Baches; Kobulethi und Jagathi in südöstlicher Richtung von derselben, auf dem Abhange des Kolowa-Gebirges; Gunieh an der Mündung des Tschoruk-Flusses. Auf dem schon früher russischen Gebiete liegen die Kastelle Anchaury und St. Nikolai hart an der bisherigen Grenze, letzteres unmittelbar am Meere; Askana und Nagomary etwas nördlicher und ferner Poti, Rionsk, Redoute-Kaleh und Anaklia über die mingrelische (Kolchische) Küste vertheilt.

Bajasid hat eine sehr malerische Lage an einem zwischen dem Ararat und dem Chori sich erhebenden, von einer alten (angeblich genuesischen) Festung gekrönten Kalkfelsen. Die Stadt zählt etwa 5000 Einwohner und ist als fester Stützpunkt an der russisch-persischen Grenze und der von Erzerum nach Tabris führenden Handelsstraße nicht unwichtig. Ihre Befestigung entspricht aber keineswegs dieser Lage und sowol im letzten als auch in den früheren Russisch-türkischen Kriegen fiel der Platz immer ohne Widerstand in die Hände der Russen. Das Beste an Bajasid ist das hochgelegene Schloß. Es wurde unter dem berüchtigten Mahmud-Pascha mit einem Prunk und Luxus erbaut, wie kaum ein anderes in der Türkei ihn darbietet. Der vielgereiste britische Konsul Brant nennt diesen Palast den schönsten und prachtvollsten im ganzen Osmanischen Reiche. Ein Theil des Schlosses wurde durch das große Erdbeben vom 20. Juni 1840 zerstört; aber selbst in seinen Ruinen gewährt es auf der hohen Felsenterrasse mit seinen Kuppeln und Zinnen einen großartigen Anblick. Seit jener Zerstörung wohnt der Pascha in der Stadt selbst und das Schloß dient der Garnison als Kaserne.

Auch die Stadt ist im größten Verfall. Der untere Theil derselben liegt fast ganz in Ruinen und von 10 Häusern ist durchschnittlich nur eins bewohnt. Die armselige, rohe Bevölkerung zeigt einen wilden und trotzigen, echt kurdischen Charakter und trägt mithin auch noch das Ihrige dazu bei, Fremden den Aufenthalt in der Stadt zu verleiden.

Nach dem Frieden von San Stefano sollte Bajasid an Rußland fallen, doch gab der Berliner Vertrag diesen Platz der Türkei zurück, um dieser die wichtige, von Erzerum nach Persien führende Handelsstraße zu erhalten.

Kars, auf einem geräumigen Hochplateau (1848 m.) am Flusse Kars Tschai gelegen, welch letzterer bei einer Breite von 200 Schritten ein großes Gefälle besitzt, ist ca. 200 km. (nordöstlich) von Erzerum, 65 km. (südwestlich) von Alexandropol entfernt und zählt etwa 20,000 Einwohner (meist Armenier).



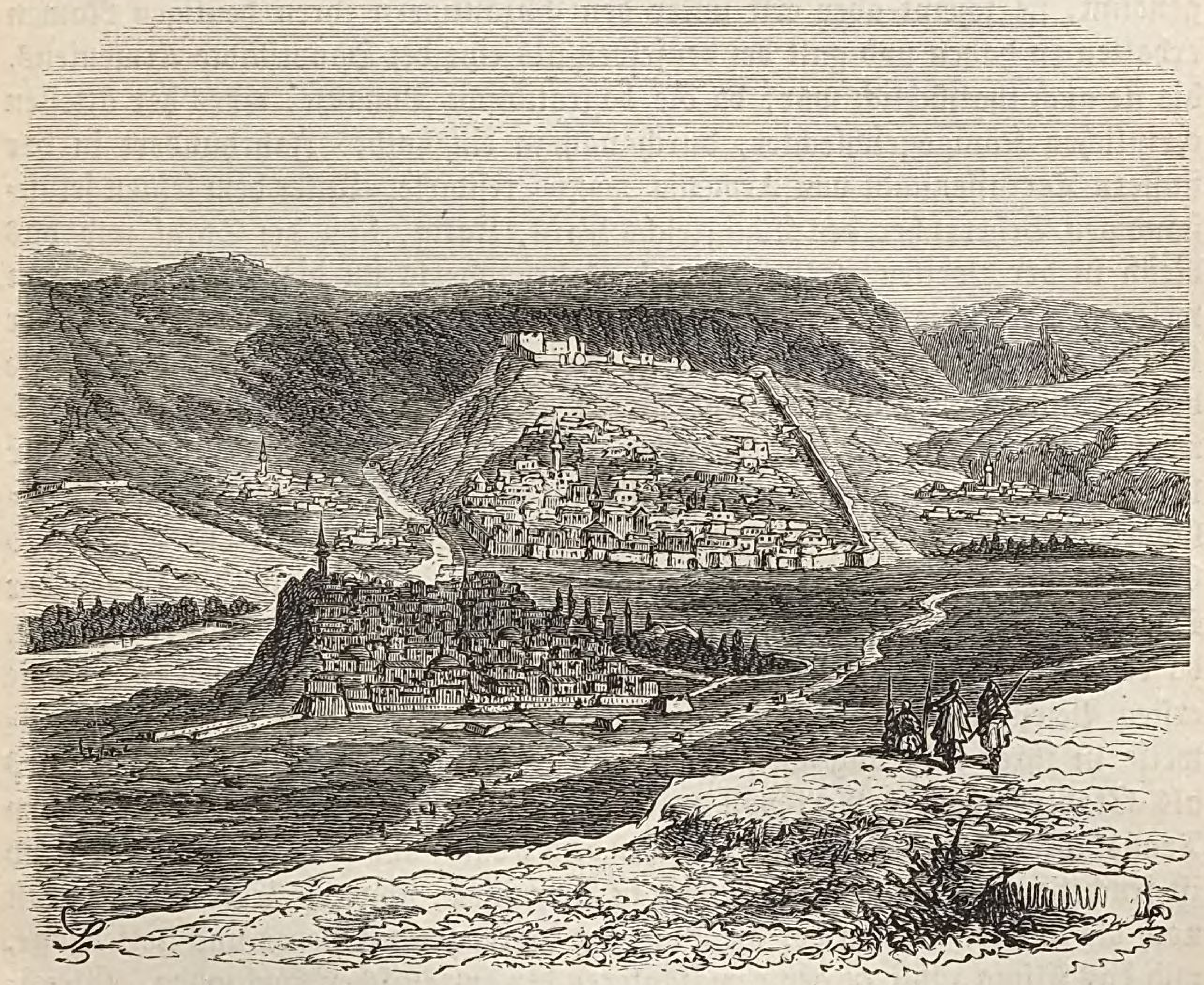
Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Türkei II.

Festung Bajazet in Armenien.

Die Stadt selbst macht trotz ihrer belebten Bazare und Karawanseraien durchweg den Eindruck der Armuth. Die Industrie liefert hier nur die allergewöhnlichsten Bedürfnisse des Orients und kommt kaum der von Achalzik gleich.

Die Festung, welche als Hauptbollwerk des strategisch so wichtigen Erzerum galt und seit der Abtretung Achalziks an Rußland (1829) als der Schlüssel von Armenien angesehen wurde, bildete zur türkischen Zeit ein unregelmäßiges Polygon mit einer doppelten gemauerten Enceinte und vier Bastionen, nassen Gräben und günstig angelegten Glacis. Im Nordwesten auf dem Ak-Dagh, einen etwa 80 m. steil ansteigenden kahlen Hügel krönend, lag, sturmfrei und das Vorterrain gänzlich beherrschend, das Fort Arkanieh.



Kars.

Dasselbe bildete ein bastionirtes Vauban'sches Fünfeck und enthielt den größten Theil der Munitions- und Verpflegsmagazine. Armirt war es mit 18 Stück 23cm., 12 Stück 15cm. und 68 Stück 12-, 18- und 24- pfündigen Geschützen älterer Konstruktion. Auf dem östlich und südlich Kars in weitem Bogen umschließenden, sich fast 150 m. über das Plateau erhebenden Kara-Dagh und Top-Dagh waren die Inglis Tabia und Madschar Tabia (nach ihren Erbauern „englische und ungarische Batterien" benannt) errichtet.

Diese Werke waren es eigentlich, welche Kars zu einer Festung ersten Ranges selbst nach europäischen Begriffen machten. Diese Position war im März 1877 bereits durch eine Reihe vorgeschobener, sich gegenseitig flankirender, mit 48 Stück Krupp'scher, 57 Geschützen älterer Konstruktion, endlich 11 Feld-

batterien, Kaliber 9/7 cm., armirten Redouten versehen, welche durch Laufgräben und gedeckte Gänge verbunden und durch viele künstliche Annäherungshindernisse verstärkt waren. Den Kern dieser Befestigungen bildete die Stadt Kars, welche in der rechten Flanke durch zwei schwere Batterien von der Waldinsel (im Karstschai) und in der linken durch die Köpri-Tabia (Brückenkopfbatterie) bestrichen ward.

Kars ist in allen Kriegen, welche die Türkei in Armenien zu führen hatte, von großer Wichtigkeit gewesen, der Fall oder die Behauptung dieser Festung bestimmte immer den Ausgang des blutigen Ringens.

Die Stadt Kars wird bereits bei den ältesten armenischen Schriftstellern genannt, sie scheint aber erst unter den Byzantinern ihren heutigen Namen erhalten zu haben und galt bei denselben als eine der Hauptstädte Armeniens, die sie auch thatsächlich war, da die bagratidische Dynastie, eines der ältesten christlichen Königsgeschlechter, durch nahezu ein halbes Jahrhundert in der finstern Terrassenstadt von Armenia magna residirte. Unter dem letzten selbstständigen Beherrscher des Königreichs Kars, Kakig, kam die Stadt und das Reich in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts an die Byzantiner, von welcher Zeit ab die Quellen eine große Lücke betreffs der weiteren Schicksale der Stadt aufweisen. Die Seldschuken, welche in Armenien allenthalben die byzantinische Erbschaft antraten, waren auch in den Besitz dieses Grenzbollwerkes gegen die Perser und Georgier gekommen, doch augenscheinlich nicht für lange Zeit, da die allgemeine Mongolenflut auch die stillen, fruchtbaren Tafelländer Armeniens nicht verschonte und ihre neue Herrschaft mit Feuer und Schwert zur Geltung brachte. Schließlich fiel die Stadt in die Hände der Osmanen, seit welcher Zeit sie erst ihre Bedeutung als Grenzbollwerk erlangte, da es Sultan Murad III. war, der vor etwa drei Jahrhunderten (1579) die ersten Befestigungen anlegen ließ, Befestigungen, die auch heute noch theilweise in ihrer ursprünglichen Form und Stärke vorhanden sind. Was Kars als Stadt besonders werthvoll macht, das ist seine günstige Lage zwischen Transkaukasien und Kurdistan, zwischen dem Pontos und Persien. Auch das Land ist fruchtbarer als irgend ein Strich in Armenien, schwarze Erde bedeckt selbst noch die unteren Stufen der die Plateaux begrenzenden Berge und Kettenzüge, und das Klima zählt zu den gemäßigteren der armenischen Hochzonen. Gleichwol ist das Land um Kars nur äußerst dünn bevölkert, und es soll nach einem russischen Berichte auf einer Fläche von mehr als 5000 □Werst keine 300 Dörfer geben (etwa 30,000 Einwohner, Kars einbegriffen, für das ganze Gebiet). Aber selbst die wenigen vorhandenen Dörfer sind für das Auge des Beobachters nicht eigentlich sichtbar, denn die einzelnen Wohnstätten sind die denkbar ursprünglichsten Erdhütten, ganz in die natürlichen Terrain-Anschwellungen eingegraben und nur mit ihrer steinernen Stirnfront zu Tage tretend.

In den letzten 150 Jahren hat Kars vier Belagerungen erlebt, darunter zwei mit siegreichem Ausgange, und zwar 1735 gegen Nadir Schah von Persien, der mit 100,000 Mann und einem erdrückenden Artilleriepark vor der Festung erschienen war, und dann 1807, als die russischen Streitkräfte gelegentlich des Persischen Krieges einen Handstreich auf die Festung versuchten.

Dafür ist sie in den zwei folgenden Belagerungen unterlegen, und zwar 1828 nach kaum vier Tagen, 1855 nach einer regelrechten sechsmonatlichen Belagerung. Als die Russen unter Marschall Paskiewitsch-Eriwanski vor Kars erschienen, befand sich dasselbe nahezu in gleichem Zustande, wie 100 Jahre vorher unter Nadir Schah. Von Außenwerken gab es auch nicht eine Spur, und so mußte es den Angreifern ein Leichtes sein, sich in unmittelbarer Nähe der Stadt auf dem dominirenden linken Ufer des Kars-Tschai der Citadelle gegenüber festzusetzen und den eigentlichen Hauptangriff von Süden her kräftigst zu unterstützen. Auf die Citadelle beschränkt, willigte der Kommandant allzu schnell in die russischerseits von ihm verlangte Kapitulation ein, die auch am 23. Juni, nur acht Tage nach der Ueberschreitung des Arpatschai durch die Russen, erfolgte, in dem Augenblicke, als das Entsatzheer des Kaissa Mohammed Pascha in der Ebene von Kars in Sicht kam. Die ganze Garnison, gegen 10,000 Mann nebst 150 Stück schweren Geschützes, fiel in die Hände des Siegers. Im Jahre 1855 spielten sich die Ereignisse schon wesentlich anders ab, ja sie besitzen eine gewisse Aehnlichkeit mit denen des laufenden Krieges. Der Cernirung und Belagerung von Kars ging damals die mörderische Schlacht von Kurukdara voran, die so ziemlich auf derselben Stelle stattfand, wie die diesmaligen Kämpfe zwischen Kars und dem Arpatschai. Am 6. August 1854 ward die türkische Armee vor Kars abermals geschlagen und sogleich nach Kars hineingeworfen. Aber erst 9 Monate später, im Juni 1855, schritten die Russen zu einer regelrechten Belagerung, während der sich die Garnison, unter Kommando des englischen Generals Williams, ein volles halbes Jahr hielt, um schließlich, wie es heißt, durch Hunger getrieben, die Thore des Bollwerkes dem General Murawiew zu öffnen. Die Belagerer waren hierbei 30,000 Mann stark. Im laufenden Feldzuge mußte die bereits in vollem Gange gewesene Belagerung wieder aufgegeben werden, da Mukhtar's Feldarmee die Russen bei Sewin am 24. Juni 1877 geschlagen hatte. Am 24. Mai, 4 Tage nach Mukhtar's Abmarsch in die Soghanlupässe, waren die Russen zum ersten Male in diesem Feldzuge vor Kars erschienen und am 5. versuchten sie bereits, sich des Forts Thechmaß an der westlichen Peripherie des Fortifikationsgürtels durch einen Handstreich zu bemächtigen. Der Versuch mißlang, und nun nahmen die Belagerungsarbeiten ihren ungestörten Fortgang. Am 14. Mai demaskirten die Russen ihre ersten Batterien im Norden der Festung, am 18. beginnt der Geschützkampf auch im Osten, zwischen dem Fort Karadagh und den russischen Geschützpositionen, und dauert nahezu acht Tage in ungeschwächter Heftigkeit fort. Am 2. Juni erst gestaltet sich die Einschließung von Kars zu einer vollständigen; am 12. und 13. vollführen die Garnisontruppen ihre ersten erfolgreichen Ausfälle und am 14. und 15. wird erbittert um die Werke Thechmaß und Karadagh gekämpft, mit ungeheuren Opfern für die Russen. Am 17. und 18. nimmt das Bombardement zu und am 23. wird abermals vergebens gegen das Fort Karadagh gestürmt. Von da ab nahm das Feuer der Belagerer mehr und mehr ab und schwieg endlich gänzlich am 27. Juni, als die Russen ihr letztes Geschütz gegen Alexandropol in Sicherheit gebracht und das Cernirungsfeld um Kars verlassen hatten. („Kölnische Zeitung“ vom 20. November 1877.)

Nach der Niederlage der türkischen Armee am Aladscha-Dagh, am 15. Oktober, wurde die Belagerung seitens der Russen wieder aufgenommen und in der Nacht vom 17. zum 18. November die Festung erstürmt. Der glückliche Eroberer, General Loris Melikow, meldet in einer Depesche Folgendes über diesen Sieg: „Der Sturm auf Kars wurde gegen die südöstlichen Forts geführt, mit Demonstrationen gegen die übrigen Werke. Die Forts Hafiz, Kanli und Siwari wurden durch Sturmkolonnen genommen, Karadagh und Arab durch Freiwillige überrumpelt, ersteres vom Rücken, das zweite von der Front aus. Morgens versuchte die Garnison der verlassenen Forts in die Berge zu flüchten, wurde aber umzingelt und gefangen genommen. Wir haben über 10,000 Gefangene gemacht und über 300 Geschütze sowie massenhafte Vorräthe erbeutet. In den Spitälern wurden 4500 Verwundete und Kranke vorgefunden. Der Verlust auf unserer Seite beträgt 2500 Todte und Verwundete."

Erzerum, die wichtigste Stadt Armeniens mit über 40,000 Einwohnern, liegt im Südostwinkel einer unregelmäßig gestalteten Ebene, welche im Westen und Nordwesten von Dümly-Dagh, im Osten vom Bojun- oder Schogulargebirge und im Süden von den mächtigen Palantöken begrenzt wird. Diese Ebene, von den am Dümly-Dagh entspringenden Quellbächen des Frat oder westlichen Euphrat (auch Kara Su genannt) gut bewässert, ist, obwol stellenweise sumpfig, sehr fruchtbar und bildet seit alten Zeiten, mitten im Nomadenland, eine belebte Kulturoase. Roggen, Weizen und Gerste werden allenthalben gebaut und 29,000 Mohammedaner und 14,000 Armenier sind hier in 160 Dörfern und Weilern angesiedelt.

Erzerum bietet, von einiger Entfernung aus gesehen, einen angenehmen Anblick; weil alle Gebäude fast genau dieselbe dunkle Farbe haben, so sieht man keine Einzelheiten, sondern nur eine sehr fremdartige Silhouette, welche sich von den helleren, dahinter liegenden Bergen scharf abhebt und in dem Fremdling eine hohe Idee von dieser Stadt erweckt, die freilich bei näherer Bekanntschaft alsbald schwindet. Wie allenthalben in der Türkei, stößt man auf Ruinen früherer großartiger Gebäude. Die Straßen sind eng, krumm und schmuzig, allerdings gepflastert. Die Stadt ist von bedeutender Ausdehnung und besteht aus der eigentlichen Festung und vier Vorstädten. Die erstere liegt mehr nach Westen auf einer unbedeutenden Erhöhung und hat den Umfang einer halben Stunde. Eine doppelte Mauer und breiter Wall schließen sie von den beiden Vorstädten ab. Die Mauern haben eine Höhe von 7,5 bis 10 m. und eine Stärke von 2 m. und werden durch 62 Thürme vertheidigt. Vier Thore führen nach dem Innern. Im westlichsten Theile liegt die Citadelle. Diese, ein unregelmäßiges Viereck, wird wiederum von Mauern umzogen und hat nur einen Zugang. Im Innern befindet sich ein hoher Thurm und ein als Pulvermagazin benutztes Gebäude. Steinerne Treppen führen auf die Mauern. Außer dieser Citadelle und der sogenannten eigentlichen Festung besitzt Erzerum zu seiner Vertheidigung noch mehrere detachirte Forts auf den die Stadt umgebenden Höhen Kap-Dagh und Keremeng-Dagh. Erzerum bildet als Knotenpunkt mehrerer Hauptstraßen das Centrum für den ganzen Handel des nördlichen Vorderasiens.

Dieser Durchgangshandel war früher sehr bedeutend, aber die türkische Regierung verstand es nicht, denselben im alten Umfange an Erzerum zu fesseln. Während Rußland bemüht war, den einen in seinem Besitze befindlichen der beiden Handelswege zwischen Europa und Persien, die Straße Poti-Tiflis-Eriwan, durch Eisenbahnbau, Verbesserung der Straßen und erleichterte Zollbehandlung der durchgehenden Waaren nach Kräften zu heben und den Händlern zu empfehlen, ging die Türkei darauf aus, durch Vernachlässigung des Straßenwesens und durch Beibehaltung des Transitzolles an der Grenze und vielerlei Plackereien den Verkehr in ihrem Gebiete zu erschweren.

Die Bevölkerung Erzerums ist hauptsächlich auf diesen Durchgangshandel angewiesen, doch betreibt sie auch einige Gewerbe, so Teppichweberei und Herstellung von Metallwaaren, als: eiserne und kupferne Hausgeräthe, Hufeisen, die viel nach Persien ausgeführt und mit denen auch die Ochsen beschlagen werden, ferner Waffen für die Kurden, namentlich aber kleine, kaum 20 cm. im Durchmesser haltende Schilde aus Büffelhaut oder mit Binsen durchflochtenen Stricken. Zur Verzierung sind dieselben mit eigenthümlich gearbeiteten Eisenstückchen oder Kupfermünzen versehen, unter welch letzteren man oft noch französische Pfennige von Louis XIV. und österreichische Kreuzer von Maria Theresia antrifft.

Erzerum ist eine Umänderung der arabischen Benennung Arzen er-Rum, d. h. die Stadt Arzen der Römer, weil sie die letzte den Byzantinern gehörige Stadt Armeniens war, im Gegensatz zu einer andern, östlich benachbarten Stadt Arzen, einem reichen Emporium der Syro-Armenier, welches aber schon 1049 von den Seldschuken zerstört ward und in Ruinen liegen blieb. Die Bewohner siedelten nach der römischen Stadt Arzen über, die bis dahin nur ein Kriegsplatz gewesen war. Dieser feste Platz war im Jahre 415 von Anatolius, einem Feldherrn von Theodosius dem Jüngeren, gegründet und zu Ehren des Letzteren Theodosiopolis benannt worden. Der alte einheimische, von der Provinz entnommene Name der Stadt war aber Garin oder Karin, und dieser überdauerte nicht nur die griechische und vom 11. Jahrhundert ab die arabische Bezeichnung, sondern er hat sich bis auf die Gegenwart erhalten.

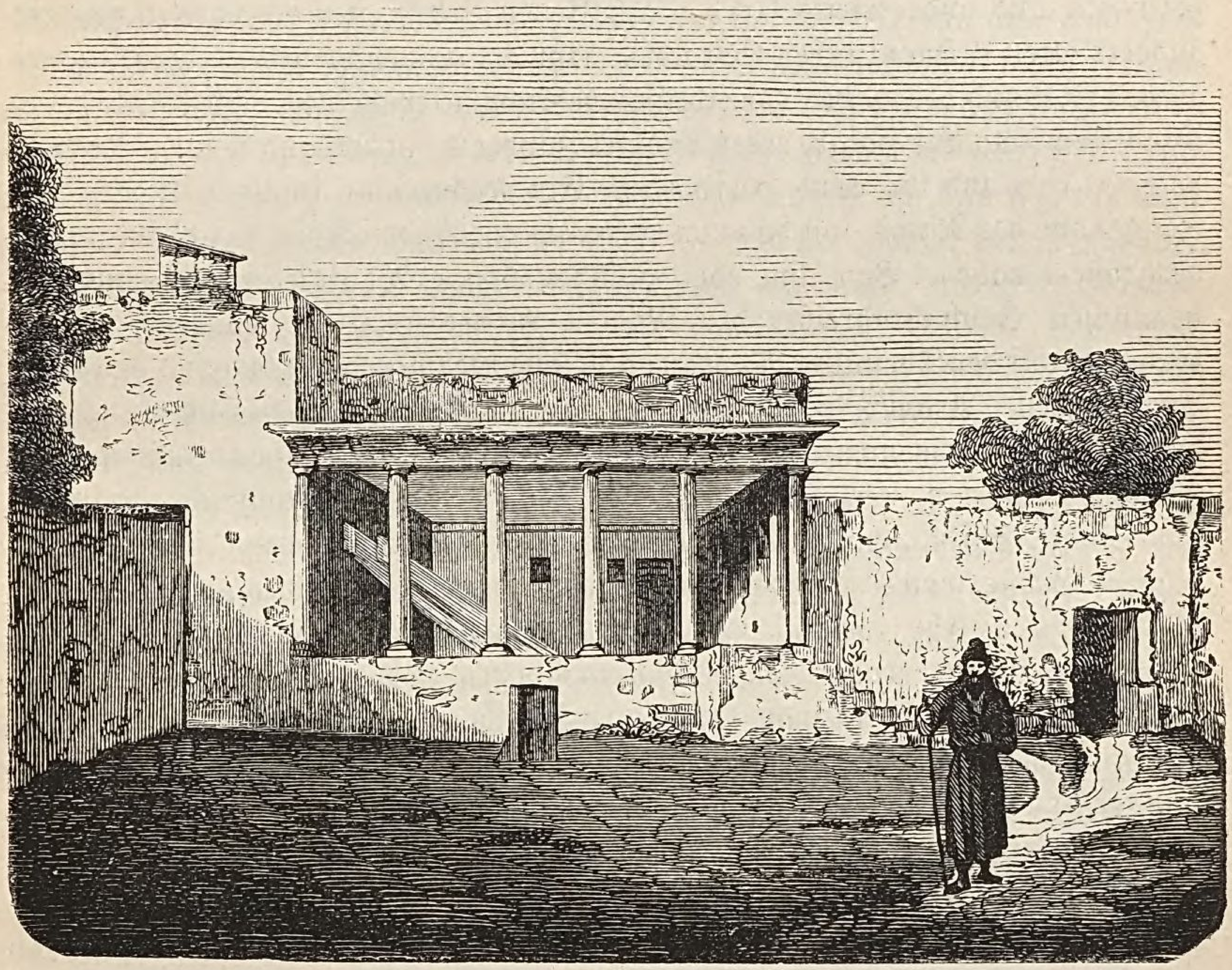
Erzerum hat eine bewegte Vergangenheit. Nach den Angaben des armenischen Geographen Indschidschean wurde Theodosiopolis durch Verrätherei 502 vom persischen König Kawad I. in Besitz genommen, doch fiel die Stadt noch vor Ablauf desselben Jahres an die Griechen zurück. Ende des 6. Jahrhunderts wurde sie noch einmal von den Sassaniden erobert, die einen großen Theil der Einwohner nach Hamadan verpflanzten, und 647 wurde sie eine Beute der Araber, die sie länger als ein Jahrhundert behielten. Erst 755 konnte sich der griechische Kaiser Konstantin Kopronymus der Stadt wieder bemächtigen, er ließ die Wälle schleifen und alle moslemitischen Einwohner mit ihrer Habe in andere griechische Provinzen übersiedeln. Bald darauf ward jedoch die Stadt von den Arabern wieder aufgebaut und bewohnt. Die griechischen Heere stürmten sie noch einige Male (im Jahre 950 und 1019), konnten aber den Platz für die Dauer nicht behaupten. Im Anfange des 13. Jahrhunderts ging Erzerum in den Besitz des Sultans von Iconium (Konia) über,

um 1247 in die Hände der Mongolen zu fallen, die eine Trümmerstätte zurückließen. Doch nach einiger Zeit ließen dieselben Mongolen die Stadt wieder aufbauen und setzten, ihrer Duldung gegen Christen gemäß, einen Bischof in derselben ein, der die Erbauung des Orts vollendete und die weit zerstreuten Bewohner wieder um sich sammelte. Nach Zusammenbruch der Mongolenherrschaft kamen Stadt und Feste in die Gewalt der Türken, denen sie auch seitdem, von der russischen Besitzergreifung im J. 1829 u. 1878 abgesehen, verblieben ist.

Die Bauart Erzerums und der anderen armenischen Städte ist ganz orientalisch und bietet uns daher nichts Bemerkenswerthes. Eigenthümlich ist aber der Charakter der Dörfer, soweit diese nicht als Höhlenbauten bestehen. M. v. Thielmann („Streifzüge im Kaukasus, in Persien und der Asiatischen Türkei", Leipzig 1875) entwirft von einem Dorfe, wie es in Armenien und im benachbarten Persien angetroffen wird, folgendes Bild: „Die Häuser sind aus Feldsteinen mit Lehm roh zusammengefügt, fast stets einstöckig und mit flachen Dächern versehen. Zu den Decken werden hier, der Kostspieligkeit des Holzes wegen, nur dünne Weidenstämme und ähnliches Material verwendet, und die Folge ist eine sehr geringe Haltbarkeit des Ganzen, so daß ein unbewohntes Haus sicher innerhalb eines Jahres zur völligen Ruine wird. Die äußere Fläche der Dächer ist mit einer Art Cement aus Sand, Erde, Asche und Mist bedeckt, welcher ziemlich undurchlässig für Wasser sein soll, dafür aber stete Erneuerung fordert. Das Dach ist vollkommen ebenso Wohnraum der Insassen wie das Innere des Hauses, und wo ein Dorf, wie häufig der Fall, an eine Berglehne angebaut ist, dient das Dach des unteren Hauses zugleich als Straße und Vorflur für das obere. Die Dorfgassen sind eng, winkelig und schmuzig, und der einzige Wunsch des Reisenden, der ein Dorf betritt, ist der, möglichst schnell am andern Ende wieder hinauszukommen. Ein seltsamer Zierrath der Häuser wird durch die Seltenheit des Holzes und durch die deswegen unumgängliche Benutzung des Mistes zum Brennen bedingt; alle Wände der Gebäude sind mit tellergroßen Kuchen aus einem Gemisch von frischem Mist und Häcksel bedeckt, und sobald diese Kuchen durch die Sonne gehörig ausgetrocknet sind, werden sie in Pyramiden auf den Dächern aufgestapelt und die Wand erhält eine frische Garnitur. Uebrigens kann man nicht behaupten, daß die über dem Mistfeuer zubereiteten Speisen irgend einen unangenehmen Geruch oder Geschmack hätten; dieses Brennmaterial hat vielmehr den für eine Reiseküche nicht zu unterschätzenden Vortheil, sehr schnell Feuer zu fangen und nach kurzem Aufflackern in eine glühende Asche zu zerfallen, auf welcher das Wasser rasch zum Kochen gelangt. Der zu den Mistziegeln verwendete Häcksel ist ein Nebenprodukt der eigenthümlichen Dreschmethode des Landes. Das auf einer Tenne aufgeschüttete Getreide wird so lange mit einer flachen hölzernen Schleife, auf deren unterer Seite Steine eingekeilt sind, befahren, bis die scharfen Kanten der Steine das Stroh zu Spreu zerrieben haben; die durch ihre Schwere auf den Boden gesunkenen Körner werden dann mittels der Wurfschaufel abgesondert."

Türkisch-Armenien umfaßte vor dem letzten Russisch-türkischen Kriege, soweit es dem Vilajet Erzerum entsprach, etwa 130,500 □km. mit ca. 1,230,000

Einwohnern. Diese Bevölkerung zerfiel nach Deyrolle 1869 in 272,000 Türken und Georgier, 357,000 Kurden, 410,000 Christen, 1200 Juden, 2000 Jesiden, 158,000 Kyzylbaschkurden und 29,000 Terekimanen. Die Letzteren, nach ihren Pelzmützen auch Kara-Kapak genannt, sind Mohammedaner und Abkommen persischer Einwanderer, die zur Zeit, als Schah Abbas seine armenischen Eroberungen machte, in den Bezirken Tschaldyr, Hagkignan und Diadin sich ansiedelten; sie bewohnen hier, unweit der persischen Grenze, im Ganzen 105 Dörfer. Die Christen zerfallen in 287,000 Armenier, 111,000 Nestorianer, 8000 katholische Armenier, 4000 Griechen und 1300 Protestanten.



Armenische Bauten.

Zu Anfang des Jahres 1877 wurden von dem in obigem Umfange angegebenen Vilajet Erzerum die Kreise von Musch, Wan und Hakkiari abgelöst, und aus ihnen ein besonderes Ejalet (Statthalterschaft) mit dem Regierungssitze in Wan gebildet. Diese Neugestaltung einer Provinz hatte den Zweck, einerseits die hauptsächlich im Kreise Hakkiari unabhängig lebenden Nestorianer (hier etwa 108,000) durch Vereinigung mit den in Uebermacht hier auftretenden Kurden (230,000) zu einem politischen Ganzen zu unterdrücken, und andererseits die widerhaarigen Kurden durch die Nestorianer möglichst beschäftigt und mithin weniger aufsässig zu erhalten. Man sieht, daß die in Albanien von der Pforte befolgte Politik, die Völker gegenseitig sich bekämpfen zu lassen, auch hier zur Anwendung gelangt.

Daß aber nichts Gutes dabei herauskommt, „wenn hinten weit in der Türkei die Völker auf einander schlagen“, das sollte die Pforte alsbald an den Folgen des letzten Russischen Krieges erfahren und zwar besonders hier am armenischen Schauplatze ihrer Weisheit. Der Berliner Vertrag erkannte Rußland die Gebiete von Batum (Sandschak Lasistan), Ardahan (Sandschak Tschaldyr) und Kars zu, womit ein Land von 26,590 □klm., beinahe so groß wie Belgien, dem Osmanenstaat verloren ging.

Den wichtigsten und nützlichsten Theil der Bevölkerung Armeniens bilden die Nachkommen der thrako-phrygischen Ureinwohner dieses Landes, die Armenier. Die Aehnlichkeit ihrer Sprache, einerseits mit dem Zend und Altpersischen und andererseits mit den erhaltenen Ueberresten der phrygischen und anderer alten kleinasiatischen Sprachen, läßt die Armenier als ein thrako-phrygisches Volk und als solches von eranischem Stamme erscheinen. Sie selbst führen ihren Ursprung auf Haigh, einen Urenkel Japhet's, zurück und nennen sich deshalb Haigh und ihr Land Hajastan. Ein Nachkomme Haigh's, Aram, ein Zeitgenosse des Ninos, soll das von Ersterem gegründete Reich durch Eroberung vergrößert haben. Von ihm oder Haigh's Sohne Armenak leiten die einheimischen Geschichtschreiber den Namen Armenien ab, während ihn die Griechen auf den Thessalier Armenios, Theilnehmer an der Argonautenfahrt, zurückführen. Aram's Sohn, Ara, fiel im Kampfe gegen Semiramis, worauf die Herrscher Armeniens die Oberhoheit Assyriens anerkennen mußten. Im 8. Jahrhundert v. Chr. betheiligte sich Baroïr, der 36. Nachfolger Haigh's, am Sturze Sardanapal's und stellte die Unabhängigkeit, wenn auch nicht die frühere Größe seines Reiches, wieder her. Unter der Regierung Tigranes' I. (565—520 v. Chr.) gelangte Armenien zu neuer Blüte, bis es von Alexander d. Gr. 328 v. Chr. erobert wurde und nach dessen Tode unter die Herrschaft der Seleukiden kam. Als Antiochus d. Gr., der syrische Gewalthaber, von den Römern bei Magnesia 190 v. Chr. geschlagen wurde, fielen zwei Statthalter, Artaxias und Zadriades, von ihm ab, und stifteten, von den Römern als Könige anerkannt, Ersterer das Großarmenische, Letzterer das Kleinarmenische Reich.

Artaxias erbaute Artaxata als Hauptstadt Großarmeniens. Sein Geschlecht wurde 150 v. Chr. durch die parthischen Arsakiden verdrängt, deren Herrschaft unter Tigranes II. (89—34) v. Chr. ihren Höhepunkt erreichte, indem dieser Kappadokien, Kleinarmenien (70 v. Chr.), Babylonien und Syrien eroberte. Tigranes' ganzes Auftreten, seine Pracht wie seine Gewaltherrschaft, erinnerte an Salmanassar und Nebukadnezar. Weggeführte Kulturvölker bildeten die Einwohner seiner riesenhaften Hauptstädte Tigranokerta (von Tigranes I. gegründet) und Nisibis, Nachahmungen von Ninive und Babylon, mit hohen Mauern und weiten Palast- und Gartenanlagen. Als Schwiegersohn des Königs Mithridates von Pontos in dessen großen Krieg mit den Römern verwickelt, wurde Tigranes erst von Lucullus, dann von Pompejus (63 v. Chr.) besiegt und mußte das zu des Letzteren Füßen niedergelegte Diadem als Gnadengeschenk der Römer annehmen. Fortan war Tigranes ein römischer Lehnsfürst. — Nach dem Tode seines Nachfolgers Artavasdes (31 v. Chr.) wurde Armenien mehrere Jahrhunderte hindurch der Kampfplatz der Römer

und Parther, und nur vorübergehend kam es durch Trajan's Siege (106) unter römische Herrschaft, der seit 70 n. Chr. schon Kleinarmenien angehörte; 232 aber ward es von den Neupersien beherrschenden Sassaniden erobert. Im Jahre 259 von Tiridates III. aus dem Geschlechte der Arsakiden mit römischer Hülfe noch einmal befreit und in der folgenden Zeit (4. Jahrhundert) für das Christenthum gewonnen, wurde es 387 zwischen dem Römischen und Persischen Reiche getheilt, um 428 ganz an letzteres zu fallen. Nach dem Sturze des Sassanidenreiches durch die Araber (650) ward Großarmenien auch von diesen überflutet, hatte unter den Kämpfen derselben gegen die Byzantiner viel zu leiden, und wurde theils von byzantinischen, theils von arabischen Statthaltern regiert. — Unter der Dynastie der Bagratiden, die 859 mit dem einem alten armenischen Fürstenhause entsprossenen Aschod I. zur Herrschaft gelangte, freilich in Abhängigkeit von den Khalifen, blühte das Großarmenische Reich mit der Hauptstadt Ani noch einmal für kurze Zeit auf, vermochte sich aber des Andranges der feindlichen Nachbarvölker nicht zu erwehren und fiel daher 1079 zum Theil in die Gewalt der Byzantiner, zum Theil in die der seldschukischen Türken. Nur einige einheimische Fürsten behaupteten ihre Unabhängigkeit, die sie aber gegen Mitte des 13. Jahrhunderts an die Mongolen verloren. Im Jahre 1472 kam Großarmenien als Provinz an Persien und 1522 mit Ausnahme des östlichen Theiles, Irwan, welcher Persien verblieb, an das Osmanische Reich. — Indessen erlebte Armenien nach seinem Untergange im Kilikischen Taurus eine Wiedergeburt. Schon im 5. und 6. Jahrhundert hatten sich viele armenische Familien vor der persischen Bedrückung hierher geflüchtet, und als 1079 der letzte Bagratiden-König von Großarmenien von den Byzantinern ermordet wurde, und Rhupen, einer seiner Verwandten, mit seinem Anhange sich ebenfalls in das Taurische Gebirge schlug, gelang es den Armeniern, die Griechen zu vertreiben und in Kilikien ein Neuarmenisches Reich aufzurichten. 1198 nahm Leo II. mit Genehmigung des deutschen Kaisers Heinrich VI. die Königswürde an und ließ sich in Sis krönen. Aber nicht lange dauerte die Herrlichkeit dieses armenischen Königreiches, denn bereits 1375 verfiel es unter Leo VI., aus dem Geschlechte der Lusignan (dem Königshause von Cypern), der Herrschaft Egyptens. Mit diesem Jahre verschwindet Armenien aus der Reihe der Staaten.

Die wechsel- und unglückvolle Geschichte des armenischen Volkes hat auf die gesellschaftlichen Zustände desselben in ähnlicher Weise Einfluß gehabt, wie die der Hebräer auf das heutige Judenthum. Wie die Israeliten bewohnen die Armenier nur noch als ein geringer Bruchtheil der Gesammtzahl ihr Heimatland und sind wie jene, wenn auch nicht in derselben Ausdehnung, weit in der Fremde zerstreut. Von der auf $2^1/_2$ Millionen zu veranschlagenden Kopfzahl des armenischen Volkes lebt nur ein Viertel etwa in seinem Stammlande, der andere Theil ist über Anatolien und die übrigen türkischen Gebiete in Asien, Europa und Afrika, über Oesterreich, Rußland, Persien, Indien und andere Länder verbreitet. Wie die Juden liegen auch die Armenier dort am liebsten den Handelsgeschäften ob und zeichnen sich, wie jene, durch großen Gemeingeist, Anhänglichkeit an ihr Volksthum, Betriebsamkeit und Schlauheit aus.

In einer Hinsicht unterscheiden sie sich jedoch von den Hebräern: sie stehen mit der Heimat in der engsten und festesten Verbindung; sie haben dort nicht blos ihren nationalen, sondern auch ihren religiösen Mittelpunkt der Einheit. Dieses Centrum, das Patriarchat von Edschmiazin, übt über Alle eine wahrhaft magische Gewalt aus, und mit der tiefsten Treue halten sie an ihrem Vaterlande, an ihrer Sprache, ihren Sitten, am Christenthum und an dessen kirchlicher, nationaler Gestaltung unverbrüchlich fest.

Betrachten wir uns nun dieses Volk etwas näher. Was zunächst den Typus anlangt, so ist die Reinheit desselben bei den heutigen Vertretern der armenischen Rasse, und zwar infolge der stattgehabten starken Völkermischung in Armenien, etwas zweifelhaft. Khanikof beschreibt das Körperäußere der bei Astrachan seit dem 14. Jahrhundert angesiedelten und seitdem unvermischt gebliebenen Armenier folgendermaßen: Sie sind von hohem Wuchs, wohlgebaut, aber zur Dickleibigkeit hinneigend; die Schädelform ist entschieden iranisch und dolichokephal; die Augen sind schwarz und groß, nicht selten tiefliegend. Die Stirn ist niedrig, die Nase, ohne Ausnahme, lang, adlerartig und stark vortretend, bei länglichem Gesicht oval. Bei jungen Leuten zeichnet sich die Haut durch Weiße und Feinheit aus, während sie im Alter, bei Männern sowol als bei Frauen, eine gewisse Kupferröthe annimmt.

Ueber die Tracht der Armenier wollen wir nur kurz bemerken, daß sie von der im Orient allgemein üblichen sich nur durch einen schwarzen Turban oder hohe Pelzmütze und einen dunkelfarbigen Kaftan unterscheidet. Ebenso sind auch die Armenierinnen nicht wesentlich anders als die mohammedanischen Frauen gekleidet, und ebenso wie diese verhüllen sie sich das Gesicht mit einem Shawl oder einem Jaschmak, letzterer oft von rother oder blauer Farbe. Im Allgemeinen neigen sie aber nicht, wie die türkischen Weiber, zum Putz hin; sie sind, wie überhaupt das ganze Volk, sehr nüchtern, sparsam, mäßig und bescheiden. Stilles, sanftes Wesen, ungemeine Höflichkeit, Zurückhaltung, Beharrlichkeit und ausgesprochene Erwerbslust sind als sonstige nationale Charakterzüge noch hervorzuheben. Besonders bemerklich macht sich die Gewinnsucht bei den in den großen Städten des Auslandes als Kaufleute lebenden Armeniern. Diese verstehen es durch rastlose Betriebsamkeit, gelegentlich auch durch Betrug und Falschheit, massenhafte Reichthümer anzusammeln und sind deshalb als schnöde Egoisten allenthalben verhaßt. Aber selbst diese Armenier in der Türkei und Persien, sagt A. v. Haxthausen, sind ehrenwerth in ihrem Hause; dort herrschen die alten patriarchalischen und reinen Sitten; sie haben alle häuslichen Tugenden, sind wohlthätig und gastfrei. Sie halten auf das Strengste an ihrem Volksthum und vor Allem an ihrer Religion. Außer den Juden giebt es kein Volk, welches um seines Glaubens willen so viel ausgestanden, welches so viele Märtyrer gehabt, wie das armenische, und sie haben nie gewankt.

Der innere patriarchalische Nationalverband des armenischen Volkes, fahren wir mit Haxthausen („Transkaukasia", Leipzig 1856) fort, spiegelt sich im Mikrokosmos des Volkes, in der Familie, wieder ab. Das Familienleben und die Familienverfassung weichen in einem Stücke tief und wesentlich von denen der übrigen asiatischen Völker ab; dies ist die Stellung

des weiblichen Geschlechts, die Anerkennung der Selbständigkeit, der Gleichberechtigung und der Würde desselben, die sich in der Familienverfassung wie in der Person ausspricht. Hierin liegt der Beruf der Armenier zur höheren Menschenkultur, sowie in ihren bedeutenden geistigen Anlagen ihre Zukunft, die sie zum Verbindungsgliede zwischen Europa und Asien berufen zu haben scheint.



Armenier.

So lange die Häupter der Familien, Vater und Mutter, leben, bleibt stets die ganze armenische Familie ungetrennt und ohne irgend eine Vermögensscheidung zusammen in unbedingtem Gehorsam gegen das Haupt. Es ist nicht selten, daß bei einem 80jährigen Patriarchen drei Generationen zusammensitzen und -leben: vier bis fünf verheirathete Söhne von 50—60 Jahren, dann noch Enkel von 30 Jahren mit ihren Kindern. Keine Absonderung des Vermögens, kein Glied kann Etwas für sich erwerben, es sammelt nur das Ganze. Es giebt auf solche Weise Gehöfte, auf denen Familien 40—50 Köpfe stark leben. Selbst Brüder trennen sich nur sehr ungern; gewöhnlich tritt nach dem Tode der Eltern der älteste Sohn an die Spitze der Familie und dann ganz mit dem Rechte des Vaters. Erst bei den Enkeln beginnen die Theilungen.

In einer solchen Familie sehen die Glieder derselben Generation, also sämmtliche Enkel aus den verschiedenen Ehen, sämmtliche Urenkel sich unter einander als Geschwister an und nennen sich auch so, wenn sie von einander sprechen. Die armenische Religion verbietet die Ehe bis zum siebenten Grade der Blutsabstammung. Heirathen zwischen Urenkeln sind noch völlig unstatthaft, darüber hinaus ist Dispens in Edschmiazin möglich, aber schwer zu erhalten.

Während bei den umwohnenden Völkern der Weiberkauf die hergebrachte einzige Form der Schließung der Ehen ist, während bis dahin die Mädchen dort völlig eingeschlossen bleiben, herrscht dagegen bei den Armenierinnen die vollkommenste Freiheit des Verkehrs. Die jungen Mädchen gehen unverschleiert, im bloßen Kopfe, wohin sie wollen; die jungen Männer dürfen sich offen um ihre Liebe bewerben, und auf Liebesbündnisse begründete Ehen sind nicht selten. Aber anders ist es mit der jungen Frau. Das „Ja" vor dem Traualtare ist vorläufig das letzte Wort, welches man von ihr hört. Nunmehr erscheint sie überall, selbst im Hause, tief verhüllt, besonders den unteren Theil des Gesichtes, den Mund, ganz verdeckt, selbst die Augen hinter dem Schleier. Niemals erblickt man sie auf der Straße, selbst in die Kirche geht sie nur zweimal des Jahres, Ostern und Weihnachten, unter dichtem Schleier. Tritt ein fremder Mann ins Haus oder in den Garten, so verschwindet sie augenblicklich. Mit Niemand darf sie nur ein Wort sprechen, selbst mit dem eigenen Vater und Bruder nicht! Nur mit dem Manne spricht sie, wenn sie mit ihm allein ist. Mit allen Uebrigen im Hause soll sie nur durch Zeichen sich verständlich machen.

In diesem durch die Sitte gebotenen Stummsein beharrt die Frau, bis sie das erste Kind geboren. Von da an wird sie wieder allmählich selbständig; sie spricht mit dem neugebornen Kinde, dann ist die Mutter ihres Mannes die Erste, mit der sie reden darf. Nach einiger Zeit ist ihr auch die Unterhaltung mit ihrer eigenen Mutter gestattet, dann kommt die Reihe an die Schwestern ihres Mannes, dann auch an ihre Schwestern und die jungen Mädchen des Hauses, aber immer nur sehr leise, daß es keiner der Männer hört. Erst nach sechs oder mehr Jahren ist sie völlig frei und ihre Erziehung vollendet; doch ist es nicht schicklich, daß sie je mit fremden Männern spräche, oder daß diese sie unverschleiert sähen.

Wenn man die Haussitten mit Hinsicht auf die übrigen Verhältnisse im Volksleben der Armenier scharf ins Auge faßt, so kann man nicht umhin anzuerkennen, daß große Menschenkenntniß und tiefe Beurtheilung des menschlichen Herzens, der Neigungen und Leidenschaften, uns daraus entgegentritt.

Es liegt in diesen Sitten keine Unterdrückung des weiblichen Geschlechtes, denn die Frauen werden nie zu schweren Arbeiten aufgefordert, sie verrichten nur die kleinen Hausgeschäfte sowie die leichten Gartenarbeiten. Selbst der armenische Bauer ist viel zu zärtlich gegen seine Ehehälfte, um sie bei Feldarbeiten von der Sonne verbrennen zu lassen. — Nach diesen Prüfungsjahren wird das Weib frei und tritt in die vollen Rechte der Ehefrau, der unabhängigen Hausfrau. Ja, ist ihr Mann das Familienhaupt und überlebt sie ihn, so tritt sie durchaus in dessen Stelle und Rechte, und ihr wird mit derselben

Ehrfurcht gehorcht wie dem Vater, dem Hauptpatriarchen. Sie hat alsdann eine Stellung, wie sie kein Weib im Orient hat, ja selbst eine ehrfurchtgebietendere als bei uns in Europa.

Neben diesem engen Familienverband ist noch das religiöse Band zu erwähnen. Die Armenier sind das erste Volk gewesen, außer den Völkern des Römischen Reiches, welches, mit seinem König an der Spitze, das Christenthum in der Gesammtheit angenommen hat. Die christliche Kirche Armeniens trennte sich im 5. Jahrhundert von der abendländischen, indem sie sich zum Monophysitismus, d. i. zu der Lehre, daß in Christus nur eine Natur, die menschgewordene göttliche, bestanden habe, bekannte. An der Aufhebung des so entstandenen Schisma's wurde seit dem 7. Jahrhundert gearbeitet, aber erst 1439 kam es zu Florenz zu einer Vereinigung mit der Katholischen Kirche, nach welcher die Armenische Kirche zwar die abendländische Lehre von den zwei Naturen annehmen, aber sonst ihre nationalen und ritualen Eigenthümlichkeiten behalten sollte. Da dieser Union nur die außerhalb Armeniens zerstreuten Glieder der Armenischen Kirche beitraten, so entstand eine Spaltung der letzteren in eine katholische oder unirte und in eine schismatische oder nichtunirte oder National-armenische Kirche. Beide Parteien stehen, obwol sie nur in dem Dogma von den zwei Naturen in Christus von einander abweichen, sich aufs Feindlichste gegenüber, sodaß die schismatischen Armenier mehrmals Verfolgungen ihrer katholischen Landsleute von Seiten der Pforte veranlaßten.

Die Geistlichkeit bildet in der nichtunirten Armenischen Kirche eine geschlossene, von dem Laienstande wesentlich verschiedene und getrennte Hierarchie. Das geistliche Oberhaupt ist der Katholikos, der Patriarch von Edschmiazin, dem bei Eriwan gelegenen Kloster. In Glaubenssachen unter ihm, aber selbständig in kirchenamtlicher Eigenschaft, steht der Patriarch von Sis, das Oberhaupt der Armenischen Kirche im Türkischen Reiche. Diesem sind untergeordnet die Patriarchen von Konstantinopel und Jerusalem; Ersterer ist zugleich der bevollmächtigte Vertreter der Armenischen Kirche bei der Pforte. Unter diesen vier Großwürdenträgern stehen die Erzbischöfe, Bischöfe, Archimandriten oder Wardabeden, Letztere mit der Erziehung der Priester beauftragt, und endlich die Priester und Diakonen, welche dem Pfarramt obliegen. Der hohe Klerus, d. h. die Würden bis zum Wardabed, geht durch Wahl oder Ernennung aus der Kloster- oder schwarzen Geistlichkeit hervor und lebt im Cölibat. Die Priester und Diakonen müssen wie die griechischen Weltgeistlichen vor Antritt ihres Amtes heirathen; da sie meist aus dem sehr ungebildeten Handwerkerstande erwachsen und ihre Vorbereitung nur äußerlich ist, so beschränkt sich ihr Wissen lediglich auf die Kenntniß der Amtsverrichtungen. Die armenische Geistlichkeit ist sehr arm und lebt von Almosen und einigen wenigen festen Einkünften, die meist in Naturalgaben geleistet werden.

Wie schon erwähnt, zeichnen sich die Armenier durch einen hohen natürlichen Verstand aus, den sie namentlich als Handelsleute vortrefflich auszunutzen wissen. Aber auch in anderen Richtungen haben sie sich hervorgethan, so in der Geschichtschreibung (Moses von Chorene, gest. 487), auf theologischem

Gebiete (Gregor der Erleuchter [Illuminator, armenisch Lusaworitsch], welcher von 302—332 Katholikos war), ferner in der Archäologie (Indschidschean), Fabeldichtung und einigen anderen Fächern mehr. Epos und Lyrik sind bei den Armeniern unbedeutend, und wir geben daher zur Charakteristik ihres Geisteslebens, nach Abgar Joannissiany, einige ihrer Sprüchwörter.

„Ich kenne viele Lieder, aber ich kann nicht singen.“ — „Wenn du siehst, daß das Wasser dir nicht folgt, so folge du ihm.“ — „Wer ins Wasser fällt, braucht sich nicht vor dem Regen zu fürchten.“ — „Die Hunde zanken mit einander, aber gegen den Wolf sind sie einig.“ — „Erst wer lesen kann, ist ein Mensch.“ — „Was man als Kind erwirbt, das dient im Alter als Stütze.“ — „Ein Verstand ist gut, zweie sind besser.“ — „Fange mit Kleinem an, damit du das Große erreichst.“ — „Ein erfahrener Teufel ist besser als ein unerfahrener Engel.“ — „Wer ein Ei stiehlt, stiehlt auch ein Pferd.“ — „Das Schwein sagte: seit meine Kinder sich vermehrt haben, kriege ich nirgends mehr reines Wasser zu trinken.“ — „Der Großvater hat unreife Weintrauben gegessen, da bekam der Enkel stumpfe Zähne.“ — „Eine schlechte That erzeugt eine andere.“ — „Gehe nach Hause, wenn der Tisch gedeckt ist, und in die Kirche, wenn sie bald aus ist.“ — „Zu Hause Teufel, draußen Pfarrer.“ — „Gott hat Mann und Weib geschaffen, wer hat denn den Mönch geschaffen?“ — „Wünsche deinem Nachbar eine Kuh, damit Gott dir zwei giebt.“ — „Für die Katze ist es Spiel, für die Maus der Tod.“ — „Im Wasser hat der Fisch keinen Werth.“ — „Wer Geld hat, hat keinen Verstand; wer Verstand hat, hat kein Geld.“ — „Wer bittet, ist unverschämt, aber der ihm nicht borgt, ist noch einmal so unverschämt.“ — „Ein schlechter Hund frißt weder selbst, noch giebt er es anderen.“ — „Sprich wenig, und du wirst viel hören.“ — „Wer die Wahrheit spricht, muß einen Fuß im Steigbügel haben.“ — „Eine Blume macht noch keinen Frühling.“ — „Eine Hand kann nicht klatschen.“ — „Das Gold ist klein, sein Werth groß.“ — „Der Baum sprach zur Axt: du könntest mich nicht fällen, wenn dein Stiel nicht von mir wäre.“ — „Sprich nicht so toll, der Esel schreit ja im Stalle.“ — „Wird Jemand reich, so kommen ihm gleich seine Wände schief vor.“ — „Mache Freundschaft mit dem Hunde, aber laß den Stock nicht aus der Hand fallen.“ — „Bestechungen erleuchten dunkle Pfade.“ — „Als dem Wolf die Epistel gelesen wurde, sagte er: Macht schnell, sonst läuft das Schaf weg!“ — „Wenn das Brot nur schmackhaft ist, ist mir's gleich, ob es ein Jude oder ein Türke gebacken hat.“ — „Gehst du irgendwo hinein, so bedenke erst, wie du herauskommst.“ — „Was du heute machen kannst, laß nicht bis morgen.“ — „Strecke die Füße nach der Decke.“ — „Wer zuerst spricht, weiß nicht, was der Andere ihm antwortet.“ — „Der Armenier hat den Verstand im Kopfe, der Georgier im Auge.“ — „Die Wunde, die ein Dolch sticht, heilt; aber was die Zunge verwundet, heilt nie.“

Ueber die Stellung der armenischen Sprache innerhalb der indoeuropäischen Sprachengruppe ist schon oben kurz berichtet worden, und wir beschränken uns hier behufs weiterer Kennzeichnung des Armenischen nur noch

auf einige Worte. Man unterscheidet das Altarmenische, noch jetzt die gelehrte und gottesdienstliche Sprache, und das Neuarmenische, die Volkssprache mit fremden, besonders persischen und türkischen Zuthaten und mehreren Dialekten. Die armenische Sprache klingt, wie die Sprache aller Bergvölker, rauh und hart; sie hat ihre eigene Schrift mit 36 Buchstaben. Sie ist zwar reich und ausgebildet, aber voll von unbequemen Konsonantenhäufungen und fast unerhörten Lautkompositionen. Sonderbar ist die Bildung der Mehrheit durch k, sowol bei den Haupt- als bei den Zeitwörtern; es findet hier wahrscheinlich ein Uebergang des s der verwandten Sprachen in k statt, wie umgekehrt im Slavischen häufig das k der verwandten Idiome in s übergeht.

Treten wir nun, um Land und Volk in Einzelheiten näher kennen zu lernen, mit dem französischen Naturforscher Deyrolle (vgl. Globus XXIX und XXX „In Türkisch Armenien") eine Wanderung von Erzerum nach dem Wan-See an.

Durch das Persische Thor verlassen wir Erzerum. Vornweg führt der zur Begleitung mitgegebene Saptieh (Polizeisoldat) seine Reiterkunststücke aus, schwingt die lange Lanze mit rasender Schnelligkeit um sein Haupt, wirft sie hoch in die Luft und fängt sie geschickt wieder auf. Zu beiden Seiten der ostwärts führenden Straße erheben sich auf den Hügeln Verschanzungen und Erdwerke; in tiefer Schlucht fließt ein Gießbach dahin, der aus einem kleinen See, einer der Araxesquellen, seinen Ursprung nimmt. Zwei Stunden von Erzerum betritt man eine weite Ebene, wo jener Fluß, der Kaleh-Su, sich in zwei Arme theilt und wo man schon das vier Stunden entfernte Hassan-Kaleh erblickt. Die aus der Zeit der mohammedanischen Eroberung herstammenden Mauern dieser Festung sind ungefähr 3 km. lang und mit einer doppelten Reihe zinnengekrönter Thürme versehen. Mehrmals muß man noch den Strom durchreiten, ehe man die Stadt erreicht, die auf einem südlichen Ausläufer des Karatschlü-Dagh sich ausbreitet. In der Umgegend entspringen zahlreiche Schwefel- und Eisenquellen, deren Heilkräfte gar wohl gewürdigt werden. — Der Weg führt nach Süden über die weite, fruchtbare Hochebene (1500—1800 m.) Pasin, im Alterthum die Landschaft der Phasianer, durch deren Gebiet sich Xenophon den Weg mit Waffengewalt bahnen mußte. Die Phasianer, deren Name von Phasis, der vorarmenischen Benennung des Eras'ch oder Araxes, abzuleiten ist, bezeichnet Xenophon, ebenso wie ihre Nachbarn, die Chalyber (später Chaldäer genannt), als ein nicht zur armenischen Satrapie gehöriges, von der persischen Herrschaft unabhängiges Volk, dessen Sprache der des Armenischen kundige Dolmetsch nicht mehr verstand. (Vgl. H. Kiepert „Lehrbuch der alten Geographie" S. 81.)

Von der Hochebene steigt man hinab in das enge Thal des Pasin-Su (der örtliche Name des Araxes) und überschreitet dann den langgestreckten, im Bingöl-Dagh zu 3600 m. sich erhebenden Gebirgszug, die Wasserscheide zwischen dem oberen Araxes und dem Murad-Su oder östlichen Euphrat. In dieser Gebirgsgegend trifft man vielfach auf Kurdenlager, eine Anzahl schwarzer

Filzzelte, etwa 20—30, um einige elende Erd- oder Steinhütten gruppirt. Es sind große, kräftige Leute, diese Kurden, mit charakteristischer, stark gekrümmter Nase und großen, tiefliegenden Augen. Von den Türken fast ganz verschieden, erinnern ihre Gesichtszüge eher an Armenier, doch sind sie eckiger; aber schöne Köpfe, wahre Patriarchengesichter, sind nicht selten unter diesem wegen Mord und Diebstahl verrufenen Volke. Meistens scheren sich die Kurden den Kopf und tragen, mit Ausnahme der Greise, nur einen Schnurrbart. Ihre Kleidung ist geschmackvoll, anscheinend bequem, und besteht aus weiten, langen Hosen von Ziegenhaar und einem vorn und an den Seiten offenen Gewande. Die Aermel des letzteren sind vom Elnbogen ab aufgeschlitzt und gestatten den oft bis auf den Erdboden reichenden Aermeln des Hembes, herauszufallen. Unter diesem Obergewande trägt man eine kleine, gestickte Jacke von schwarzer Wolle, deren Aermel hinten den Rücken hinabhängen. Eine wollene Binde dient als Gürtel und hält die Pistolen und Dolche. Reiter tragen rothlederne Stiefel, deren Schaft in Falten gelegt ist, Fußgänger spitz zulaufende Schnürschuhe; zu den kriegerischen Gesichtern paßt die Kopfbedeckung trefflich; eine hohe, zuckerhutförmige Filzkappe, um welche man einen oder mehrere bunte Shawls von Baumwolle, Wolle oder Seide wickelt. Je höher der Rang, desto größer die Kopfbedeckung, und die riesigsten dieser Wülste tragen die Häuptlinge, deren Kleidung oft von großem Reichthum ist. Im Winter hüllt man sich in einen weiten, dicken Mantel aus Wollenmousselin, der mit einem sehr eigenthümlichen, aufgenähten Muster aus weißem Baumwollenstoff verziert ist.

Die jungen Frauen und Mädchen verstecken sich gern vor Fremden, während die älteren Frauen weniger zurückhaltend auftreten. Manche Frauen schmücken ihre Brust mit Ketten aus Gold- oder Silbermünzen, die durch bunte Glasperlen oder Metallglieder mit einander verbunden werden. Viele tragen im linken Nasenflügel einen kleinen, mit Türkisen besetzten Knopf, wie es in Kurdistan allgemein üblich ist. Ueber die bis zu den Knöcheln reichenden Beinkleider fällt ein langes Gewand, das ebenfalls wie die Hosen aus dickem, rothem Baumwollenstoff (aus Bitlis) angefertigt ist.

Im Winter wohnen diese Kurden unten in der Ebene. Ziehen sie von einem Ort zum andern, so beladen sie ihre Pferde und Ochsen mit den Zelten und Hürden. Das Hausgeräth und die kleinen Kinder werden von den Frauen getragen, während die Männer beim Wandern nur die Lanze oder die Tabakspfeife in der Hand halten.

Auf der Wanderung durch das Gebirge begegnet man hin und wieder zur Seite des Weges Grabsteinen von Kurden, auf welchen nur kriegerische Zeichen, wie Pistolen, Lanzen, Dolche, Streitäxte u. s. w., eingemeißelt sind — rechte Wahrzeichen für diese wilden Wanderstämme.

Nach Ueberschreitung des Gebirgskammes geht es rasch hinab durch fruchtbare Thäler in die große, von tiefen Schluchten durchsetzte Ebene von Chynys, eines befestigten Ortes an der Zusammenflußstelle mehrerer Quellzweige des Tusla Tschai. Dieser Fluß entspingt im Bingöl-Dagh (d. h. Tausendseen-Gebirge), auf welchen die armenische Volkssage die Stätte des

Paradieses verlegt, und mündet in den östlichen Euphrat. — Der Haupttheil der alten Stadt Chynys liegt malerisch auf einer Basaltinsel, um welche mit ungestümem Tosen in tiefer Schlucht der Strom seine schäumenden Gewässer dahinwälzt. Dieser Felsen trägt die Festung, das Regierungsgebäude, eine Moschee und wenige Häuser, während in den Schluchten rings umher die Häuser des Ortes emporsteigen und die Gärten, wie Epheu an einem Baumstamme, hinaufklettern. In Chynys erhielt Deyrolle einen neuen Zaptieh, einen kleinen alten Mann, der aber auch seine Reiterstückchen zum Besten gab, unterwegs in Einem fort schwatzte und von Zeit zu Zeit aus voller Kehle ein Lied anstimmte.



Kurdische Häuptlinge.

Er galt übrigens, weil er so gewaltig schreien konnte, hier zu Lande, wo die Stärke der Stimme höher als ihr Schmelz angeschlagen wird, für einen guten Sänger. Sonst sind die kurdischen Lieder weit ausdrucksvoller und kunstgemäßer als die der Türken und Armenier; sie gefallen dem Europäer mehr, weil ihr Rhythmus lebhafter ist und ihre Vortragsweise nicht so näselnd.

In dem großen Armenierdorfe Tschewerme fand Deyrolle eine gute Aufnahme, weil der vorangeeilte Zaptieh große Dinge berichtet hatte. Das beste Haus mit einem domförmigen Balkendache, in dessen Spitze sich eine Oeffnung befand, wurde ihm eingeräumt. Dagegen nahmen sich die anderen Häuser wie wahre Maulwurfshaufen aus, denn noch heute gräbt sich der Bewohner jener kalten Hochebenen, wie zu Xenophon's Zeiten, in die Erde ein, um gegen die grimmigen Winterstürme geschützt zu sein. Die Dächer, sagt der griechische

Feldherr, erheben sich nur wenig über den Erdboden, sodaß die Dörfer, besonders im Winter, nur sehr schwer zu finden sind. Der Eingang in diese halbunterirdischen Häuser ist oben eng wie ein Brunnenloch; für das Vieh, das man ebenfalls unten, bei Aermeren fast in denselben Räumen wie die Menschen, zu halten pflegt, sind bequemere Zugänge gegraben; die Menschen dagegen steigen auf Leitern hinab. Genau ebenso sehen noch heutzutage die Dörfer namentlich in den Bergen aus. In den Ebenen, wo das Herbeischaffen von Steinen zu kostspielig sein würde, wird die Erde auf und um den Bauplatz herum ausgegraben, angefeuchtet, mit Häcksel vermischt, in große Ziegelformen gepreßt und einige Tage an der Luft getrocknet. Aus diesem wenig dauerhaften Material werden die Mauern hergestellt und über diese kommt eine Lage starker Querbalken oder dünner, mit einer Schicht Reisig überdeckter Bäume, welche dann zwei Fuß dick und mehr mit festgetretener und durch eine Walze zusammengepreßter Erde bedeckt werden. Namentlich die Reisigdächer lassen Wasser durch, und häufig fällt die locker gewordene Erde den Bewohnern auf den Kopf, ohne daß diese sich in ihrem Phlegma stören ließen. Für Licht und Luft bleiben Oeffnungen in den Mauern, die im Winter mit geöltem Papier verklebt werden. — Diese Dörfer, welche weder Gärten noch Bäume besitzen, gleichen, von weitem und namentlich von oben gesehen, völlig großen Schmuzhaufen. An den Bergabhängen wühlt man einfach ein Loch in den Boden hinein und schützt es vorn mit vorgelegten Steinen oder Balken, sodaß man solche Wohnungen, wie Xenophon sagt, besonders im Winter, nicht eher bemerkt, als bis man in sie hineintritt.

Deyrolle's Nachtquartier in Tschewerme, einem Dorfe von 40 Häusern, war jedoch eins der besten, das er auf seiner ganzen Reise antraf. Der für ihn bestimmte Raum war von der übrigen Wohnung durch ein kunstreich und geschmackvoll geschnitztes Geländer geschieden, der Boden mit einem Filzteppich bedeckt und die Mauern mit Binsenmatten überspannt. Gleich bei seiner Ankunft bot man ihm ein treffliches Gericht Kaimak und herrlichen weißen Honig. Kaimak bildet neben dem Ja'urt oder der sauren Milch das Hauptnahrungsmittel der Leute in diesen viehreichen Gebirgen: es ist dicke, fette Sahne, welche durch langsames Eindampfen von Milch erhalten wird. In Tschewerme und Umgegend wird auch viel Geflügel- und Bienenzucht getrieben und der dort gewonnene Honig steht in bestem Rufe und erzielt hohe Preise: das Kilo Honigwaben kostet 4 Mark und ausgelassener Seim über 5 Mark. Trotz ihrer ziemlich hohen Lage, an 2000 m., ist diese Gegend im wahren Sinne des Wortes ein Land, wo Milch und Honig fleußt.

Von Tschewerme gelangt man im Verfolg des Tuslalaufes oder durch Ueberschreitung des Chamur-Dagh in das Thal des östlichen Euphrat. Dieser Murad-Su entspringt dem nördlichen Abhange des 3324 m. hohen Ala-Dagh und fließt zunächst bis Diadin, einem Dorfe unweit Bajazet an der Straße nach Erzerum, in nordöstlicher Richtung in einem engen, von basaltischen Gesteinen gebildeten Felsenthale. Der Fluß tritt dann in ein breites, baumloses Hochthal ein, welches vom Nordhange des Chori nordwestlich bis Kara-Kilissa sich ausdehnt. Der Chori oder Tandurek, wie er von den Umwohnern

genannt wird, ist ein noch nicht vollständig erloschener Kraterberg von 3547 m. Höhe. Der Krater selbst hat viel Aehnlichkeit mit dem des Vesuv und besitzt einen Längendurchmesser von etwa 600 m. 60—100 m. unterhalb seines Randes beginnt nach H. Abich eine Zone, wo schwefelwasserstoffhaltige Wasserdämpfe von der Siedehitze des Wassers unter starkem Geräusch, wie von Dampfmaschinen, in zahlreichen Fumarolen am steilen, inneren Abhange zwischen den Fels- und Trümmerschuttmassen hervortreten und in großen Massen Schwefel absetzen. Solche Schwefelquellen findet man auch in großer Zahl bei Diadin, wo sie aus den steilen Gehängen des Flußbettes des Murad hervorbrechen.



Kurdische Typen.

Der hellgelbliche oder röthlichbraune Quellenstein, welcher sich hier abscheidet, hat die vulkanischen Gesteine überzogen, ja einmal die enge Schlucht des Murad-Su mit schichtenförmigen, unregelmäßigen Kalkablagerungen überbrückt, sodaß der Fluß scheinbar unter einem engen, niedrigen Gewölbe verschwindet, dessen stalaktitenartig herabhängende Massen die Oberfläche des Wassers berühren.

Bei Kara Kilissa (Schwarzkirchen) verläßt der Murad durch einen Durchbruch das breite Hochthal, welches westwärts bis zu den südlichen Gehängen des Chopus und Agry-Dagh sich fortsetzt, und nimmt nun südwärts seinen Lauf in einem engen Thale bis Melaskert, wo er, der ostwestlichen Gebirgsentwicklung folgend, bis zu seiner Vereinigung mit dem Frat eine westliche Hauptrichtung einhält. Das Muradthal ist auf dieser etwa 390 km. langen

Strecke meist eng, nur in der Gegend von Musch breitet es sich zu einer weiten Ebene aus. Bekanntlich verdanken wir die Erforschung des Muradlaufes von Palu abwärts dem großen Schlachtendenker Moltke, der im Juli 1838 die erste Beschiffung des Stromes unternahm und so seit den Zeiten des Plinius diesen Theil des Euphrat für die Wissenschaft wieder entdeckte.

Kehren wir zu Deyrolle zurück. Wir setzen mit ihm auf einem Schlauchfloß über den Murad und gelangen, die Ebene Bulanyk durchschreitend, nach dem kleinen Armenier-Städtchen Gop. Hier hatte Deyrolle Gelegenheit zu beobachten, bis zu welchem Grade die christliche Bevölkerung die Gewohnheiten, ja selbst manche religiöse Vorschriften der Mohammedaner angenommen hat. Als er in Anwesenheit eines Armeniers eine Sardine in Oel sich wohlschmecken ließ, bat derselbe auch um eine solche und verzehrte sie mit sichtlichem Behagen. Als aber der Dolmetscher sich den Spaß machte, das Oel als Schweinefett zu bezeichnen, entfernte sich der armenische Christ mit allen Zeichen des sittlichen Entsetzens und Ekels. Ebenso verabscheuen die Christen dort auch den Hasen und das Fleisch jedes Thieres, dem man nicht bei lebendigem Leibe den Kopf abgeschnitten. Auch die Frauen huldigen mohammedanischen Ansichten, indem sie sich in Gegenwart von Fremden das Gesicht verhüllen. Wahrscheinlich sind sie nicht hübsch.

Kurz hinter Gop erhebt sich rechts vom Wege nach Achlat und dem Wan-See auf einem schroffen Hügel das alte Kloster Kana-Wank, dessen hohen Mauern, Zinnen und Schießscharten man die geistliche Bestimmung nicht ansehen könnte, wenn sie nicht durch die Kirchenkuppel mit dem Kreuze verrathen würde. Der Schatz der dem heiligen Daniel gewidmeten Kirche ist schon zu verschiedenen Malen sehr reich gewesen, aber trotz aller Befestigungen wiederholt von den Kurden geplündert worden. — Von Gop führt der Weg an den beiden Seen Kazan- und Nazyk-Göl vorbei, dann über eine fruchtbare, wohlangebaute Hochebene zum Wan-See hinab. Die Gipfel der den See umschließenden Berge sind an jener Stelle völlig kahl, aber ihre Abhänge sind mit Eichen und Wachholdersträuchen bedeckt, besonders längs der Bachrinnen, die tiefeingeschnitten zum buchtenreichen See abstürzen. Die Wände der nach Achlat führenden Schlucht zeigen eine Menge künstlich ausgehöhlter Löcher, die äußerst schwer zugänglich sind und für altassyrische Gräber gelten. Auch die Wohnungen des Ortes, soweit sie in diesem Thale liegen, sind wenig anders als traurige Löcher zu nennen, die nach außen durch eine Erdmauer geschlossen sind. So elend ist heutigen Tages der Ort, der über ein Jahrhundert hindurch (1099 bis 1207) Residenz einer seldschukischen Dynastie gewesen ist, deren Vertreter sich Schach-Arman, d. i. König von Armenien, nannten.

Eine alte armenische Stadt, wurde Khelat oder Achlat nach türkischer und arabischer Aussprache im 9. Jahrhundert von den Arabern, 993 von den Byzantinern, dann von Kurdenhäuptlingen erobert, denen sie 1099 der Türke Sokman-el-Kothby entriß, der Gründer jener Dynastie. 1207 fiel sie wieder einer Kurdenfamilie, der des berühmten Saladin, zu, und wurde dann 1229 nach zweimaliger vergeblicher Belagerung vom Khan Dschelalleddin von Charesmien erobert und zerstört.

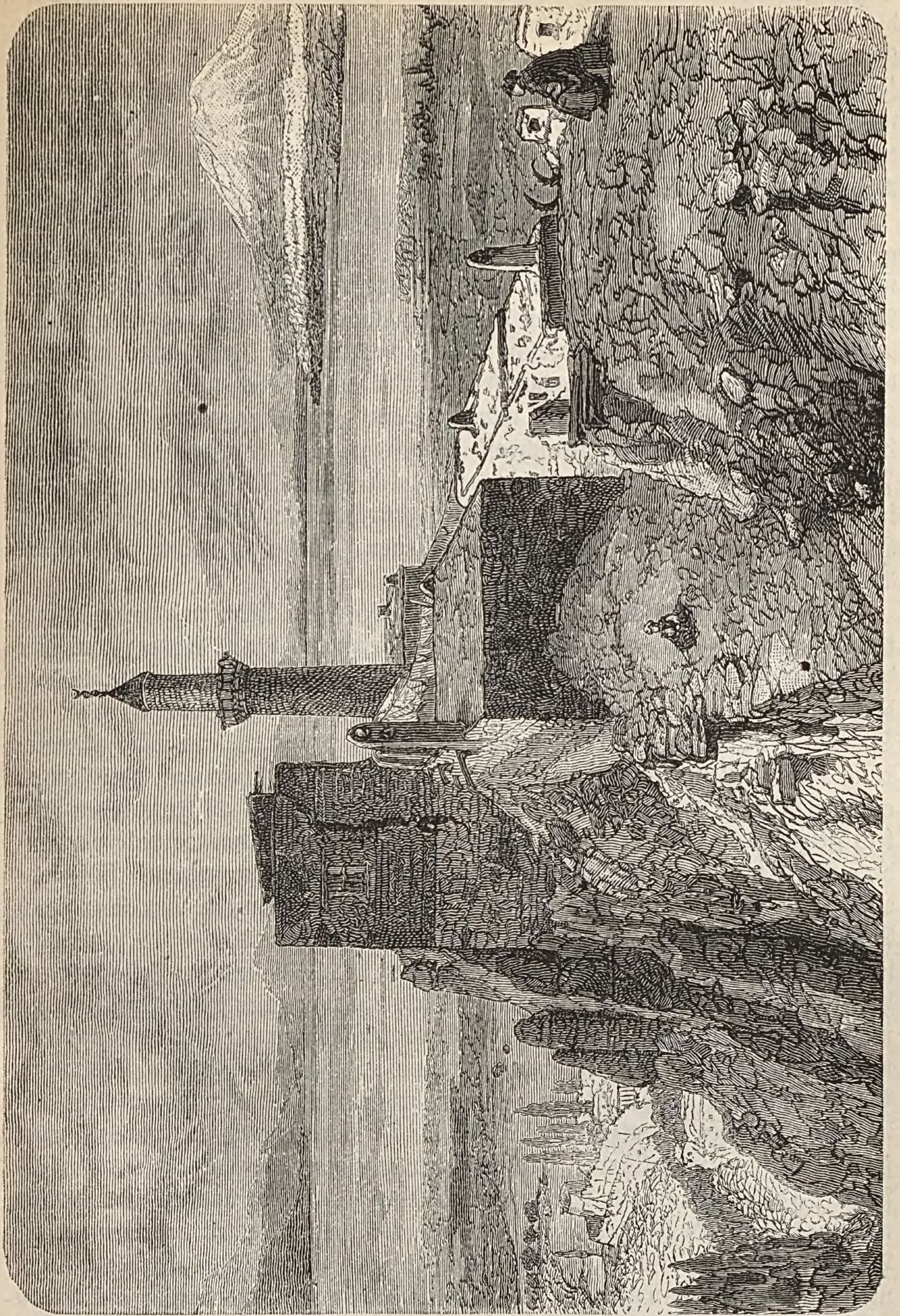
Der Wan-See ist ein allseitig von hohen Bergketten umschlossenes Wassersammelbecken von 3524 □km. Flächeninhalt. Seine hohe Lage, 1559 m. über dem Meeresspiegel, verleiht ihm den Charakter eines Alpensees und bedingt die merkwürdige Erscheinung seines beständigen Wachsthums. Er ist ohne sichtbaren Abfluß, und da sein Entwässerungsgebiet ein ziemlich weites ist, namentlich nach Norden, wo ihm das südliche Gehänge des schneebedeckten Ala-Dagh angehört, so ist bei der geringen Temperatur und bei den reichen atmosphärischen Niederschlägen des Hochlandes ein Mißverhältniß zwischen Zufluß und Verdunstung wol möglich. Der als tüchtiger geographischer Forscher bewährte Konsul Blau schreibt 1863 in Petermann's „Mittheilungen" S. 259 über diese bis dahin nur den Seebewohnern allgemein bekannte Thatsache: „Es ist faktisch, daß der See jährlich um mehrere Fuß steigt, und viele Reisende, wie Dr. Auriema, Oberst Mehemed Bey u. A., versicherten, daß sie nach einer Abwesenheit von nur zwei bis drei Jahren ganz andere Wege am Ufer einzuschlagen genöthigt waren, als die früher gewohnten. Die Wasser des Sees sind schon bis in die Nähe der Mauern der Stadt Wan gestiegen und in ihm erkennt man bei heiterem Wetter tief auf dem Grunde an verschiedenen Stellen Ruinen von früheren Ortschaften. Es ist also nicht blos als Sage zu betrachten, wenn die Bewohner von Erdschisch — das seitdem selbst halb unter Wasser steht — dem Konsul Brant erzählten, daß sich einst vor ihrem Orte eine große Ebene zu dem Seeufer ausdehnte, oder wenn dem Konsul Rich von den Ruinen einer sehr großen Stadt in der Nähe von Adelschiwas gesprochen wurde. Viele wirkliche, aus alten Zeiten überlieferte Sagen, die in den Nebenumständen variiren, in der Hauptsache aber übereinstimmen, erzählen, daß der See früher einen südlichen Abfluß hatte; derselbe sei, wie eine Tradition behauptet, einst von naseweisen Nomaden, die sehen wollten, wo das Wasser nachher hinfließen würde, verstopft worden. Als sie nach einiger Zeit wieder zurückkehrten, fanden sie das Niveau des Sees schon weit über den früheren Ausfluß gestiegen, und alle ihre Versuche, denselben wieder zu öffnen, blieben ohne Erfolg." — Wie der Wan-See ist auch der von ihm östlich gelegene Ertschek-See in beständigem Wachsthum begriffen.

Das Wasser des Sees ist stark salzhaltig (Koch- und Glaubersalz und Soda) und deshalb nicht von Fischen ꝛc. belebt; wenn die Leute darin ihre Wäsche waschen, so schäumt es wie bei Anwendung von Seife. Auf der Oberfläche sieht man Bimsstein schwimmen und manche Uferstellen sind mit krystallisirtem Salz bedeckt, das bei Wan in eigens eingerichteten Teichen gesammelt und zum Verkauf, namentlich nach Persien, ausgeführt wird. Die Ufersümpfe zeigen ein reiches Leben an Fröschen, Salamandern, Schildkröten und mithin auch an Sumpfvögeln, besonders Kibitzen, Regenpfeifern und Casarca-Enten.

Die zahlreichen, zum Theil tief eingeschnittenen Buchten, der Wechsel von Baumwuchs und starrer Kahlheit der Felsenmassen, die steil oder allmählich aus den blauen Fluten zu bedeutenden Höhen emporstreben, die romantischen Ueberreste mittelalterlicher und antiker Baukunst, Alles vereinigt sich, um die Landschaft mit seltenen Reizen zu schmücken. Die merkwürdigste und bedeutungsvollste Oertlichkeit ist hier das burggekrönte Wan an der südöstlichen Ausbuchtung des Sees.

Wan ist eine der ältesten Städte Vorderasiens, deren Gründung die Sage bis in das 13., 14. Jahrhundert v. Chr. hinaufrückt. Moses von Chorene, der Vater der armenischen Geschichtschreibung, nennt die halbmythische Assyrer-Königin Schamiram (Semiramis) als Gründerin der Stadt. Auf ihren Siegeszügen soll sie auch an den großen armenischen Alpensee gekommen und von der kühlen Luft, von dem üppigen Grün und der Anmuth der Berglandschaft so angezogen worden sein, daß sie hier einen Sommerpalast zu bauen beschlossen hätte! Hunderte von Baumeistern und Künstlern und viele Tausende von Arbeitern zogen auf ihrer Königin Befehl aus Assyrien nach Armenien und erbauten dort die feste und prächtige Schamiramkert (Semiramisstadt) mit gewaltigen Terrassen und Mauern, Palästen, Inschriften, Wasserleitungen und all den Wundern, welche die asiatischen Herrschersitze auszeichneten. Aber früh schon fiel die stolze Schamiramkert in Trümmer, sie wurde zerstört und verlassen. Erst nach dem Feldzuge Alexander's d. Gr. wurde sie von einem armenischen Könige wieder aufgebaut, der ihr seinen eigenen Namen Wan gab. Wiederum ward sie zerstört und 152 v. Chr. von Neuem wieder aufgebaut von Wagharschak, dem ersten arsakidischen König von Armenien. Dieser stellte den alten Namen Schamiramkert wieder her, und bis heutigen Tages ist derselbe von den Armeniern festgehalten worden. Nach einer persischen Zerstörung in der Mitte des 4. Jahrhunderts n. Chr. ward die Stadt der Sitz der einheimischen Ardzruni-Fürsten, aus deren Händen sie im 11. Jahrhundert in den Besitz der byzantinischen Kaiser überging. Diesen wurde sie durch die Seldschuken entrissen und 1392 nach langwieriger Belagerung von Timur dem Mongolen, 1533 von den Osmanen, 1636 von Abbas II. von Persien erobert. Nach fortwährenden Kämpfen zwischen Persern, Türken und Kurden ist Wan seit 1840 türkisch. Die ottomanische Macht dehnt sich aber, obwol das ganze Paschalik Wan dem Namen nach ihr zueignet, nicht weit über die Grenzen der Stadt aus, denn die Kurden sind hier die wirklichen Herren im Lande, und gegen diese ist Wan als fester Stützpunkt wichtig.

Das heutige Wan liegt, von einer doppelten Mauer in einem unregelmäßigen Viereck umschlossen, am Fuße einer senkrecht abstürzenden Wand, welche der berühmte, isolirt aus der Ebene sich erhebende Kalkfels von Wan an seiner Südseite bildet. Die Straßen sind kurz, eng und schmuzig und alle Gebäude, nur aus Luftziegeln erbaut, meist in Verfall, dem selbst die paar Moscheen sich nicht entziehen. Auch einige armenische Kirchen sind vorhanden, aber ohne jede bauliche Merkwürdigkeit; nur die Peters- und Paulskirche enthält einige Keilinschriften, deren Zeichen aber neuerdings von den unwissenden armenischen Priestern mit Kalk ausgefüllt worden sind. — Im Innern sind die Privathäuser oft ganz anmuthig verziert und mit luftigen Höfen, Springbrunnen und Schlinggewächsen ausgestattet, während die Straßenseite nur eine Thüre und 4 bis 5 m. über dem Boden ein kleines Fenster zeigt. Die Einwohnerzahl, früher zu 30—35,000 angegeben (nach Southgates 1840: 2000 armenische und 5000 mohammedanische Familien; nach dem „Missionary Herald" 1873: 4500 christliche und 2500 moslemitische Häuser), wird von Deyrolle wol mit Recht auf 12—15,000 Köpfe geschätzt.



See und Festung von Wan.

Die Hitze, welche die weiße Felswand über die Stadt im Sommer ausstrahlt, und die nahen Sümpfe machen die Stadt zu einem äußerst ungesunden Aufenthalt. Dann flüchten die Bewohner nach den „Baghlar", den die

Stadt fast zwei Stunden weit umgebenden wohlbewässerten Gärten, in welchen die meisten Familien ein Landhaus besitzen. Da wachsen allerlei Obst- und Gemüse-Arten und Weintrauben, die ein leichtes, angenehmes Getränk liefern. Zahlreich sind besonders die Melonenpflanzungen. Selbst Reisfelder geben in dieser Höhe von ca. 1600 m. noch guten Ertrag; einige Citronen- und Orangenbäume stehen noch im Freien, bringen aber ihre Früchte nicht alle Jahre zur Reife; Oliven und Palmen fehlen gänzlich.

Wan's größte Merkwürdigkeit ist aber der lange, von Westen nach Osten gestreckte Kalkrücken Ghurab oder Chorchor, der aus der weiten Stadtebene völlig vereinzelt zu etwa 100 m. Höhe emporsteigt und die Citadelle trägt. Dieser Felszug besteht aus drei etwa gleichlangen Kuppen, deren mittelste am höchsten emporragt und welche alle von mehreren Mauerlinien und modernen türkischen Befestigungswerken gekrönt sind. Gegenwärtig hat das Schloß, Itsch-Kaleh genannt, nur einen einzigen Eingang von Nordwesten her, wo der Fels am wenigsten schroff emporsteigt. In, beziehentlich an diesem Felsen befinden sich zahlreiche Grotten, Nischen und Inschriften, die, meist in beträchtlicher, unzugänglicher Höhe, nur durch Anwendung von Leitern und Hängewerken näher untersucht werden können. Deyrolle nahm auf diesem Wege von den Inschriften Abklatsche.

Gestützt auf Moses von Chorene's Berichte über Wan und seine Alterthümer, war es 1818 zuerst der berühmte Geograph Karl Ritter, welcher die Aufmerksamkeit der Gelehrten und Reisenden auf diese Reste und Inschriften der grauen Vorzeit zu lenken suchte. Ihm folgte der Franzose Vivien de Saint-Martin, und auf dessen Anregung sandte dann die französische Regierung den Gießener Professor Fr. Ed. Schulz nach Armenien, welchem es auch 1827 wirklich gelang, in Wan und dessen Umgebung 42 Inschriften mittels Fernrohrs zu kopiren, nach Paris zu senden und so das damals vorhandene Material an Keilinschriften um das Dreifache zu vermehren. (Die sehr eingehende Beschreibung der Inschriften und Felsenkammern von Wan nach Schulz findet sich in K. Ritter's „Erdkunde", X, S. 303—319.) Schulz selbst, der als erster Europäer den Wan-See befahren und die Feste betreten hat, kehrte nicht wieder nach Europa zurück; ein kurdischer Häuptling ließ ihn meuchlerisch ermorden. Drei von seinen 42 Inschriften gehören dem Achämeniden Xerxes an, dessen Regierungszeit in die Jahre 485—465 v. Chr. fällt. Alle übrigen, in komplizirteren, also wahrscheinlich älteren Charakteren geschrieben, blieben unentziffert, bis Dr. A. D. Mordtmann in Konstantinopel sie als altarmenisch erklärte („Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft", 1872) und sie der Epoche von 750—550 v. Chr. anwies, ein Ergebniß, das ihm jedoch neuerdings von anderer Seite wieder bestritten wird. Wahrscheinlich ist also einstweilen nur, daß der größte Theil der Inschriften und Bauten von Wan älter ist als die Zeit des Xerxes, und daß sie auf keinen Fall derjenigen der Semiramis angehören, in welcher die heutige Kritik eine zur Königin umgestaltete altassyrische Kriegs- und Liebesgöttin erkannt hat.

In Wan schiffen wir uns nach Tadwan ein, um von dort aus nach Bitlis zu gelangen, dem Inbegriff orientalischer Romantik. Die Schiffahrt auf dem

See ist herzlich unbedeutend, wie denn die aus schlechtem Weiden- und Pappelholz roh gefügten Boote nur beim schönsten Wetter sich hinaus wagen. Tadwan ist ein kleines, elendes Dorf in schöner Lage an der südwestlichen Ausbuchtung des Wan-See's. Die Ansammlung von Löchern, welche Tadwan bedeuten, zeugt von einer unglaublichen Gleichgiltigkeit gegen jedes Wohlbefinden; die häusliche Einrichtung besteht aus hölzernen Schüsseln und Krügen und einigen Matten, und Eier, Milch und Burghul bilden die einzige Nahrung. Burghul, der den sonst üblichen Pillaw ersetzt, wird aus Weizenkörnern bereitet, welche man im Ofen dörrt, dann in einem Steinmörser zerstampft und in Wasser kocht. Als Zuthat kommt nur Butter hinein, die wegen ihrer unsaubern Bereitung stets ranzig ist und abscheulich schmeckt. Die in dem größten Theile von Armenien und Kurdistan gebräuchlichen Butterfässer sind hölzerne oder irdene Cylinder, welche, zum Theil mit Sahne gefüllt, mittels Stricken an einem Balken des Daches oder einem starken Baumaste aufgehängt und von einer Frau oder einem Kinde solange hin und her geschaukelt werden, bis die Butter sich ausscheidet. Diese wird dann durch ein Loch in der Mitte des Fasses herausgeholt und ungewaschen verbraucht.

Die Armenier von Tadwan beklagten sich Deyrolle gegenüber bitter über die Höhe der regelmäßigen und außergewöhnlichen Steuern; letztere sind die härteren, weil sie ohne Unterlaß von durchziehenden Kurden und hohen und niederen türkischen Beamten erhoben werden. Und durch Tadwan muß ein Jeder, welcher von Wan nach Bitlis oder Erzerum reist. Die Regierungsbeamten befolgen, obwol sie Reisegelder beziehen, den billigen, aber eigenthümlichen Gebrauch, die Zeche nur mit der Reitpeitsche oder dem flachen Säbel zu berichtigen, und noch formloser gehen die Kurden zu Werke. Plötzlich erscheinen ihrer fünf bis sechs, wohlbewaffnet, und nehmen an Lebensmitteln, Getreide und Vieh, so viel sie bedürfen, ohne daß die Besitzer ihnen Widerstand zu leisten wagen. Würden sie die Forderung abwehren, so würden die Kurden wol abziehen, aber auch in der folgenden Nacht ein paar Getreidefelder herunterbrennen und am nächsten Morgen in noch größerer Anzahl und mit noch höheren Ansprüchen zurückkehren. Zeitweilig vermag wol ein kräftiger, energischer Pascha diesem Unwesen zu steuern; sobald aber ein solcher in dem raschen Wechsel der türkischen Beamten einem Andern Platz macht, so greift das räuberische Treiben der Kurden alsbald wieder um sich, und dazu gesellen sich noch die Plackereien der Steuerpächter. Obwol die Armenier in der Ergebenheitsadresse, welche sie im Juli 1876 der bedrängten türkischen Regierung überreichten, um Schutz gegen die Kurden gebeten haben, so konnte doch bald nachher ein Kurde einen der vornehmsten Prälaten der armenischen Kirche, den Bischof von Agthamar (einer Insel im Wan-See), ungestraft erschießen.

Achtzehn Kilometer südwestlich von Tadwan, jenseit des Bergrückens, welcher die Wasserscheide zwischen dem abflußlosen Wan-See und den Zuflüssen des oberen Tigris bildet, liegt Bitlis. Seltsam hineingebaut in drei tiefe Thalschluchten, welche von Norden, Südosten und Westen zusammenstoßen, mit drei kleinen Flüssen, die in dem einen Bitlis-Su sich vereinigen, hat diese Bergstadt eine äußerst romantische Lage, welche durch den Terrassenbau der

Straßen und Häuser noch erhöht wird. Die meisten der aus einem sorgfältig behauenen vulkanischen Gestein erbauten Häuser sind von Gärten umgeben, die dem Ganzen ein paradiesisches Aussehen, zumal inmitten der steinigen Umgebung, verleihen. Ueberhaupt besitzt Bitlis Alles, was den Reiz des Orients bedeutet. Altes Gemäuer, minarettragende Moscheen, große Bazare, Bäder und eine bunttreibende Bewohnerschaft. Der Spitzbogenstil, in welchem die vielen Brücken und öffentliche wie private Bauten ausgeführt sind, verleiht der Stadt ihren ganz besondern Charakter. Alle Häuser haben flache Dächer; trefflich paßt der braunrothe Ton des Bausteins zu dem Grün der Vegetation. An 30 Mühlen treibt der Strom und eben so viele Moscheen zählt die Stadt. Ferner giebt es 8 Medressen, etwa ein Dutzend Derwischklöster, 8 armenische Kirchen, 7 Khane u. s. w.

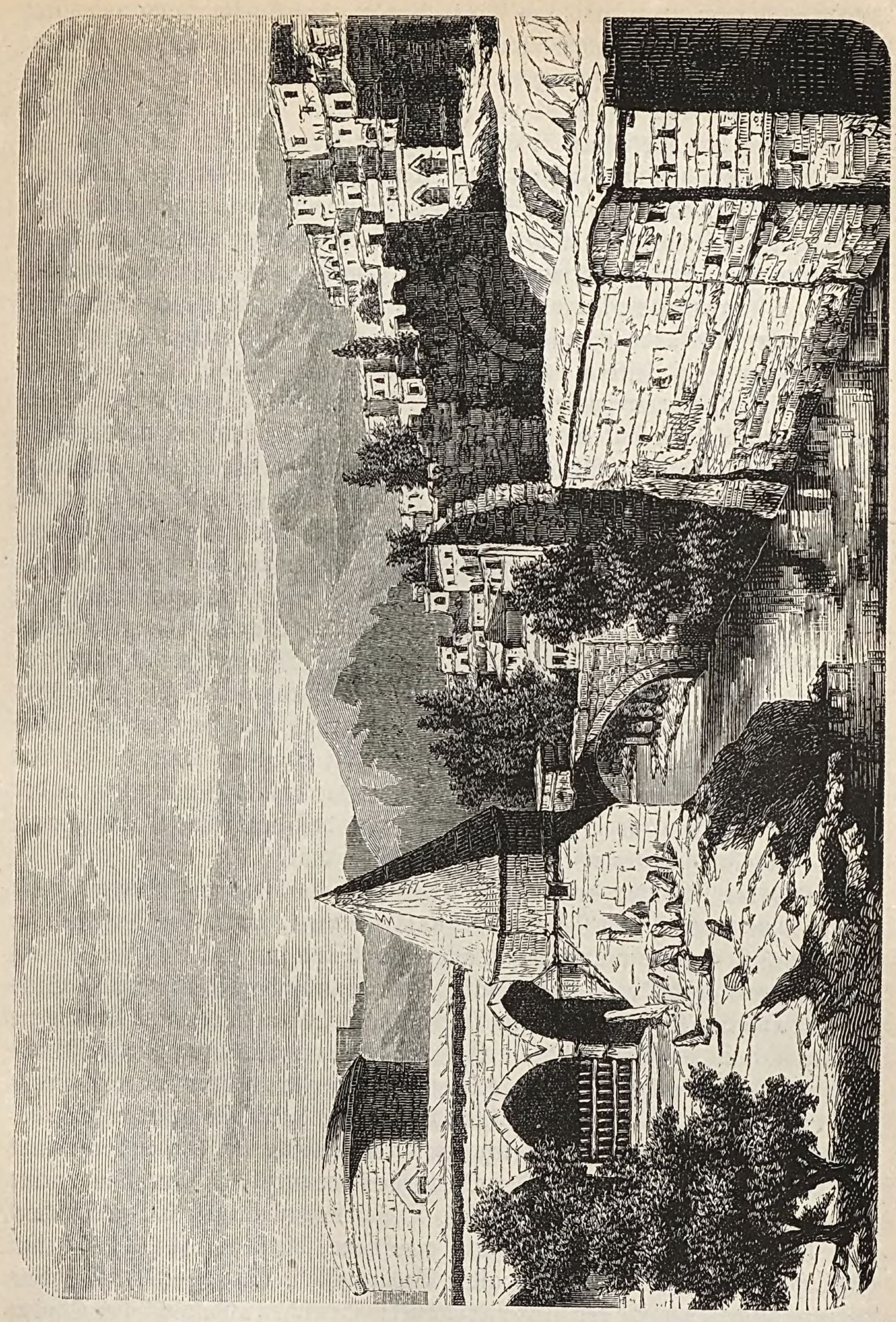
Wie eine wahrhafte Theaterdekoration präsentirt sich der Mittelpunkt der Stadt, wo die verschiedenen Thalschluchten, deren Bergwände bis zu 600 m. emporragen, zusammenstoßen und sich 20 m. hoch ein senkrecht abfallender Fels (wahrscheinlich vulkanischen Ursprungs) mit den großartigen Ruinen des alten Schlosses erhebt. Vor Zeiten war dasselbe die Residenz des unabhängigen Bey von Bitlis und mag mit seinen steilen Zugängen und seinen 10 m. hohen Ringmauern uneinnehmbar gewesen sein. Heute ist es ein Haufen Ruinen, in welchem zeitweilig arme Leute Unterkunft suchen. Vor etwa 40 bis 50 Jahren schon hat sich der damalige Scherif-Bey von Bitlis, der dem Pascha von Musch unterthänig war, auf einem andern, südlicher gelegenen Bergvorsprunge einen neuen, sehr weitläufigen, aber wenig kunstvollen Palast gebaut, der an 100 m. höher als die Stadt liegt und dieselbe beherrscht.

Die Bevölkerung der Stadt wird auf 15—20,000 Seelen, oder 3—4000 Familien geschätzt, davon rund ein Drittel armenische und zwei Drittel mohammedanische, wozu noch 50 jakobitische Familien kommen. Die Armenier sind wohlhabend, aber wie überall in zwei religiöse Parteien getrennt: die römisch-katholische (Hassunisten) und nichtunirte oder nationale, letztere etwa 800 Familien stark. — Die Haupterwerbszweige der Bewohner von Bitlis bilden die Fabrikation eines rothen Baumwollenzeuges und der Durchgangshandel, der aus dem Verkehr zwischen Erzerum und Mosul erblüht. (S. Weiteres „Globus", XXX, 321, 337, 353, 367, 370.)

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf das nordwestliche Armenien, und zwar auf den Gebietsantheil des ehemaligen Königreiches Georgien oder Grusien, welches das Land zwischen der Hauptkette des Kaukasus und der Wasserscheide zum Araxes umfaßte.

Die älteste Geschichte der Bewohner Georgiens verliert sich in dem Sagendunkel der Kolchier und Iberier, jener Völker, welche in dem fruchtbaren, vom Rion durchströmten Alluviallande am Ostrande des Pontos und am oberen Kyros saßen und durch die Griechen erst der Mit- und Nachwelt Europa's bekannt wurden.

Das Land der Kolchier, ein unvollkommen ausgefüllter Meerbusen



Bitlis.

voller Sümpfe und daher von schwüler Fieberluft heimgesucht, war nur an den Flußufern auf Pfahlbauten bewohnbar. Diesen Umständen allein schreibt Hippokrates die erdfahle Hautfarbe, die geschwollenen Glieder, die rauhe Stimme der Bewohner zu, während Herodot die Kolchier schwärzlich, kraushaarig, den

Aethiopen ähnlich nennt und aus ihrem Brauche der Beschneidung und ihrer Pflege des Flachsbaues, wovon alle umwohnenden Völker nichts wußten, auf eine aus Egypten hierher verpflanzte Kolonie schließt. Möglich, daß während der kurzen Unterwerfung Egyptens unter Assyrien (um 680 v. Chr.), zu welch letzterem auch das südlich an Kolchis grenzende Bergland der Moscher gehörte, Nilvölker, die, im Wasserbau erfahren, ganz nach asiatischer Despotenweise zur Urbarmachung nach den sumpfigen Pontosländern verpflanzt wurden. Mag man den Ursprung der alten Kolchier aus Egypten oder Indien, aus Phönikien oder, den georgischen Urkunden gemäß, von einem Nachkommen Noah's, Thogarmas, herzuleiten versuchen, gewiß bleibt, daß dieses Volk im kolchischen Tieflande schon seit alter Zeit im Besitz einer reichen Kultur war. Kolchis erfreute sich, seitdem es der Geschichte bekannt wurde, keiner längeren Selbständigkeit, es war immer ein Raubstück der großen Orientmächte. Bald waren es die Perser, bald die Griechen, später die pontischen und bosporischen Könige und schließlich die Römer, deren Herrschaft das Land verfiel. Während der römischen Kaiserzeit verschwindet der Name Kolchis, und man kennt nur die noch heut lebenden Namen der einzelnen Landestheile: Egrissi im Norden, Mingreli im Osten und Lasistan im Süden (Ἐκρηνικὴ, Μάνραλοι, Λάζοι).

Aus letzterem muß die Dynastie hervorgegangen sein, unter der Kolchis im 5. Jahrhundert n. Chr. wieder als selbständiges Königreich Lasika mit Kuthasi (Kutais) als Hauptstadt erscheint. Lasen, Imeretier, Mingrelier sind nach heutiger Sprache und körperlicher Erscheinung Stammesgenossen der Bewohner des Kurthales. Der Tribut an schönen Knaben und Mädchen, welchen nach Herodot schon die Perserkönige von den Kolchern erhoben, kann nur die Bewohner der Hügel und Berglandschaften, nicht die dunkle Bevölkerung in der Niederung betroffen haben, und es folgt daraus, daß der Name Kolchis auch auf die Berglandschaften mit ausgedehnt worden war.

Was die Iberier anlangt, die das mittlere Reich am oberen Kyros (Kura) inne hatten, und sich Kharthveli nannten, so werden dieselben zu Pompejus' Zeiten als unkriegerisch, ackerbauend und in wohlbeschaffenen Häusern wohnend geschildert. Ihre Kultur soll an medische und armenische Sitte erinnert und ihre Kasteneintheilung Adel, Priester, Gemeinfreie und Leibeigene gekannt haben. Im Anfange des 4. Jahrhunderts von Armenien aus christianisirt, wird das Iberische Reich, das immer von der einen oder anderen Großmacht abhängig war, bei der Theilung Armeniens durch die ursprünglich iberischen, im Süden des Kyros gelegenen Grenzlandschaften wieder vergrößert und behält unter Anerkennung der Oberhoheit der persischen Großkönige seine nationalen Fürsten mit dem Königstitel. Dieselben gründen im 6. Jahrhundert nahe der alten Hauptstadt Mtzcheth eine neue, die Tbilisi (Tiflis) heißt. (Vgl. H. Kiepert, „Lehrbuch der alten Geographie", S. 86—87.) Nachdem die armenische Dynastie der Bagratiden die iberischen und kolchischen Länder mit Armenien wieder vereinigt hatte, entwickelte sich aus diesen Gebieten im 9. und 10. Jahrhundert ein Georgisches Königreich, welches im 12. Jahrhundert unter der Königin Thamar seine höchste Blüte erreichte. Von Trapezunt bis nach Tauris, von der Phasis-(Rion-)Mündung bis hinauf zu den

Gletschern des Kaukasuszuges, war ihr Land und Volk unterthan. Nach dieser glorreichen Zeit aber bildet Georgiens fernere Geschichte nur eine lange Reihe von Verheerungen, Niedermetzelungen, Revolutionen und unheilvolle Invasionen. Kurden, Perser, Mongolen, Osmanen und Russen fallen über die georgischen Länder her und zerzausen sie nach Herzenslust.

Großen Einfluß gewannen die Türken durch die Einführung des Islams. Bei Todesstrafe wurde in den ihnen unterworfenen Gebieten die Ausübung des Christenthums untersagt, die georgische Sprache, Sitte und Tracht verboten. Trotzdem bewahrte und pflegte aber das Volk seine Stammeseigenthümlichkeiten, wenn es auch äußerlich das Fremde annahm.

Bei der Ohnmacht der georgischen Kleinstaaten — man zählte im 15. Jahrhundert einmal 26 Fürsten — konnte es nicht fehlen, daß schließlich die Türkei, Persien und Rußland die Erben der Kuraländer wurden. 1802 trat der letzte georgische König vom Schauplatze der Geschichte ab; sein Land mit der Hauptstadt Tiflis wurde russische Provinz. Nachdem in den Persisch-russischen Kriegen die persischen Besitzantheile von Georgien an Rußland verloren gegangen waren, gewann letzteres im Frieden von Adrianopel 1829 und im Vertrage von Berlin auch den größten Theil des türkischen Gebietes, so daß fast das ganze ehemalige Georgien, „das 21 Jahrhunderte hindurch eigene Könige gehabt", dermalen unter russischer Herrschaft steht.

Von den drei Bezirken, welche bisher den Kern von Gürdschistân, dem Türkischen-Georgien, bilden, liegt jener von Liwaneh (jetzt russisch) längs des unteren Thales des großen Tschorukstroms; es ist der einzige, der in seinen Grenzen eine größere Stadt birgt, Artwîn, welche mit ihren 1100 Häusern nebst Bädern und Moscheen, aber ohne Schulen, an dem ziemlich steilen Bergabhange gerade an jener Stelle gelegen ist, wo der Strom schiffbar zu werden anfängt, d. h. etwa 50 klm. vom Meere. Die beiden anderen Bezirke, Schtschawschethi und Adscharah, liegen weiter östlich, und zwar der erste landeinwärts, der letztere näher zur Küste. Zwei kleinere Landstriche, Keskim und Tschoruk-Su, wovon der eine zu Liwaneh, der andere zu Adscharah gehört, ergänzen das eigentliche Gürdschistân, welches im Ganzen 400 Dörfer und beiläufig 200,000 Einwohner zählt.

Die Bevölkerung gehört mit den Imeretinern, Mingreliern, Guriern, Lasen und einigen Bergvölkern, wie die Swanethen ꝛc., zum Stamme der Kartli oder Kartuli, wie sich diese Nachkommen der alten Kolchier und Iberer bezeichnen. Sowol Männer wie Frauen und Kinder fallen durch ein überaus günstiges Aeußere auf: es ist ein schöner, wohlgebauter, großer Menschenschlag mit langem, lichtem Haare und dem ganzen anmuthigen Wesen des Bergbewohners, dabei freundlich, gesprächig, gesellig, obgleich roh in den Formen, sorglos, jeder gesetzlichen Fessel entbehrend. Die Kleidung, ein den Bodenverhältnissen des Landes geschickt angepaßter Gebirgsanzug, ist höchst charakteristisch: oben weite, vom Knie bis zum Knöchel aber eng anliegende Beinkleider, dazu eine lichte, phantastisch gestickte Jacke, in der Regel von brauner Farbe und aus selbstangefertigtem, starkem, warmem Stoffe. Die Wäsche ist gleichfalls eigenes Erzeugniß; jede Hütte hat zu diesem Zweck ihr kleines, mit Flachs bebautes Feld. Turbane sind in Georgien unbekannt: als Kopf-

bedeckung trägt man große Tuchhüte von demselben Stoffe wie die Jacke. Um den Leib schmiegt sich bei den Männern ein lederner Gürtel, häufig in seltsamer Weise mit Messing oder Silber verziert, von dem eine kürbißförmige Pulverbüchse, dann ein kleines metallenes Fläschchen mit Oel für das Gewehrschloß und ein angeblich zum Fesseln etwaiger Gefangener bestimmter Strick herabhängen. Im Gürtel selber steckt unfehlbar ein doppelschneidiges Messer oder Dolch sowie ein oder zwei silberbeschlagene Pistolen. Ueber die Schulter endlich hängt das lange, einläufige Gewehr mit Flintenschloß; ohne diese Waffe verläßt der Georgier niemals sein Haus und weiß davon allemal den trefflichsten Gebrauch zu machen, denn er ist ein gewandter Schütze, und an Hasen, Wildgänsen und anderem Wild mangelt es in seinen Bergen nicht.

Ebenfalls sehr malerisch und eigenartig sind die georgischen Wohnungen. Dem Namen nach in Dörfer eingetheilt, in Wirklichkeit aber aus vereinzelten Häusern bestehend, sind die Wohnsitze der Georgier blos durch mehr oder minder große Flecken bebauten Landes, etliche Züge krystallhellen Wassers und eine Gruppe von Walnußbäumen gekennzeichnet, unter deren Schatten sich ein langes, viereckiges Holzgebäude erstreckt, dessen äußeres Aussehen lebhaft an einen übergroßen Vogelbauer erinnert: dieser einfache Bau ohne Minaret ist die Moschee. Die Wohnhäuser sehen demselben ziemlich ähnlich, haben gleichfalls offene Galerien und überhängende Dächer — eine Bauart, die sich aus dem einzigen, jetzt in Verwendung kommenden Baumaterial, dem Holze, ergiebt, woraus alle Gebäude von den Grundpfeilern bis zum höchsten First aufgeführt werden.

Indeß war diese Bauart nicht die von jeher angenommene: über den ganzen Bezirk findet man die Ruinen von Steinbauten aus früherer Zeit, zumal Kirchen und Schlösser, zerstreut.

In keiner Weise an den byzantinischen Stil gemahnend, nähert sich die georgische Architektur, gleichviel ob kirchlich oder weltlich, vielmehr dem spätrömischen Charakter, wie man ihn im südlichen Europa beobachtet; es hat beinahe den Anschein, als ob sie ursprünglich direkt diesen Mustern entlehnt worden wäre und sich dann auf eigene Faust entwickelt hätte. So zeigt zum Beispiel das georgische Schloß, welches den Uebergang des Tschoruk bei Gonieh bewacht, entschieden römische Formen. Weit alterthümlicher im Aussehen mit seinen verfallenen Zinnen, schmalen Schießscharten und hohen Thurmüberresten ist die wichtige Festung Tschikanzir, die dafür den mittelalterlich georgischen Baustil vertritt.

Zwischen diesen beiden Bautypen liegen mehrere, einer Uebergangsperiode der Architektur angehörende Schlösser, deren Charakter nicht unwesentlich an den sogenannten lombardischen in Norditalien erinnert. Kleinere Burgen, die sozusagen den Feudaltypus vertreten, findet man über ganz Gürdschistân ausgestreut; sie datiren aus verschiedenen Epochen der Herrschaft der halb unabhängigen Emire und bewachen theils die Ausgänge der Thäler, theils enge Defilé's. Ihre Form ist in der Regel eine malerisch unregelmäßige; ihre Wälle, Thürme und Befestigungen zeichnen sich mehr durch Massigkeit als durch feinen architektonischen Geschmack aus.

So reich Gürdschistân in dieser Gattung Bauten ist, so arm ist es an Ueberresten kirchlicher Gebäude. Die meisten der dortigen Kirchen scheinen, sowie die heutigen Moscheen, entweder ganz aus Holz gebaut oder wenigstens mit dem Kultus, dem sie gewidmet waren, verschwunden zu sein. Blos hier und da hatte sich eine Kolonie armenischer Mönche angesiedelt, welche noch Spuren ihres nicht ungeläuterten Kunstgeschmackes hinterlassen hat; aber von eigentlich georgischen Kirchen dürften kaum mehr wie ein Dutzend Ruinen vorhanden sein.



Burgruine in Georgien.

Was indeß diese georgischen Gotteshäuser von allen übrigen Gebäuden ähnlicher Art im Orient unterscheidet, ist ein zwischen $12\frac{1}{2}$ und $15\frac{3}{4}$ m. hoher viereckiger Thurm, der in der Regel am westlichen Ende der Kirche angebracht war, während der Haupteingang des Gotteshauses, dem griechischen Gebrauch zuwider, sich an einer der beiden Seitenfaçaden des Gebäudes befand.

Wann die Bevölkerung Georgiens dem Christenthume abtrünnig ward, um sich dem Islam zuzuwenden, darüber fehlt es uns an allen historischen Berichten. So viel steht fest, daß noch vor anderthalb Jahrhunderten, ja selbst

später noch, die Geor ier sämmtlich Christen waren. Ebenso sicher ist aber, daß sie heutzutage ohne Ausnahme Mohammedaner sind. Unter ihnen selber besteht eine Sage, wonach ein sehr beredter Prediger und heiliger Mann unter sie getreten wäre und sie sammt und sonders durch seine weisen Ermahnungen zum Islam bekehrt hätte.

Solange der Sultan in Konstantinopel, der „Padischah" der mohammedanischen Welt, sich begnügte, sie auf ihre hergebrachte Weise, d. h. durch Vermittelung ihrer eingeborenen Häuptlinge und Bey's, zu regieren, hingen ihm die georgischen Moslemin mit wahrem Neophyteneifer an. Zahlreiche Beweise dieser ihrer aufrichtigen Ergebenheit lieferten sie in den langwierigen und erbitterten Kriegen, die seit dem Ausgang des vorigen Jahrhunderts bis gegen die Mitte des jetzigen währten, und mit der Unterwerfung des ganzen südlichen Kaukasus unter russische Herrschaft endeten. Als aber die ottomanische Regierung ihren bis dahin halbfeudalen Charakter gegen ein mehr bureaukratisches Wesen vertauschte, war es alsbald um den alten Loyalitätszauber geschehen, und die Blicke der Georgier wenden sich seit dieser Zeit immer häufiger und anhaltender nach Tiflis, anstatt nach Konstantinopel. So unerklärlich ist diese Erscheinung keineswegs. Vom vornehmsten Bey bis herab zum letzten Bauern giebt es kaum einen einzigen Georgier, der nicht Freunde oder Verwandte jenseit der Grenze auf russischem Boden besäße, mit denen er in fortwährendem Verkehre oder gar persönlichem Umgange steht; unwillkürlich muß da der Unterschied zwischen dem dortigen Zustande verhältnißmäßigen Gedeihens und Fortschritts und jener drückenden Armuth und völliger Unwissenheit sich fühlbar machen, zu welchem der Georgier, als türkischer Unterthan, verurtheilt ist. Der Verkehr zwischen Russisch-Georgien und Türkisch-Gürdschistân ist nämlich, trotz aller künstlichen Hindernisse, fortwährend ein sehr reger und freundschaftlicher; selbst die Verschiedenheit des Glaubens vermag die aus der Gemeinsamkeit der Abstammung entspringende Zuneigung nicht zu beeinträchtigen. Mittlerweile erhält sich die Anhänglichkeit des Bauernvolkes an seine einheimischen erblichen Oberhäupter ungeschwächt fort; alle Maßregeln der türkischen Regierung, dieses Verhältniß zu lockern, verfehlen ihre Wirkung, indem sie durch das gemeinschaftliche Band der Unzufriedenheit Adel und Volk nur noch inniger an einander knüpfen, wie überhaupt die Stambuler Regierung es darauf angelegt zu haben scheint, die Grenzstämme sich völlig zu entfremden und sie in die Arme Rußlands zu treiben, welches selbstverständlich gern bereit ist, sie aufzunehmen.

Die Georgier sind im Allgemeinen dem Ackerbau nicht abgeneigt, wozu die wichtigsten Vorbedingungen, nämlich ein fruchtbarer Boden und ein gemäßigtes, beiläufig jenem von Mittelitalien gleichkommendes Klima, vorhanden sind; wenn gleichwol Gürdschistân mit der Fruchtbarkeit von Imeretia und den Gärten von Kutais nicht zu wetteifern vermag, so rührt dies hauptsächlich von der erbärmlichen Verwaltungs-Wirthschaft in der Türkei her, die allen Grundbesitz daselbst ertragsunfähig und werthlos macht. Wodurch sich aber die Georgier insbesonders auszeichnen, ist ihre außerordentliche Geschicklichkeit in gewissen Zweigen der Handgewerbe. Gewehre, Pistolen, Säbel, Dolche,

Stickerei- und Silberarbeiten — in allen diesen Dingen behauptet Georgien unbestritten den ersten Rang auf dem anatolischen Markte. Hingegen für Handel und Wandel besitzt der Georgier wenig Anlage, nicht einmal zum Betrieb eines Landes: die wenigen Kaufmannsläden in Gürdschistân — kaum 200 in allen Dörfern zusammen — werden ohne Ausnahme von Ausländern, meistens Armeniern, gehalten, die, von ein paar Monaten reichlichen Verdienstes angelockt, hierher kommen und zum Winter wieder von dannen ziehen. Eben so wenig verrathen die Georgier Vorliebe zum Hirtenleben; ihre übrigens zahlreichen Herden werden durchgehends von gemietheten Kurden geweidet. Kurz, dieser Volksstamm hat sehr wenig vom Nomadenthum an sich, vielmehr die Anlage zu einem seßhaften, entwicklungsfähigen Leben.

Liebhaber von Putz und schönen Kleidern, von Tanz und Gesang, von Zusammenkünften und Lustbarkeiten, ja selbst von Trunk und Spiel, kurz, gesellig wie sie sind — legen die Georgier in religiöser Beziehung eine ziemliche Gleichgiltigkeit an den Tag. Vielleicht machte sich bei ihnen schon das Vorgefühl der jetzt eingetretenen Wiedervereinigung unter russischem Scepter mit ihren jenseitigen christlichen Stammesgenossen geltend. Auch sind die wenigen Mollah und Mufti, gleich den Kaufleuten, in der Regel Fremde von der Küste von Lasistan oder aus der bigotten Umgegend von Trapezunt.

Am wenigsten läßt sich dem georgischen Volksstamme in moralischer Beziehung ein günstiges Zeugniß ausstellen. Wie könnte dem aber auch anders sein? Während die Männer sich gewöhnlich auf dem Felde befinden oder, auf den mächtigen Buchen umherkletternd, nach den Nestern der von ihnen so sehr geschätzten Bienen fahnden — der gürdschistânische Honig ist vorzüglich — sind sich die Weiber völlig selber überlassen und wandeln nicht immer den Weg strenger Tugend. Häufig sogar giebt ihr Benehmen zu mehr oder weniger berechtigter Eifersucht seitens ihrer Männer Anlaß, die dann mitunter zu tragischen Verbrechen führt. Außerdem hat man von Gesetzen keine Spur; Jedermann handelt nach eigenem Ermessen und gehen deshalb auch selbst die Buben stets bewaffnet einher. Eben so wenig kennt man in Gürdschistân im Allgemeinen, was eine Schule ist; es giebt deren höchstens ein Dutzend im ganzen Lande.

Wie es überhaupt leichter ist, zu zerstören als aufzubauen, so haben die Sultane der neueren Zeit die zwar schwachen, aber doch noch haltbaren Bande gelockert, welche unter der halbfeudalen Herrschaft der kleinen Orts-Bey die Gesellschaft zusammenhielten, und haben an deren Stelle nichts als Steuereinnehmer und Zehenterheber gesetzt. Blos in abseits gelegenen Grenzbezirken, wie Gürdschistân, die von der amtlichen Efendi-Bande kaum erreicht werden konnten, hatte sich noch Etwas von der alten Verwaltung erhalten, aber zu schwach, um Gutes zu stiften, mächtig genug, um Unheil anzustellen. Der von Ländereien, Wohlstand, Titel und Ansehen entblößte georgische Bey vermochte nicht die Ordnung zu erhalten, wol aber Unfrieden zu stiften; er konnte das Gesetz nicht schützen, aber wol dasselbe verletzen, und dies that er auch weidlich. Ja, wenn man dieses Land mit seinen einsamen Thälern, seinen überwachsenen Pfaden und dunkeln Wäldern durchwandert, so wundert man sich, nicht daß Gewaltthaten und blutige Verbrechen hier begangen werden, wol aber, daß sie

nicht häufiger vorkommen; nicht daß das Reisen in Gürdschistân gefährlich, sondern daß es überhaupt möglich ist. Die hiermit angedeutete Unsicherheit gilt indeß hauptsächlich für die Einheimischen; Fremde haben wenig, Europäer beinahe gar nichts zu befürchten. Hat man einmal in einem Dorfe Gastfreundschaft genossen, so gilt dies gewissermaßen als Geleitschein bis zur nächsten bewohnten Stätte, und so fort durchs ganze Land bis ans Ende der Reise. Im Allgemeinen darf man dem räuberischen Wesen eines Volkes keine zu große Bedeutung beilegen; dasselbe ist natürlich in einem Lande, wo es kein Gesetz giebt. Indessen scheint, zumal was Georgien betrifft, der im Volkscharakter vorhandene Vorrath an Unkraut eine Bürgschaft für spätere gedeihliche Entwicklung und reichliche Ernte zu sein, wenn anders der Boden zuerst gehörig gedüngt und bearbeitet wird. Manche dieser gewiß nicht ungerechtfertigten Erwartungen sind in den älteren russisch-georgischen Provinzen Imeretia und Gurul bereits in Erfüllung gegangen. (Vgl. „Cornhill Magazine" 1873 und „Ausland" 1873.)

Wandern wir von Artwin, dem Hauptorte des bisherigen türkischen Georgiens, den Tschorukstrom abwärts, so treffen wir am Ausgange des großen, vom Koilar-Dagh und Kartsch-Chal gebildeten Thales auf den Adschar-Su, der hier, vom westlichen Gehänge des Arsian-Gebirges kommend, in den Tschoruk einmündet. Im Thale und im Quelllande des Adschar-Su wohnen die Adscharen, ein wegen ihrer Tapferkeit und Schönheit weit und breit bekanntes Gebirgsvolk. „Der Adschare", sagt Radde, „ist ein schöner Mensch, erinnert in seinem Gesammttypus an den Gurier und Imereten und hat mit Beiden gleiche Tracht und Gewohnheiten gemein. Sein Wohnhaus, aus einem steinernen Unter- und hölzernen Oberbau bestehend, bekundet Sinn für schöne Formgebung, wie man an den geriefelten Karniesen und den Verzierungen der Pfeiler und Deckengesimse sehen kann. Im Vergleich mit jenen elenden Wohnungen auf dem Hochlande im Süden, wo der Mensch im wahren Sinne des Wortes ein Murmelthierleben führt, im Sommer mit seinen Herden auf die Jaila zieht und schon von Ende August bis Ende April in die unterirdischen Höhlenbauten übersiedelt, im Vergleich damit finden wir hier wahre Paläste. Auch leben die seßhaften Adscharen im oberen Theile ihres Landes im Wohlstand und weisen die Vorwürfe, die man ihnen wegen Räubereien macht, entschieden zurück. Sie geben zu, daß die dichter wohnende Bevölkerung am unteren Tschoruklaufe durchweg faul und diebisch ist, und diese auch sie in den schlechten Ruf gebracht habe, aber sie selbst seien ehrlich und fleißig. „Wir sind satt", sagen sie, „der Wald und unser kleines Maisfeld ernähren uns, wir haben zu leben; aber bedenke: dort unten auf dem Wege nach Batum giebt es viele Familien, deren ganzer Besitz nur in einem Esel besteht. Wie sollten die nicht hungern? und wer hungert, der stiehlt!"

Die jetzt an Rußland gefallenen Adscharen lebten halb unabhängig von der Pforte. Sie erkannten zwar die Oberhoheit des Sultans an und zahlten auch Tribut, dessen Höhe sie selbst bestimmten, aber im Uebrigen folgten sie nur ihren eigenen Gesetzen und Sitten. Die schwere Zugänglichkeit ihres waldigen Berglandes gestattete ihnen, diese Stellung einzunehmen und zu behaupten.

Jenseit des Arsianzuges, wie die nördliche Fortsetzung des Chanly-Dagh auch genannt wird, wohnen am Tschaldyr-(Gerste-)See die Karapapachen, d. h. Schwarzmützen. Sie sind Sektirer, welche schiitische und sunnitische Lehren in ihrer Religion vereinigen und Raub und Plünderung als Lebensberuf betreiben; die Adscharen verachten sie wegen ihrer Feigheit.

Kehren wir nun zum Tschoruk zurück. Derselbe mündet in drei Arme getheilt bei Gonieh in den Pontos. Das Küstenland mit dem Westgehänge des Pontischen Gebirges bildet das schon mehrfach erwähnte Lasistan, ein durch Fruchtbarkeit und landschaftliche Schönheit, in seinen tieferen Gegenden aber auch durch Fieberklima ausgezeichnetes Gebiet. Hier wohnen die Lasen, die Nachkommen der alten Kolchier.



Lase.

Die Lasen selbst besprachen wir nach ihren Hauptzügen als einen Bevölkerungstheil Kleinasiens schon im vorigen Kapitel, und wir richten daher unsere Aufmerksamkeit vorzüglich auf die Eigenthümlichkeiten des Landes und die gesellschaftlichen Zustände seiner Bewohner.

Der Name Lasistan wird oft im engeren Sinne für das jetzt an Rußland abgetretene Sandschak Batum gebraucht; wir wenden ihn aber in der weiteren Bedeutung für das ganze bis Trapezunt sich ausdehnende Wohngebiet der Lasen an, um so mehr, als Letztere nach der russischen Besitzergreifung Batums in großen Massen in die südlichen türkischen Gebiete ausgewandert sind.

Das Pontische Gebirge tritt mit seinen Vorlagen meist steil an das Meer heran, nur hin und wieder läßt es einen flachen Küstenstreifen übrig. Die Berge sind gut bewaldet, in den unteren und mittleren Regionen mit Laubhölzern, vorzüglich Buchen, in den höheren mit Tannen (Pinus orientalis) und

anderen Nadelbäumen. Die Tanne steigt hier bis zu 2400 m. empor, in der Regel aber verliert sich mit 1800 m. allmählich das Gehölz und macht den schönsten grünen Matten Platz. Diese reichen nach K. Koch bis 3000 m., wo endlich blendend weißer Schnee selbst im Hochsommer an ihre Stelle tritt. Mitten aus dem Grün der Bäume oder der Matten ragen oft mächtige Felsen hervor, lebhaft mit ihren röthlichen oder gelblichen Farben sich abhebend. Bald sind sie mehr beschränkt und stehen einzeln, bald ziehen sie sich aber auch in Form von Wänden weit hin und nehmen zum Theil die abenteuerlichsten Gestalten an.

Manche Gegenden im Gebirge sind wegen ihrer Unsicherheit sehr verschrieen, aber gerade in diesen findet der fremde Reisende immer eine freundliche Aufnahme. Dieser scheinbare Widerspruch erklärt sich einigermaßen. „Eine Gegend, die verschrieen ist", bemerkt der Reisende K. Koch, „wird geflohen und wenig oder gar nicht besucht. Selbst die türkischen Beamten, welche den Tribut oder die Abgaben erheben sollen, weigern sich dahin zu gehen, zumal wenn sie schon einmal eine schlechte Aufnahme gefunden hatten. Es ist dies gerade der Grund, warum die Bewohner bei ihrer daraus hervorgehenden Selbständigkeit den Boden auf eine Weise bebauen können, daß sie einen höheren Ertrag erhalten. Sie werden ferner nicht von den Beamten gedrückt und auf alle mögliche Weise geschoren, wie es sonst der Fall ist. Eben so wenig haben sie nöthig, ihr Erworbenes ängstlich zu verbergen, damit es dem habsüchtigen Beamten nicht bekannt wird. Es kommt noch dazu, daß sie im Gefühle ihrer Ueberlegenheit sich nicht scheuen, dieselbe bei schwächeren Nachbarn zur Geltung zu bringen, indem sie Ueberfälle machen und Reisende berauben. So sehr solche Räuber außerhalb ihres Landes auch in der That zu fürchten sind, so gastfreundlich zeigen sie sich, namentlich gegen Fremde, in der Heimat." Man sieht, daß in der Türkei auch die Räuberei ihr Gutes hat.

Die lasische Küste ist im Allgemeinen gut bewohnt; allenthalben sieht man Häuser in Gruppen oder zerstreut an den Uferhöhen, das Landschaftsbild derselben wohl belebend. Die Gebäude bestehen meist aus einem Erdgeschoß mit einem darauf gesetzten, veranda-umgebenen Oberstock, in welchem die Familie wohnt. — Die Bevölkerung beschäftigt sich hauptsächlich mit Viehzucht und Maisbau. Namentlich befleißigt man sich des letzteren sehr, da Mais die allgemeine Speise ist. Die unreifen Kolben werden zunächst bei gelinder Kohlenhitze gebraten und mit Essig für den Winter eingemacht. Das Mehl benutzt man hauptsächlich zu Brei, bäckt aber auch kleine runde und flache Brote daraus. Solche in heißer Asche gebackene Brote schmecken, obwol die Hülsen der Körner keineswegs entfernt sind, frisch recht gut, besonders in Milch, aber sie werden sehr bald trocken und hart und sind dann weniger verdaulich.

Obwol die Lasen meist im Gebirge wohnen, so findet man doch auch viele an der Küste angesiedelt, wo sie als ein unternehmendes Schiffervolk sich auszeichnen. Im letzten Kriege haben sie der Pforte in dieser Eigenschaft sehr gute Dienste geleistet. Ueberdies sind die Lasen für den kleinen Krieg und den Aufklärungsdienst vorzüglich geeignet, da sie mit einer genauen Kenntniß ihres Gebirgslandes große Tapferkeit und Kampflust besitzen. Ihre Rauflust

äußert sich auch in ihren ewigen Stammes- und Familienfehden, sowie in der Ausübung der Blutrache. Lieber als Ackerbauer sind die Lasen Herdenbummler, Fischer und Jäger. Da nach dem Sprüchwort Fischefangen rc. manchen Junggesellen verdirbt, so dürfen wir uns nicht wundern, daß dieses Volk als diebisch, treulos und als unzuverlässiges Gesindel geschildert wird. Dieses Urtheil Rottier's („Itinéraire de Tiflis à Constantinople") weicht also von der guten Meinung des Obersten Kasbek (vgl. Kapitel Anatolien) bedeutend ab, doch glauben wir, daß beide Reisende Recht haben, denn überall giebt es ja gute und schlechte Gesellen und nicht immer ist man auf der Reise in vorurtheilsloser Stimmung.

Wie bei den Bosniern, Pomaken (moslemitischen Bulgaren), Arnauten, mohammedanischen Kretern u. anderen, ehemals christlichen Völkern, sind auch die Lasen die erbittertsten Feinde ihrer früheren Glaubensgenossen, und dieser fanatische Haß trägt wesentlich dazu bei, daß Lasistan nur wenig von Europäern besucht wurde, daß über dieses Gebiet im Ganzen unsere Kenntnisse noch sehr gering sind.

Was die nichtlasische Bevölkerung dieses Landes anlangt, so sind unter derselben neben Armeniern und Türken natürlich auch Griechen vertreten, namentlich in den Gegenden östlich und ebenso westlich von Trapezunt. Diese Griechen haben seinerzeit den osmanischen Eroberern zähesten Widerstand geleistet, bis sie, der Verfolgungen und des harten Steuerdruckes müde, schließlich — im 17. Jahrhundert — zum Islam überzutreten sich entschlossen. Das Merkwürdigste hierbei ist nun die Thatsache, daß ein eigentlicher Glaubenswechsel keineswegs stattgefunden hat, sondern daß diese pontischen Griechen nur äußerlich den Islam annahmen. Sie kennen weder den Koran noch haben sie die Beschneidung, ja Tschihatschef behauptet, daß sie ganz und gar ein Doppelleben führten — ein griechisches und ein türkisches. Oeffentlich sprächen sie die Zunge ihrer Unterdrücker, insgeheim aber griechisch. Jeder hätte zwei Namen: derselbe, der am Morgen in weißem oder grünem Kopfbund sich Selim oder Achmed nennt, vereine sich Abends mit seinen Glaubensgenossen in einer verborgenen Hütte oder Grotte unter Leitung eines Popen, um die Bräuche der christlichen Kirche zu üben, — desselben Popen, der einige Stunden früher die Dienste eines Mollah verrichtet hätte. Dann hießen sie Georg, Simon, Peter u. s. w. — Derartiges klingt allerdings wunderlich genug, aber Tschihatschef's Beobachtungen sind schon viel früher durch Eli Smith, J. Brant, Hamilton, Flandin, den armenischen Geographen Indschidschean u. A. gemacht worden.

Ostwärts von Trapezunt giebt es fünf Gaue mit Krypto-Christen: Jomura, Sürmene, Of, Rize und Hemschin. Alle sind von der Küste her nur schwer zugänglich. Aber auch im Innern dieser Landschaft sind die Straßen höchst mangelhaft und geschlossene Ortschaften gehören zu den Seltenheiten. Die Holzhütten mit ihren beschwerten Schindeldächern liegen zerstreut, meist auf Felsklippen, und werden nur im Winter bewohnt; im Sommer zieht Alles auf die Alpen und nur am Karawanenwege finden sich Leute ein, um den vorüberziehenden Händlern ihre Erzeugnisse, meist Butter und Käse, anzubieten. —

Am einsamsten sind die Gaue von Of und Rize, mit dunklen Waldgebirgen und versteckten Dörfern. Besonders malerisch und merkwürdig ist das Städtchen Of, dessen geistig regsame Bevölkerung den Ruf genießt, die gelehrtesten Ulema in Konstantinopel ihre Landsleute nennen zu können.

Die Erhaltung der griechischen Sprache in diesem entfernten Bergwinkel des Pontos und selbst unter den zum Islam bekehrten Bewohnern ist uns nach Ritter zuerst durch die armenischen Geographen Bschaschkian und Indschidschean bekannt gemacht worden. Ihr freier, unabhängiger, tapferer Sinn, berichten sie, verbunden mit Roheit, aber auch mit strengen Sitten, Mäßigkeit und Klugheit, machte sie bisher stets zu den hartnäckigsten Gegnern ihrer namentlichen Beherrscher, an denen sie sich durch Raubzüge und Ueberfälle rächten für die Versuche gewaltsamer Unterwerfung. Zur Verhinderung einer dauernden Machtausübung seitens der Pforte hat bisher wol auch in hohem Grade die Natur des Berglandes beigetragen, und die Türken nennen es nur „Tschengelistan", d. i. „Land der Widerhaken". (Vgl. v. Schweiger-Lerchenfeld: „Lasistan und die Lasen", „Oesterr. Monatsschrift f. d. Orient", 1877, Nr. 8.)

Vom flachen Küstenlande abgesehen, wo die Türken unbestritten ihre Macht ausüben können, herrschen in Lasistan allenthalben noch mittelalterliche Gaugrafen, hier Dere-Bey oder Thalfürsten genannt. Obwol dieselben, wie der alte Adel der anderen eroberten türkischen Provinzen, mediatisirt worden sind, so haben sie doch, nach wie vor, ihren Einfluß auf die Bevölkerung behalten, und nur so weit es ihnen gut dünkt, folgen sie den Anordnungen der Pforte, die froh ist, wenn die Tribute richtig eingezahlt werden. Unter solchen Umständen haben sich bei den Lasen natürlich auch noch manche andere mittelalterliche Gebräuche und Einrichtungen erhalten, so z. B. das Herumziehen fahrender Sänger, Troubadours, wenn man sie so nennen will. Sie wandern von Dorf zu Dorf, von Burg zu Burg, überall finden sie eine gute Aufnahme. Man hört ihnen gern zu und reicht ihnen das Beste von Speise und Trank, was das Haus hergiebt. Wie alle Sänger haben sie einen edlen Durst und sie verschmähen, obwol Mohammedaner, keineswegs den Wein, greifen auch nach Landessitte zum Branntwein, den die Griechen aus Kirschen bereiten und unter dem charakteristischen Namen Pfaffenmilch verkaufen.

Die lasischen Troubadours stammen, wie ihre verflossenen abendländischen Sangesbrüder, in der Regel aus angesehenen Häusern und machen, von einem inneren Drang getrieben, eine Art Kunstreisen. Alle Glieder einer Familie nehmen Theil, und Verwandte wie Bekannte werden aufgefordert, sich an Gesang und Musik zu betheiligen. Auch die weiblichen Angehörigen sind nicht ausgeschlossen, zumal gegen das Ende der Gesänge allerhand Tänze aufgeführt werden. Wenn diese auch nicht in Eleganz und Feinheit den spanischen gleichen, so haben sie doch sehr viel Ausdruck und Anmuth. Als Begleitungsinstrument dient eine Art Zither, die man mit großer Fertigkeit spielt. Der lasische Sänger erhält übrigens, eben so wie der provençalische, keine andere Bezahlung als den Dank der sämmtlichen Anwesenden; vorzugsweise sucht man für ihn beim Mahle die schönsten Stücke aus.



Ein Kellek auf dem Euphrat.

IV. Mesopotamien und Kurdistan.

Geschichtlicher Rückblick. — Babylonische Kultur. — Geographische Charakteristik des Landes. — Klima. — Samum. — Vegetation. — Eine Euphratfahrt auf dem Kellek. — Das Stromsystem des Euphrat und Tigris. — Der Schatt el Arab. — Mosul. — Die Ruinen von Ninive. — Bagdad, ein islamitisches Kultur- und Sittenbild: (Lage der Stadt. — Die Bauwerke. — Volksleben in den Straßen. — Die Häuser. — Die Gärten. — Krankheiten. — Die Bevölkerung von Bagdad. — Trachten. — Häusliches Leben. — Beschneidung. — Hochzeit. — Der Tschapkyn. — Türkische Wirthschaft.) — Kerbela. — Hille und die Ruinen von Babylon. — Ein altbabylonisches Bankhaus. — Alte und neue Eintheilung Mesopotamiens. — Größe und Bevölkerung von Mesopotamien. — Die mesopotamischen Araberstämme. — Die Madan-Araber. — Die Kurden. — Die Nestorianer und Chaldäer. — Im Hochland von Dschulemark. — Die Mandäer. — Die Jesiden. — Die Kysylbaschen. — Die Ali Ilahi.

Mesopotamien gehört zu den ältesten Kulturgebieten der Erde. Eine viertausendjährige Geschichte ist uns von den Ländern am Euphrat und Tigris überliefert worden; glanzvoll begann sie, die weltberühmten Namen Babel und Ninive umschreibend; kläglich schließt sie mit der osmanischen Gegenwart ab. In uralten Zeiten stieg, der Sage nach, das Bergvolk der semitischen Chaldäer aus seiner rauhen, hocharmenischen Heimat hinab in die gesegneten Fluren des Doppelstromlandes, unterwarf die ethnologisch dunkle Urbevölkerung (Akkadier) und gründete unter Nimrod, dem „gewaltigen Jäger vor dem Herrn", das Babylonische Reich mit der Hauptstadt Babylon (Bab-ilu, d. h. Thor Gottes) am unteren Euphrat (2100 v. Chr.?). Hundert Jahre später soll Ninos, König von Assyrien, die große

Weltstadt Ninive am Tigris angelegt und seine Herrschaft über weite Gebiete ausgedehnt haben. Semiramis, Salmanassar, Sanherib und Sardanapal sind die Namen, welche, Glück und Unglück bedeutend, aus der Geschichte dieses Reiches hervorleuchten. Mit Sardanapal, dem antiken Inbegriff aller Ueppigkeit, verfällt es der Herrschaft Babylon's; Ninive wird zerstört (606 v. Chr.), und mit seinen Weibern und Schätzen bereitet sich der stolze Sardanapal in seiner Königsburg den Flammentod. Von nun an hatten die Neu-Babylonier (Chaldäer) das Uebergewicht, besonders unter Nebukadnezar (604—561 v. Chr.), der die Inselstadt Tyros und das phönikische und syrische Land zinspflichtig machte, das Königreich Juda mit der Hauptstadt Jerusalem unter seine Botmäßigkeit brachte und die Einwohner zerstreute. Nachdem er alles Land vom Tigris bis zum Mittelmeer seiner Herrschaft unterworfen, erweiterte und verschönerte Nebukadnezar die Stadt Babylon und errichtete Königsburgen und Bauwerke, die mit den egyptischen den Vergleich bestehen konnten. Zum Bauen bedienten sich die Babylonier gebrannter Ziegelsteine, die allerdings nicht wie der Granit der egyptischen Bauten der Macht der Zeit auf Jahrtausende zu trotzen vermochten. Auf der Ostseite des Euphrat legte Nebukadnezar eine neue Stadt an und schmückte das Ganze mit hohen Mauern und zahllosen Thürmen, Thoren und Tempeln. Auch die hängenden Gärten der Semiramis, eines der sieben Wunderwerke der Welt, wurden von Nebukadnezar seiner medischen Gemahlin zu Ehren auf hohen, kunstvollen Terrassen aufgeführt. Die herrlichen Bäume und Laubgänge sollten ihr ein Ersatz sein für die verlassene waldige Gebirgsheimat. Am ausgezeichnetsten waren die durch die Beschaffenheit des Landes veranlaßten Wasserbauten und Entwässerungsanlagen von wunderbarer Größe und Ausdehnung, als Kanäle, Teiche, Dämme, Brücken u. s. w., die „Wasserbäche Babylons", an welchen einst die Juden saßen und trauernd an Zion dachten.

Babylon wurde auch von den späteren chaldäischen Königen mit wunderbaren Bauwerken versehen und zur „stolzen Zierde der Chaldäer, zum weltgepriesenen Orte" gemacht. Eine Ringmauer von 105 m. Höhe und 11 m. Dicke umgab die ganze, an beiden Ufern des Euphrat aufgebaute Stadt, der man einen Umfang von 67 oder gar 90 km. beilegt. Die zwei königlichen Paläste an den Flußufern und der hohe viereckige, mit Statuen und Bildwerken reich geschmückte, dem Sonnengotte Baal oder Belus geweihte Thurm, der zugleich als Sternwarte diente und in acht verjüngten Stockwerken pyramidalisch zu einer Höhe von 180 m. emporstieg, waren neben den erwähnten hängenden Gärten die merkwürdigsten Werke.

Die Straßen der Stadt bestanden nicht aus eng anschließenden Gebäuden, sondern es lagen Gärten dazwischen, und innerhalb der Mauern um die eigentliche Stadt gab es auch große Getreidefelder, um bei Belagerungen nicht Mangel eintreten zu lassen. Die Bevölkerung des damaligen Babylons dürfte etwa eine Million betragen haben.

Die Pracht des Hofes weckte den Gewerbfleiß, der namentlich feine Webereien, kostbare Teppiche u. s. w. herstellte. Der Sonnen- und Sterndienst führte die babylonischen Priester (Chaldäer) auf astronomische Beobach-

tungen. Sie berechneten den Lauf der Sonne und theilten das Jahr nach den Zeichen des Thierkreises in 12 Monate; sie bestimmten die Bahnen der Wandelsterne und weiheten ihnen die sieben Tage der Woche; sie opferten „den Planetenhäusern und dem ganzen Heere des Himmels". Da sie aber damit astrologische Auslegungen verbanden, so geriethen sie bald auf Irrwege und trieben sich später als Wahrsager, Traumdeuter, Zauberer und Gaukler in der Welt herum. Auch das erste feste System einer Maß- und Gewichtseintheilung sowie die Anfänge der Geometrie und Arzneikunde werden den Chaldäern zugeschrieben und gingen von ihnen zu den übrigen morgenländischen Völkern und sogar zu den Griechen über. Neben dem Sonnengott Bel oder Baal, dem Herrn des Himmels und des Lichtes, verehrten die Babylonier als oberste weibliche Gottheit die Mondgöttin Mylitta, das Symbol der gebärenden Natur und der Fortpflanzung, und zwar durch einen höchst unzüchtigen Kultus, der in gewissen festlichen Mysterien der Nasarier und anderer islamitischer Sekten bis auf die Jetztzeit sich erhalten zu haben scheint.

Die Kasteneinrichtung mußte früh einem unbeschränkten Despotismus weichen; doch blieb das Uebergewicht der Priester auch später noch so merklich, daß das ganze (sowol das von Norden her eingewanderte als das seit unvordenklicher Zeit in Babylonien seßhafte) Volk den Namen derselben, Chaldäer, führte. Es scheint demnach, daß sich in diesen priesterlichen Geschlechtern, wie in dem Königshause, der Stamm, welcher das Reich gegründet hatte, am reinsten, am wenigsten mit den älteren Bewohnern des Landes vermischt erhalten habe. Die Würde der Priester erbte vom Vater auf den Sohn. Die Priester waren allein im Besitz der Himmelskunde und der Keilschrift, die sie in uralten Zeiten erfunden haben.

Der durch die große Fruchtbarkeit des Bodens und den weitverbreiteten Handel erzeugte Reichthum trug viel zu dem Luxus und der Ueppigkeit der Babylonier bei. Sie salbten ihren Leib mit Myrrhen, trugen wollene, reichverzierte Gewänder und weiße Mäntel, und lange, mit einer herabhängenden Binde umwundene Haare.

Babyloniens Herrlichkeit ging aber unter Nebukadnezar's wollüstigen und weichlichen Nachfolgern bald vorüber. Böse Zeiten kamen über das Land, welche den Nachgeborenen den Namen des großen Gewaltherrschers in verklärtem Lichte erscheinen ließen. Ein Menschenalter später (539) sind die Perser das herrschende Volk, auf welche 331 nach den Schlachten von Arbela und Gaugamela unter Alexander d. Gr. die Griechen folgen.

Die Zeit der Seleukiden, der Nachfolger Alexander's im Syrischen Reiche, war bei den fortwährenden Kämpfen der Einzelstaaten unter sich und mit ihren Grenznachbarn nicht geeignet, die Friedenspläne Alexanders für die assyrischen und babylonischen Landschaften zur höheren Entwicklung und Reife zu bringen, obwol sie die merkwürdige Verschmelzung hellenischer und vorderasiatischer Bevölkerung und Kultur, die unter Alexander begonnen hatte, nicht wenig förderte. Noch weniger konnte jene Entwicklung gedeihen in der nächstfolgende Periode der unaufhörlichen Kriege der Römer und Byzantiner gegen die parthischen und sassanidischen Dynastien, die sich in den Besitz der Seleukidenreiche in

Assyrien und Babylonien gesetzt hatten, wobei das Tigris- und Euphratland immerfort der Schauplatz ihrer Kämpfe war. Obwol auch in dieser Zeit des wechselnden Besitzes glanzvolle Residenzen und Städte emporstiegen, so konnten aber doch nicht die hier sich bekämpfenden Reiche ihren Niedergang aufhalten. Als daher im Jahre 635 die Heere des Khalifen Omar in das untere Euphrat- und Tigrisgebiet einbrachen und den letzten sassanidischen Perserkönig, Jezdedjero, in der dreitägigen Schlacht bei Kadesia 636 besiegten und mit ihr das Schicksal Persiens entschieden, so bedurfte es nur noch geringer Anstrengungen, um die übrigen am Euphrat und Tigris sitzenden Mächte zu vertreiben. Fortan blieb der Islam die herrschende Religion des Orients. Die von den Arabern gegründeten Städte Bassora oder Basra (636) am vereinigten Euphrat und Tigris, Kufa, unweit des alten Hira und Kadesia am unteren Euphrat, und Bagdad (762) am Tigris, wurden Mittelpunkte des Handels und Verkehrs, gepriesene Bildungsstätten der Wissenschaften und Künste, Sitze orientalischer Pracht und Ueppigkeit.

Der glänzenden Zeit der Khalifenherrschaft folgen in der Geschichte Mesopotamiens seit 1063 n. Chr. mehrere Jahrhunderte der Stürme. Seldschuken, Mongolen, Perser und Osmanen kämpften um den Besitz des viel umstrittenen Zwischenstromlandes, das schließlich seit dem Falle von Bagdad im Jahre 1638 in den Händen der osmanischen Türken verblieb. (Vgl. G. Weber's „Weltgeschichte" und K. Ritter's „Asien", VII, 1. Thl., S. 66.)

Wie wir im vorigen Kapitel gesehen haben, entspringt der Euphrat sowol als der Tigris im Armenischen Hochland. Dasselbe fällt südwärts des östlichen Euphrat und der südlichen Wan-Ketten im Buhtan-, Dschudi- und Amadiasgebirge bis zum oberen Tigris ziemlich gleichförmig ab und bildet das sogenannte Kurdische Bergland. Von Moltke schildert dasselbe mit kurzen, trefflichen Worten: „Das Ottomanische Reich", sagt er, „umfaßt bekanntlich weite Länderstrecken, in denen die Pforte thatsächlich gar keine Autorität übt, und es ist gewiß, daß der Padischah im Umfange seines eigenen Staates ausgedehnte Eroberungen zu machen hat. Zu diesen gehört das Gebirgsland zwischen der persischen Grenze und dem Tigris. Die weiten Flächen zwischen diesem Strom und dem Euphrat bilden eine Einöde ohne Wasser, ohne Bäume, ohne irgend eine feste Wohnung. Einige wenige Trümmer zeugen davon, daß Menschen versucht haben, sich hier anzubauen, aber die Araber lassen keine Art von Ansiedelung emporkommen; sie allein schlagen ihre Zelte in dieser Wüste auf. Sobald man aber den Tigris überschritten, erhebt sich ein köstliches Hügelland und steigt allmählich zum hohen Gebirge an, welches noch heute (18. Mai 1838) mit Schnee bedeckt ist. Dort entspringen die Bäche und Flüsse, welche Anfangs über starre Felsblöcke und in tiefe Schluchten hinstürzen, dann zwischen bewaldeten Berglehnen fortrauschen und endlich Gärten, Wiesen und Reisfelder tränken. Eichen und Platanen bekleiden die Höhen, die Thäler sind von Feigen-, Oel- und Nußbäumen, Granaten, Wein und Oleander erfüllt; das Korn, in die leichten Furchen des braunen Bodens ausgestreut, giebt

den reichsten Ertrag, und wo der Mensch gar nichts gethan, da ruft die Natur den prachtvollsten, mit Millionen buntfarbiger Blumen durchwebten Graswuchs hervor, der fast jeden Abend durch die Wolken erfrischt wird, welche sich um die nahen Gipfel ansammeln. Pferde, Schafe, Kühe und Ziegen gedeihen zu besonderer Güte. In den Bergen liegt das Steinsalz zu Tage, und was sie sonst für Schätze in ihrem Innern verschließen mögen, hat, glaube ich, noch kein Mineralog erforscht.

Wenn nun ein so reich begabtes Land doch zu mehr als drei Viertel unangebaut liegt, so muß der Grund in dem traurigen gesellschaftlichen Zustande der Bewohner liegen." — Diese Bewohner sind die biederen Kurden, auf welche wir weiter unten zu sprechen kommen.

Jenseit des Tigris erheben sich zwei Gebirgsgruppen, der basaltische Karadscha-Dagh (1400 m.) und der aus Kalk und Kreidemergel bestehende Dschebel Masius (1200 m.), noch einmal zu stattlicher Mittelgebirgshöhe, worauf die Formen rasch zusammenschrumpfen und in der Quellregion des Chabur im flachen Mesopotamischen Binnenlande, welches weiter südlich nur noch durch das niedere Sindschargebirge unterbrochen wird, verlaufen. Gehört der vom 38. Breitegrad nördliche Theil des kurdischen Berglandes der Urgebirgsregion Hocharmeniens an, so bildet das von hier aus nach Südost sich erstreckende Becken des Euphrat und Tigris ein im Karadscha-, Karatschok- und Batmangebirge von Basalt durchbrochenes Gebiet der Tertiär- und Quartärformation.

Am Ende der Tertiärzeit reichte der Persische Meerbusen, das Euphrat- und Tigrisland erfüllend, bis in die Nähe des 36. Breitengrades und nahm etwa bei Deir den Euphrat und an der Mündungsstelle des unteren Zab den Tigris auf. Das damalige (tertiäre) ebene Küstenland besteht aus festen Gips- und Mergelschichten, während der Boden des ehemaligen Meerbusens als eine Ablagerung von Flußschlamm sich darstellt. Weite Uferstrecken des Euphrat werden von bituminösen Gips- und Thonlagern gebildet, aus denen der für Mesopotamien so werthvolle Asphalt gewonnen wird.

Das Urgebirge des Kurdenlandes ist reich an Erzen, namentlich Kupfer, wovon Arghana jährlich über 350,000 kgr. liefert, dann an Eisen, Silber und Blei. Ein Ausläufer des Buhtangebirges, der Dschebel Herbol im Zachothale, enthält bedeutende Kohlenflötze, und es ist sehr wahrscheinlich, daß deren auch in der Euphratgegend vorhanden sind.

Mesopotamien liegt in einer Region trockener Luftströmungen; im Winter sind es nördliche, im Sommer südwestliche Winde, welche das ausgesprochene Kontinentalklima und den Steppencharakter des Landes bedingen, welche die Fruchtbarkeit des Bodens von der Bewässerung durch die Flüsse abhängig machen. — Kontinentalklima und bedeutender Unterschied zwischen den jährlichen Temperaturextremen sind zwei zusammenhängende Begriffe, und so finden wir auch in Mesopotamien eine für seine Breite beträchtliche Winterkälte und eine drückende Sommerhitze. Ainsworth beobachtete zu Mosul in einem Jahre + 36° und — 8° R. als höchste und niedrigste Temperatur, während zu Bagdad + 50° und — 3° R. als Extreme verzeichnet werden.

Bei der tiefen, kesselartigen Lage des Euphrat- und Tigrisbeckens muß die hohe Temperatur eine bedeutende Auflockerung der Luft zur Folge haben. Wird der nothwendige Ausgleich durch die lebhafte nächtliche Wärmeausstrahlung, mithin Abkühlung, und durch die herrschende Luftströmung der Jahreszeit auch in der Hauptsache wohl vermittelt, so treten aber doch oft örtliche Luftverdünnungen ein, die äußerst stürmische Ausgleichsbewegungen veranlassen. Es sind dies die gefürchteten Samum, die Wirbelstürme der Wüste, die besonders in den Nachmittagsstunden zum Schrecken der Karawanen einbrechen. Bei der heftigen Bewegung und Reibung der Lufttheilchen unter sich und mit dem Staub und dem Erdboden sind in Begleitung des Phänomens elektrische Erscheinungen wohl erklärlich. Der Maler Flandin, welcher auf der Reise von Bagdad nach Hille von einem Samum überrascht wurde, schildert einen solchen Sturm mit folgenden Worten: „Er rast wie eine wilde Flamme. Es ist unmöglich, eine erschöpfende Darstellung von diesem Phänomen zu geben; man muß es gesehen und erlebt haben. In Zwischenräumen kamen Stöße heißer Luft heran, welche das Nahen des Sturmes verkündeten. Man betrachtet sie als Warnungszeichen, die nicht unbeachtet gelassen werden. Jeder verbirgt sich, so gut es eben angeht. Die Thiere lassen die Ohren hängen, starren trübe vor sich hin, senken den Kopf und man sieht wohl, daß Etwas sie ängstigt. Nun steigt die Temperatur und der Wind wird heftiger. An jener Seite des Horizonts, von welcher der Sturm herkommt, bemerkt man einen rothen Streif, der dunkler wird und sich vor den blauen Himmel legt; er wird größer, sein Rand vergoldet sich und steigt allmählich an der gefürchteten Wolke höher hinauf. Aber bald wird oben Alles erst dämmerig und dann düster. Ein bleicher, fahler Schein lagert sich über die Wüste hin, wie ein Reflex des Todes. Die Wolke kommt näher, gewinnt ungeheuren Umfang und hüllt dann den ganzen Himmel ein. Nun beginnt der Sturm zu heulen und zu rasen und reißt um, was in seiner Bahn steht. Ein schwefelhauchender Wind schnürt uns die Kehle zu; die Menschen werfen sich auf die Erde nieder und bedecken sich mit dem Mantel; die Thiere zittern, öffnen die Nüstern weit, drängen sich und suchen die Nase, eins unter dem Bauche des andern, zu verstecken. Das Haar steigt ihnen zu Berge. Die Palmen krümmen und biegen sich; der in gewaltigen Massen aufgetriebene Sand pfeift laut und die Sonne sieht wie eine dunkelrothe Scheibe aus. Allmählich läßt der Wind an Stärke nach, die Strahlen dringen wieder durch; aber die Luft ist immer noch glühendheiß, obwol nicht mehr so arg von Schwefelgeruch verpestet. Jetzt wagen auch die Kameele den Kopf wieder hervorzustrecken. Der Samum geht vorüber, aber man verspürt noch lange nachher seine Einwirkung an der Mattigkeit in allen Gliedern."

Ein Wirbelsturm brachte auch einem der beiden Dampfschiffe, mit welchen 1836 der englische Oberst Chesney den Euphrat zum ersten Male befuhr, den Untergang. Der Reisende J. W. Helfer, welcher an dieser Expedition Theil nahm, giebt über jenes Ereigniß folgenden Bericht: „... da ereignete sich am 21. Mai in der Nähe von Anah ein Unglück der unerwartetsten Art. Zwischen 1 und 2 Uhr Nachmittags wurde nämlich im Nordwesten das Aufsteigen einer

schwarzen Wolke bemerkbar, das jedoch nichts Beunruhigendes hatte, höchstens eines der nicht seltenen starken Gewitter erwarten ließ. Zugleich erhob sich leichter Wind; indessen wurde von Minute zu Minute die Wolke größer und dunkler und verfinsterte den Himmel. Mit Blitzesschnelle zog die verhängnißvolle Wolke heran, sie hatte eine seltsame, furchtbar drohende Gestalt angenommen. Von der blauschwarzen Masse, die wie mit einem dichten Vorhang im Hintergrunde das Firmament verhüllte, erhoben sich einzelne gelbe Wölkchen, die mit jeder Sekunde ihre Form wechselten und einen halbdurchsichtigen Qualm in den nach Süden wolkenlosen Himmel wirbelten. Es war der Samum der Wüste, ein grausenhaftes, fremdartiges Schauspiel. Mit jeder Sekunde wälzte sich die Masse näher und deutlich konnte man sie nun als in der Luft wirbelnden gelben Wüstensand erkennen. Die Schiffe wurden, um wo möglich Anker zu werfen, gegen das Ufer gewendet. Aber zu spät! Schneller, als man es sagen kann, brach der Orkan los und versetzte der dichtfallende Sand uns in absolute Finsterniß. Mit Aufbietung aller Kräfte arbeiteten die Maschinen, doch vergebens. Der „Tigris“ wurde widerstandslos mit Blitzesschnelle am „Euphrat“ vorbeigetrieben, während dieser durch einen günstigen Windstoß so stark an das vier Fuß hohe Ufer geschleudert wurde, daß sein Holzwerk erkrachte und die leichteren Sparren des Bollwerkes wie Späne zersplitterten. Doch gelang es mit unglaublicher Kraftanstrengung, die schweren Anker und Ketten ans Ufer zu schaffen und so dieses Schiff zu befestigen. In einem Momente aber, wo der Sturm den dicht fallenden Sand zertheilte, sah man den „Tigris“ in der Entfernung von kaum 10 Minuten anscheinend unbeweglich, aber mit zur Seite gebogenem Schornstein. Von Neuem herabströmender Qualm, aus Regen, Sand und Dunst gemischt, verhüllte den „Tigris“ abermals, um ihn nicht wieder erscheinen zu lassen — spurlos war er von den rollenden Wogen begraben. Alles das war das Werk weniger Minuten. Eben so schnell, wie der Orkan hereingebrochen, verschwand er wieder, und heiterer Sonnenschein erhellte die Gegend, die eben noch in finstere Nacht gehüllt war.“

Wir bezeichneten das mesopotamische Land bezüglich seiner Vegetationsverhältnisse als Steppe. Im nächsten Kapitel werden wir Gelegenheit nehmen, die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Steppe und Wüste und die sie bedingenden Umstände kurz darzulegen, und wir beschränken uns hier nur auf einige Bemerkungen über die mesopotamische Flora.

Im Oktober und November ist die Vegetation zwischen Euphrat und Tigris im Stillstand; Alles ist dann versenkt, keine frische Form zeigt sich. Aber nach dieser Zeit bringen die sogenannten Nilwolken, vom syrischen Libanon herziehend, ihre Regenströmungen in die nördliche Bergumkränzung Mesopotamiens, in die tieferen Ebenen aber nur erfrischende Regenschauer. Dann schießen die Gräser aus dem dürren, braunen Boden hervor, und, der nachfolgenden Stürme und Fröste ungeachtet, knospen auch einige Compositeen, jedoch ohne ihre Blüten zu entfalten. Aber der Fortschritt der Vegetation bleibt im lückenlosen Zusammenhange durch die Weiterentwicklung der Pflanzen mit saftigen Wurzeln, Knollen und Zwiebeln, die sich selbst Feuchtigkeit

genug bewahren, um auch im dürrsten Boden ihr Leben zu erhalten. Sie schlafen während der Sommerdürre und Hitze und wachen mit dem ersten Regenschauer zu verjüngtem Leben wieder auf; manche treiben auch vorschnell schon im Oktober Blätter und Knospen. So Colchicum, Crocus, Tulipa, Ixia, Arum. Aber bald werden sie mit Schnee bedeckt oder durch Winterstürme entblättert; aber im Frühlingsanfang brechen sie mit wahrhaft orientalischer Blütenpracht hervor.

Die Frühlingsflora besteht hier vorzüglich aus den Amaryllоideen, Asphodelien, Liliaceen, Melanthaceen und Orchideen. Die Sommerpflanzen dagegen sind vorzüglich ausgezeichnet durch wollige, dornige, stachelige Formen, darunter die Compositeen am zahlreichsten, in Individuen wie nach Arten. Die häufigsten gehören zu Cnicus, Carduus, Centaurea und Calcitrapa, welche ganze Ebenen zu überdecken pflegen. Auch Papilionaceen sind nicht selten, obwol ihre kleinen Formen sie weniger augenfällig hervortreten lassen. Die Labiaten geben die wahren aromatischen Pflanzen der Steppe, darunter als die zahlreichsten: Stachys, Thymus, Sideritis, Satureja und Origanum.

Der Kulturboden hat hier seine eigenthümlichen Gewächse; die gemeinsten derselben sind: Süßholz (Glycyrrhiza glabra und echinata), Mimosa agrestis und Euphorbia pyrrhus. Der orientalische Platanus an Quellen und Grabstätten erreicht eine außerordentliche Größe, einen bei Bir maß Ainsworth im Umfange von 11 m. — An Nutzpflanzen werden gebaut: Weizen, Gerste, Linsen, Bohnen, Sorghum, Durra, Reis und Luzerne; ferner: Gurken, Melonen, Kürbisse; Oliven, Pistazien, Maulbeeren, Granatäpfel, Feigen, Kirschen, armenische Pflaumen, Aepfel, Birnen, Quitten, Mandeln, Wal-, Hasel- und Zirbelnüsse, Kastanien, und in der Gegend von Bagdad Datteln. An sonstigen Gebrauchspflanzen sind noch zu erwähnen: Tabak, Hanf, Baumwolle, Saflor, Kapernstrauch, Sauerampfer, Spargel, Zwiebeln, Gummi, Tragant, Hennah u. A.

Die Fauna stimmt im Allgemeinen mit der syrischen überein, von welcher im nächsten Kapitel die Rede sein wird.

Wir wenden uns nun in unseren Betrachtungen zum großen Stromsystem des Euphrat und Tigris.

Etwa 8 km. unterhalb der Vereinigungsstelle des westlichen und östlichen Euphrats betreten wir bei Kjeban Maaden im Armenischen Hochlande mit dem Hauptmann v. Moltke („Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei") einen Kellek, um den Euphrat hinabzufahren. Ein Kellek ist ein Floß von aufgeblasenen Hammelhäuten, ein Fahrzeug, wie es schon von Xenophon beschrieben wird. Die Häute der Schafe und Ziegen werden so wenig als möglich vorn an der Brust zerschnitten und sorgfältig abgezogen, dann zusammengenäht und die Extremitäten zugebunden. Wird nun der Schlauch aufgeblasen, so hat er eine große Tragfähigkeit und kann fast nicht zu Grunde gehen; 40—60 werden dann unter ein leichtes Gerüste von Baumzweigen in vier oder fünf Reihen so zusammengebunden, daß das Floß vorn etwa 8,

hinten 18 Schläuche breit ist. Darüber wird etwas Laub, dann eine Matte und Teppiche gebreitet, und so fährt man ganz gemächlich den Fluß hinab. Ein solches Fahrzeug biegt sich wie ein Fisch und nimmt die Gestalt der Welle an, auf welcher es schwimmt, indem es sich aufwärts oder abwärts krümmt. Es schadet ihm nichts, wenn es, mit Wasser überschüttet, momentan untergeht, und das gewaltsamste Anrennen gegen Klippen und Felsenspitzen zerreißt höchstens einen oder ein paar Schläuche. Unten angekommen wird das leichte Gerüst in der durchaus holzarmen Gegend vortheilhaft verkauft, und ein Pferd oder Maulthier genügt, um die sämmtlichen Häute über Land nach dem Abfahrtspunkt zurückzutragen. Ich habe oft gesehen, erzählt Moltke, wie die Anwohner, indem sie sich rittlings auf einen Schlauch setzen, furchtlos quer über den breiten, reißenden Strom des Euphrat oder Tigris schwimmen.



Steppenlandschaft in Mesopotamien.

Der Euphrat wird dicht unterhalb Kjeban Maaden von rauhen Bergen eingeschlossen; bald aber flacht sich das rechte Ufer mehr und mehr ab, und nachdem der Strom in weitem Bogen den Fuß des eirunden Berges (den Muschar-Dagh) umspült, auf welchem die Ruinen einer weit sichtbaren alten Kirche sich erheben, hat man rechts die weite Ebene von Malatia. Hier mündet als vierter Nebenfluß seit der Vereinigung der beiden Quellarme, der Tokma-Su, und der Euphrat wendet sich nun gegen Osten, welche Richtung er bis Telek beibehält. Erst bei Kymyrhan treten hohe, wilde Gebirgsmassen 600—900 m. von beiden Seiten zusammen, und der Strom fließt von nun an in tiefen, schauerlichen Felsenspalten fort. Mit rasender Schnelligkeit geht es alsdann auf einer Strecke von etwa 150 km. Länge von einer Stromschnelle zur andern, von denen mehr als 300 an der Zahl zu überwinden sind.

Das Kellek dreht sich beständig herum und giebt Gelegenheit, ohne daß man die Stellung auf weichem Pfuhl verändere, die wildromantische Gebirgsgegend von allen Seiten zu betrachten; hoch oben kleben einzelne Kurdendörfer unter schattigen Nußbäumen, und Wasserfälle schäumen die steilen Berghänge hinab. Die schlimmsten Stellen sind bei dem Städtchen Schiro, und dann drei Fälle, einer unmittelbar hinter dem anderen, dicht oberhalb Telek, wo heiße Schwefelquellen dampfend aus dem Gestein dringen. In der zackigen Felsspalte, nahe unterhalb dieses Dorfes, wird der oben schon 2—300 Schritte breite Strom durch einen Erdsturz auf 35 Schritte verengt; diese Stelle heißt der Hirschsprung, Geiklasch. Endlich passirt man noch eine sehr mißliche Stelle unter einer Kreidewand, dicht oberhalb des alten Bergschlosses Gerger, womit die sogenannten Katarakte des Euphrat abschließen. Von nun an ändert sich der ganze Charakter des Strombettes.

Mit sehr verminderter Geschwindigkeit fließt der Euphrat jetzt zwischen hohen, senkrechten Wänden, aber die Gebirge treten auf beiden Seiten zurück, und die Nebenthäler sind von niedrigen, mauerartigen Basalthängen eingeschlossen. Das röthliche Gestein, welches lothrecht zum Flusse abstürzt, erhebt sich zu 100—130 m. Höhe, es zeigt die grotesken Formen der Sandsteinbildung und viele Höhlen; einige derselben enthalten die Trümmer uralter Klöster, welche nur auf einem schmalen, schwindelnden Pfad längs der Felsmauer zu erreichen sind, und seltsame Wartthürme kleben an den Vorsprüngen. Von dem merkwürdigen alten Schlosse Choris an beschreibt der Fluß zwei große Windungen; er tritt nun aus dem Fels in ein offenes Hügelland und sieht der Oder bei Frankfurt ähnlich, bis er bald unterhalb Samosata in die Steinwüste tritt. Heute füllt die türkische Stadt Samsat nicht ein Zwanzigtheil des weiten Umfanges des alten Samosata; seltsam ist es, mitten in Ackerfeldern alte Thürbogen und Säulenschafte stehen zu sehen. Der Strom fließt nun in einem 800 Schritte breiten Bett, das er jedoch nur selten ausfüllt, westwärts fort bis Rum Kale, dem alten Römerschloß Sigma oder Zeugma. Hier erreicht er, dem Mittelmeere bis auf 155 km. sich nähernd, seinen westlichsten Punkt, dem er seit Telek, zuerst in südlicher Richtung, zustrebte.

Rum Kale bietet einen ganz überraschenden Anblick. Tief unten windet sich der auf 100 Schritt verengte Strom, über welchem sich am rechten Ufer die stattliche Festung erhebt. Noch ehe man sie erreicht, passirt man eine Stadt, die in den Fels geschnitten ist. Bei Rum Kale ist es schwer zu sagen, wo der Fels aufhört und wo die Menschenarbeit anfängt. Zunächst hat man die Bergzunge, welche auf der einen Seite vom Frat, auf zwei anderen von dem tiefen Thale des Marsifanbaches umschlossen ist, in einer Höhe von 12—30 m. senkrecht abgeschnitten; auf dieser Wand erheben sich die Mauern aus demselben weißlichen Gestein an 20 m. hoch, mit Zinnen und Thürmen. Durch sechs Thore hintereinander windet sich der einzige Aufgang, um zu 40 Häusern zu gelangen, alles Andere sind Trümmerhaufen. Das Ganze sieht aus wie ein besonders geformter Fels, wie man sich ein großes Stück Kreide zuschneiden könnte. Von Rum Kale schlägt der Strom eine südliche Richtung ein, die er

im Ganzen bis Balis beibehält, um dann nach Osten und später in seine Hauptdirektion nach Südosten abzulenken.

Etwa 45 km. unterhalb Rum Kale liegt Biredschik oder Beledschik (d. h. Oeffnung), welches auf den Karten auch Birth oder Bir genannt wird. Der Strom tritt hier aus steilen Bergwänden hervor und wird jetzt schiffbar. Von hier sollte die Dampfschiffahrt ihren Anfang nehmen, die Ostindien durch den Euphrat mit Europa in Verbindung gesetzt hätte, ein großes Unternehmen, an welchem Oberst Chesney rühmlich scheiterte. Hier findet auch die große Landverbindung mit Aleppo, Antiochien und Aintab statt. Nach dieser Seite trennt nur eine weite, fruchtbare Ebene und flaches Hügelland den Euphrat vom Mittelmeere, über dessen Spiegel er nur 182 m. erhoben ist. Biredschik liegt am linken Ufer am Fuße mehrerer Hügel, die hier zusammentreten. Eine gute Mauer mit Thürmen umgiebt den Ort; in der Mitte der Stadt und hart am Ufer des Stromes erhebt sich ein isolirter Felskegel an 50—60 m. hoch und, wie Moltke schreibt, von dem außerordentlichsten Bauwerk gekrönt, welches er je gesehen. Die uralte Befestigung in diesem Lande, fährt der berühmte Reisende in seiner Schilderung fort, bestand aus einem von Menschenhänden aufgeworfenen länglich-runden Berge, auf welchem dann die Burg oder das Kastell erbaut wurde. Solche Berge finden sich hier zu Hunderten und fast neben jedem Dorfe. Die Lage aller Wohnorte ist unwandelbar durch das Dasein eines Brunnens bedingt und durch einen Tumulus bezeichnet. Nun sind diese künstlichen Hügel oft von riesenhafter Arbeit; der von Samosata oder Samsat ist an 100 Fuß hoch, 300 Schritte lang und 100 breit; die Abhänge wurden mit behauenen Steinen bepflastert oder unter einem Winkel von etwa 75° aufgemauert und so ein künstlicher Fels erzeugt, oder der schon vorhandene wurde, wie beim Schloß Choris, in dieser Art fortgesetzt. Im Schlosse von Beledschik (das die Türken Kalai-Beda nennen) laufen hinter jener Bekleidung gewölbte Gänge mit Schießscharten. In Suverek steht eine solche an 80 Fuß hohe schräge Wand aus kohlschwarzen Basaltsteinen. Das eigentliche Schloß Beda besteht aus drei, selbst vier Etagen von Gewölben der kolossalsten Art. Es bedurfte der sechs Erdbeben, die es heimgesucht haben sollen, um solche Steinblöcke auseinander zu reißen; das Meiste steht aber noch unerschüttert da, es ist ein wahres Labyrinth. Eine schöne hohe Kirche, jetzt das Grab eines türkischen Heiligen, mit den anstoßenden Gemächern ist noch ganz erhalten; andere Räume sind verschüttet. Ein mehrere Hundert Fuß tiefer Brunnen, der noch Wasser enthält, befindet sich in einem Gewölbe an der Nordseite, und der Aufgang ist durch den Felsen selbst geführt. In einem anderen Gewölbe findet man zwei menschliche Figuren in kolossaler Größe abgebildet und eine persische Inschrift.

Der ganze Mittellauf des Euphrat bis Hit ist bei einer wechselnden Thalbreite von 1—10 km. (zwischen Anah und Hit stellenweise einen engen Paß bildend) tief in die Ebene eingeschnitten. Nur wenig fruchtbares Land liegt unten im Thale, während die höhere Ebene, soweit sie nicht zu bewässern ist, einen vollständigen Steppencharakter trägt. Indessen schildert Černik („Petermann's Ergänzungsheft" Nr. 44) das ganze Gebiet zwischen den syrischen Uferhöhen bis zum Chabur

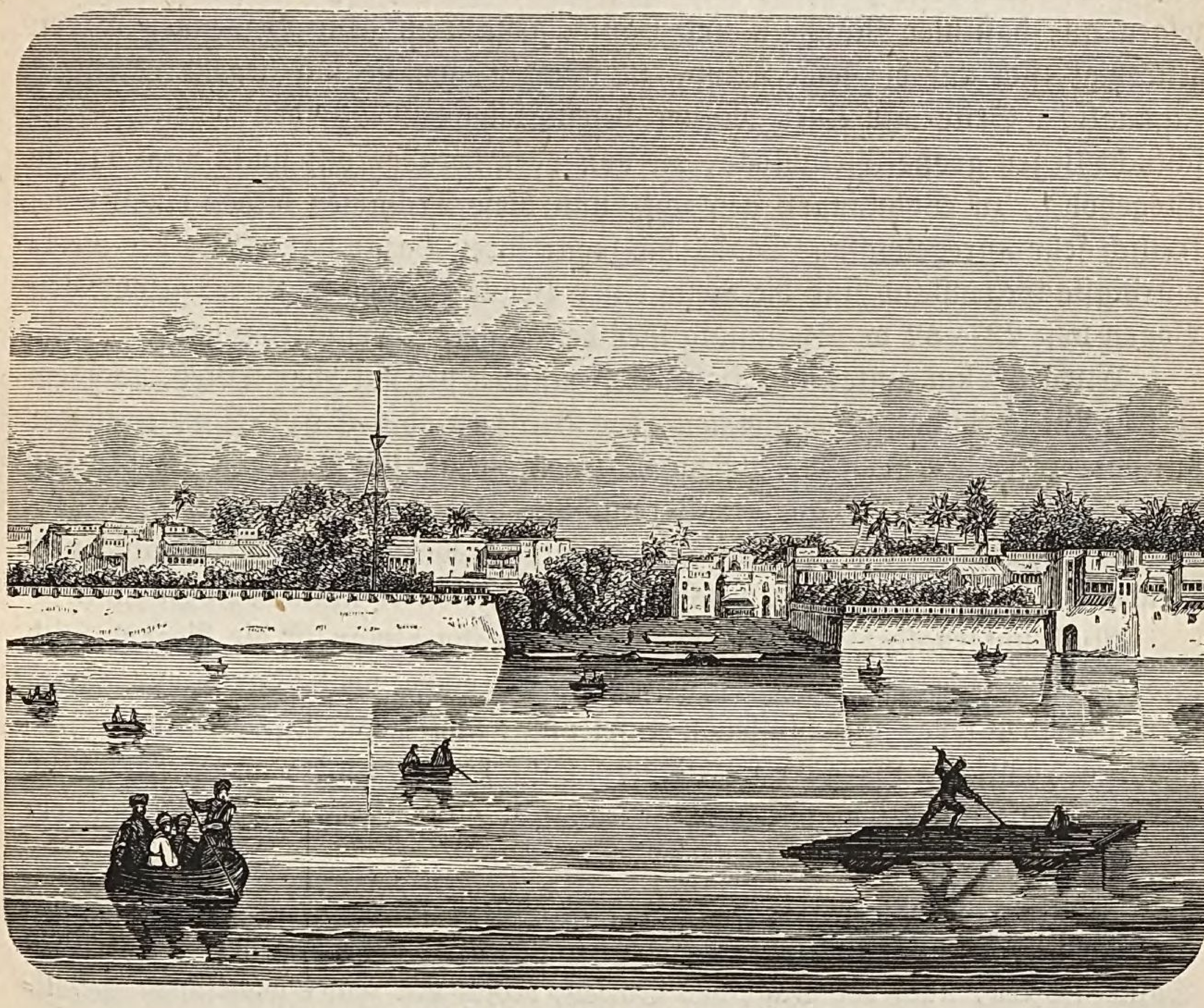
als sehr fruchtbar; allenthalben sieht man hier Baumwollen- und Durrapflanzungen, Reisfelder, die zum Theil durch künstliche Kanäle durchfurcht sind, dann dichtes Tamariskengestrüpp, Zuckerrohr und Granatbäume. Gleichen Pflanzenwuchs trifft man überall im Euphratthal, wo fruchtbarer Boden angeschwemmt ist.

Der Chabur entspringt in zahlreichen Quellzweigen verästelt am Südabhange des Karadscha- und Masiusgebirges, durchsetzt den niederen Sindscharzug, welcher als Dschebel Abdul Aziz bis Deir am Euphrat reicht, und mündet in südlicher Richtung laufend bei Abu Serai, den Ruinen von Kirkesium, in den Euphrat. Letzterer nimmt aufwärts bis zu den erwähnten Katarakten nur wenige nennenswerthe Zuflüsse auf. Unterhalb Samsat münden rechtsseitig der vom Chodscha-Dagh kommende Gök-Su, dann der Sadschur und weiterhin eine Anzahl nur zur Regenzeit Wasser führender Wüstenflüsse, sogenannte Wadi. Unter den linksseitigen Nebenflüssen ist nur der Nahr Belik mit dem Dschulab, in der Gegend von Urfa (dem alten Edessa) entspringend, bemerkenswerth. Unterhalb der Chaburmündung hören auf der mesopotamischen Seite die Zuflüsse ganz auf, während von der syrischen Wüste noch zahlreiche Wadi zum Euphrat hinabsteigen. Vom Eintritt des Wadi Ali aufwärts bis über Halebi (Zenobia) hinaus wird das rechte Thalgehänge des Euphrat von bituminösen Thon- und Gipsschichten gebildet; ein gleiches Lager findet sich auch bei Hit, wo durch Ausschmelzen große Massen Asphalt (Gier) gewonnen werden. Hier fertigt man auch mit Hülfe dieses Asphaltes aus Rohrgeflecht kesselförmige Fahrzeuge, Guffa genannt, auf welchen die Bitumenerzeugnisse stromabwärts befördert werden. (Man erinnere sich des mit Pech und Thon verklebten „Kästlein von Rohr", in welchem der kleine Moses auf den Nil gesetzt wurde.) Unterhalb Hit werden die Ufer immer flacher und der Fluß gewinnt an Ausdehnung. In der Höhe von Bagdad tritt der Euphrat auf 35 km. an den Tigris heran, mit welchem er eine Strecke von 150 km. parallel fortfließt, um dann, ebenso wie dieser, in einem auswärts gekrümmten Bogen der Vereinigung bei Korna zuzueilen. Der Euphrat mündete früher, getrennt vom Tigris, selbständig in den Persischen Meerbusen und lagerte in seinem Delta die Insel Bubian ab. Wahrscheinlich waren es die aus Arabien wehenden Wüstenwinde, welche seinen Mündungslauf versandeten und ihn zum Tigris ablenkten.

Der vereinigte Euphrat und Tigris führt den Namen Schatt-el-Arab (d. h. Strom der Araber) und schleicht durch eine ebene, fruchtbare Niederung, allenthalben von Dörfern und Dattelhainen, Wiesen und Bewässerungsanlagen begleitet, dem Persischen Golf zu, den er 90 km. unterhalb Basra erreicht. Etwa 70 km. oberhalb der Mündung beginnt das Delta, das während mehrerer Monate des Jahres unter Wasser steht, während in der trockenen Zeit der Boden mit einer Salzkruste bedeckt ist. Von den vielen Mündungsarmen ist nur ein einziger großen Schiffen zugänglich. Wie stark die Landablagerung des vereinigten Zwillingsstromes vor sich ging, erhellt daraus, daß die arabische Freistadt Hira (bei Kufa), die im 6. Jahrhundert von Indienfahrern und chinesischen Dschunken besucht wurde, drei Jahrhunderte später schon tief im

Lande lag. Bassora, unter den Abbassiden ein großartiger Hafen, finden wir 15 km. von Neu-Basra entfernt, welches erst im 17. Jahrhundert gegründet wurde. (Vgl. O. Peschel, „Neue Probleme".)

Lernen wir nun den Lauf des Tigris kennen. Moltke ist für den oberen Theil desselben eine anerkannte Autorität, und wir halten uns daher bis Mosul, in der Hauptsache, an seine treffliche Beschreibung.



Auf dem Tigris bei Bagdad.

Das Gebirgsland, in welchem der Tigris oder Schatt entspringt, ist von dem oberen Euphrat von drei Seiten umschlossen, und seine Quellen liegen zum Theil nur 2000 Schritte von dem Ufer dieses Stromes entfernt, mit welchem sie sich erst 200 Meilen weiter vermischen. Der große See, Göldschy Göl, welcher hoch über der Ebene von Charbut dicht am Ursprunge des Tigris liegt, steht jedoch in keiner Verbindung mit diesem Strome. Bei Arghana tritt er aus dem Gebirge, fließt an den Mauern von Diarbekr vorbei, wo er im Sommer leicht durchfuhrtet wird, und in einer weiten, fruchtbaren Ebene fort, bis der Batmanstrom sich mit ihm verbindet, der vom hohen Charsangebirge südlich herabkommt und eine größere Wassermasse dem Tigris zuführt, als dieser selbst besaß. Unmittelbar hinter jener Einmündung tritt der Schatt wieder in ein hohes Sandsteingebirge; die sanft gekrümmten Windungen des breiten, seichten Stromes verwandeln sich in die scharfen Zickzacke einer engen

Felsenschlucht; steil, oft senkrecht, steigen die Steinwände zu beiden Seiten empor, und hoch oben an der Berglehne unter dunkelgrünen Palamutbäumen erblickt man einzelne Dorfschaften von Kurden, die hier meist Höhlenbewohner sind.

Einen seltsamen Anblick gewährt die Stadt Hassn Kejfa auf einem hohen Felsen, in dessen senkrechter Wand eine Stiege vom Fluß hinaufführt. Die alte Stadt unten ist zerstört, nur einzelne Minarete ragen noch empor und zeigen an, daß hier Moscheen und Häuser gestanden. Die Bewohner waren genöthigt, sich auf die hohe Klippe zu flüchten, wo sie sich gegen die einzig zugängliche Seite mit einer Mauer befestigt haben. In der engen Felsenschlucht liegen große Steinblöcke, die von oben herabgerollt sind; man hat sie ausgehöhlt, zu Wohnungen gemacht, und diese Trümmer bilden eine kleine, freilich sehr unregelmäßige Stadt, die sogar ihren Bazar hat. Aber der merkwürdigste Gegenstand sind die Reste einer Brücke, welche in einem gewaltigen Bogen von 23—32 m. Spannung hier den Tigris überschritten hat.

Etwa 30 km. unterhalb Hassn Kejf mündet bei Til oder Tilleh, nachdem er den Bitlis Tschai aufgenommen, der Buhtan oder Sört-Su; er ist der östlichste unter den großen Tigrisquellarmen, welche seit Egil von Norden her dem Strome zueilen. Nach der Vereinigung mit dem Buhtan-Su oder östlichen Tigris verläßt der Hauptstrom seine bisherige West-Ostrichtung und wendet sich gegen Südost, in welcher Hauptdirektion er nunmehr verbleibt.

Auch unterhalb Hassn-Kejf bis Dschesireh ibn-Omar ist die Gegend wild und schön. Dschesireh (d. h. Insel) liegt auf einer vom Tigris und einem Arm desselben rings umschlossenen Insel und ist durch die Ruinen einer wahrscheinlich römischen Burg ausgezeichnet. Eine Brücke führte aus dem Schloß auf das jenseitige Ufer, wo man noch die Grundmauern eines Thurmes erkennt, welcher den Zugang zu derselben sperrte.

Von Dschesireh an tritt der Tigris wieder in die Ebene und entfernt sich von dem hohen, prachtvollen Dschüdidgebirge, auf dessen leuchtenden Schneegipfeln, nach der Sage des Volkes, Noah mit seiner gemischten Gesellschaft debarkirt haben soll. Die Gegend wird nun sehr einförmig; selten erblickt man ein Dorf, und die meisten derselben sind unbewohnt und zerstört; man erkennt, daß man in den Bereich der Araber getreten ist. Nirgends erblickt man einen Baum, und wo ein kleiner Strauch erhalten, da ist er „Siareth" oder Heiligthum, und mit zahllosen Fetzen von Kleidern bedeckt, denn die Kranken glauben zu genesen, wenn sie einen Theil des Anzuges dem Heiligen weihen. — An den hoch auf einem isolirten Berge gelegenen Ruinen des alten Bezabde vorbei gelangt man endlich nach Mosul, der großen Zwischenstation der Karawanen auf dem Wege von Bagdad nach Aleppo. — Mosul liegt am rechten Tigrisufer und zwar an der Abdachung eines Sindscharausläufers (Dschebel Dschubilah), amphitheatralisch gebaut, mit flachen Dächern und sehr hohen Terrassen, die der Stadt ein eigenthümliches Ansehen verleihen. Bei der furchtbaren Sommerhitze wohnen die Leute meist unter der Erde und jedes Haus hat seine unterirdischen Gemächer (Serdab), welche nur durch eine mit Weinlaub überdeckte Oeffnung oben ihr Licht

erhalten. Während der schrecklichen Sommernächte, die weder Luft noch Kühlung oder Erquickung spenden, übersiedeln die Bewohner auf die hohen Terrassen, wo sie sich auch einigermaßen gegen den tödlichen Stich der berüchtigten, oft 5 Zoll langen, gelben Wüstenskorpione zu schützen vermögen. Die Straßen sind, wie in allen orientalischen Städten, eng und winkelig, meist ungepflastert, die Häuser zum Theil aus Steinen, sehr oft aber auch aus Luftziegeln und Gips aufgeführt. Nach altmorgenländischer Sitte legt man hier einen hohen Werth auf die Schönheit und Größe des Thores (Bab); bei jeder Wohnung sieht man gewölbte Portale aus sogenanntem Marmor (eigentlich Gips, der dicht vor der Stadt gebrochen wird) vor Häusern und Lehmhütten, die mit ihrem Dache kaum bis an die Spitze des Bogens reichen.

Im höher gelegenen Theile der Stadt mit den schöneren, solideren Bauten herrschen die Privatwohnungen vor, während in der Unterstadt die meisten öffentlichen Gebäude, die Bazare, Bäder und Moscheen liegen. Die Bazare sind nur aus leichtem Material aufgeführt, viele haben nur Holzeindachungen oder Strohdecken. Im Hauptbazar, dessen Kreuzgang 300 Schritte lang ist und sperrbare Nischen hat, herrscht trotz des wirthschaftlichen Rückschrittes der einstigen „Stadt der Musseline" ziemliches Leben, doch bei weitem nicht in jenem Grade, wie in den syrischen Hauptstädten oder etwa in Bagdad; hauptsächlich sind es Seidenhändler, Waffenschmiede und Goldarbeiter, die hier Geschäfte machen.

Ein hervorragender Bau ist die Kirche der Dominikaner, welche die Eingeborenen unter Leitung der Missionäre ganz aus Mosuler Gipsstein erbaut haben. Die Ornamentik zeigt viel Geschmack, der kunstvoll ausgeführte Altar soll ein kleines Meisterwerk sein, das selbst im verwöhnten Abendlande Bewunderer finden würde. Die Hauptmoschee, mitten in der Stadt, mit dem schiefen Minaret al Tawelah, steht auf den Trümmern der einstigen christlichen Hauptkirche, ist aber auch wieder in Verfall gekommen. Früher scheint Mosul mit dem linken Ufer des Tigris durch eine feste Brücke verbunden gewesen zu sein, jetzt aber führt nur eine Schiffbrücke über den reißenden Strom, der hier gegen 100 m. breit ist. An den Ufern haben sich die Gerber angesiedelt, die im Verein mit der hier ebenfalls befindlichen Schlächterei einen mörderischen Gestank verbreiten.

Die Bewohner von Mosul, etwa 50,000 an der Zahl, sind eine seltsame Mischung aus den ursprünglichen chaldäischen Einwohnern mit den Arabern, Kurden, Persern und Türken, welche nacheinander ihre Herrschaft über sie geübt; die allgemeine Sprache ist indeß die arabische.

Die christliche Bevölkerung zerfällt in unirte Armenier, Chaldäer, Nestorianer (meist auf dem Lande wohnend), Jakobiten, unirte Syrer. Christen, Türken und Araber stehen mit einander in gutem Einvernehmen und halten gegen die Kurden, die ihnen feindselig, zusammen. Zu diesen Völkerschaften gesellen sich auch Juden, die mehrere Synagogen haben.

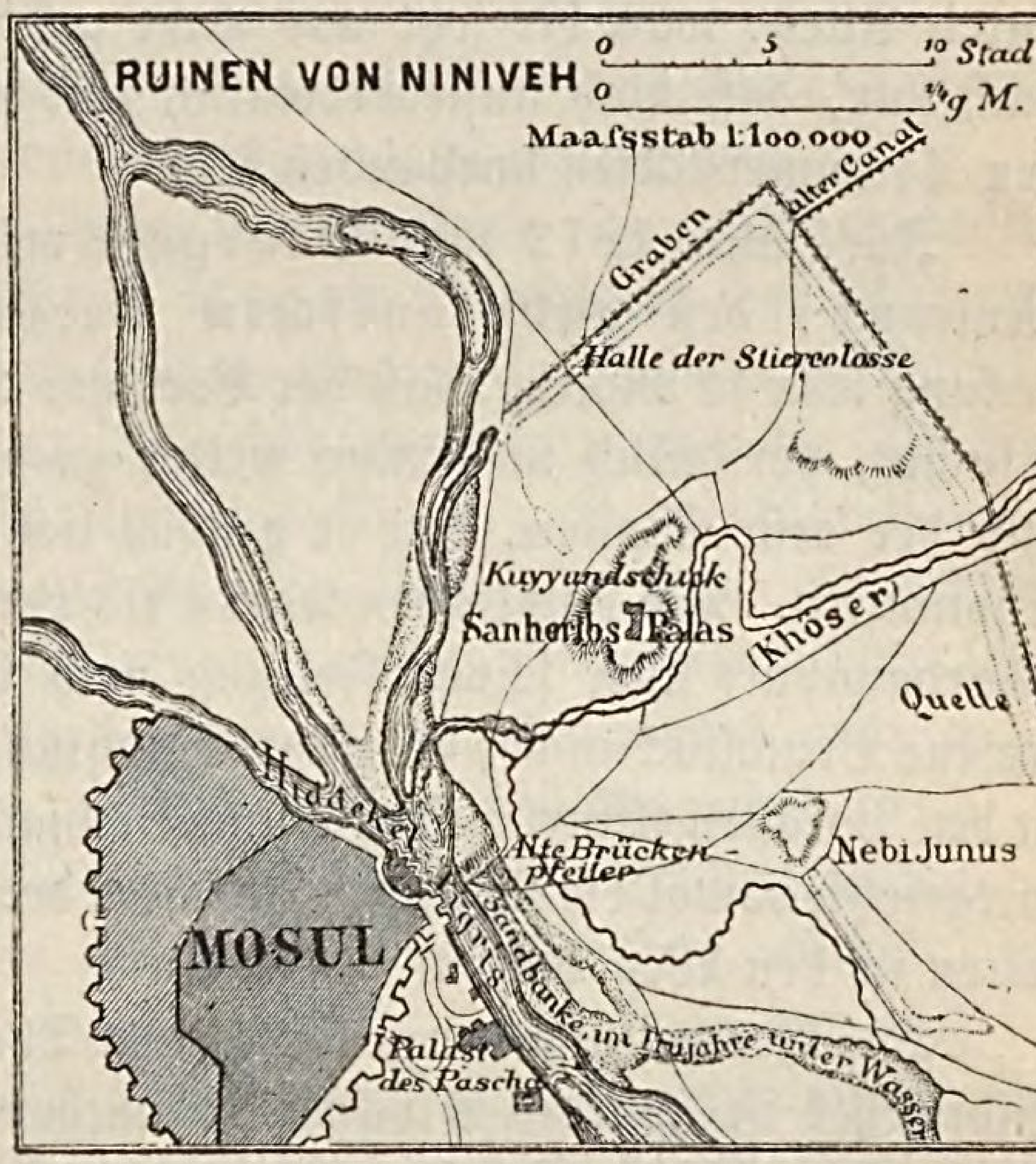
Das Leben konzentrirt sich, wie überall im Orient, in den zahlreichen Kaffeehäusern, die sehr oft mit allem möglichen Komfort ausgestattet sind und somit den beschaulichen Mohammedanern eine Pflegstelle des Behagens bilden.

Das Erdgeschoß solcher Gebäude ist in der Regel aus Steinen aufgeführt und meist gewölbt; darüber erhebt sich ein luftiger Holzbau mit Giebeldach, Terrassen und Galerien, von welchen man über das Straßengewirre Mosul's eine freie Aussicht über die Schneegipfel des kurdischen Alpenlandes genießt. „Von diesen prächtigen Auslugeplätzen", schreibt v. Schweiger-Lerchenfeld in den „Černik'schen Reisestudien", „kann auch der Blick ostwärts schweifen, und zwar über den schmuziggelben Strom nach dem Ruinenfelde Ninive's, das im Frühjahre von Blüten schillert und von Fruchthalmen strotzt; weiter über die reichen Kulturen das Plateau's von Kermelis, das sich gegen den zerrissenen und steilen Meklub hin ausbreitet. Südwestlich von Mosul zieht, fern im Wüstengebiet, ein langgestreckter, rundförmiger Höhenrücken, das Sindschar-Gebirge, eine Art Insel inmitten der trostlosen, dürren Steppe, mit schönen, gartenähnlichen Landschaften, aber auch wildromantischen, düsteren Partien, ein willkommener Schlupfwinkel für die Jesiden oder „Teufelsanbeter", welche sich in diesem entlegenen Gebiete vor den Verfolgungen der türkischen Regierung sicher fühlen."

Um von Mosul aus das Ruinenfeld von Ninive zu erreichen, verläßt man die Stadt auf der großen Tigrisbrücke, von deren östlichem Ende aus der erste Wall in einer kleinen halben Stunde erklommen ist. Man tritt zuerst in eine scharfe Vertiefung ein, in welcher ein träg fließender Bach, der Hasser Tschai, zum Tigris schleicht, und steigt dann zu dem mit Wällen und Gräben umgebenen Ruinenhügel von Kuyyundschuk empor. Es ist dieses Ruinenfeld ein langgestrecktes, viereckiges Plateau, dessen südlichere Seite die kürzeste ist. Der Wallzug auf der Stromseite mißt $4^1/_2$ km., jener gegen die Lehnen des Plateau von Kermelis $5^1/_2$ km., der nördliche $2^1/_2$ und der südliche 1 km. Der Kuyyundschuk ist ca. 18 m. hoch und liegt der Stadt Mosul gegenüber. Außer diesem Platze unterscheidet man noch drei andere, ebenfalls nach den in ihrer Nähe gelegenen Dörfern benannte Ruinenstätten: Nimrud, 30 km. im Südosten, Karamles oder Kermelis 26 km. ostsüdöstlich, und Chorsabad, 26 km. nordwestlich von Mosul. Diese vier Trümmerplätze, die ein längliches Viereck bilden, hält Layard für Theile einer und derselben Stadt, und da der durch diese Ueberreste begrenzte Raum so ziemlich dem Umfange entspricht, den Diodor der Stadt Ninive beilegt (100 Stadien in der Länge und 50 in der Breite), auch mit den drei Tagereisen des Propheten Jonas übereinstimmt, so ist er geneigt, die Angaben des Alterthums über die Größe und Ausdehnung Ninive's für zuverlässig zu halten, und stellt jede Uebertreibung in Abrede. Diese vier Ruinenhügel waren nach seiner Meinung Palastgebäude, wovon jede den Mittelpunkt eines besonderen Viertels bildete, das in einem anderen Zeitraume erbaut wurde und einen anderen Namen hatte. Jedes Viertel war zu seiner Zeit eine königliche Residenz, von einer Mauer und Festungswerken umgeben, und enthielt außer den festen Wohnungen Jagdgründe und Gärten. Sie glichen den Paradiesen und Parks der späteren persischen Könige. Der Zwischenraum wurde von Privathäusern eingenommen, welche inmitten von Gärten, Baumpflanzungen und Kornfeldern standen. Der älteste Theil war wahrscheinlich die Gegend von Nimrud unweit des Einflusses des großen Zab

in den Tigris, während die von Chorsabad und Kuyyundschuk jedenfalls die jüngsten waren. Die kleinen, aus Luftziegeln erbauten Privathäuser, welche die Königsburgen umgaben, geriethen schnell in Verfall; das Material, aus dem sie erbaut waren, vermischte sich mit dem Boden, so daß nach wenigen Jahren keine Spur mehr vorhanden war; aber kaum fährt ein Ackersmann mit seinem Pfluge über den Boden, ohne die Spuren früherer Wohnungen aufzupflügen. (Vgl. Weber's „Weltgeschichte".)

Die Paläste von Nimrud sind unter Layard's Leitung sehr systematisch bloßgelegt worden und gewähren nach v. Thielmann daher ein weit lehrreicheres Bild, als die von Kuyyundschuk oder Chorsabad. Der ganze Schutt ist entfernt und der Grundriß liegt völlig offen zu Tage. Es stehen noch jetzt die Säle mit ihren marmorgetäfelten und mit Basreliefen geschmückten Wänden gerade so wie vor 2500 Jahren, und dieselben Löwen und Stiere hüten den Eingang zu ihnen.



Karte der Ruinen von Ninive.

Bei der außerordentlichen Wichtigkeit, welche diese Ausgrabungen für die Alterthumswissenschaft, für die Kenntniß der Kultur der Alten Welt besitzen, dürfte hier ein kurzer Ueberblick über diese Forschungen wol am Platze sein, und wir gestatten uns daher eine kleine archäologische Abschweifung.

In verschwommener, unsicherer Gestaltung waren noch vor drei oder vier Jahrzehnten die Sagen von Ninive vorhanden. Was Herodot über Ninus und Semiramis und die stolzen, seltsamen Bauwerke der prachtliebenden Königin berichtet hatte, was Berosus (der etwa 330—260 v. Chr. lebte) über chaldäische Geschichte mittheilte, das klang wie Märchen und Flunkerei. Man wußte die Stätte nicht anzugeben, wo die glänzende Hauptstadt von Assyrien gelegen hatte, — konnte nicht Alles Erfindung sein?

Die Trümmerstätte von Babylon ward aufgefunden, aber unentdeckt blieb Ninive. Zwar wurden Mosul gegenüber, am Tigris, Trümmerhügel ermittelt, aber man hielt sie für Reste eines römischen Kriegslagers, und auch die Fundstücke, welche 1820 der Engländer Ch. Rich in jener Tigrislandschaft sammelte, gaben noch keinen Aufschluß.

Da kamen 1840 Sir Henry Layard und 1842 der französische Konsul Emile Botta nach Mosul und begannen bei Nimrud, Kuyyundschuk und Chorsabad erfolgreiche Ausgrabungen, welche die von Layard ausgesprochene Vermuthung, daß hier das alte Ninive gestanden haben müsse, bestätigten.

Layard legte 1845 bei Nimrud den größten Theil der Königspaläste bloß, während an den anderen Orten von Fresnel, Oppert und Thomas 1852 mit großem Glück gearbeitet wurde. — Als Layard, der auch 1848 bei Babylon gegraben hatte, 1850 nach Mosul zurückkehrte, fanden die Arbeiter zwei Gemächer, deren Fußboden mit Scherben, alle winzige Keilschrift enthaltend, bedeckt waren. Diese Scherben, welche die Arbeiter als Schutt wegwerfen wollten, waren Reste der Bibliothek des Sardanapal. Man suchte, reinigte, stellte zusammen, ordnete und sandte ganze Kisten voll, zusammen etwa 20,000 Bruchstücke, nach London. Dabei gelang es in der That, eine Anzahl ganzer Tafeln wieder zusammenzubringen.

Die Keilschrift war bereits durch Grotefend, Rask, Beer, Westergaard, Hitzig, Holzmann, Burnouf, Lassen, Rawlinson und Oppert entziffert worden. Die auf jenen Scherben oder Tafeln gefundenen Urkunden übertrafen an Wichtigkeit Alles, was bis jetzt ans Licht gebracht worden war. — Es war aber auch klar, daß noch außerordentlich viel fehlte; es mußte noch weit mehr in den Trümmerstätten vorhanden sein.

Im Jahre 1872 fand George Smith, ein Assyriologe des Britischen Museums, den babylonischen Bericht von der Sintflut; die Entdeckung war so wichtig, daß der Verleger des „Daily Telegraph" sofort Smith ersuchte, persönlich in Ninive weiter zu forschen. Er begab sich 1873 dahin, und der erste Stollen, den er graben ließ, ergab bald 3000 Bruchstücke von Thontafeln. Die wichtigsten waren die Berichte des Königs Assurbanipal's (Sardanapal) über seinen Feldzug nach Egypten und das noch fehlend gewesene Bruchstück in der Sintflut-Erzählung. — 1874 wurden die Forschungen in den Palästen Assurbanipal's und Sennacherib's (Sanherib) zu Kuyyundschuk fortgesetzt, obwol die türkischen Beamten dem Unternehmen allerhand Schwierigkeiten in den Weg legten.

Die Vertheilung der zerbrochenen Thontafeln zeigte an, daß die erwähnte Bibliothek in höheren Stockwerken aufbewahrt worden war. Smith zog eine Peripherie und der Erfolg bestätigte die Voraussetzung, indem noch über 9000 Bruchstücke von Thontafeln gefunden wurden. Freilich erschweren die ungeheuren Schuttmassen und die oft regnerische und rauhe Witterung die Arbeiten nicht wenig. Weit mehr aber hinderten die türkischen Beamten, welche für ihre Regierung die Hälfte der ausgegrabenen Alterthümer in Anspruch nahm. Nur mühsam gelang es in Konstantinopel, die Rücknahme dieses Befehls zu erlangen, bis dahin aber waren durch die Sorglosigkeit der Türken viele werthvolle Stücke in Trümmer gegangen. Höchst merkwürdig war auch die Entdeckung einer zweizinkigen Gabel aus Bronze, da Gabeln sonst aus so alter Zeit überhaupt nicht bekannt sind. Sie galten noch als ein großer Luxus, als sie gegen Ende des 11. Jahrhunderts von einer griechischen Prinzessin von Byzanz nach Venedig gebracht wurden; in Nordeuropa wurden sie nach Lubbock erst im 17. Jahrhundert bekannt. — Eine andere Reliquie von hohem Werthe war neben den schon früher gefundenen Bruchstücken eines herrlichen Krystallthrones ein Theil eines Astrolabiums, welches in Verbindung mit den schon vorher entdeckten astronomischen Tafeln die

von Sayce aufgestellte chaldäische Himmelseintheilung und die Namen der Fixsterne erläutern half.

Soweit die Bibliothek Sardanapal's wieder zusammengefunden wurde, ließ sie erkennen, daß sie außerordentlich sorgsam geordnet gewesen war. Eine Anzahl Tafeln bildet immer eine fortlaufende numerirte Serie, und jede einzelne Tafel ist mit dem Anfangsworte der Serie sowol als der nächsten Tafel bezeichnet, und außerdem ist für jede Serie noch ein besonderer Katalog vorhanden. Die Zahl der Tafeln überstieg jedenfalls 10,000; sie waren regelrecht in Gemächer vertheilt und wurden von besonderen Aufsehern in Ordnung gehalten. Die Tafeln selbst waren, so lange die Thonmasse noch feucht war, mit einem Griffel beschrieben und dann im Ofen leicht gebrannt worden. Die Zeit der Abfassung ist meist die Regierung des Königs Assurbanipal, also vom Jahre 670 v. Chr. an. Der Stil bleibt sich überall gleich; es ist der ältere, von dem die damalige Verkehrssprache sich nachweisbar abgeändert hatte.

Sehr mannichfaltig ist der Inhalt der Bibliothek; Smith zählt in seinem Werke „The Chaldean account of Genesis“ folgende Rubriken auf:

1) Mythologische Tafeln: Listen von Göttern, ihren Eigenschaften und Titeln. Dahin gehören auch Werke über die Urgeschichte der Welt und über das Dasein des Bösen, über das Chaos, als den Ursprung des Weltalls, der Götter, über die Stufenfolge der Weltschöpfungsakte, über die Pflichten des Menschen, den Sündenfall. Ein kleiner Cylinder z. B. mit Abbildungen zeigt den Baum mit der Frucht, die Schlange, Adam und Eva; die Flut ist wie in der Genesis beschrieben. Diese Urkunden reichen bis gegen 2200 v. Chr.

An die Mythologie reihten sich das Epos: die Nimrudslegende u. a. Hymnen im Rhythmus der Psalmen mit großartigen Anschauungen.

2) Grammatische Werke, Wörterverzeichnisse und Erläuterungen.

3) Mathematische Werke: Berechnungen, Tabellen, Kubik- und Quadratwurzeln, Maße.

4) Astronomie, Astrologie und Vorzeichen. Man benutzte wie in Babylon die Nächte zum Arbeiten, galt es doch die „Bahnen der Götter“ zu erforschen. Der Himmel wurde in vier Regionen eingetheilt, der Gang der Sonne durch dieselbe ergab die vier Jahreszeiten. Das assyrische Jahr bestand gleich dem jüdischen aus 12 Mondmonaten und wurde durch gelegentliche Einschiebung eines Monats mit dem Sonnenjahr in Uebereinstimmung gebracht.

5) Legenden und kurze historische Inschriften.

6) Cylinder geschichtlichen Inhalts, darunter einer von Kudurmabuk, 1600 v. Chr., der älteste bekannte Cylinder.

7) Geographische Tabellen, Verzeichnisse von Städten und Ländern.

8) Rechtsbestimmungen und Rechtsfälle, Verkauf und Tausch, Testamente und Anlehen u. a. m.

Wenn wir jetzt in das Britische Museum kommen, so sind fünf weite Säle für Ninive allein bestimmt: gewaltige Steinkolosse, technisch vollendete Bildhauerarbeiten, Obelisken, Statuen von Königen, Backsteine mit Inschriften, Thonbüsten u. s. w. sind in großer Auswahl da vorhanden. (Vgl. „Aus allen Welttheilen“ VII. 355.)

Der Tigris bietet auf seinem weiteren Laufe unterhalb Nimrud wenig Bemerkenswerthes; er nimmt bis Bagdad linksseitig den großen und kleinen Zab und den Addhim Tschai auf und fließt, theilweise von niederen, kahlen Hügelketten begleitet, durch flaches, ödes Land, das nur in dem vom Tigris durchbrochenen Hamrinzug sich wenig aus der Ebene erhebt. Nur hier und da erblickt man Beduinenzelte mit ihren Melonenfeldern, und noch weniger zahlreich sind die Ortschaften: Tekrit und Samira, letzteres durch eine schöne Moschee und einen alten Thurm mit spiralförmigem Aufgang ausgezeichnet. Samira soll nach A. Harkawy die älteste der jetzt bestehenden Städte und schon vor 5000 Jahren unter dem Namen Schumir das Centrum eines vorsemitischen Kulturstaates gewesen sein. Erst bei Bagdad beginnen Palmenhaine und ausgedehnte Kulturen, welche die Landschaft dieser Stadt als eine Oase in der Wüste erscheinen lassen. Unterhalb Bagdad verschwinden die Palmen wieder, und wenn der Strom aus seiner Annäherung zum Euphrat heraustritt, auf welcher Strecke er unweit der Mündung des Djala die Ruinenstätten von Seleukia und Ktesiphon bespült, gestaltet sich die flache Ufergegend noch trauriger und unwirthlicher als vorher. Tamariskengebüsch, Kriechpflanzen und Kapernsträucher wechseln ab mit grasreichen Wiesen und beschilften Sumpfflächen. Hier leben in tiefer Versunkenheit halbwilde Araberhorden, mit Wurfspießen und eisernen Keulen bewaffnet, dem Raub obliegend.

Der Euphrat sowol als der Tigris zeichnen sich, wie der Nil, durch periodische Anschwellungen aus, und diesen verdanken die weiter ab liegenden Ufergegenden ihre Fruchtbarkeit. Infolge der verschiedenen Höhenlage der Quellgebiete des Euphrat und Tigris und des dadurch bedingten Unterschieds im Beginne der Schneeschmelze tritt das Hochwasser dieser Flüsse zu verschiedenen Zeiten ein: der Tigris fängt mit dem März zu wachsen an und erreicht im Mai-Juni seine höchste Höhe; beim Euphrat dagegen dauert das Steigen von Ende März bis Anfang Juni, der höchste Stand bis Mitte desselben Monats, worauf bis Ende September die Flut beständig abnimmt. — Der Umstand, daß der Euphrat vom Chabur abwärts keinen beständigen Zufluß mehr empfängt, bringt es mit sich, daß seine Wassermasse sowol durch Verdunstung in dem sehr heißen Klima des unteren Mesopotamiens, als durch Verbrauch mittels künstlicher Ableitung und Erguß in die natürlichen Vertiefungen der Sumpfstrecken sich fortwährend vermindert, daher seine Breite von 400 m. bei der Chaburmündung auf 300 m. bei Hit und 200 m. bei Babylon abnimmt. Der Tigris dagegen, dessen Breite bei Mosul etwa 200 m. beträgt, wird durch die starken, ausschließlich von Osten her, aus den hohen, schneereichen persischen Grenzgebirgen ihm zuströmenden Nebenflüsse (die beiden Gab und der Djala) bis zum Eintritt in die babylonische Tiefebene beständig vergrößert und beginnt erst in seiner untersten Laufstrecke, außer durch Sumpfbildung und Verdunstung auch durch Theilung in mehrere Arme, seinen Hauptstrom zu verringern.

Das Land zwischen den Unterläufen der Zwillingsströme ist vielfach von Flußbetten durchfurcht, in welchen der Tigris überschüssige Wassermassen an den Euphrat abgiebt, der seinerseits aber vorher mittels des Kanalnetzes der Landenge zwischen Bagdad und Hille dem Tigris Wasser zuführt. Der größte

Theil dieser Kanäle und Flußbetten, die zu babylonischen, persischen und selbst noch zu arabischen Zeiten das Land in einen Garten verwandelten, liegt jetzt trocken und die Steppe breitet sich in ihrer Oede aus. Nur hier und da stößt man in diesen einst von Millionen thätiger Menschen bewohnten Gegenden auf ein Dorf oder einen Flecken, in welchem sich diebisches Gesindel von etwas Gartenbau oder Kleinhandel mit den durchziehenden Karawanen nährt.

In dem eigentlichen Mesopotamien (el Dschesireh) sieht es noch elender aus. Dort ist jede Spur von Anbau verschwunden. Auf der ununterbrochenen Steppe schweifen die unabhängigen Stämme der Schammar-Araber und leben von der Viehzucht und der Plünderung ihrer ansässigen Nachbarn.



Chorsabad.

Die Aussicht auf der Reise durch diese Gegenden ist eine gewiß noch beschränktere als in Holland oder anderen nordischen Tiefebenen, wenn die Herbstnebel aufsteigen. Zwar zeigt in Chaldäa das Hygrometer kaum Spuren von atmosphärischer Feuchtigkeit, und von Nebeln ist dort selbst im Winter nie Etwas bemerkt worden, allein die über dem erhitzten Boden aufquellenden und wallenden Luftschichten verlieren durch die Bewegung und die damit verbundene Spiegelung alle Durchsichtigkeit, so daß sie grauen Dünsten, oder besser noch, gleißenden, wenig entfernten Seen gleichen. Diese Erscheinung ist, wie ein mit diesem Lande vertrauter Deutscher („Globus" X. 48) berichtet, so lebhaft, daß auf einem ihr günstigen, glatten, weißen Terrain jede Aussicht über

500 Schritt benommen wird. Nur die höher als diese unmittelbar von der zurückstrahlenden Bodenhitze bewegte Luftschicht gelegenen Gegenstände ragen inselhaft, oft riesenmäßig aus weiter Entfernung optisch emporgehoben, daraus hervor. So erblickt man rechts und links vom Wege die Fächerkronen der schlanken Palmen geisterhaft nickend über dem Dunste. Gäbe es hier Pyramiden, Städte, Ruinen, wie in Egypten, man würde die ganze Pracht der Fata morgana vor sich aufdämmern und verschwinden sehen, — leider aber sind fast alle Zeugen des ehemaligen Glanzes von Assur und der Khalifen vernichtet oder durch den Staub und den Zerfall zu glatten Hügeln geworden.

Bagdad, die alte Khalifenstadt, einstmals die glänzende Metropole der islamitischen Welt, ist heute nichts weiter als eine große Vilajetshauptstadt mit denselben krummen, ungepflasterten Gassen, flachen Dächern und derselben schmuzigen Romantik und langen Weile, wie sie allenthalben im türkischen Orient zu finden sind. Wer nach den schönen Märchen der „Tausend und eine Nacht" Marmorhallen im Stile der Alhambra, üppige Weiber, welche sich nach Abenteuern sehnen, kopfabsäbelnde Negersklaven und die sonstigen Zuthaten der morgenländischen Gewalt- und Prachtherrschaft erwartet, wird sich in Bagdad arg enttäuscht finden. Aus den glanzvollen Zeiten Harun al Raschid's, dessen Jahreseinnahmen zu 7500 Centner Gold angegeben wurden, haben sich nur spärliche Ueberreste erhalten; so das wunderliche Grabmal der Zobeïde, der Lieblingsfrau des Khalifen, ferner das Zollhaus mit der Inschrift: „Dies war der alte Palast der Khalifen", dann ein geschmackvoll aufgeführtes Portal zur Seite einer Bazargasse und ein thurmähnliches Minaret in der Mitte der Stadt — das Uebrige aber ist armseliges, neues Bauwerk. Der Grund, warum Bagdad sowol als das nicht minder mächtige und reiche Babylon so wenig Spuren hinterließen, liegt in den Verwüstungen des austretenden Tigris (beziehentlich Euphrats), in dem schlechten, fast nur aus salzauswitternden Ziegeln bestehenden Baumaterial und der auf das trockene Klima berechneten, höchst unsoliden Bauart.

Die alte Stadt liegt auf dem rechten Tigrisufer; ihr gegenüber aber, durch zwei Schiffbrücken verbunden, Neubagdad, der Hauptsitz der Bevölkerung. Die Zahl der letzteren wird von verschiedenen Reisenden zu 50—170,000 angegeben. Der bauliche Charakter der Stadt hält die Mitte zwischen der Türkei und Persien; während in den ärmeren Quartieren die gelbe persische Lehmwand vorherrscht, sieht man in der Nähe des Tigris, wo in einer dem Flusse parallel laufenden Straße sich die Häuser der Europäer befinden, auch einige ganz stattliche Gebäude. Recht erfreulich für das Auge sind in dem Einerlei der engen, krummen Gassen die vielen Palmen, die nicht allein in den ausgedehnten Gärten am Tigris, sondern fast in jedem Hofe und auf jedem freien Platze stehen. Von den Gebäuden verdient nur eins erwähnt zu werden: es ist dies die der syrisch-unirten Gemeinde gehörige Kirche, deren gewaltiger Kuppelbau erst jüngst vollendet wurde. Von ihrem Dache hat man den besten Ueberblick über die Stadt, ihre Palmengärten und den weiten Halbkreis der thurm- und zinnengekrönten Stadtmauer. Die Kirchen der anderen Religionsgenossenschaften sind nicht bemerkenswerth, doch

ist ihre Zahl nicht unbedeutend, da außer der protestantischen Gemeinde (im englischen Generalkonsulat) nicht weniger als sechs Konfessionen vertreten sind: syrisch-unirte Christen und Jakobiten, unirte Chaldäer und chaldäisch-nationale Gläubige (Nestorianer), unirte Armenier und armenische Gregorianer. Die Moscheen sind gleichfalls zahlreich und unbedeutend, ihre Minarete, meist in bunter Bekleidung glitzernd, stehen meistens schief. Das Serail des Pascha ist eine formlose große Gebäudemasse, und das Haus des Schah von Persien, welches als Merkwürdigkeit gezeigt wird, nichts als ein ziemlich europäisch aussehendes Landhaus in mißverstandenem maurischen Stil. Große Gebäude stehen noch am Tigris; es sind Schulen, Kasernen und einige dem Staate gehörende Fabriken. Die berühmten Bazare Bagdad's bilden lange, ziemlich breite, mit gewölbtem Mauerwerk oder mit Balken gedeckte Gänge und enthalten einen großen Reichthum an orientalischen und europäischen Waaren.

Diese Bazare mit ihren schattigen, stets mit Wasser besprengten Gängen, ihrem weichen, gedämpften Lichte, ihrer mannichfachen Ausstellung und dem bunten Verkehrstreiben sind der Lieblingsaufenthalt der Pflastertreter von Bagdad, und es giebt deren nicht wenige. Diese Herren und die Soldaten handeln von Gewölbe zu Gewölbe, ohne Etwas zu erstehen, unter dem Vorwande, es sei zu theuer, freuen sich, wenn sie nur sprechen können, und eskamotiren auch wol, was ihnen gerade in die Hände fällt. Auch Kaffeebuden, Garküchen, Zuckerbäcker, Weinschänken und Schnapskneipen bieten dem Hungrigen und Durstigen, je nach seinem Geschmacke, in harmloser Einfachheit die entsprechenden Erquickungen dar. Abends, wenn die Tagesgeschäfte schon aus Mangel an Licht aufhören, schließt jeder Eigenthümer sein Magazin mit einem hölzernen, zum Niederklappen eingerichteten Laden, die Menge verliert sich, und an den öden, hier und da von Naphthalampen erhellten Gängen wachen die Hunde, den Spätling laut anbellend, schleicht der afghanische Nachtwächter, forscht eine Patrouille nach Dieben.

Bietet die Stadt mit ihren Baulichkeiten des Sehenswerthen nur wenig, so entschädigt aber dafür die Beobachtung des **Volkslebens** in den Straßen. Der liebe Pöbel ist natürlich vorzugsweise vertreten. Gassenjungen, Tagediebe, keifende Weiber und üppige Polizisten und Soldaten, meint der Bagdadkundige Verfasser der „Einblicke in den osmanischen Orient" („Globus" X. 49), fehlen selbst in Arabien nicht. Es wird gekauft und verkauft. Eier, Fleisch, Gemüse, Früchte, Utensilien für Karawanen, Milch — natürlich nur saure — bieten männliche wie weibliche Handelsfirmen, welche ihre Waarenlager unter einer Schilfmatte aufgeschlagen haben, mit betäubendem Geschrei feil. Durch die bunte Menge von Fellahin, Türken, Persern und Negern treiben die **Sakka** (Wasserhändler) brüllend ihre Esel, ermuntern Roßtäuscher abgetriebene Gäule, schreiten die vermummten Gestalten der gesitteteren Weiber, reiten Stutzer schellenklappernde, schneeweiße Langohren. Hier erwischt man einen armen Teufel, der eine Gurke „gerollt" hat, dort fährt eine schwarzbraune 40jährige Tochter der Wüste einem kurdischen Soldaten in die Haare, welcher, nachdem er seine saure Milch unschuldig verzehrt hat, sich wie gewöhnlich ohne Bezahlung aus dem Staube machen will. Der junge Krieger bändigt jedoch die

betrogene Wilde, indem er mit frecher Faust sie an den ungeheuren Ringen ihrer Nasenflügel im Zaume hält. Juden werden geprügelt, Gefangene in Ketten zu Zwangsarbeit geführt, Truppen marschiren aus dem angrenzenden Thore der Citadelle, und der Lärm wächst und nimmt ab wie Ebbe und Flut.

Die durchziehenden Karawanen von Kameelen und Maulthieren beleben jedoch das Bild am meisten. Vor den Kaffeehäusern, den Tschibuk oder das Nargileh am Munde, ein Kaffeeschälchen in der Hand, sitzen faule, beturbante Gestalten mit großen Bärten, meistentheils Türken, und blicken in behäbiger Verachtung auf die Menge der Beherrschten. Jetzt klingelt's, und vorbei ziehen in langer Reihe, auf Maulthieren sitzend, persische Pilger mit spitzen Astrachanmützen und röthlich gefärbten Vollbärten, die Flinte auf der Schulter, die Peitsche in der Hand. Die Beturbanten wechseln grimmige Blicke mit den ketzerischen Ankömmlingen, obschon Bagdad fast ausschließlich denselben einen Rest seiner Handelsbedeutung verdankt. Der Religionshaß herrscht vor.

Eine wüste, sehr große Stelle, welche sich an der östlichen Stadtmauer hin ausdehnt, scheint, ihrer tiefen Lage nach zu urtheilen, eine ehemalige Lehmgrube gewesen zu sein. Sie versumpft im Winter, und man kann dort wilde Enten und Gänse schießen. Im Sommer tummeln da die Stallknechte, Bereiter und Liebhaber ihre Rosse in einer an die Zeit des Wurfspießes erinnernden Weise. Ein europäischer Pferdekenner und Stallmeister, sagt unser Gewährsmann („Einblicke in den osmanischen Orient"), hat gerade keine Ursache, die Art, wie man hier die edelsten Thiere behandelt, besonders zu bewundern. Das Abrichte- und Reitertalent dieser Araber ist geradezu eine romanhafte Erdichtung unaufmerksamer oder unwissender Touristen. Das herrlichste Thier wird in einem Alter von nur $1\frac{1}{2}$ Jahren schon zu Grunde geritten. Eine äußerst scharfe, eng an die Kinnladen anschließende Kandare, statt der Kinnkette mit einem Bügel und an den Stangen des Gebisses mit einer langen Zunge versehen, zerreißt dem Pferde das Maul, und angstvoll streckt es den Kopf in die Höhe, um der Peinigung auszuweichen. Die beständigen Galoppsprünge, woran man die Thiere gewöhnt, die scharfen Paraden aus den stärksten Gangarten ruiniren die Vorderbeine und den Bug dermaßen, daß man nur selten, selbst unter den edelsten Rassen, Reitpferde findet, welche nicht überköthen und ohne alle Veranlassung stolpern und stürzen. Die arabischen Stutzer indessen lieben diese Dressur, weil sie ihrer Meinung nach gut aussieht und es ihnen gefällt, die Angst und den wilden Schmerz des armen Gaules als übersprudelndes Feuer und kaum bezähmbaren kriegerischen Muth auszugeben.

Die Häuser in Bagdad, große und kleine, erscheinen dem Ankömmling als wahre Muster von Allem, was die menschliche Einbildungskraft an Unzweckmäßigem und Unbequemem erfinden kann. Sie sind offenbar in der Absicht gebaut, sich und seine Familie, namentlich aber das schöne Geschlecht, vollkommen von der Außenwelt abzuschließen. Die Christen, welche die mohammedanischen Sitten nicht immer billigen mögen, müssen sich ihnen nichtsdestoweniger aus Furcht vor Aufruhr, Raub und Mord fügen. Solch ein Haus ist eine Art von oben offenem Kasten aus Ziegelsteinen. Die vier äußeren

Mauern ragen mit verzweifelter Einförmigkeit an den Nachbarhäusern und an den Straßen empor — nichts als gelbgraue Ziegel und Lehm — und zeigen im Allgemeinen nirgends Fenster oder auch nur Luftlöcher. Erst in der allerneuesten Zeit, als ein Zeichen der andringenden Civilisation, wagen es einige Freigeister, Fenster und Erker nach außen anzulegen, eine Einrichtung, die früher nur bei den Selamlik in türkischen Häusern bestand. Andere Verschiedenheiten als diese ausnahmsweise Neuerung hat äußerlich kein Gebäude vor dem anderen aufzuweisen, es sei denn die Größe oder die mehr oder minder sorgfältige Bauweise.

Wird Einem nun auf Anklopfen die massiv gearbeitete Thür eines Hauses von mittlerem Umfange aufgemacht, so tritt man durch einen düsteren engen Gang in den inneren, rings von den verschiedenen Räumen umgebenen Hof. Dieser ist ein viereckiger, mit gelben Ziegelplatten belegter Platz, der, wie auch das ganze Haus, Hau'wsch genannt wird. Manchmal ziert ihn in seiner Mitte ein Miniaturgarten, aus dem sich einige duftlose Blumen, ein Orangenstrauch und vielleicht eine kleine Gruppe Dattelpalmen emporheben. Dies sind in der eigentlichen Stadt fast die einzigen Spuren von Gärten. Die Einwohner lieben sie nicht, weil sie erstens wegen der Bewässerung durch Zuträger umständlich und kostspielig sind, und weil dadurch Mücken, Fliegen und Wespen angezogen werden.

Die Hausmauern, welche den Hof einschließen, sind mit Nischen im Rund- oder Spitzbogenstil versehen. Das Erdgeschoß wird von der Küche, dem Bade, verschiedenen Vorrathskammern, einem Dienerzimmer und dem oberen, mit einem Holzroste verschlossenen Gewölbetheile des Serdab eingenommen. Diese Wohnkeller, deren jedes Haus einen bis drei besitzt, dienen im Sommer als Aufenthaltsort, weil man es bei der Höllentemperatur von 40° R. im Schatten nicht gut auf der Erdoberfläche aushalten kann. Man steigt 10—20 Stufen unter den Boden hinab; je tiefer, um so kühler erscheint der Serdab, aber er ist auch dann, wie man behauptet, um so ungesunder. Kreuzgewölbe mit Pfeilern oder auch einfache Tonnengewölbe in maurischem Geschmack, so zierlich wie möglich mit Gips und Backsteinen aufgeführt, decken den Serdab; unten ist er mit Fliesen gepflastert, und in der Seite befinden sich einige kaminähnliche Luftzüge, welche bis zur Terrasse hinaufsteigen und dort in Windfängen enden. — Auch der Brunnen ist im Erdgeschoß des Hauses angeordnet. Das Wasser jedoch, von widerlichem, bittersalzigem Geschmack — das ganze Irak ist quarternärer Meeresboden und daher reich mit Seesalz geschwängert — ist ungenießbar und wird lediglich zum Besprengen des Hofes verwendet. Das Wasser zum Waschen, Kochen und Trinken bringen die Sakka in Schläuchen auf Eseln aus dem Tigris herbei, oder man empfängt es aus den durch Pferdearbeit gespeisten Röhrenleitungen, wofür man dem Moscheengut, für welches diese Anlage Wakuf ist, jährlich eine bestimmte Summe entrichtet.

Der Oberstock des Hauses ist mit einer Veranda umgeben, von welcher man in die neben einander gereihten, aber nicht unter sich durch Thüren verbundenen Stuben tritt. In der Mitte jeder der vier Hausflügel wölbt sich im Oberstock eine offene, mit Nischen und Arabesken ausgeschmückte, meist durch

einen gesteppten Vorhang verschließbare Halle, der Eiwe genannt, wo der Eingeborene, auf Baumwollenkissen gelagert, seine Frühlings- und Herbsttage hinzuträumen pflegt. Sie erinnert an das Zelt der Beduinen, die der Araber auch im Schoße des ansässigen Lebens nicht ganz vergessen mochte. Der Rossi ist ein anderes Gemach. Es ist mit Tafelwerk, bunten Gläsern und größeren, zum Aufschieben eingerichteten Läden versehen und wird bei niederer Temperatur anstatt des Eiwe bewohnt. Die eigentlichen Zimmer empfangen Luft und Licht aus zwei Reihen übereinander stehender Fenster ohne Scheiben und Rahmen. Die oberen kleineren sind spitz zugewölbt, die unteren dagegen bilden Rechtecke. Sie sind nach außen durch ein Gitterwerk aus kleinen, in Arabesken zusammengehängten Holzstückchen, nach innen durch gewöhnliche Läden verschlossen. Statt der letzteren haben die oberen Fenster oft bunte Scheiben.

Die Räumlichkeiten sind meist sehr hoch, doch entbehren sie der Zugluft. Nischen, Simse und Karnieße bilden meist den einzigen Schmuck der weißgetünchten Wände, aber dann und wann trifft man auch die ungeschickten Fresken eines einheimischen Künstlers und eingemauerte prismatische Spiegel an. Der Fußboden ist nie gedielt und selten gepflastert, vielmehr aus gestampfter Erde hergestellt. Darüber breitet man zuerst Schilfmatten und dann jene weltberühmten persischen Teppiche aus, die nach Landessitte aus einem Mittel- und zwei schmäleren Seitenstücken von anderem Muster zusammengesetzt werden. Dielen würden dem zahlreichen, oft giftigen Ungezieser Herberge bieten. Glücklicherweise kann man in Bagdad singen: „In diesen heiligen Hallen kennt man die Wanze nicht.“

Kein Haus besitzt mehr als einen Oberstock. Von diesem aus steigt man auf das flache, auswärts durch eine 3 m. hohe Randmauer, innen durch ein Geländer umfaßte Dach. Seine Regendichtigkeit erlangt es durch eine auf Schilfrohr und Matten ausgebreitete, mit Häckfel vermischte starke Thonlage, die auch wol mit Ziegelplatten belegt ist. Diese Terrasse ist ein höchst wichtiger Abschnitt der Wohnung, denn während man den größten Theil des Tages im Serdab zubringt, schläft man auf ihr Nachts sechs Monate hindurch unter freiem Himmel. Das obere Stockwerk ist nur bei den Wohlhabenderen mit Mörtel beworfen, geweißt und das Holzwerk gefirnißt oder angestrichen; bei der großen Masse der Bevölkerung findet man nur die rohen, düsteren, durch Thon verbundenen Ziegelwände. Auch besitzen die Armen nicht vier bewohnte Hausflügel, sondern nur einen, da an Stelle der übrigen die Mauern der Nachbarhäuser treten.

Die Einrichtung der Räume beschränkt sich durchgehends auf eine an die Fensterbrüstung gelehnte, auf dem Boden liegende Ottomane von mehr oder minder reichem Stoff, mit Baumwolle gepolstert. Tische, Stühle, Kommoden und was man bei uns sonst noch als unentbehrliche Bestandtheile der häuslichen Existenz betrachtet, giebt es selten. Nur die Reichen haben sich in der letzten Zeit aus Indien bezogene, sehr solide, aber außerordentlich theure Möbel aus Teakholz angeschafft. Jedes andere Holz, besonders wenn es aus einem europäischen Klima eingeführt wird, springt, zerreißt und verbiegt sich in Folge der großen Hitze und Trockenheit.

Die Küchen- und Wirthschaftsgeräthe bestehen, wo es immer angeht, aus verzinntem Kupfer, wie überall im Orient, wo man die Vorzüge des Eisens und der Faßbinderarbeit kaum zu würdigen weiß. Ein bronzenes Kohlenbecken von antiker Form vertritt den Ofen. Das Wasser wird in größeren unglasirten, trichterförmigen Thongefäßen aufbewahrt. Indem es durch dieselben filtrirt und verdampft, erhält es sich kühl und klärt sich zu gleicher Zeit. Nur wenn ein mit Dünsten geschwängerter Süd- oder Westwind weht und jenen Verdampfungsprozeß verlangsamt, bleibt das Wasser lau. Den größten Theil des Sommers herrscht aber zu Bagdad der Nordost.


Straße in Bagdad.

Ein Bagdader Haus ist bei aller Unzweckmäßigkeit auch ein sehr unsolider, der Gnade eines Regensturzes anheimgestellter Bau. Die oft meterdicken, aber auch an 20 m. hohen Mauern werden, mit Ausnahme der Gewölbe und einzelnen Schichten, ohne Mörtel errichtet, und überdies sind die dazu gebräuchlichen Backsteine Fragmente, welche schon im Laufe der Jahrhunderte unzählige Male architektonische Dienste leisten mußten. Neue Ziegel sind wegen Mangel an Brennmaterial ziemlich kostspielig. — Der arabische Maurer legt nie ein Gerüst an. Er stellt sich auf die Mauer und baut unter seinen Füßen fort, indem er die größeren Steine zur Bekleidung verwendet. Mit dem Gerümpel aber, das ihm wie der Schlamm, den er zur Verbindung benutzt, von Knaben auf Leitern zugetragen wird, füllt er das Innere aus. Merkwürdig erscheint es, daß er auch die Gewölbe ohne Schablone aus freier Hand von unten nach oben aufbaut, ohne daß die frisch aneinander

gekitteten Steine herabstürzen, was die Trockenheit der Luft und der Cement allein bewirken. Sind die Ziegel richtig geformt und Bäume in die Mauern gelegt, so halten letztere schon besser, aber nicht ausreichend. Wenn es im Winter etwas über die Norm regnet, ja auch bei gewöhnlichen Witterungsverhältnissen, stürzen immer eine Menge Häuser ein. Zum Glück bekundet sich die Katastrophe durch Risse, welche sich langsam erweitern. Niemand miethet eine Wohnung, wenn er auch nur die geringsten Sprünge in den Mauern entdeckt, denn er ist gewiß, daß sie ihm bei dem nächsten Regen über den Kopf zusammenfallen wird. Dagegen ist die Feuersgefahr gering, und bei einem Brande, der sich nur in der Bedachung äußern kann, werden selten mehr als drei Häuser zerstört.

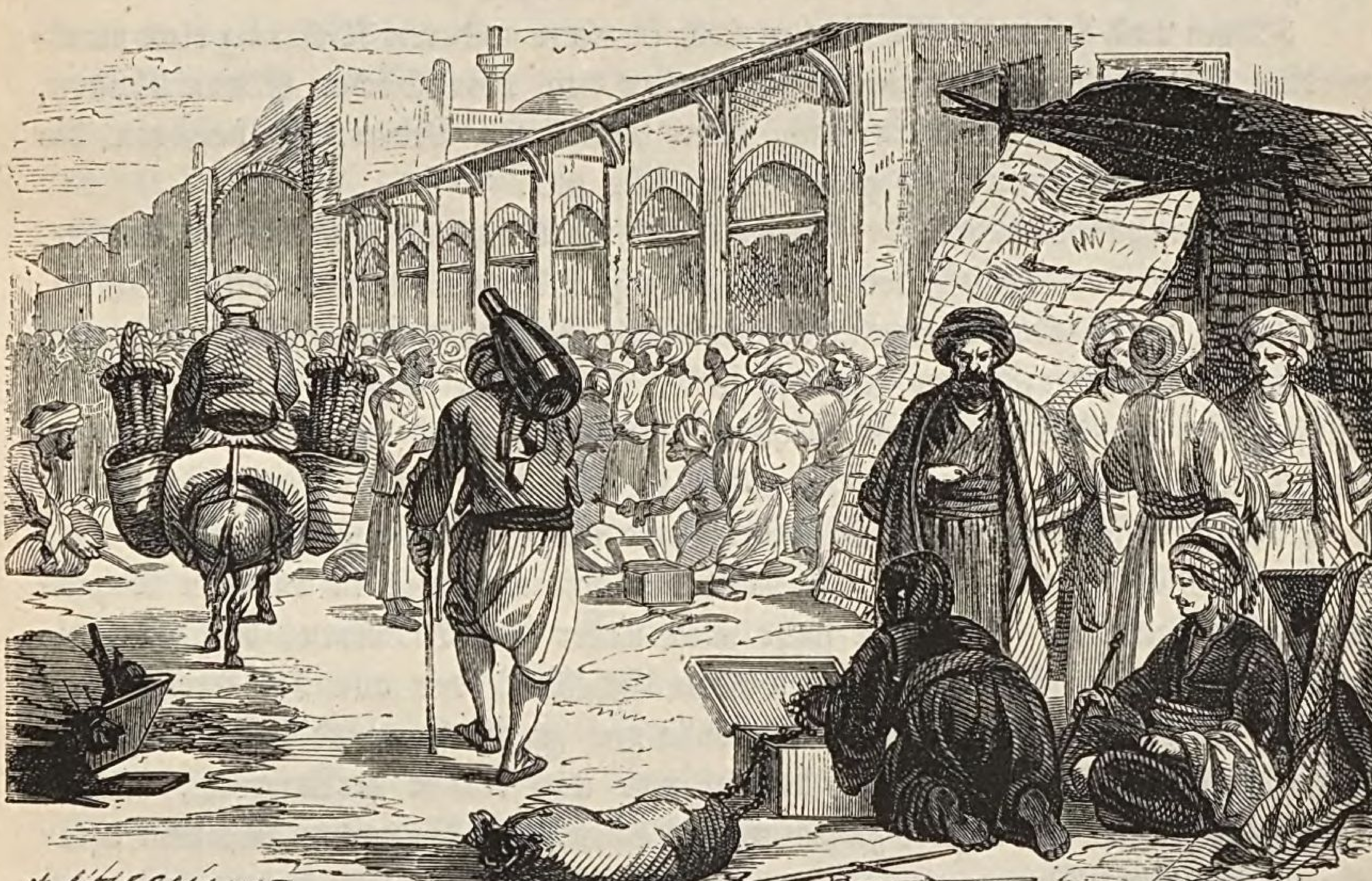
Die große Masse derselben sind elende, für einen civilisirten Menschen vollkommen unbewohnbare Schmuzlöcher. Findet man, was schwer hält, eine einigermaßen anständige Wohnung, so muß man sie nicht nur — von 600 Mark jährlich an — theuer genug bezahlen, sondern, ehe man sie beziehen kann, noch umfassende Ausbesserungen und Veränderungen vornehmen lassen. Die gesuchtesten Häuser liegen am linken Ufer des Tigris.

Die nächste Umgebung der Stadt ist nur an den Ufern des Stromes einigermaßen malerisch. Hier liegen zwischen den Dattelgärten, welche den Tigris zu beiden Seiten mit geringer Unterbrechung besäumen, die Dörfer der Fellahin, dieser Feldarbeiter ohne liegendes Eigenthum, welche mit ihrem Viehstand in elenden Schlammhütten wohnen. Von Strecke zu Strecke stößt man auf ein sogenanntes Tolumbe, eine Art Ziehbrunnen, an welchen Tag und Nacht magere Pferde und Rinder Schöpfschläuche über eine auf Ständern ruhende Walze emporheben, um von den Treibern in netzartig über die Gärten sich vertheilenden Rinnen ergossen zu werden. Im März und April, wenn der unvergleichliche Duft der Orangenblüten die Luft mit süßer Würze erfüllt, wenn die Rosen aufknospen, alle Kräuter sprießen und die Bülbül (Nachtigal) im Gebüsch zarte Weisen flötet, gewähren die Gärten einen herrlichen Aufenthalt. An Landhäusern fehlt es zwar, aber hier und da findet sich ein Kiosk, wo man einige Tage an den Wassern ländlich hinbringen kann. Wohlhabende Leute lassen dann in einem Garten für sich und ihre Familie Zelte aufschlagen und halten ein paar Wochen Villeggiatur, bis sie es vor Hitze und Geschmeiß nicht mehr ertragen können.

Das Klima Bagdad's ist sehr heiß; die Temperatur schwankt zwischen — 3° R. niedrigster Winter- und + 41° R. höchster Sommerwärme im Schatten, die selbst Nachts nicht unter 28° R. herabsinkt. Obwol hier dann und wann die Pest arg verheerend auftritt, — im Frühjahr 1831 soll sie in wenigen Wochen mehr als 100,000 Menschen hinweggerafft haben — so gilt doch im Allgemeinen das Klima Bagdad's als ein nicht ungesundes. Die Cholera, welche der Stadt alljährlich im Herbst einen Besuch abstattet und zahlreiche Opfer fordert, wird ausschließlich von den Persern eingeschleppt, namentlich durch die nach Kerbela und Nedschef ziehenden, eine furchtbare Ausdünstung verbreitenden Leichenkarawanen. Solch ein persischer Karawanenknecht behauptet in seiner religiösen Begeisterung, der

halbverweste Leichnam eines zum schiitischen Mekka noch in seinem Tode pilgernden Mannes rieche nach Jasmin und Rosenöl, und hält es für eine unvergebliche Sünde, demselben der Gesundheit schädliche Einflüsse zuzuschreiben. Die Quarantaine hat wenigstens, dank der Verwendung des ihr zugetheilten europäischen Inspektors, so viel erreicht, daß dergleichen Pilgerzüge die Stadt selbst nicht mehr passiren und zum Ruhepunkte wählen dürfen.

Merkwürdig und bisher noch nicht aufgeklärt ist die hier wie in einem großen Theile Vorderasiens und Persiens heimische Krankheit des Aleppoknotens. Dieselbe stellt sich bei einem jeden Eingeborenen meist in der Jugend in Form eines haselnußgroßen Geschwürs im Gesichte ein, das nach längerem Verlaufe, bis zu einem Jahre, eine häßliche verzogene Narbe hinterläßt, während sie bei Europäern, die bei längerem Aufenthalte ihr verfallen, höchst selten im Gesicht, sondern nur an den Armen oder Beinen auftritt, wo sie zwar schmerzhaft, aber durchaus gefahrlos verläuft.



Bazar in Bagdad.

Fieber waren in Bagdad früher so gut wie unbekannt. Seitdem aber die türkischen Machthaber mit ihrer sprüchwörtlichen Indolenz einen Theil des Grabens der Citadelle versumpfen ließen, haben sich auch diese Leiden eingestellt, doch treten sie meist in latenter Form auf. In der ganzen Türkei giebt es überhaupt weit mehr ungesunde als gesunde Orte, und besonders wird der Reisende von sehr hartnäckigen Wechselfiebern, die oft traurig enden, bedroht. Die Aerzte wenden als Mittel dagegen — einer wie der andere — schwefelsaures Chinin an, welches sich gegen die Fieber der Sumpflande nicht nur durchgängig unzureichend, sondern auch für den Körper als ein die Leber und die Milz angreifendes Gift erweist. Auch nach der

stärksten Gabe kehrt die Krankheit am 13. Tage wieder, und jene muß wieder erneuert werden, sodaß der Kranke geradezu die Wahl hat, entweder am Fieber oder an Gift zu sterben. „Aber von wunderbarer Kraft bewährt sich" — sagt der einsichtsvolle Verfasser der „Einblicke in den osmanischen Orient" („Globus" X. 113) — „wie ich an mir und Anderen erfahren, ein anderes selten gekanntes Mittel: das Tannin. Zieht man einen zerstoßenen Gallapfel eine Nacht über mit Weingeist aus und nimmt die Flüssigkeit, etwa ein Gläschen voll, ein, so ist man gewiß, wenn man nur wenige Tage in derselben Weise fortfährt, das hartnäckigste Wechselfieber gründlich zu heilen. Ein mir bekannter Mann, der 10 Jahre daran litt, wurde vollkommen wieder hergestellt."

Eine andere in Bagdad heimische Krankheit ist die Schwindsucht. Dieselbe dürfte nach den Niemeyer'schen Lehren der Gesundheitspflege, denen das Bagdader Leben im täglichen Baden und in dem Schlafen an frischer Luft gerecht wird, darin ihre Ursache haben, daß die Leute durch die Hitze zur Unthätigkeit und zum Wohnen in den Kellern genöthigt sind.

Klima und Lebensweise führen auch in einer anderen Richtung eine merkwürdige Thatsache herbei, nämlich: Kinder von europäischen Eltern bleiben, wenn sie im Lande geboren sind, sehr selten am Leben; ist dagegen die Mutter eine Eingeborene, so gedeihen sie sehr gut.

Den Hauptbestandtheil der Bevölkerung Bagdad's bilden die Araber. Die ackerbautreibende Klasse der Umgegend gehört diesem Volke ausschließlich an, und auch in der Stadt behaupten die niederen Stände weitaus die erste Stelle. In den Handwerkerzünften dagegen findet man viele syrische und chaldäische Christen, im Handel Armenier, Perser und Juden, und im Militär und der Beamtenwelt Türken. Die wohlhabendere Klasse unter den Arabern zeichnet sich durch eine gewisse Feinheit der Manieren und wohlgepflegte Kleidung aus; auch der gemeine Mann ist hier nicht so rauh und schmuzig wie in anderen Gegenden Mesopotamiens. Dagegen sieht man unter den Beduinen, den nomadisirenden Arabern, noch manchen wilden Gesellen, der von der Civilisation gänzlich unbeleckt geblieben ist und ebenso gut zu Mohammed's Zeiten gelebt haben könnte. Seine Kleidung besteht nur aus einem zerlumpten, langen Kittel, durch einen Ledergurt zusammengehalten, und bisweilen aus dem viereckigen, mit einer Kapuze versehenen Mantel, der Abba, von braun und weiß gestreiftem Stoff.

Seinen Kopf bedeckt stets die blau und weiß karrirte Kefije englischen Ursprungs. Die Kefije ist ein viereckiges Tuch, das lose auf den Kopf gelegt und nur durch einen geschlungenen Strick festgehalten wird. Bei heißem Wetter hat die Kefije, deren Zipfel tief herabhängen, den großen Vortheil, jedes kleinste Lüftchen aufzufangen und das Gesicht angenehm zu kühlen, doch bietet sie auf dem Hinterkopf gegen die brennenden Sonnenstrahlen keinen genügenden Schutz. Der Stadtaraber hat aber die volksthümliche Kopfbedeckung, die seine Vorfahren in ihrem Nomadenleben führten, abgelegt und trägt den weißen, mit gelber Seide gestickten Shawl um den rothen Fes geschlungen. Wie überhaupt die Kopfbedeckung (oder auch die Haartracht) ein wichtiges Unterscheidungsmerkmal der nicht der Mode unterworfenen Völker bildet, so erkennt man auch

in Bagdad stets den Juden an seinem blau und roth geblümten Turban und der riesigen blauen Quaste am Fes, anstatt der von den Christen getragenen schwarzseidenen. Die syrischen und chaldäischen Christen legen, wie die Türken und Armenier, sehr oft nur ein einfaches Fes an. So ist Jedermann schon von weitem seiner Nationalität und seinem Glauben nach zu unterscheiden.

Den charakteristischen Theil der Bevölkerung stellt natürlich die arbeitende Klasse, das Volk der Fellahs, Sakka, Lastträger u. s. w. Schon ihr Aeußeres ist merkwürdig. Hosen-, oft auch hemdenlos schreitet der Proletarier in einer ziegenhärenen Tunika einher und macht er sich an eine Arbeit, so bindet er die langen Zipfel der Aermel an den Armen fest, während ein Gürtel das Gewand an den Hüften zusammenhält. Den ungeschorenen Kopf, dessen Haare bei Einigen, bei den Beduinen aber fast immer, in mehreren Zöpfen geflochten werden, bedeckt ein baumwollenes Tuch, und darüber wird in Turbanform in drei oder vier Umschlägen der Aegle geschlungen. Dieser besteht aus einer langen Wurst von Kameelgarn, welches von vier zu vier Zoll mit einer Umwickelung von rother Seide verziert ist. Dies ist die uralte Kopftracht der Araber. Nicht viel anders ist die Kleidung der Fellah-Frauen. Ein Hemd fehlt ihnen meistens ebenfalls, und an dessen Stelle tritt zugleich als Kleid ein langer blauer oder rother Ueberwurf mit Gürtel. Ihre Kopfbedeckung ist auch sehr einfach. Die Haare flechten sie, wenn dies überhaupt beliebt wird, in zwei oder drei Zöpfe und wickeln darum einen kleinen, nicht gerade turbanähnlichen Wulst, der ihnen gleichzeitig als Polster zum Lastentragen auf dem Kopfe dient. Darauf beschränkt sich die Toilette dieser Damen; doch ihre Reize suchen sie durch weit mehr Umständlichkeiten, als es selbst bei der Pariser Modenwelt der Fall ist, in den Augen ihrer Anbeter zu erhöhen.

Vor Allem muß eine arabische Schöne, auch die der besseren Stände, wenn sie als elegant gelten will, kunstgerecht tätowirt sein. Nicht nur ihr Gesicht — berichtet der Verfasser der „Einblicke in den osmanischen Orient" („Globus" XII, 368) — sondern auch ihr ganzer Körper bis in seine Geheimnisse prangt in den unauslöschlichen blauen Verzierungen, die in der civilisirten Welt nur noch auf den Armen und der Brust einiger Matrosen angetroffen werden. Eine Mittellinie, welche vom Kinn über den Nabel hinabläuft, bildet den Hauptstamm der Verschönerung, von dem sich dann mehr oder minder zahlreiche Seitenläufer über den ganzen Körper abzweigen. Die Operationen beginnen, wenn das Mädchen zur Mannbarkeit kommt, und werden nach Geschmack im Laufe der Jahre fortgesetzt, hören aber gewöhnlich bei der Verheirathung auf. Das Verfahren ist nicht unschmerzhaft und besteht darin, daß die Haut mit einer oder mehreren Nadeln nach und nach wund geritzt wird, worauf man dann Tinte oder Tusche in die Zeichnung einreibt. Nach einer kleinen Entzündung heilt die Ritzung und die Haut ist dann zeitlebens mit dem gewünschten Zierrath versehen. — Die gemeinen Weiber tätowiren selbst die Lippen und, was noch sonderbarer und scheußlicher ist, die Augenbrauen, sodaß diese, statt durch Haare, von zwei dünnen, schmuzig blauen Bogenstrichen dargestellt werden. Dabei bleibt indessen die Gefallsucht nicht stehen, sondern man trägt nicht nur in den Ohren, sondern auch unter der Nase und selbst in

jedem Flügel derselben, zinnerne, messingene oder gar silberne Ringe, die, wenn sie prächtig sein sollen, mit falschen Edelsteinen geschmückt sind. Fräulein von geläuterterem Geschmack, Töchter von Kaufleuten und andere Honoratioren begnügen sich in der Regel mit einem kleinen goldenen Ringe durch den rechten oder linken Nasenflügel und hüten sich vor der Entstellung ihrer Lippen und Augenbrauen.

Um den Hals trägt die Bäuerin gern silberne Münzen, wie alte österreichische Zwanziger. Unerläßlich sind bei Arm und Reich die Spangen um die Fußknöchel. Sie sind bei jenen von Silber, bei diesen von Gold und wiegen oft jede ein Pfund. Sie bilden nicht vollständige Ringe, sondern sind an einer Seite offen, sodaß man sie aus- und einbiegen kann. Auch Armbänder tragen die meisten, thun sich jedoch hierauf weniger zu Gute, indem sie sich selten anderer als gläserner bedienen. Buntes Glas ist bei den Arabern noch immer ein beliebter Zierrath und war es von Alters her.

Die Eingeborenen der höheren Stände gleichen in ihrer Tracht fast ganz den Türken. Sie hüllen sich in Jacken, Westen und Pluderhosen von demselben Schnitt, tragen indeß statt der ersteren lieber einen Kaftan, d. h. einen Rock ohne Kragen und Knöpfe, von Baumwolle, Seide oder Wolle. Sie rasiren sich den Kopf bis auf ein Haarbüschel am Wirbel, setzen den Fes auf und gestalten ihn durch Umwickelung mit einem Shawl zu einem Turban, welcher Name, beiläufig gesagt, im Orient unbekannt ist. Tulbend heißt der Musselin, und diesen benutzt vorzugsweise der Moslem zu seiner kunstreichen Kopfumwickelung, deren Anordnungen verschieden sind. Der Turban des Arabers ist gemeiniglich umfangreicher als der des Türken. Einen grünen dürfen bekanntlich nur die Nachkommen des Propheten, Saïd genannt, tragen.

Die Weiber der mittleren und höheren Stände, fahren wir in der Toilettenstudie des ungenannten, aber allem Anscheine nach sehr erfahrenen Orientkenners fort, unterscheiden sich wesentlich von dem niederen Volke. Die „gebildete“ Bagdaderin trägt ein Hemd von rother, blauer oder weißer Gaze und die Shalwar, das sind die Pluderhosen, welche um die Kniekehlen gebunden werden und dann weit bis auf die Füße in weiten Falten herabfallen. Ueber diesen Unterkleidern haben die Frauen und Mädchen Sommers einen weiten, talarähnlichen Ueberwurf, ohne Gürtel, aus so durchsichtigem Stoff, daß man darunter recht deutlich sämmtliche Körperformen erkennen kann. Das ist indeß die Haremstoilette, welche Uneingeweihte niemals bewundern dürfen. Christliche Schöne kleiden sich in einen Rock, der von den Roben der europäischen Damen wenig abweicht, unten ausgezackt und auf der Brust so ausgeschnitten ist, daß der Busen hinter einer leichten Tüllverhüllung ganz sichtbar zu Tage tritt. Wie der Mann auf seinen Schnurrbart, so ist das Weib auf ihre Brüste stolz und sucht dieselben recht vortheilhaft zur Schau zu stellen. Der Kopfputz ist abscheulich und scheint erst in neuerer Zeit Mode geworden zu sein. Er besteht aus einem Fes und einer so langen und schweren blauseidenen Quaste, daß ihr Gewicht ihn ohne eine Vorsichtsmaßregel sofort herunterreißen würde. Um dies zu verhindern, wird ein buntgedrucktes oder noch besser gemaltes, baumwollenes Tuch kunstlos um denselben geschlungen.

Die Bagdaderinnen haben, im Gegensatz zu den braunen, mageren Töchtern der Wüste und den Fellahweibern, meist sehr üppige Körperformen, eine frische, gesunde, nur leichtdunkele Hautfarbe, einen wunderbar reichen Haarwuchs und kleine Hände und Füße. Ihre Augen sind schwarz, groß und lebhaft, mit einem Wort: es giebt in Bagdad viele Schönheiten. (Das Gegentheil behauptet von Thielmann, natürlich nur nach dem, was ein Tourist zu sehen Gelegenheit hat.)

Während die gemeinen Weiber des Volkes ihr Gesicht unverhüllt zeigen und öffentlichen Arbeiten und dem Kleinhandel nachgehen, verhüllen die feineren Vertreterinnen des schönen Geschlechtes beim Ausgehen ihre Reize den Blicken der Männer so sorgfältig als möglich, doch nicht ohne einigen Luxus. Hauptgegenstand der Spazierkleidung ist das Tschartschaf, ein weites, aus zwei Theilen, wie die Abba, quer zusammengenähtes Stück Zeug, welches zur vollständigen Einhüllung des Körpers dient. Ein Zipfel wird mittels eines Gürtels an der Taille oder mit einer Agraffe auf der Schulter befestigt und der übrige Stoff um den Körper und über den Kopf geschlagen. Es giebt Tschartschafe von Baumwolle und Seide; die ersteren, meist blau und oft mit Gold durchwirkt, kommen aus Indien; die letzteren, bis im Werthe von 400 Mark, von allen Farben und meist karrirten Mustern, werden am vortrefflichsten in Bagdad selbst gefertigt. Die Männer und Väter klagen sehr über diesen in anderen mohammedanischen Städten unbekannten Aufwand.

Das Gesicht wird durch eine schwarze Maske von Pferdehaaren verhüllt. Sie hat keine Ausschnitte, sondern ist etwas durchsichtig, aus einem Stück in der Größe eines Quadratfußes mit damastartigen Zeichnungen gewoben. Sie hängt, um die Stirne gebunden, frei am Gesicht herunter und die Vermummte braucht sie blos mit der Hand aufzulüften, um ihre Züge zu zeigen. Daß eine derartige Verhüllung nicht viel, wie die Herren Moslemin sich einbilden mögen, zur Förderung der allgemeinen Sittlichkeit beitragen kann, ist wol einleuchtend, und bei der Freiheit, welche die Bagdaderinnen in ihrem Verkehr mit einander genießen, bietet ihnen die sittlich gebotene Maskirung die schönste Gelegenheit, in aller Stille sehr unsittlich zu sein. Eine Ueberwachung ist nicht möglich. Ein Weib braucht nur mit einer guten Freundin das Tschartschaf zu tauschen, und weder Mann noch Vater kennt es, wenn er ihm auf der Straße begegnen sollte, wieder. Die vornehmeren Damen gehen übrigens nur selten aus und dann nur auf Eseln reitend oder in Begleitung mehrerer Dienerinnen.

Der Hauptluxus der schönen Welt sind Gold und Edelsteine. Sie wetteifern, einander an Juwelenreichthum zu übertreffen, und dem armen Ehemann bleibt, wenn ihm sein häusliches Glück lieb ist, keine andere Wahl, als sich in die Anforderungen seiner kostspieligen Hälfte zu fügen. Eine Bagdader Dame trägt oft ansehnliche Kapitalien an ihrem Körper, ja vielleicht Alles, was ihr Gatte in seinem Geschäfte über die nothwendigsten Lebensbedürfnisse hinaus erübrigt hat. Der Grund ist derselbe, welcher die Leute veranlaßt, ihre Reichthümer in die Erde zu scharren: weil nämlich jede größere Spekulation die Aufmerksamkeit der würdigen türkischen Regierung erregen und die bodenlose Habgier der Pascha und Efendi reizen würde. Der Mammonsdiener, der sein

Frau mit Juwelen behängt, hat übrigens mehr Freude als der andere, der sein Geld vergräbt; jener kann jeden Augenblick seinen Schatz ungestört bewundern und von Eingeweihten beneiden lassen, dieser muß sich den Genuß des Anblicks versagen und sein Geheimniß sorgfältig vor den Leuten bewahren. — Eine vornehmere Dame Bagdads heißt Chattun (türkisch Chanum) und ein Mädchen von Familie Bibi. (Vgl. „Globus“ XII, 368—371.)

Betrachten wir nun noch mit dem kundigen Verfasser der „Einblicke in den osmanischen Orient“ das mohammedanische Familienleben und die gesellschaftlichen und öffentlichen Zustände in Bagdad. Mehr als im Abendlande, wo die Bevölkerungsmittelpunkte einen mehr internationalen Charakter tragen, ist im entlegenen, verkehrsarmen Orient eine große Stadt der Spiegel des Landes, der vom Geiste und Leben des ganzen Volkes ein getreues Bild entwirft. Wir dürfen daher die Formen, in welchen sich uns die Familie und die Gesellschaft in Bagdad zeigt, wol als allgemein giltig für das ganze arabische Mesopotamien erachten.

Das häusliche Leben in Bagdad ist besonders im Sommer entsetzlich einförmig und widerstrebt unseren Begriffen von einer menschenwürdigen Existenz. Von öffentlichen Unterhaltungen ist vollends gar keine Rede, und innerhalb seiner vier Mauern spielt der Bagdader die Hauptrollen seines tragikomischen Daseins.

Wenn die ersten Sonnenstrahlen am Horizonte der Wüste aufflammen, verläßt der Biedermann sein baumwollengepolstertes Lager auf dem Dache und begiebt sich mit Frau und Kind in den Hof, dessen Ziegelplatten vorher mit Wasser besprengt wurden. Hier wirft er sich, in einen leichten kattunen Schlafrock gehüllt, auf ein Kissen, raucht seinen Tschibuk oder sein Nargileh und trinkt eine kleine Schale feinen Mokka. Bald verspüren er und seine Lieben Appetit, er winkt und man setzt eine eben von einem Fellahweibe gebrachte wasserdichte Schachtel voll saurer Milch auf, an der man sich nun mittels hölzerner Löffel und einiger Bissen Brotfladen gütlich thut. Dann kleidet sich Meister Ali in demselben Hofe an und schlendert seinen Geschäften, etwa einem Budenhandel im Bazar, nach; die Frau aber liegt ihren häuslichen Sorgen ob, während Fräulein Tochter im Hause faul herumlehnt und sich mit Süßigkeiten dick füttert, damit sie einmal das Wohlgefallen eines alten, reichen Kauzes erwecken möge. Ist sie noch keine Bibi, so spielt sie in Ermangelung von Puppen mit Kissen oder Klötzen Mutter und Kind, während die Knaben mit Kreisel, Ball, Reifen oder Drachen sich die Zeit vertreiben. Der ältere Bursche aber ergeht sich als Tschapkyn, d. h. Taugenichts, in allerhand Rüpeleien und Roheiten auf der Gasse. Wir werden auf dieses moslemitische Kulturprodukt noch einmal zu sprechen kommen.

Um die Mittagszeit kommt der Hausherr auf ein Stündchen nach Hause, um die aus Gemüse und Pillaw bestehende Mahlzeit einzunehmen, der als Nachtisch einige Datteln oder Stücke einer hochrothen Wassermelone, dann Kaffee und Tschibuk folgen. Abermals stürzt sich der Mann in den Kampf um das Dasein, aus welchem er sich aber noch vor Sonnenuntergang siegreich wieder zurückzieht. Als frommer Muselmann verfügt er sich vielleicht in die

benachbarte Dschami (Moschee) und verrichtet dort mit den anderen Gläubigen gemeinsam sein Gebet; doch ist er dazu, was meist der Fall ist, zu faul oder zu vornehm, so spreizt er zu Hause den Gebetsteppich aus und kommt hier der Pflicht gegen Allah nach.

Zur Sommerszeit, meint unser Gewährsmann, könnte man es eher in einem Backofen als Abends in dem Innern der zuglosen Wohnungen aushalten. Daher steigt man, sobald sich die Sonne senkt, mit Kind und Kegel auf das flache Dach und schöpft im Winde Athem. Hier beginnt nun der Mensch nach des Tages Last und Hitze — nach der Folter, kann man wol sagen, die ihm 40° R. und fünf Milliarden Fliegen bereitet haben — als wirklicher Mensch sich zu fühlen. Er ißt, von dem nunmehr zur Ruhe gegangenen Geschmeiße unbelästigt, seine Hauptmahlzeit, die in der Hauptsache ebenfalls aus Gemüse und Pillaw besteht. Vielleicht erlaubt er sich den Luxus eines mageren Huhnes und schwelgt in den Genüssen, die ihm der Halwa, eine süße, höchst ursprüngliche Speise aus Zucker, Butter und gebranntem Mehl, bereitet. Dann trinkt er Wasser und trinkt wieder und wird nicht entdurstet, denn er weiß das köstliche Labsal, welches jetzt in seinen porösen, antik geformten Krügen auf eigens dazu angebrachten Holzgerüsten dem Luftzug ausgesetzt ist, vollständig zu schätzen. Darauf streckt er sich behaglich auf seinen Divan nieder, raucht und trinkt Kaffee, oder empfängt und macht guten Freunden Besuche. Wegen der Frauen bleibt jedoch der Moslem lieber allein und abgeschlossen, aber die Christen laufen gern Abends einander zu. Der Tschapkyn und der stille Säufer fangen nun an, dem Dattelschnapse zu huldigen. Alle Welt befindet sich, die Nachtwächter ausgenommen, auf den Terrassen.

Am lebhaftesten geht es in den christlichen Vierteln zu, wo man sich von einem Dache zum anderen unterhält, mit dem Nachbar Neuigkeiten plaudert und ungenirt Familienscenen aufführt. Da übrigens fast alle Terrassen eine 2—3 m. hohe Umfassungsmauer haben, so gehört schon eine Absichtlichkeit dazu, um zu beobachten, was bei dem Nachbar vorgeht. Das Schauen über diese Mauer, das heimliche Belauschen der zarten Geheimnisse Anderer ist verboten, wird für im höchsten Grade unsittlich gehalten und zieht gewiß einen heftigen öffentlichen Skandal nach sich. Den Kindern nimmt man dagegen die Freiheit des Einsehens nicht übel. Daß übrigens dennoch Mancher, der sich eines hohen Hauses erfreut, Gelegenheit nimmt, gleich König David eine Bethsaba zu beobachten, ist wol erklärlich. Die Hitze zwingt die Leute, sich in einen Zustand zu versetzen, der von dem paradiesischen oft nicht wesentlich verschieden ist.

Man sollte nun nach manchen Romanen glauben, die schönen Sarazenerinnen würden, die Guitarre in der Hand, zarte Minnelieder singen und ihrem begeisterten Gebieter üppige Figuren vortanzen, — doch davon ist keine Rede. Es johlt und kreischt vielleicht ein junger Lümmel mit einer Branntweinstimme eine unmelodische Weise, es tanzt vielleicht ein häßliches Negerweib, oder noch beliebter ein Lustknabe in Weiberröcken einen obscönen Tanz vor einer betrunkenen Gesellschaft, — das ist die ganze Romantik des romantischen Bagdad! Die vertürkten Orientalen haben in Folge grober Sinnlichkeit und Ausschweifung

und des unter ihnen maßgebend gewordenen hinterlistigen und betrügerischen Krämergeistes alle wahre Poesie verloren. Ihre jetzigen Versemacher, die blumenreichen Perser mit inbegriffen, sind elende, nach verrenkten Bildern haschende Reimschmiede.

Hat man sich, Jeder nach seiner Weise, genugsam unterhalten und das Ikindigebet abgethan, so speist die gesittete Familie noch die Reste einer Wassermelone und man legt sich in seiner Bettstelle aus Dattelblattstängeln aufs Ohr. Wer da will und es aushalten kann, hüllt sich in ein Moskitonetz; die meisten Leute aber ruhen ganz unter freiem Himmel und blicken träumend in die funkelnden Sterne, deren Stellung und Lauf beobachtend. So wird ein jeder Araber ein wenig Astronom und er weiß am gestirnten Himmel trefflich Bescheid, obwol ihm die Wunder, die das Teleskop allein entdecken kann, entgehen.

So spinnt sich ein Tag wie der andere fort und nur eine größere Familienfestlichkeit bringt in dieses Leben eine Abwechslung. Eine solche Festlichkeit ist z. B. die Beschneidung des heranwachsenden Sohnes. Schon mehrere Tage vorher beginnen in dem Hause der Eltern Schmausereien und die Reichen halten sogar während dieser Zeit offene Tafel für Jedermann. Wer da kommen will, findet Pillaw, Dolma (d. i. Gurken, gefüllt mit Reis, Hammelfleisch und Zwiebeln) und Dattelarak. — Der junge Gläubige, der gewöhnlich zu der ganzen Herrlichkeit ein halb dummes, halb ängstliches Gesicht macht, wird von den Frauen mit Leckerbissen und Schmeicheleien überhäuft, von den Männern und seinem Chodscha (Lehrer) dagegen ermuntert, muthig in die Reihen der Gläubigen zu treten.

Naht endlich die verhängnißvolle Stunde, so wird zuerst, wie das bei allen feierlichen Familienereignissen Sitte ist, ein öffentlicher Umzug durch die Stadt gehalten. Gewöhnlich statten Wohlhabende mehrere arme Knaben, welche an der Ceremonie theilnehmen, mit neuen Kleidern aus; der Sohn des Hauses aber starrt, wie das prächtige Paradepferd, auf dem er sitzt, von Gold und Geschmeide. Vor ihm schreiten die Eunuchen mit ihren dummdreisten Gesichtern, hinter ihm die Verwandten und Diener. An der Spitze aber marschirt eine Musikbande, worunter immer ein paar lärmmachende Paukenschläger und Querpfeifer zu verstehen sind. — So bewegt sich der Zug durch alle Hauptstraßen der Stadt, gefolgt von einem johlenden Schwarm bewundernder Gassenjungen.

Endlich erreicht man die Moschee, wo der blutige Akt vor sich gehen soll. Die jungen Opfer werden in den Vorhof der Moschee geführt und von einem mit den betreffenden chirurgischen Kenntnissen ausgerüsteten Imam mittels eines scharfen Rasirmessers in die Gemeinschaft der Rechtgläubigen aufgenommen. — Dann ist für den hoffnungsvollen Dulder natürlich für einige Zeit der Brotkorb der Freude hoch gehängt, aber um so wilder amüsiren sich seine erwachsenen Freunde und Verwandten. Zuweilen läuft die fromme Prozedur, wenn sie namentlich bei Erwachsenen vorgenommen wird, übel ab, und der Eine oder Andere muß zu der Haut auch noch das Leben lassen. Auch die Mädchen in Bagdad unterliegen einer Circumcision.

Eine andere festliche Gelegenheit ist die Verlobung und Hochzeit. Die Verlobung, Nikiah, ist bei der Ehe die gesetzliche Hauptsache. Der Freier,

welcher seine Zukünftige noch nie von Angesicht gesehen hat, entscheidet sich meist nach den Berichten der Zuträger und hält beim Vater oder bei den sonstigen Verwandten des Mädchens um dessen Hand an. Ist die Werbung angenommen, so wird vom Brautvater der Imam benachrichtigt, der seinerseits nach Lust und Muße den Tag der Verlobung festsetzt. Zu dem Ende begeben sich der Freier, seine Freunde und die des Vaters in das Haus der Braut, wo in dem Selamlik ein Mahl für sie bereitet steht. Der Imam, der Vater und zwei Zeugen nehmen darauf in einem Gemache Platz, welches unmittelbar an die Thüre stößt, die in den unnahbaren Harem führt. Hinter derselben steht die Braut, einen Spiegel in der Hand haltend, in welchen sie beständig schauen muß. Nun fragt der Priester, ob sie gesonnen sei, dem genannten Omar ꝛc. als erste, zweite, dritte oder vierte Frau anzugehören. Aus Anstandsrücksichten muß die Frage öfters wiederholt werden. Endlich lispelt sie „ja“ und nunmehr theilt der Imam dem Freier das glückliche Resultat seiner Sendung mit. Demnächst wird der Nikiah-Kontrakt aufgesetzt, wonach die Ehe rechtskräftig zur Anerkennung gelangt. In diesem Vertrag ist immer auch die mehr oder minder bedeutende Summe festgesetzt, welche der Mann, im Falle er seine Frau los werden will, an dieselbe als Entschädigung bei der Scheidung, die nur vom Willen des Mannes abhängt, auszuzahlen hat. Sie ihrerseits besitzt gar keine Rechte, alle Gegenseitigkeit fällt weg, und nur in dem Falle, daß der Gatte zu mehrjähriger Zwangsarbeit verurtheilt werden würde, oder ihr in gewisser Hinsicht unstatthafte Zumuthungen machte, darf sie hoffen, von den Gerichten aus den Banden der Ehe erlöst zu werden.

Nach der Untersiegelung — im Orient unterschreibt man gewöhnlich nicht — des Vertrages durch den Imam, Vater, Bräutigam und die Zeugen giebt sich die männliche Gesellschaft den Genüssen der Tafel hin. Meist wird nur Arak getrunken und dazu werden Süßigkeiten, Pickles und andere saure Sachen gereicht. Mit der Untersiegelung ist die Ehe rechtskräftig geworden und die Verlobten gehören einander an. Der Bräutigam gewinnt dadurch zunächst das Recht, seine Zukünftige entschleiert zu erblicken und mit ihr zu reden.

Die eigentliche Hochzeit jedoch steht nicht immer unmittelbar mit der Verlobung in Verbindung, sondern wird in einer beliebigen Zeit, die sich selbst auf ein Jahr erstrecken kann, je nach den Umständen, mit mehr oder minderem Gepränge gefeiert. Sie gehört zu den Sitten und Gebräuchen und hat nichts mehr mit der Kirche und dem Rechte zu thun. Ist sie endlich anberaumt, dann werden dazu so großartige Anstalten getroffen, als es die Mittel des Bräutigams erlauben. Der dabei übliche Aufwand ist häufig die Ursache, weshalb die Hochzeit unwillkommen hinausgeschoben wird. Jedermann, der sich irgendwie um die Familie bekümmert, ist ein willkommener Gast und braucht keine Einladungskarte abzuwarten. Oft werden Hunderte, die sich immer ablösen, eine ganze Woche lang festlich bewirthet und die Meisten zeichnen sich nicht gerade durch Mäßigkeit und Bescheidenheit aus.

Am Tage vor der eigentlichen Hochzeit bringt eine Schar Frauen das im Orient als Schönheitsmittel so beliebte Hennah, zierlich in ein Körbchen gelegt, aus dem Hause des Bräutigams in das der Braut, welche sich mit

demselben die Finger und Zehennägel wie die inneren Handflächen und die Fußsohlen rothbraun färbt.

Dergleichen Gänge, welche sich namentlich bei den Christen sehr oft und auch in der Nacht wiederholen und einen Liebesaustausch verschiedener geringfügiger Geschenke, welche auf die Ehe Bezug haben, vorstellen, werden meist von jenen Musikbanden begleitet, welche mit Hülfe der großen Pauke einen Mordspektakel aufführen. Die kurzen Erholungspausen der Lärmmacher werden von den Weibern benutzt, um ein äußerst gellendes, schnell mit der Zunge ausgestoßenes „Lalelalelale" ertönen zu lassen. Dieser antike Ruf drückt den Zustand freudiger Erregung bei den Arabern aus; auch die Männer lassen denselben beim Gefechte erschallen.

Ist der Tag der Hochzeit endlich angebrochen, so wird die festlich geschmückte, aber mit dem Tschartschaf unförmlich verhüllte Braut von ihren jauchzenden Freundinnen und Dienerinnen zu Fuß mit Musikbegleitung durch alle Hauptstraßen der Stadt und endlich in das Haus ihres Mannes geführt. Ehe sie in den Hof eintritt, muß sie in einen Spiegel und dann in ein Gefäß mit Wasser blicken, glaubend, daß sie als reine Jungfrau ihr zukünftiges Schicksal darin im Voraus sehen könne. Dann nimmt sie der Mann bei der Hand und geleitet sie in seinen Harem, vorher aber legt ihr der Hochzeitsgevatter einen reichgestickten Gürtel mit silbernem oder goldenem Schloß um. In dem Frauengemach wirft die junge Gattin ihre Vermummung ab. Er küßt sie auf den Mund, heißt sie willkommen, verläßt sie aber sogleich, um die männlichen Gäste draußen zum Schmause einzuladen. „Esset und trinket, Freunde, und seid guter Dinge!" ruft er ihnen zu und nun schwelgen die Anwesenden in den Genüssen, die sich ihnen in Gestalt von Pilaw, gebratenen Lämmern und Hühnern, Backwerk, Sorbet und Schnäpsen in verschwenderischer Fülle darbieten. Diener und Sklaven lassen es an nichts fehlen und die Musik sorgt für die Betäubung der Ohren.

Unterdessen empfängt die junge Frau ihre Bekannten, läßt sich bewundern, glücklich preisen und eine kinderreiche Zukunft vorhersagen. Dann überläßt sich auch die weibliche Gesellschaft den Freuden des Schmauses, natürlich abgeschlossen von den Männern. Nur durch die Gitter blitzen muthwillig ihre schwarzen, mandelförmigen Augen, ertönt ihr unterdrücktes Kichern. Zuweilen stimmen sie auch im Chor einen erotischen Gesang an, welcher dann dem wüsten Lärm im Hofe zeitweilig ein Ende macht. — Am Abend verlassen die Gäste das Haus und das junge Paar besteigt auf der Terrasse des Hauses im Sommer, oder im Winter in einer Kammer, das prächtig mit goldgestickten Tüchern und Decken verzierte Ehebett.

Die folgenden Tage dauert die Bewirthung noch fort, und man kann sich denken, daß mit derselben sehr empfindliche Ausgaben für den Hochzeitgeber verbunden sind. Die Christen, welche sich in ihren Hochzeitgebräuchen wenig von den Mohammedanern unterscheiden, haben noch die Eigenthümlichkeit, daß nach vollzogener kirchlicher Trauung und dem Hochzeitsfest die Brautleute erst nach drei Tagen einander angehören dürfen. Tag und Nacht anwesende Verwandte und Bekannte beider Geschlechter, welche fortwährend auf

Unkosten des Bräutigams zechen, verhindern sorgfältig jede vertrauliche Annäherung der Verbundenen.

Im Orient verheirathet man sich so jung als möglich; Ehemänner von 16 und Gattinnen von 10 Jahren gehören keineswegs zu den Seltenheiten. Ein zärtlich besorgter Vater sucht sich, wenn er Geld hat, sobald als möglich eine Schwiegertochter aus, um seinen Sprößling von Ausschweifungen fern zu halten. Es liegt gar nicht in den orientalischen Vorstellungen von der Ehe, daß mit dieser auch ein selbständiges Hauswesen begründet werden müsse. Die Schwiegertochter ist die Adoptivtochter des Hauses und lebt mit ihrem Manne und dessen Eltern ganz in dem abhängigen Verhältnisse eines Kindes, unter einem Dache. Ebenso nehmen Familien, welche nur mit Töchtern gesegnet sind, häufig einen oder mehrere Schwiegersöhne in ihr Haus auf.

Neben seinen gesetzlichen Gattinnen darf der Mohammedaner sich noch eine unbeschränkte Anzahl Kebsfrauen zulegen. Dieselben sind gewöhnlich abessinische Sklavinnen und viele Bagdader, denen die Ehe zu umständlich oder kostspielig ist, leben nur mit solchen Frauenzimmern. Daher kommt es auch, daß die Bevölkerung von Bagdad zum größten Theil aus Mischlingen besteht.

Wir verließen den jungen Islamiten nach seinem blutigen Eintritte in die Gemeinschaft der Rechtgläubigen. Für ihn beginnt nun ein neues Dasein. Er wird nun aus dem Harem verbannt und geht aus den zarten Händen der Weiber in die rauheren seines Geschlechtes über. Um ein Geschäft zu lernen und daheim nicht lästig zu fallen, giebt ihn der Vater zu einem Meister in die Lehre. Bei ihm pflückt er eben so wenig Rosen als bei uns der Schusterjunge im Dienste des Herrn Knieriem und Gattin. So der Araber und der Christ. Der junge Türke dagegen lernt nichts und bestimmt sich, wenn er kriegerische Triebe in sich fühlt, zum Heiter, d. i. unregelmäßigen Landreiter, andernfalls wird er Tabakshändler oder Gewürzkrämer. Der Wohlhabende, der nach Weisheit trachtet, setzt seine Koranstudien unter Leitung eines unwissenden Chodscha's fort und bewirbt sich um eine Staatsanstellung, die ihm auch durch den Einfluß seiner Eltern, ohne alle Kenntnisse, zu Theil wird.

Die Jahre, ehe er Manns genug ist, sein für ihn aufgewärmtes Amt anzutreten, verbringt er als Tschapkyn auf der Gasse. Von diesen Pflanzen wimmelt es in allen türkischen Städten; sie zeichnen sich vor unseren jungen Tagedieben durch eine viel rohere Sinnlichkeit aus. Bagdad ist namentlich eine sehr lüderliche Stadt und ihre türkische Bevölkerung nimmt in Trunksucht und unnatürlichen Lastern unstreitig die erste Stellung ein. Oeffentliche Rohheiten, auf die in jedem geordneten Staate die härtesten Strafen stehen würden, nennt man hier Kleinigkeiten.

In der Familie geht es nicht besser zu; die Frauen und Schwestern sind Wesen niederer Ordnung, und ein Vater klatscht Beifall und ruft „Aferin! Aferin!" wenn sein 13jähriger Sohn die eigene Mutter prügelt („Globus" XIV, 53). „Hat ein Weib auch Verstand?" ist eine beliebte, auch unter der ottomanischen Jugend gebräuchliche Redensart. Kein Wunder, daß eine

derartige unnatürliche und bestialische Erziehung einen Kern von teuflischen Fanatikern und gewissenlosen Halunken heranbildet, an denen alle Gesittungsversuche scheitern müssen.

Aus dem Stande der Tschapkyn sind fast sämmtliche türkische Beamte hervorgegangen, und man kann sich denken, in welcher Art die Regierung betrieben wird. Jeder denkt nur an seinen eigenen Nutzen und was darüber, ist eine Last. Keine Straße, keine Brücke, keine gemeinnützige Anstalt wird gebaut, kein Kanal gegraben, kein Wald geschont, kein die Gewerbe, den Handel und Ackerbau beschützendes Gesetz erlassen und vollzogen. „Stehle, wer kann, doch lasse sich Niemand auf der That ertappen", so lautet die allgemeine Losung. Vom Wali der Provinz bis zum untersten Ausführungsbeamten herab sucht Jeder sein Amt zur schnellen Bereicherung auszubeuten, und selbst wenn Einer ehrlich sein wollte, wird er, falls er seine Stellung nicht verlieren will, zur Korruption gezwungen.

Am schlimmsten ist dabei der Wali gestellt. Er behält in der Regel seinen Posten nur zwei Jahre, und in dieser kurzen Frist muß er nicht nur die Summen, die er der stellenverleihenden Clique in Konstantinopel bereits gegeben oder versprochen hat, erschwingen, sondern er muß sich auch einen Sparpfennig zurückzulegen suchen, wenn sein Amt von Neuem verkauft wird und er ohne Pension zurücktreten muß.

Dem Gouverneur zur Seite steht der große Rath (bojuk medschliss, eigentlich medschliss i-idareh, d. h. Verwaltungsrath), dem meist an Stelle des Wali der Defterdar vorsteht. Dieser Defterdar (wörtlich Buchhalter), der Finanzdirektor der Provinz, steigt und fällt gewöhnlich mit dem Wali und ist mithin, gleich diesem, vor Allem auf seinen Vortheil bedacht. Der große Rath selbst besteht meist aus den Pascha's, die man sonst nicht zu verwenden weiß, und aus mohammedanischen und christlichen Notabilitäten der Stadt (im Ganzen sieben Mohammedaner und zwei Nichtislamiten) und bleiben oft 20 Jahre an ihrer Stelle. Fast durchgängig bilden sie eine Clique, die in allen Fragen über Mein und Dein entscheidet, fest zusammenhält und den Gouverneur zwingt, nach ihrer Pfeife zu tanzen. Diese permanenten Kommissionen, die beim Militär und Civil überall anzutreffen sind und ursprünglich wol zum Zwecke, die Willkür der Obergewalthaber zu zügeln, errichtet worden waren, bilden den Kern der organisirten Korruption. Mit ihnen verbinden sich nun der Wali und der Defterdar und die übrigen Blutsauger gegen den Beutel der Bevölkerung, die sie zu regieren haben.

In Bagdad bietet sich diesen würdigen Vätern der Provinz, wegen der großen Entfernung von Konstantinopel, weit leichter Gelegenheit als anderswo, freilich auf Staatsunkosten, Reichthümer zu sammeln. In erster Reihe stehen die Finanzverpachtungen, dann die Scheiche der verschiedenen Stämme, dann der Wucher mit Lebensmitteln in Gemeinschaft mit reichen Spekulanten, das Verleihen der Kassenbestände zu Prozenten und endlich Privatgeschäfte. Die Bauern werden systematisch in Tod und Verzweiflung gejagt; die arabischen Stämme, zum Zwecke der Unterstützung gegen Bezahlung, zum Bruderkampf gereizt; die Einwohnerschaft wird ausgehungert, die Zahlungen vorenthalten

und die Kläger, die mit leeren Händen kommen, hingehalten und verspottet. Es ist kaum glaublich, sagt unser Gewährsmann („Globus“ XIV, 343), wie unverschämt der Gouverneur, der Defterdar und der große Rath ihre lukrative amtliche Thätigkeit zu treiben wagen.

Mit der Justiz ist es ungefähr ebenso bestellt. Der Naïb (Richter), der alle Jahre durch einen anderen ersetzt wird, und dem aus Kadi, Naib und Mollah zusammengesetzten theokratischen Gerichtshof (Mekemeh-i-scherijeh) vorsteht, ist auch immer Mitglied des großen Rathes. Dieser Gerichtshof des Scheri, der eigentlich nur die geistlichen und Civilprozesse der Muselmänner zu führen hat, erweitert wo immer thunlich seinen Wirkungskreis und urtheilt über alles Mögliche nach den religiösen Gesetzbüchern. Natürlich ist diese beturbante fromme Gesellschaft eben so feil wie der große Rath, und der vorstehende Naïb ist nach Ablauf seines Jahres ein gemachter Mann.

Zu den regelmäßigen Gerichtshöfen (Mekemeh-i-nizamijeh), welche alle Streitigkeiten zwischen Moslemin und Nichtmohammedanern und alle Kriminalsachen behandeln und in ihrer Organisation den europäischen Gerichten am nächsten kommen, gehört auch das Handelsgericht (Mekemeh-i-tidscharet). Nichts ist elender, sagt unser deutscher Mesopotamier, als das Gerichtsverfahren der gedachten Behörde zu Bagdad. Es wird kein Thatbestand aufgenommen, kein Protokoll geführt, überhaupt, wenn man nicht nach Konstantinopel berichten muß, kein Buchstabe geschrieben, keine Aussage verglichen, — Alles beruht, als einzig giltiger Beweis, auf rechtskräftig untersiegelten Schriftstücken.

Die Polizei ist nun gar ein Spott auf den Namen. Jeder neue Gouverneur setzt auch einen neuen Polizei-Aga, Tüfakdschi-Baschi, ein und knüpft diesen dadurch an sein vorübergehendes Glück, sodaß der Polizeimeister genöthigt ist, nach denselben Grundsätzen zu handeln wie sein biederer Chef. Er treibt das Handwerk nur etwas gröber und in kleinerem Maßstabe. Er greift z. B. ihm bekannte Diebe oder am liebsten lüderliche Frauenzimmer auf, auch ohne daß sie nachweisbar Etwas verschuldet haben, sperrt sie ein und zwingt sie, sich durch einen Tribut von 50—100 Piastern (10—20 Mark) wieder auszulösen. So macht er sich ein kleines Vermögen. — An Verbrechern fehlt es in Bagdad nicht, namentlich nicht an Räubern und Gelegenheitsdieben. Die Räuber verfahren genau noch so, wie in „Tausend und eine Nacht“ geschildert worden ist. Es bilden sich Banden von 10—30 Köpfen, die, schwer bewaffnet, Nachts in die Häuser eindringen, Alles ausplündern und bei dem geringsten Lärm oder Widerstand morden. Sie treiben ihr Wesen nur im Winter, wenn die Terrassen nicht mehr bewohnt sind. Auf Holzpflöcken, die in die Mauerfugen geschlagen werden, steigen sie zu dem flachen Dach auf, von wo sie, oft über mehrere andere Dächer hinwegkletternd, in das zu einem Raubzuge erkorene Haus eindringen. Nicht selten hat es sich herausgestellt, daß die Polizei selbst an diesen Unternehmungen thätig Theil nahm oder wenigstens mit den Räubern unter einer Decke steckte. (Vgl. „Globus“ XIV, 343.)

Noch Vieles ließe sich über das Leben und Treiben in Bagdad berichten, aber Alles, was man noch zu sagen hätte, ist höchst unerfreulich und betrübend.

Verwahrlosung, Schmuz, Barbarei, Elend, Unwissenheit, Heuchelei, Trug und Lug, Sinnlichkeit und Willkür sind die Hauptworte, welche die Zustände in Bagdad, überhaupt im islamitischen Orient, bezeichnen.

Zu den merkwürdigsten Oertlichkeiten Mesopotamiens gehören die Ruinenstätte von Babylon bei Hille am Euphrat und das benachbarte Kerbela, das Mekka der Schiiten. Der bekannte Orientalist und Orientreisende Prof. A. Socin unternahm nach diesen Plätzen im März 1871 von Bagdad aus mit einer persischen Pilgerkarawane einen Ausflug, über welchen er im „Ausland" 1876, Nr. 24 eingehends berichtet. Wir wollen diese anschauliche Schilderung in einem größeren Auszuge wiedergeben und lassen den Reisenden selbst sprechen.

Schon beim Thore der Stadt war ein großes Gedränge von persischen Pilgern, trotzdem daß der Tag ausnahmsweise trübe war und uns in der That bald ein kleiner Regen ereilte. Der Boden war hier noch eine Strecke weit angebaut, wartete aber auf Feuchtigkeit. Nach Verlauf einer kleinen Stunde setzten wir, wieder in der Nähe des Tigris angelangt, mittels einer Fähre über einen Kanal, und nun nahm die Gegend das gewöhnliche Aussehen der Wüste an. Aber an gar manchen Orten sind die Spuren ehemaliger Kanäle sichtbar, und der eminente Nutzen solcher Anlagen ist daraus ersichtlich, daß noch heute aus den Ueberresten alter Kanalbauten der Regierung ein bedeutendes Einkommen erwächst („Journal of the royal Geogr. Society" 1867, S. 181). Dennoch hat sie weder Lust noch Geld, auch nur einige der alten Wasserleitungen wieder herzustellen.

Heute aber konnte man den trostlosen Anblick der Gegend über dem heiteren Bilde der vielen Pilgerkarawanen vergessen. Wenige kommen uns entgegen, die meisten streben dem gleichen Ziele zu, wie wir; aber wir holen Schar um Schar ein, denn ihr Marschtempo ist langsam. Dort zieht eine Gesellschaft persischer Damen, reich gekleidet, in bauschige Seidenstoffe gehüllt; doch sind sie alle sorgfältig mit einem bis auf die Brust herabhängenden Tuche verschleiert; sie kauern je zu zweien auf einem rohen Holzgerüst, das einem Maulthier aufgebunden worden ist, und halten sich so das Gleichgewicht. Die persischen Maulthiere sind zwar wegen ihrer Stärke und ihres sehr sicheren Ganges berühmt, dennoch straucheln auch sie bisweilen und werfen ihre schwere Doppellast unsanft ab; dann entsteht ein unsägliches Wehgeschrei, hauptsächlich wenn einer Dame während des Falles der Schleier verrückt wird. — Daneben geht eine arme persische Familie zu Fuß; der Mann hat höchstens den Preis für ein kleines Eselchen erschwingen können, auf dem nun seine Frau mit ihrem jüngsten Sprößling sitzt; sie trägt einen groben blauen Rock und er läuft mit den übrigen, mehr erwachsenen Kindern barfuß hinterdrein, indem er das Thier von Zeit zu Zeit mit einem Stocke antreibt. Wieder auf einer anderen Seite erblicken wir einen reichen, dicken Perser, der auf einem der kostbaren weißen Esel reitet. Wahrscheinlich wird ihm das Besteigen eines Pferdes sauer; auf seinen Esel aber hat er die gleiche Sorgfalt wie auf seinen Bart verwendet: er hat dem Thiere Ohren und Schwanz mit Henna röthlich färben lassen.

Midhad Pascha hatte im Plane, für diese Pilger eine Eisenbahn nach Kerbela zu bauen. Wir glauben jedoch nicht, daß dieses Unternehmen die Zinsen tragen würde, welche er davon erwartete. Die große Mehrzahl der Pilger kommt beritten aus fernen Gegenden hierher und sie würden die alte Tradition der langsamen Karawanenreise nur gezwungen aufgeben; schon die Länge der Pilgerfahrt wird als Verdienst angerechnet. Die Kaukasier, welche in Scharen hierher pilgern, bringen ihre munteren kleinen Pferdchen aus ihrer russischen Heimat mit und würden dieselben kaum in Bagdad zurücklassen.



Pilger.

Doch könnten wir uns die Kaukasier immer noch am ehesten in einem Coupé vorstellen, denn sie tragen theilweise schon jene gelben russischen Bauernröcke mit angenähtem Filzetuis für die Patronen. Aber jene ehrwürdigen Isfahaner Herren auf einer Eisenbahn! Das ganze ideale Leben und Treiben des Pilgerzuges würde damit verschwinden; die Pilger könnten nicht mehr so lustig ihre Loblieder auf Mohammed, Ali und Höseïn anstimmen, die Weiber würden nicht mehr mit gellendem Freudengeschrei den Refrain jauchzen, Alles wäre todt und entnüchtert. Als ich so mitten in dem bunten Zuge dahinritt, fiel mir ein, daß wol auch einst die Juden in ganz ähnlicher Weise zur Festzeit nach ihrem Heiligthum gepilgert sein mögen.

Das bunteste Gewühl fand sich aber bei den Khanen zusammen, die in Entfernungen von je zwei Stunden erbaut sind; so verliert man menschliche Wohnungen nie ganz aus dem Gesicht. Bei diesen Karawanserais finden sich in

der Regel einige Rohrhütten von Fellahs, die den Pilgern Brot, Eier und Datteln verkaufen, und jeder Khan hat einen Kaffeewirth; zur Feuerung dient Wüstengestrüppe. Die ganze Zeit über plagten uns unsere Maulthiertreiber (cärwadar) um Trinkgeld. Bald hatte sich das Wetter nicht nur aufgehellt, sondern war sogar warm geworden, und oft zeigte sich in der Wüste der Schein einer Wasserfläche vor uns. Nach beinahe zehnstündigem Ritt erreichten wir die Palmenwälder am Euphrat. Derselbe ist hier bedeutend schmäler als der Tigris, aber seine Ufer sind reicher bebaut. Noch eine Strecke von fünf Minuten ritten wir am Flußufer entlang mitten durch große Herden von Büffeln hindurch und gelangten nach dem Städtchen Musejjib, als eben die Sonne prachtvoll unterging. Der Bazar war daher schon geschlossen. Die Straße, die wir einschlugen, führte uns zur Schiffbrücke, wo für unsere Thiere ein Brückenzoll erhoben wurde. Die Schiffbrücke ist wenigstens etwas fester als die in Bagdad. So kamen wir in die Schamiye, das jenseitige „syrische“ Flußufer; dort steht ein großer Khan. Um einen weiten viereckigen Hof läuft eine Reihe offener, drei Fuß über dem Boden erhöhter Gemächer von je 8—10 Fuß Breite, ein jedes mit einer Feuerstelle; eine zweite ebenso abgetheilte Mauer läuft außen um die erste herum, so daß zwischen beiden ein gedeckter Gang entsteht. Dieser hat in der Mitte jeder der vier Seiten einen Eingang in den Hof; die Außenmauer aber hat nur ein Hauptportal, das ins Freie führt. In der Mitte des Hofes sind niedrige, viereckige Bodenerhebungen. Alle Gemächer waren schon besetzt, als wir ankamen; meine Begleiter verschafften mir aber Quartier, indem sie einen Perser unbarmherzig aus einem Gemache hinauswarfen. Noch immer strömten Pilger zu, die zu übernachten begehrten; sie mußten sich nun auf den Estraden des Hofes lagern, während wir doch nicht ganz unter freiem Himmel zu kampiren brauchten. Auch vor Dieben, die einigemal Lärm erregten, waren wir sicherer und kochten vergnügt unsere Abendmahlzeit. An Schlaf freilich war wegen der Ueberfüllung des Gebäudes und der Schellen der Maulthiere nicht viel zu denken; daher schlossen wir uns schon Morgens drei Uhr einer abziehenden Schar adherbeidschanischer Pilger an. Kaum waren wir zehn Minuten weit geritten, als ein großer Lärm ausbrach; unsere Begleiter hatten einen Pilger gefunden, der eben erst von Beduinen ausgeplündert worden war. Bald darauf hieß es, ein allgemeiner Raubanfall werde nun sicher stattfinden, die Karawane schickte einige Reiter als Vortrab voraus, um die Gegend auszukundschaften; die Flinten wurden ins Blinde hinein abgefeuert; aber man sah deutlich, wie feig eigentlich die Perser sind. Während der Morgendämmerung schon konnte man erkennen, daß die Felder, über welche wir ritten, nicht aus Sandhaufen bestanden, wie auf der neuesten Karte angegeben ist, sondern angebaut waren, und zwar mit Hülfe eines Kanals, der oberhalb von Musejjib ausläuft; bei Kerbela wird er durch den Verbrauch des Wassers zum Trinken und Bewässern erschöpft. Schmale, aber tief eingeschnittene Rinnen führen beständig Wasser auf die Felder; die Brücken über diese Kanälchen bestehen oft nur aus einzelnen Palmenhölzern, über welche etwas Erde geschüttet ist; sie sind daher höchst unsicher, namentlich wenn ein Gedränge entsteht. Die Maulthiere mit ihrer breit

überragenden Last weichen dem Reiter selten aus; eben so wenig die Kameele, welche, mit Proviantsäcken beladen, in Menge nach Kerbela unterwegs waren. Auf dem Kanal wurden auch beladene Schiffe bis dorthin gezogen. Auf den Feldern erblickt man einige kleine Niederlassungen von halbbeduinischen Fellahs.

Der Weg zog sich zwischen niedrigen, zerfallenen Lehmmauern durch die Palmengärten, das Gedränge von Reisenden wurde immer größer. Um zehn Uhr gelangten wir ans Thor von Kerbela, zogen es aber vor, noch südlich um das Städtchen herum und durch das westliche Thor einzureiten. Innerhalb desselben ritten wir durch eine entsetzlich schmuzige Gasse längs der Stadtmauer bis an ein niedriges Erdgeschoß, das Wohnhaus meines Mirza, ein niedriges, finsteres Loch voll Ungezieser. Doch mußte ich mit jedem Quartier zufrieden sein, denn viele Pilger hatten gar keines und mußten gruppenweise im Freien vor den Stadtthoren übernachten. Die Zahl der Festbesucher war schwer zu schätzen; um und in der Stadt lagerten Reit- und Lastthiere aller Art in unermeßlicher Zahl. Eine wogende Menschenmenge bahnte sich immerfort ihren Weg durch die engen Bazargassen; oft scheint der Knäuel unentwirrbar, und nur wenn Kameele oder Maulthiere mit Sänften ankommen, muß sich die Masse etwas lichten. Wenn Polizei da wäre, würde sie die Karawanen verhindern, ihren Weg mitten durch die belebtesten Gassen zu nehmen. Auch dem türkischen Statthalter wird Platz gemacht, aber am meisten Verehrung genießt der Scheich-ul-Islam, dem Manche den Saum des Kleides zu küssen suchen. Oft ist man genöthigt, sich vor dem immerwährenden Rufe „Balak“ (gieb Acht), hart an die Mauer zu drängen. Esel mit breiten Doppelsäcken voll Baumaterial werden im Galopp ins Gewühl hineingejagt; Scharen von braunen Fellahs aus Luristan oder dem südlichen Zweistromland bahnen sich unter Gebrüll einhertrabend den Weg zur großen Moschee; sie tragen nur ein grobes Hemd; ohne Kopfbedeckung lassen sie ihre Locken flattern; wilder Fanatismus prägt sich auf ihren Gesichtern aus. Diese bilden wol die Menschenklasse, welche aus gesteigerter religiöser Andacht sich zu Ehren Höseinʼs mit Messern verwunden; aus ihnen rekrutiren sich die Derwische. Die entfernteren Gegenden Persiens senden ein geistig höher stehendes Kontingent von Pilgern, schon deswegen, weil die Reise mit ziemlichen Kosten verbunden ist. Der gebildete Perser liebt seine nationalen Dichter noch sehr und stellt sie im Grund des Herzens über den Koran, der ihm theilweise (weil unübersetzt) unverständlich ist, daher der gesteigerte religiöse Wahnsinn selten bei ihm so gewaltig zum Durchbruch kommt wie beim Ungebildeten. Die Wallfahrt gilt ihm wie eine Geschäftsreise, bei der er sich weiter nicht besonders aufregt. Er will sich blos ein Verdienst in den Augen der Menschen und Allahs erwerben, indem er beim Grabe Höseinʼs betet. — Ich durfte in die Moschee nur von außen hineinblicken, kann daher auch nicht berichten, ob der alte Sarg Höseinʼs wirklich noch vorhanden ist oder nicht. Das Gebäude ist von Häusern umgeben und hat drei Thore; um den Hofraum laufen vergoldete Arkaden ohne Stil und Geschmack; das Ganze, auch die beiden blau glasirten Kuppeln, sind erst in unserem Jahrhundert, ich glaube auf Kosten eines indischen Fürsten, hergestellt worden, nachdem die Wahabiten Kerbela verwüstet und geplündert hatten.

Der Pilger bringt gewöhnlich allerhand Waaren mit, bisweilen auch gestohlenes Gut, das er um jeden Preis zu verkaufen sucht. Zwar ist der Bazar von dem in Bagdad nicht sehr verschieden; auch hier sieht man europäische Waaren, sogar Uhrmacher, denn der Perser hält viel auf Uhren. Indeß bewog mich das Gedränge in den Straßen der Stadt, meinen Spaziergang gewöhnlich ins Freie zu richten. Unmittelbar vor den Thoren lag zwar haufenweise Aas, viele Leute ergingen sich am Kanale; Carroussel und Theeboutiken waren aufgeschlagen; man zeigt draußen auch noch den Platz, wo Höseiu's Zelt gestanden haben soll. Wenn man sich aber noch etwas weiter von dem Städtchen entfernte, kam man bald in die gesuchte einsame Natur, wo Orangenhaine die fatalen Gerüche Kerbela's vergessen machten, und wo unter Palmpflanzungen sich ein wunderschöner grüner Saatteppich ausbreitete. Um Kerbela herum liegen Gräber in unermeßlicher Zahl. Jedes Jahr werden eine Menge persischer Leichen in Särgen auf Kameelen und Maulthieren nach diesen heiligen Stätten geführt; wer das Unglück gehabt hat, im Mai oder Juni mit einer solchen Karawane in einem Khane zusammenzutreffen, wird sein Leben lang daran denken. Auch war an vielen Orten dieser immensen Begräbnißplätze ein Leichenduft zu verspüren, denn die Todten werden nicht tief eingesenkt. Höseiu, der Sohn Ali's, des Schwiegersohnes Mohammed's, hat außer seinem tragischen Ende keine Verdienste; aber der Boden, wo er als Märtyrer fiel, ist eigentlich erst im Verlaufe der letzten Jahrhunderte in den Geruch großer Heiligkeit gekommen. Hier in Kerbela soll einst der letzte Imam erscheinen und das Zeichen geben am Tage des letzten Gerichts. Der Gläubige läßt sich daher hier begraben, um bei diesem Evenement gleich bei der Hand zu sein. Schon das bloße Gebet auf der heiligen Erde bringt Vortheile, daher in Kerbela eine Fabrikation von gekneteten und halbgebrannten Lehmklümpchen besteht, die der Pilger sich kauft. Wenn er betet, so legt er dieses Amulet an die Stelle, wo er mit der Stirne den Teppich berührt. Niebuhr hat dergleichen abgebildet, doch sah ich wenige von der dort angegebenen Größe, und statt der Inschriften wird heute blos ein kleines mystisches Stempelchen eingeprägt. Der Aufenthalt in Kerbela ist sehr unangenehm und nur der Zweck, orientalische Bücher und Handschriften zu sammeln, konnte unsern Reisenden zu einem längeren Verweilen hier bestimmen.

Nach Verlauf von neun Tagen, fährt er in seinem Berichte fort, hatte ich genug von Kerbela. Da ich vor Beginn der großen Hitze noch einen Ausflug nach dem unteren Euphrat beabsichtigte, mußte ich auch den Besuch des nahen Medsched Ali aufgeben. Dieser Wallfahrtsort ist eine Tagereise von Kerbela entfernt; der Khalif Ali ist dort in einer prachtvollen Moschee begraben, aber das Städtchen soll eben so schmuzig sein wie Kerbela. Zwischen Meshhed Ali und dem Euphrat liegen auch die Ruinen der Stadt Kufa, die in der ersten Zeit des Islam eine so große Rolle gespielt hat; den Namen der noch älteren Stadt Hira, welche ebenfalls in jener Gegend stand, kennt heut zu Tage kein Mensch mehr. Und doch war dort einst der Sitz der mächtigen arabischen Herrscher aus dem Stamme Lam; Hira muß einst groß und blühend gewesen sein. Vor dem Islam lebten am Hofe von Hira jene Dichter, nach denen sich

die ganze spätere Entwicklung der arabischen Dichtkunst gerichtet hat; hier lebte auch Imruulqais, der Dichter und König (vgl. die Uebersetzung seiner Gedichte von Rückert), und Nabigha, zu einer Zeit, da der größte Theil dieser Gegend christlich war. — Aber die Reste Babel's wollte ich wenigstens flüchtig als Tourist sehen und beschloß daher, den Weg nach Hille am Euphrat einzuschlagen.

Der Weg führte über kahle Felder; die Straße war theilweise noch von einem starken Gewitter her überschwemmt, doch sehr belebt. Nach zweistündigem Ritt gelangten wir zu den paar elenden Hütten, welche den Namen Medschdem tragen; dort schiffte ich mich mit meinem Diener ein. Unser Boot war eine sogenannte Terrade und ziemlich schmal; es wurde von zwei Halbbeduinen nur lässig vermittels zweier Ruder vorwärts nach Süden getrieben.



Birs Nimrud (der sogenannte Babylonische Thurm).

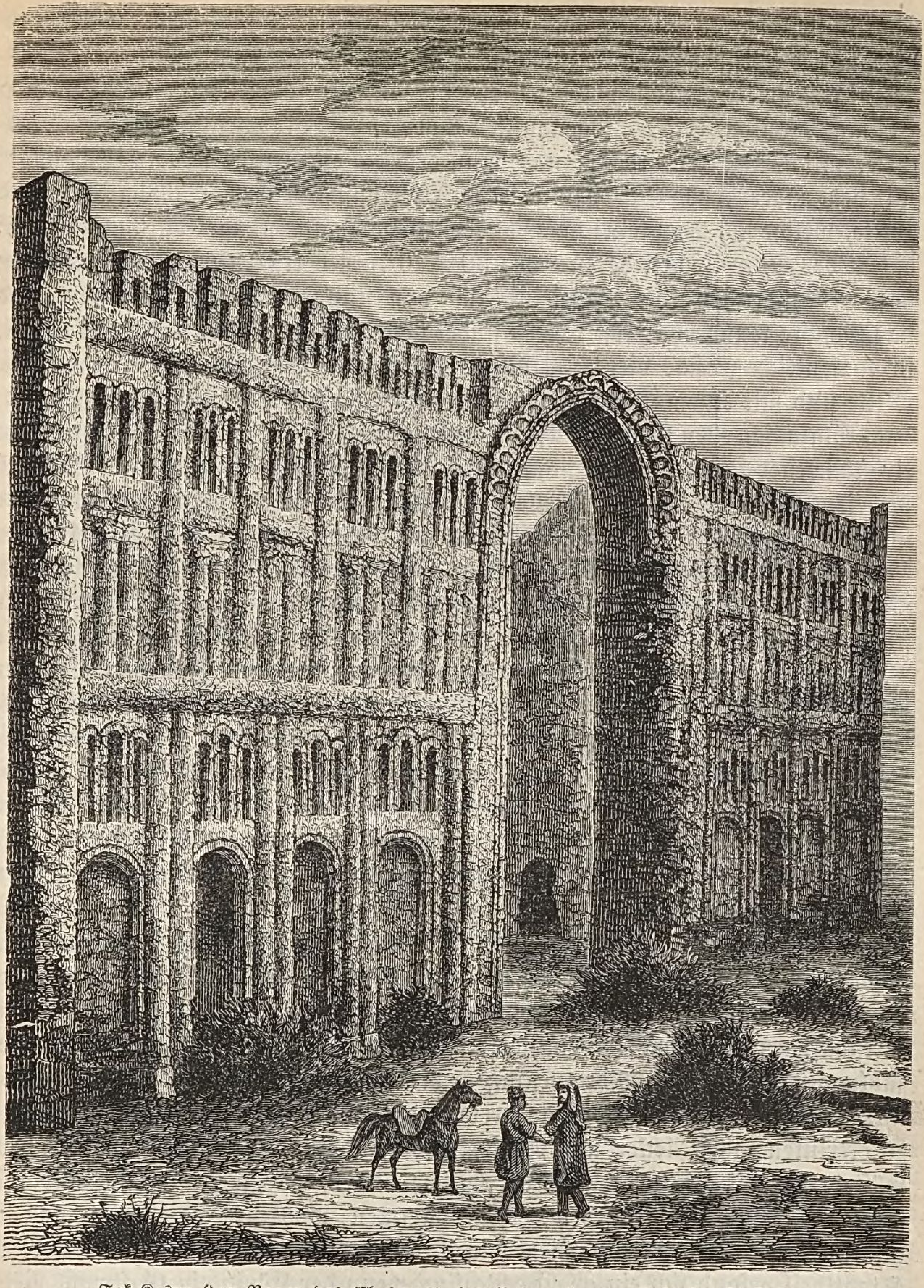
Größere Schiffe wurden vom Ufer aus an Seilen gezogen; da aber das Wasser des Kanals an vielen Stellen auf die Felder geleitet war, so verfehlten die Steuerleute öfter das Fahrwasser und die Schiffe saßen auf. In solchen Fällen wurden die Passagiere gezwungen, ins Wasser hinabzusteigen und das Schiff zu heben. Viele Pilger benutzen den Hindiye-Kanal, um von Kerbela nach Medsched Ali zu reisen. Von Zeit zu Zeit gelangten wir wieder in engeres Fahrwasser, mit stärkerer Strömung. Die Ufer waren seicht, voll Schilf und Reis; in den Sümpfen vergnügten sich große Herden von Büffeln, und wir wurden von Stechfliegen schon stark geplagt. Mittels Ruder und Segel, wozu sogar mein großer Regenschirm in Anspruch genommen wurde, gelangten wir langsam vorwärts; wir kamen endlich in gutes, etwa 30 Fuß breites Fahrwasser,

doch erst nach mehr als dreistündigem Verweilen im Kahn erreichten wir das Dorf Hindiye. Der Ort ist sehr elend und die Leute waren begehrerisch und höchst unverschämt. Es gelang mir nach vielem Hin- und Herreden, einige Thiere zu miethen, und wir schlugen, von einer kleinen Karawane begleitet, einen Pfad nach Osten ein. Die Gegend, eine völlige Wüste, ist etwas verrufen; sie ist gänzlich unbebaut, nur einige Schafherden kamen uns zu Gesicht, doch zeigten sich überall Spuren alter Kanäle, und Scherben von blauer Glasur lagen auf dem Boden. Da unsere Thiere sehr schlecht waren, hatten wir drei Stunden in dieser Einöde zuzubringen. Unser Ziel Hille, oder wenigstens der Palmensaum des Flusses, lag längst vor uns, und im Süden hob sich aus der weiten Ebene ein hoher Thurm am Abendhimmel ab, der Birs Nimrud. Noch vor Thorschluß zogen wir in Hille ein und wurden kraft einer Empfehlung von einem christlichen Kaufmann gastfreundlich aufgenommen.

Das Städtchen gefiel mir viel besser als das übervölkerte und düstere Kerbela; was die Reinlichkeit betrifft, so leistet Hille das in Irak Menschenmögliche. Die Bazare sind groß, luftig und appetitlich. Der Handel mit Datteln ist bedeutend. Eben wurde an vielen Orten Dattelsirup bereitet; in großen Kesseln wird derselbe gekocht und dann in Schläuchen versandt. Dieser sogenannte „Dibs" dient, mit Brot genossen, als Nahrungsmittel und schmeckt eben so gut, als der in Syrien aus Trauben, Feigen und anderen Früchten bereitete dicke Sirup gleichen Namens. Ferner ist Hille ein Stapelplatz für das viele Getreide und den zwar keineswegs schönen Reis, welchen die Umgebung liefert. Die Regierung speichert hier den Bodenzins der Umgegend (ein Fünftel des Ertrags) auf; eben war sie in Unterhandlung, dieses Getreide nach auswärts zu verkaufen. Die Unterthanen freilich waren damit nicht zufrieden; der Euphrat war in diesem Jahre noch nicht gestiegen und von den Kanälen, die er speist, hängt die Fruchtbarkeit der Gegend großentheils ab; man sah die Hungersnoth, welche später eintrat, schon herankommen.

Der Hauptteil der Stadt Hille liegt auf dem rechten Ufer des Euphrat; eine ziemlich solide Schiffbrücke verbindet ihn mit einem kleineren Stadttheil gegenüber. Letzterer besteht hauptsächlich nur aus einer, mit Matten überdeckten Bazargasse, welche in gerader Linie auf die Brücke ausläuft; südlich davon liegt das Serai mit einer türkischen Telegraphenstation. Etwas unterhalb der Brücke auf dem rechten Ufer steht das angenehmste Kaffeehaus von Hille; beim Schein des Mondes saßen wir bis tief in die Nacht auf der Terrasse des Café's in lebhafter Unterhaltung. Von der nahen Schiffbrücke aus setzten bisweilen Leute brennende Kerzen auf einem Stück Holz befestigt ins Wasser; man berichtete mir, dies seien Familienangehörige kranker Personen; man glaubt, daß der Kranke gesund wird, wenn die Kerze auf dem Holz ausbrennt und von den Wellen nicht umgeworfen wird (vgl. Brugsch „Aus dem Orient", S. 88). Der Euphrat ist in Hille allerdings nicht so belebt wie der Tigris in Bagdad. Auch hier sind die runden Quffen im Gebrauch; Brennmaterial wird auf einer Art Floß aus den Tarfawäldern bei Hit hierher geführt.

Der erste kleine Ausflug, den ich von Hille aus machte, führte mich nach Mudschelliba, den Trümmerhügeln der Burg von Babylon.



Tak Kesra (der Bogen des Chosroes), der Ueberreste von Seleukia-Ktesiphon.

In Begleitung zweier junger Bagdader ritt ich zum Ostthor von Hille in die prächtige Landschaft hinaus. Auf stattlichen Eseln trabten wir erst dem linken Ufer des Flusses entlang aufwärts; auf den Palmbäumen girrten Wildtauben und die Gegend hatte ihr schönstes Frühjahrskleid angezogen. Bald aber bogen wir mehr nach Osten in die Wüste ein, bis wir zu einem großen Fellahdorf kamen; dieses stand innerhalb einer Lehmmauer mit Thoren; die elenden

Rohrhütten waren in den Dattelpalmen versteckt. Der Schech diente uns hierauf als Wegweiser zu den nahegelegenen klassischen Plätzen.

Hier in der großen Ebene erhebt sich ein förmlicher Höhenzug von Trümmerhaufen, erst die sogenannten Amranhügel; darauf folgt ein Thälchen, mit Salzlaken bedeckt, und dann erst die eigentliche Mudschellibahügel mit dem Qaçer, der Schloßruine. Alterthumsforscher, Schatzgräber und Leute, welche sich Bausteine holen, haben diese Backsteinhügel durchwühlt; auf einem der Schutthügel, deren Höhe 30—40 Fuß betragen mag, steht noch ein halbes Thürmchen; die Backsteine sind von staunenswerther Konsistenz und das Gefüge wunderbar fest. Man findet noch einzelne Stücke mit Keilinschrift, so namentlich große, viereckige Platten von 1½ Fuß ins Geviert; auf der Mitte sind mit einem Stempel fünf bis sieben Zeilen in Keilschrift eingepreßt, auch Glasurscherben liegen in Masse auf dem Boden. In einem Thälchen steht ein steinerner Löwe mit zerschlagenem Gesicht, etwa 10 Fuß lang, von roher Arbeit. An einer anderen Stelle zeigt man einen abgestorbenen Baum, der aus den hängenden Gärten herstammen soll. Von dem höchsten Gipfel dieser Schuttmassen erblickt man in der Wüste östlich noch eine Reihe ähnlicher Hügel. Mir war es jedoch nur um eine allgemeine Ansicht der Gegend zu thun; wir stiegen daher an den nahen Fluß hinunter und ließen uns im Schatten einer Palmpflanzung nieder. Es ist möglich, daß im Laufe der Jahrhunderte hier Veränderungen des Flußbettes stattgefunden haben, aber doch sehr glaubhaft, daß die alte Königsburg mit den Terrassengärten am Ufer des Euphrat gelegen war. Jaqut erwähnt, daß die Blüte Babylons bis Alexander hinabreicht; er weiß aber noch viele andere Wunder zu erzählen, außer Noahs Wohnen an diesem Orte und der Verwirrung der Sprachen in 72 Arten. Der Bürgermeister von Feludscha soll dem Feldherrn Amr ibn el-Chattab folgenden Bericht gegeben haben:

„Babel bestand aus sieben Stadttheilen und in jedem derselben war ein besonderes Wunderwerk. Im ersten Stadttheil, woselbst der König wohnte, stand ein Haus, welches eine Abbildung der ganzen Erde mit ihren Bezirken, Ortschaften und Gewässern enthielt; wenn irgend ein Bezirk sich bei der Bezahlung der Abgaben widerspenstig erwies, zerriß der König auf dem Bilde ihre Gewässer und machte sie austreten; da kamen die Einwohner in Gefahr zu ertrinken, ihre Aecker und Alles, was in ihrem Bezirke war, wurde verwüstet, bis die Leute sich wieder fügten; darauf pflegte der König nur mit seinem Finger die Gewässer wieder zu dämmen, was zur Folge hatte, daß sie auch in jenen Bezirken sich wieder in ihre Grenzen zurückzogen. Im zweiten Stadttheil befand sich ein großes Bassin; wenn der König ein Gastmahl hielt, brachte jeder Eingeladene den Wein von zu Hause mit, den er am liebsten trank; dort goß er denselben in jenes Bassin und beim Zechgelage trank dennoch Jeder seinen Wein, den er mitgebracht hatte. Im dritten Stadttheil war eine Pauke über dem Thor aufgehängt; wenn nun Jemand auf Reisen gegangen war und seine Angehörigen wußten nicht, wie es mit ihm stand, und sie wünschten zu erfahren, ob er gestorben oder noch am Leben sei, schlugen sie an jene Pauke; wenn sich ein Klang hören ließ, so war der Mann noch am Leben,

wo nicht, so war er gestorben. Im vierten Stadttheil befand sich ein Spiegel aus Eisen; wenn Jemand verreist war und seine Angehörigen gerne erfahren hätten, ob er gesund sei, traten sie vor den Spiegel und erblickten darin ihren Angehörigen in dem Zustande, worin er sich eben befand. Im fünften Stadttheil waren eherne Gänse auf einer ehernen Säule aufgestellt und zwar auf dem Stadtthor; wenn durch dasselbe ein Spion in die Stadt eindrang, schrieen die Gänse so laut, daß alle Einwohner es hörten und ihnen kund wurde, daß ein Spion sich eingeschlichen habe. Im sechsten Stadttheil saßen zwei Richter auf der Oberfläche des Wassers; wenn die beiden streitenden Parteien sich ihnen näherten und sich vor sie hinsetzten, versank der Prozessirende, welcher Lügen vorbrachte, ins Wasser. Im siebenten Stadttheil stand ein großer eherner Baum mit vielen Zweigen, aber ohne sichtbaren Stamm; wenn ein einzelner Mann sich unter ihn setzte, gab er ihm Schatten und so fort bis auf tausend Mann; wenn aber dieses Maß um einen einzigen überschritten wurde, befanden sie sich alle in der Sonne ohne Schatten.“ Jaqut selber freilich macht eine ehrenvolle Ausnahme in Bezug auf Wunderglauben; er sagt ausdrücklich, er habe diese Fabeln nur in sein Buch aufgenommen, weil er sie in früheren Werken gefunden habe, sie verdienten aber so wenig Glauben als andere Sagen der alten Völker.

Tags darauf ritt ich in Begleitung meines Dieners zum Nordwestthor Hille's hinaus; von dem großen, theilweise modernen Schutthügel, welcher sich hier aufthürmt, sahen wir unser Ziel, den Birs Nimrud, schon vor uns. In dieser Ebene hausen die halbbeduinischen Chafadsch; sie haben Schaf- und Büffelherden; diese tummelten sich auf frischgrünen Oasen, während an vielen Orten das Wasser auf die Felder geleitet war und in verschiedener Tiefe darauf stand. Wegen der vielen Kanäle mußten wir oft mit Mühe unseren Weg suchen, doch gelangten wir nach Verfluß von zwei Stunden zum „Hügel Abrahams“. Dies ist ein kleiner, von dem „Hauptberg“ durch ein Thälchen getrennter Backsteinhügel. Oben steht ein modernes Kapellchen. Abraham, der Freund Gottes, spielt bekanntlich im Koran eine so große Rolle, daß behauptet worden ist, die Sage von ihm habe sich unabhängig von den Juden bei den ihnen verwandten Stämmen Arabiens fortgepflanzt, doch ist dies kaum denkbar. Der Ort des „Feuer Nimrods“, in welches Abraham geworfen wurde, soll nach Jaqut in früherer Zeit hier gezeigt worden sein. Jaqut erzählt von einem Flecken Namens Burs und berichtet, Ali habe demselben eine Kontribution von 4000 Goldstücken auferlegt. Diese nun ganz verschwundene Ortschaft lag wahrscheinlich an den Abhängen des „Berges“, worauf die „Burg von Burs“ zu suchen ist, von der Jaqut weiß, daß an ihr noch Alterthümer von „Buchtnassar“ zu finden seien.

Wegen des nassen und schlüpfrigen Bodens war dieser große Burshügel mühsam zu erklimmen. Der ganze „Berg“ ist eine große Pyramide aus Backsteinen mit staunenswerth breiter Basis; eine Terrasse auf der Südseite ist durch die Ausgrabungen bloßgelegt, und man sieht einen breiten, unbedeckten Gang, welcher der Seite des Berges entlang läuft. Auf vielen Backsteinfragmenten finden sich einzelne Keilschriftzeichen. Auf dem Gipfel des Berges steht

eine Thurmruine von etwa 35 Fuß Höhe. Die Backsteinblöcke des Gipfels sind durch die Blitze mit schwärzlicher Glasur überzogen worden. Das Monument ist so oft beschrieben worden, daß ich lieber von der herrlichen Aussicht berichte, welche mich zwei Stunden lang dort oben fesselte. Die Ebene war nach allen vier Richtungen zu bedeutenden Theilen unter Wasser gesetzt, theilweise vom nahen Hindiye-Kanal aus, und zwar hatte dieses Wasser eine wunderschöne blaue Farbe. Im Süden sah man Kefil, das Grab des Propheten Ezechiel, im Osten den Euphratlauf oder wenigstens den Palmensaum dieses Flusses. In weiter Ferne stach ein schwacher Streifen in der Wüste hervor, das Städtchen Medsched Ali. Auf den schmalen Landzungen zwischen den Gewässern zogen Beduinen zu Fuß und zu Kameel; ein alter Mann nahm sich selbst die Mühe, zu mir hinaufzusteigen, um zu sehen, was für einen Besuch die Ruine hatte. Fortwährend schwebten große Vogelschwärme über die Gegend.

Obwol das Monument, wie Prof. Socin in Vorstehendem sagt, so oft beschrieben worden ist, so wollen wir doch der Vollständigkeit halber noch eine kurze Schilderung des Thurmes anfügen. Wir entlehnen dieselbe dem schon mehrfach angezogenen Thielmann'schen Reisewerke, das sich durch anziehende Darstellung und klares, verständiges Urtheil auf das Vortheilhafteste auszeichnet. Von Weitem gesehen, schreibt Freiherr von Thielmann, gleicht der Birs Nimrud der Ruine Starkenburg an der Bergstraße in Hessen. Auf einem breiten, in einer stumpfen Pyramide endigenden Hügel scheinen die geborstenen Reste eines gewaltigen Thurmes zu stehen; kommt man ihm jedoch näher, so erkennt man deutlich die von Strabo und Herodot beschriebene Gestalt des Babylonischen Thurmes. Ein Rechteck von etwa 600 m. Umfang bildet die Basis, auf welcher sich die gewaltige Masse in terrassenförmiger Verjüngung erhebt; ein breiter Vorsprung zieht sich spiralförmig daran hinauf, er bildete wahrscheinlich den Weg, der zur Spitze führte. Seine ersten beiden Umgänge sind fast völlig erhalten; der dritte, dessen höchster Punkt sich 60 m. über das Feld erhebt, bildet jetzt nur noch eine wüste Steinmasse, auf deren Gipfel eine thurmgleiche Mauerzacke des vierten Umganges noch etwa 12 m. hoch in die Luft ragt. Die Trümmer der oberen Stockwerke liegen in regellosen Mauerklumpen an den Wänden zerstreut. Das Material ist der unzerstörbare Backstein der alten Babylonier, zum Mörtel hat Asphalt gedient. Ein jeder Stein, einen □Fuß groß und ziemlich 4 Finger stark, trägt auf seiner unteren Seite eine eingestempelte, mehrzeilige Keilinschrift, welche den Erbauer nennt. Nahe an der Spitze liegen große Mauerbrocken, die einst den Tempel auf der Spitze des Thurmes getragen haben; der Brand desselben bei der Eroberung durch Kyros hat den ihnen zum Bindemittel dienenden Asphalt geschmolzen, und die ganze Masse, von dem Erdpech durchdrungen, sieht schlackenartig, glasig aus. So steht der Koloß noch in seiner Zerstörung gewaltig da und schaut auf das weite Blachfeld herab, das einst die größte Stadt der Welt trug.

Wie schon erwähnt, wurde Babylon durch Kyros (538) erobert und zur dritten Hauptstadt des Medisch-Persischen Reiches erhoben. Nach der Empörung der Babylonier gegen Darius Hystapis (516) wurden Mauern und Thore niedergerissen, viele Einwohner verjagt oder getödtet. Alexander d. Gr.

beabsichtigte die Stadt zu neuem Glanze wieder erblühen zu lassen, aber er starb noch vor der Ausführung dieses Planes in dem Palaste des Nebukadnezar, und seitdem ging Babylon mit Riesenschritten dem Verfall entgegen. Die Seleukiden erbauten auf Kosten der alten Metropole, die auch zum nicht geringen Theile das Material liefern mußte, die Stadt Seleukia am Tigris, und diese, mit reichen Privilegien ausgestattet, zog Babylons Handel und Bevölkerung mächtig an sich, so daß schon um 130 v. Chr. auf dem größten Theile des ehemaligen Stadtraumes Getreide gebaut wurde. Zur Zeit des Hieronymus (gest. 420 n. Chr.) benutzten die Partherkönige die Ruinen von Babylon mit den noch übrigen Mauerresten als Wildgehege zur Jagd. Seit der Herrschaft der Araber verschwand der Name Babylon ganz aus der Geschichte, und im 10. Jahrhundert wußte man von der Stadt nur, daß an ihrer Stelle ein kleines Dorf, Babel, stehe. Die Ruinen aber wurden seit dem 16. Jahrhundert öfters besucht und sind namentlich in neuerer Zeit durch Rich, Layard, Oppert, Smith, Wattenbach u. A. der Gegenstand eingehender Untersuchungen geworden.

Aeußerst zahlreich sind die Fundstücke, welche auf den babylonischen Trümmerfeldern gesammelt worden sind; ganze Säle füllen sie in den verschiedenen Museen und unbemeßbar ist die Zahl der durch moslemitischen Stumpfsinn und Fanatismus verzettelten und zerstörten Stücke. Was aber in den Museen vorhanden ist, erweist sich schon genügend, uns ein gutes Bild von der Kultur der alten Babylonier zu entwerfen. Wie hoch entwickelt dieselbe gewesen ist, geht unter Anderm aus der von George Smith hinterlassenen Sammlung von Vertragstafeln hervor, welche 1876 für das British Museum erworben, von William St. Chad Boscawen erforscht worden ist.

Die sogenannten Vertragstafeln sind kleine Platten aus gebranntem Thon, die auf beiden Seiten beschrieben sind und als Urkunden für Tausch- oder Kaufverträge dienten. Sie sind durch Zeugen gebührend beglaubigt und mit genauem Datum versehen; auch sind sie manchmal in doppelter Form ausgestellt, indem eine Kopie der in Keilschrift gefertigten Urkunde sich auf der Innenseite findet, wenn man die Platte spaltet. Als solche Vertragstafeln sind von der Smith'schen Sammlung bereits nahe an 3000 Stück festgestellt worden. Nicht weniger als 1800 derselben wurden an einer Stelle zusammenliegend gefunden und müssen einen Theil der Archive einer großen babylonischen Bankfirma gebildet haben, deren Geschäftsthätigkeit sich über mehr als ein Jahrhundert erstreckte, denn die Zeitangaben in den Bürgschaften und Pfandverschreibungen reichen von den Zeiten des Nabopolassar, Nebukadnezar, Belsazar u. s. w. bis zu den Zeiten von Kyros, Dareios Hystaspis und Nidintabel. Es finden sich Kontraktabschlüsse, Hypotheken, Schuldscheine, Akten über den Verkauf von Grundstücken u. dgl. m. in reichlicher Auswahl. Manche der Schuldscheine sind prolongirt worden. Auch enthalten einige Verkaufsverträge Bezugnahmen auf frühere Akten über dasselbe Besitzstück. Es braucht nicht gesagt zu werden, ein wie lehrreicher Einblick in das geschäftliche Leben der alten Babylonier diese Sammlung gestattet. Es erhellt u. A., daß die Herren „Gabi und Söhne" — wie wir die Firma nach heutigem Sprachgebrauch

nennen würden — ihr Geld in der Regel zum Zinsfuß von 10 Prozent ausgeliehen haben, und daß z. B. Ardu Ischtar — der Diener des Ischtar — bei einer Gelegenheit vier Sklavenfamilien von sieben Häuptern, zwei weibliche und fünf männliche, für drei Mana Silber verkaufte. Ferner enthält die Sammlung höchst interessante Rechentafeln, mit deren Hülfe die Herren Gabi ganz verwickelte Rechenexempel ausgerechnet haben dürften. Weiter findet sich ein (leider beschädigter) Kalender für das babylonische Jahr vor. Die Beschädigung hat eine Lücke von mehr als einem Monat verursacht. Für den Rest des Jahres hat indessen jeder Tag seine Stelle und es ist darauf bemerkt, ob er günstig oder ungünstig ist, je zum Feste oder zum Fasten, zur Heirath, zum Bau, zur Reise u. s. w.

Mesopotamien (genauer ἡ μέση τῶν ποταμῶν) ist ein Name, den die Griechen erst nach Eroberung des Persischen Reiches zur rein geographischen Bezeichnung des den Assyrern, Arabern und Aramäern angehörigen Zwischenstromlandes gebildet haben, der aber in weiterem Sinne auch auf das babylonische, untere Euphrat- und Tigrisgebiet ausgedehnt wurde. Für gewöhnlich wird der Name auf das Land zwischen dem mittleren Laufe der Zwillingsströme beschränkt, gilt also für das ehemalige assyrische Gebiet, welches südwärts bis zur medischen Mauer reichte und heute von den Arabern el Dschesireh, d. h. die Insel, genannt wird. Die erwähnte medische Mauer führte etwa 37 km. nördlich von Bagdad vom Tigris zum Euphrat; sie soll nach Xenophon $6^1/_2$ m. dick und 32 m. hoch gewesen sein. — Vom Mesopotamien der gewöhnlichen Bedeutung unterschied man das von Aramäern bewohnte Land zwischen dem Euphrat und dem Chabur, als das syrische Mesopotamien, das Aram-Naharaïm, d. h. „Aram (Syrien) der beiden Flüsse", oder Aram-bath-nahrin, d. i. „Syrien zwischen den Flüssen". Das hohe Alter dieses Namens beweist die Erwähnung von Naharina als egyptische Eroberung um das Jahr 1570 v. Chr.

Ein anderer Theil des Zwischenstromlandes, welches einen besonderen Namen führt, ist Osrhoëne oder Orrhoëne, die Landschaft zwischen dem Belik und dem Daisan (Dschulab), welche vereinigt beim alten Nikephorion oder Kallinikos in den Euphrat münden. Das von beiden bewässerte, überaus fruchtbare, aber zwischen den nackten, steinigen Hügelzügen nur schmale Ackerland finden wir seit der Zeit der Seleukidenherrschaft von einer Reihe griechischer Koloniestädte besetzt, die nach der Sitte jener Dynastie zum Theil nach Orten der makedonischen Heimat benannt waren; so namentlich Ichnä, Anthemusias, Edessa. — Diese griechischen Namen, von denen nur Edessa im Mittelalter vorübergehend wieder auflebte, sind überall vor den alteinheimischen verschwunden, wie wir z. B. an Edessa sehen, dessen altassyrische Benennung Ruhu (Urhoi der christlichen Syrer, Urhai der Armenier, Ruha der Araber), in das türkische Urfa umgewandelt, sich bis heute erhalten hat. Der Name der Landschaft selbst soll auf einen parthischen Vasallenfürsten, der wie seine Hauptstadt Urhoi oder nach griechischen Quellen Osroës (verkürzt aus Chosroës) hieß, zurückzuführen sein.

Was die Stellung Assyriens in Mesopotamien anlangt, so sehen wir aus den ältesten Berichten der Keilinschriften, daß dieses einstige Weltreich seinen Ursprung am Tigris nahm. Das Uferland dieses Stromes ist oberhalb des babylonischen Alluviallandes nur in schmaler Zone durch künstliche Bewässerung mittels Schöpfräder anbaufähig, während sich weiter ab vom Flusse dürre Steppe, also nach alter und neuer Anschauung arabischer, d. h. wüster Boden ausdehnt. Erst zwischen den beiden Zab-Flüssen und nordwestlich vom oberen Zab bis zum Tigris breitet sich unter dem Gordyäischen Gebirge wieder fruchtbare, durch zahlreiche Gebirgsbäche bewässerte Ebene aus, die bei dem Reichthum an Metallen und Marmor des nahen Gebirges und bei der Fülle an trefflichem Baustein, welche die niederen Höhenketten der Vorberge liefern, wohl geeignet ist, einem Volke als Kulturherd zu dienen. In dieser Landschaft Asur oder Aschur (im Phönikisch-Hebräischen) stand die Wiege des Assyrischen Reiches. Die älteste Hauptstadt Asur, welche an der Westseite des Tigris zwischen den Niederungen der beiden Zab lag, soll schon im 19. oder 20. Jahrhundert v. Chr. von babylonischen Eroberern als Sitz ihrer Statthalter gewählt worden sein. Nach der vorübergehenden egyptischen Eroberung (16. Jahrhundert) erbaute der Gründer eines selbständigen Assyrischen Reiches, Salmanu-asir I., um 1300 als neue Residenz Kalach an der Mündung des großen oder oberen Zab. Eine Anzahl von Palästen beweist, daß diese Stadt — jetzt als Nimrud bekannt — noch bis ins 9. Jahrhundert Landeshauptstadt geblieben ist. Die jüngste und größte Hauptstadt, noch weiter stromaufwärts, ist Ninua, wie ihr Name assyrisch ausgedrückt wird, Niniveh des Alten Testaments und Nunia bis heut im Munde der dortigen Christen und Juden.

Durch die Eroberungen der assyrischen Könige, — den Tigris abwärts bis zum Persischen Meerbusen schon seit dem 13., aufwärts nach Westen bis zum oberen Euphrat im 11., über das östliche Kleinasien im 10. und bis zum Mittelmeere im 8. Jahrhundert — erhielt auch der Landesname Assyria eine weitere Ausdehnung, wenigstens im Sprachgebrauche der Ausländer. In Kleinasien haben ihn die Griechen immer nur auf die assyrischen Kolonien am Pontos angewendet; nach Südwesten und Süden dagegen dehnen sie ihn auf das syrische Küstenland und namentlich auf das untere Euphrat-Tigrisland aus, ja sie beschränken ihn sogar auf dieses allein, nachdem das Stammland des Reiches am oberen Tigris eine medische Provinz geworden und unter der persischen Herrschaft geblieben war. Bei den griechischen und römischen Autoren der parthischen und neupersischen Periode wird wenigstens Babylonien, meist auch Mesopotamien, gewöhnlich unter dem assyrischen Namen mit begriffen.

Das vom unteren Drittheil des Euphrat- und Tigrislaufes durch- und umflossene Alluvialgebiet, das ergiebigste und volksreichste Centralland des ganzen alten Vorderasiens, ist zu allen Zeiten — vom arabischen Khalifat bis zu den Chaldäern, wol noch weiter zurück — der Sitz der herrschenden Großmächte gewesen. Aus der ältesten, akkadischen Vergangenheit hat sich als eine Erinnerung an dieselbe bis in das 8. und 7. Jahrhundert die regelmäßige Bezeichnung der Könige als Beherrscher von Sumir und Akkad erhalten.

Diese beiden Namen begreifen das ganze Unterland in der Art, daß Akkad den dem Meere näheren, südöstlichen Sumir den nördlichen, an Assyrien grenzenden Theil bezeichnen. Seit dem 9. Jahrhundert tritt neben jenen Titel und später ganz an die Stelle desselben in den Inschriften der Name Mat-Kaldu, d. h. Land der Chaldäer, oder Kasdier, wie sie bei den hebräischen Propheten des 7. Jahrhunderts genannt werden. Diese Chaldäer scheinen zunächst ein einzelner Stamm der Akkadier im südöstlichen Theile des Landes gewesen zu sein, dem auch die letzte, seit 626 herrschende Dynastie angehörte.

Mit dem wachsenden Uebergewicht der Hauptstadt befestigte sich im einheimischen wie ausländischen Sprachgebrauche immermehr die Uebertragung ihres Namens auf das ganze Land; sowol die letzten assyrischen Eroberer als Nabu-Kudur-uçur (Nebukadnezar) nennen sich einfach Sar Babilu, d. i. König von Bab-ilu (Thor Gottes). — Wie schon erwähnt, ging bei den Griechen der Name Assyrien auch auf die babylonische Landschaft über, während unter den Sassaniden die altarabische Bezeichnung Sawad, d. i. Ackerland, Aufnahme fand, die aber schließlich vom neuarabischen Irak arabi — wovon das Irak adscheni in Persien zu unterscheiden ist — verdrängt wurde. Bemerkt sei, daß das gegenwärtige Irak arabi sich eben so wenig wie das alte Babylonien auf das vom Euphrat und Tigris begrenzte Gebiet beschränkt, sondern es umfaßt auch die jenseit der beiden Flüsse gelegenen Landschaften.

Das Land stromabwärts von Babylonien heißt in den assyrischen Inschriften Kar-Dunijas und wird als von weiten Sumpfstrecken erfüllt bezeichnet, in welchen seine Beherrscher (Sar-ti-hamti, d. i. „König des Meeres" betitelt) ihre Unabhängigkeit gegen wiederholte assyrische Angriffe bis 704 v. Chr. vertheidigten. — Aus der von Alexander d. Gr. am Schatt-el-Arab gegründeten Hafenstadt Alexandria (später Antiochia und Charax Spasinu genannt) ging um 130 v. Chr. unter Führung eines arabischen Häuptlings, der später den Königstitel annahm, das kleine Reich von Charakene oder Mesene hervor. Es umfaßte einen Theil beider Küsten des Persischen Meerbusens, blühte besonders durch regen Handelsverkehr mit Indien und verschwand mit dem Emporkommen der Sassaniden (230 n. Chr.) und der Bildung einer neuen persischen Seemacht.

Der südöstlich vom unteren Tigris gelegene Theil der großen Ebene mit den im Norden und Osten umschließenden Bergländern bildete schon in uralter Zeit den Sitz eines bedeutenden Reiches, das seine Selbständigkeit auch gegen die weiter ausgedehnte Macht Babyloniens und Assyriens bis ins 7. Jahrhundert behauptete. Dasselbe war jedem der umgebenden Völker unter einem anderen Namen als demjenigen, den es sich selbst beilegte, bekannt, indem jene immer nur den Namen eines einzelnen Stammes oder einer Stadt auf das ganze Land ausdehnten. Wahrscheinlich war die einheimische Benennung Afarti, während die Griechen von Susiane, nach der Hauptstadt Susa, von Kissia, nach dem Volke der Kossäer (Kuschanier der Syrer), von Elymaïs, nach einem assyrisch Ilam genannten Landestheile und die Perser von Huzha, nach dem Volke der Uxier, sprachen. — Die Hauptstadt Susa (aramäisch und hebräisch Schuschan, assyrisch Susan) wurde schon

seit Kyros gewöhnliche Winterresidenz der achämenidischen Könige; Darius, Xerxes und ihre Nachfolger haben hier, wie uns die Ausgrabungen Loftus' und Churchill's zeigen, ähnliche Prachtbauten wie in Persepolis aufgeführt. Die Stadt war bei der durch das Klima bedingten Bauweise sehr ausgedehnt. Die Griechen berichten von 120—200 Stadien (26—40 km.) Umfang. Die Häuser waren einstöckig, lang und bei dem Mangel an größerem Bauholz nur wenig tief und standen in weiten Gärten. (Vgl. H. Kiepert, „Lehrbuch der alten Geographie.")

Nach diesem Ueberblick über die alte Eintheilung Mesopotamiens und der benachbarten Länder wenden wir uns wieder zum heutigen Mesopotamien.

Dasselbe ist gegenwärtig in die Vilajete Bagdad, Diarbekr und Haleb (Aleppo) getheilt, ohne daß jedoch diese Provinzen den Umfang des Zweistromlandes ausdrückten. So umfaßt das Vilajet Bagdad den östlichen und westlichen Grenzbezirk von Mesopotamien, Diarbekr greift weit in das Armenische Hochland über und nur ein kleiner Theil Aleppo's ist diesseit des Euphrats gelegen. Insoweit nun die Vilajete Bagdad und Diarbekr in Mesopotamien enthalten sind, könnten uns deren Größe und Bevölkerungszahlen einen Schluß auf jene des Euphrat- und Tigrislandes vermitteln.

Vilajet:	Flächeninhalt in qkm.:	Bewohner:	Bewohner auf 1 qkm.:
Bagdad	242,277	2,200,000	9
Diarbekr	97,500	708,288	7

Zu erwähnen ist noch, daß in neuerer Zeit vom Vilajet Bagdad das Gebiet des Schatt el Arab abgetrennt und mit einigen arabischen Bezirken zu einem Ejalet Basra vereinigt worden ist. Dasselbe umfaßt auch das Gebiet der Montefik-Araber, deren Kopfstärke auf 300,000 angegeben wird. Die Bevölkerungszahl des ganzen Ejalets beziffert sich nach türkischen Schätzungen auf ca. 400,000.

Der englische Konsul Taylor beziffert für 1870 die Einwohnerzahl von Diarbekr mit Charput mit 1,083,500 Seelen, worunter 170 Türken, 491,000 Kurden, 238,000 Christen, 1000 Juden, 8000 Jesiden, 42,500 Kysyllaschen, 118,000 Araber und 15,000 Tscherkessen.

Die Bevölkerung Mesopotamiens besteht in der Hauptsache aus Arabern, Kurden, Jesiden, chaldäischen und syrischen Christen und Nestorianern.

Die Araber sind, mit den chaldäischen und syrischen Christen untermischt, über das ganze Euphrat- und Tigrisland bis zu den nördlichen Bergbezirken der Kurden verbreitet und zerfallen in mehrere Haupt- und zahlreiche Unterstämme. In den Gebieten des unteren Euphrat und Tigris und des Schatt el Arab hausen die Montefik-, Beni Lam-, Kaab-, Sobeir- und Madan-Stämme, während in Mittelmesopotamien die Völker der Mosul Aschirat, Schammar u. s. w. zu finden sind. In den Ufer- und Sumpflanden des Zwillingstromes leben sie größtentheils als Ackerbauer und Schiffer unter unmittelbarer Herrschaft der Türken, soweit dieselbe zur Geltung kommt, aber in den Steppen- und Wüstengegenden sind sie Beduinen und erkennen nur nach Gutdünken die Oberhoheit des Sultans an. Ueberall, wo die Araber ein

Land dauernd eroberten, drückten sie demselben ihren Stempel auf, während sie selbst ihren Gebräuchen und Gewohnheiten, ihrem Volksthume treu verblieben. Wir werden die Araber in ihrem Heimatlande näher kennen lernen und widmen daher ihren Stammesgenossen außerhalb Arabien nur insoweit unsere Aufmerksamkeit, als fremdartige Züge im Volkscharakter der uns begegnenden Stämme wesentlich hervortreten. Hier in Mesopotamien sind es die Madan (Mädan, Medan oder Meidan), welche diese Aufmerksamkeit beanspruchen. In den von ihnen gewählten Sumpflandschaften des Irak Arabi waren die Naturverhältnisse kräftiger als ihre hergebrachten Gewohnheiten; sie mußten dieselben der neuen Heimat anpassen, sich selbst und ihre Lebensweise ändern.

Was dem Beduinen der kahle, trockene Wüstenboden, das Kameel und das Wollenzelt, das sind dem Madan die Sümpfe, der Büffel und die Schilfhütte. Wie der Erstere ein ausgezeichneter Reiter, Fußgänger, Jäger und Räuber, ist der Letztere zu einem vortrefflichen Schiffer, Schwimmer, Fischer, Reisbauer, Dieb und Pirat geworden. Es ist wirklich merkwürdig, sagt A. Schäfli, welcher 1861 Mesopotamien und Kurdistan besuchte, wie vollständig diese Umwandelung der Sitten und der Lebensweise eines Menschenstammes, der früher die Wüsten oder Gebirge des kahlen, wasserarmen Arabiens bewohnte, im Verlaufe der Jahrhunderte vor sich gegangen ist. Dialektologisch unterscheidet sich der Madan von den anderen Arabern des Irak auch durch seine rauhere Sprache und eine geringe Abweichung seiner Kleidung.

Von Jugend auf an das Leben in den Sümpfen gewöhnt, empfindet der Madan von diesen keine nachtheiligen Einflüsse. Im Gegentheil bilden sie für ihn ein Lebenselement und sind zu seiner Existenz unentbehrlich, denn in den Sümpfen pflanzt er seinen Reis, die einzige vegetabilische Nahrung, welche er genießt, auf sie treibt er die reichlich Milch gebenden Büffel zur Weide; die Sümpfe liefern ihm den Brennstoff und das Baumaterial, Binsen und Schilf, als Nahrungsstoff eine Menge schmackhafter Fische.

Die Natur des Madan ist gewissermaßen amphibisch geworden und hat sich vollkommen dem Sumpfleben angepaßt; denn woher kommt die außerordentliche Entwicklung seiner unteren Extremitäten, als weil er den ganzen Tag über wie ein Storch in den seichten Gewässern herumwatet.

Die Madan sind fast ohne Ausnahme Ackerbauer, weniger Hirten oder eigentliche Beduinen. Ihre den Landesverhältnissen angepaßte Kultur beschränkt sich aber fast nur auf den Anbau von Reis, seltener und nur in trocken gelegenen Gegenden auf Weizen und etwas Gerste. Ebenso geschickte Fischer als Schiffer, durchschießen die Madan auf ihren leichten, kaum einige Pfund schweren Schilfbooten die zahlreichen Kanäle und Wasserflächen, welche ihr Land erfüllen, und entgehen leicht den Verfolgungen ihrer Feinde. Die Türken hatten keine geringe Arbeit, bis sie sich einen Theil des Madanvolkes unterthan gemacht hatten.

Frei oder unterjocht sind die Madan immer, wie ihre Volksangehörigen auf der Arabischen Halbinsel und in der Syrischen Wüste, ein kriegerisches, tapferes, aber ungastliches und diebisches Volk, stets zur Empörung gegen den fremden

Unterdrücker bereit. Wenn auch zum größten Theil Ackerbauer, erhält sich unter ihnen der kriegerische Geist durch die immerwährenden Fehden, die sie unter sich oder mit anderen Araberstämmen führen.

Unter den obwaltenden Zuständen ist es geradezu unmöglich, die Gesammtzahl der Madan auch nur annäherungsweise zu bestimmen. Sie zerfallen in eine Menge kleiner oder größerer Stämme (A. Schäfli zählt 79 auf), welche namentlich längs der beiden Stromläufe zum Theil unter der Herrschaft der Türken, zum Theil unter der der Montefik stehen, oder die sich, wie in dem schwer zugänglichen Innern der Dschesireh, bis auf den heutigen Tag selbständig zu erhalten wußten. (Vgl. A. Schäfli, „Beitrag zur Ethnographie Kurdistans und Mesopotamiens", Petermann's „Mittheilungen", 1863.)

Unter ähnlichen Verhältnissen wie die Madan leben auch die anderen, zu den oben genannten Stämmen gehörenden Sumpfaraber.

Die nördlichen Nachbarn der Araber in Mesopotamien sind die Kurden. Sie bewohnen das südliche und östliche Stufenland Armeniens und den nördlichen Theil des persisch-mesopotamischen Grenzgebirges, ein Bevölkerungsgebiet, welches Karl Ritter auf wenigstens 2000 □Meilen schätzt und gewöhnlich Kurdistan genannt wird. Das eigentliche und zugleich türkische Kurdistan bezeichnet Moltke durch eine Linie, gezogen von Diarbekr über Mardin, Nisibin, Dschesireh ibn Omar, Wan, Musch, Palu, Derindeh, Marasch und Adijaman. Die Hauptmasse des Volkes wohnt in halber Unabhängigkeit auf türkischem Gebiet, der Rest in den persischen und russischen Bezirken. Die Zahl der türkischen Kurden wird auf eine Million veranschlagt, wovon nach Taylor 491,000 auf das Vilajet Diarbekr und 357,000 auf das von Erzerum zu rechnen wären, so daß der Rest auf Anatolien entfiele.

Der Ursprung der Kurden ist noch dunkel. M. Wagner hält sie für ein Mischvolk; wahrscheinlich sind sie aber die Nachkommen der alten arischen Bewohner Kurdistans, welche bereits die Griechen unter dem Namen Kyrtier oder Karduchen, auch Gordyäer kannten, und mit denen sich zersprengte flüchtige Nachbarvölker, die im Gebirge eine Zufluchtsstätte gegen ihre Feinde suchten, oder eindringende Eroberer vermischten. Die Aehnlichkeit ihrer Sprache mit der persischen läßt auf eranische Abstammung der kurdischen Grundbevölkerung schließen.

Die Kurden zerfallen in zwei scharf getrennte Stände oder Kasten, in Assireten oder Krieger und Guranen oder Ackerbauer. Erstere bilden die herrschende Klasse und sie benutzen ihre Stellung zur Knechtung der nicht kriegerfähigen Guranen.

„Armselig in der That", sagt Rich, „ist die Lage dieser kurdischen Landbauern. Sie ist der eines Negersklaven in Westindien sehr ähnlich, und das Schlimmste von Allem ist die Unmöglichkeit, zu bewirken, daß sich die kurdischen Herren ihrer Grausamkeit gegen die armen Unterthanen schämen. Jedermann sieht, daß der Bauer im Augenblick durch sein Gesicht und seine Sprache von dem wahren Stammesmitgliede zu unterscheiden ist, und es ist ihm somit auch unmöglich, sich für einen seiner Landsleute aus der edleren Kaste auszugeben." Also nicht blos die Beschäftigung und der Stand unter-

scheidet beide Volkstheile, sondern auch das Körperäußere und die Sprache. Der Assiret hat, nach M. Wagner, grobe, eckige Gesichtszüge, einen dicken Vorderkopf, tiefliegende blaue oder graue starre Augen und ein hartes und festes Auftreten, während der Gurane durch eine viel sanftere Gesichtsbildung mit regelmäßigen, oft griechischen Zügen sich auszeichnet. Der Missionär Hörnle, welcher viel bei den Kurden, wiewol hauptsächlich in den nordwestlichen Bezirken, ferner am Urmia-See und jenseit desselben gelebt hat, beschreibt sie als sehr stark, breitschulterig, mit dunkler Farbe, schwarzem Haar, großem Munde und kleinen Augen, die einen sehr wilden Ausdruck haben. Zuweilen bemerkte er aber auch Gesichter, die einen besseren Charakter verriethen und mehr Vertrauen einflößten. Der Bau ihres Körpers ist regelmäßig und ihre ganze Erscheinung macht keinen unangenehmen Eindruck. Die ungemeinen Anstrengungen und Mühseligkeiten von Jugend an hindern sie nicht, ein hohes Alter zu erreichen. Sie werden oft 100 Jahre alt und bleiben dabei im vollen Besitze ihrer geistigen und physischen Kräfte. Rich bestätigt diese Angabe Hörnle's, indem er erklärt, daß er nirgends so viel schöne, gesunde, alte Personen beiderlei Geschlechts gesehen habe wie in Kurdistan.

Der bekannte Reisende Vambery schildert den Kurden als meist von hagerer, schlanker Gestalt, mit einem Gesicht, welches den treuesten Typus der alt medisch-persischen Rasse an sich trage, ja er sehe mit seinen länglich schmalen Zügen den durch die Skulptur verewigten Ueberrest altpersischer Physiognomien in Persepolis, Schapur und anderen Orten viel ähnlicher, als den durch türkisch-arabische Rassenkreuzung ziemlich entstellten heutigen Iraniern. Besonders bemerkenswerth seien die Augen, die, wie bei allen Nomaden sehr glänzend und funkelnd, sich noch durch einen Ausdruck von unheil- und trugbrütendem Sinn auszeichneten.

Die Tracht der Kurden ist nach den Gegenden, welche sie bewohnen, fast ebenso abweichend wie ihre Gesichtsbildungen. Die hohe gelbe Filzmütze ist nicht überall gebräuchlich, da im Türkischen und Russischen Armenien die Kurden auch vielfach Turbane tragen. Letzterer Kopfputz, von dem bisweilen rechts und links die Tuch- und Shawlspitzen mit gesuchter Nachlässigkeit herabhängen, verleiht dem nicht sehr bärtigen, sonnengebräunten, rauhen Gesichte der Kurden einen besonderen Reiz und steht mit dem übrigen faltenreichen, schlotternden, lappigen Gewande — schwarz und weiß gestreiften Pluderhosen aus Ziegenhaaren, kurzer Jacke mit aufgeschnittenen, lang herabhängenden Aermeln und darüber die Abba — in bestem Einklang.

Lebhafte, schreiende Farben lieben sie alle, Männer wie Frauen. In den südlichen Gauen des eigentlichen Kurdistan trägt der gemeine Mann einen weiten braun und weißen Kaftan (Antari), darunter ein engeres Gewand in türkischem Schnitt mit einem ledernen Gürtel, welchen Metallplatten zieren.

In den nordwestlichen Gegenden nähert sich die Tracht der tatarischen, in den Gebirgslandschaften am mittleren Tigris der arabischen. Sehr verschieden ist auch die Bewaffnung. Die Feuergewehre sind meist sehr schlecht und selten; selbst bei mächtigen und wohlhabenden Stämmen zählt man auf 10 Mann häufig nicht mehr als eine Flinte. Dagegen trägt im türkischen

Armenien und in Persien der kurdische Reiter eine sehr lange Bambuslanze, gewöhnlich oben mit einem Büschel schwarzer Roßhaare oder Wolle geziert. Viele führen auch krumme Säbel und lange breite Dolche, Kandschar genannt.



Kurden von der Kriegerkaste vor einer Wohnung der Nestorianer.

Der Häuptling besitzt gewöhnlich auch Pistolen. Das Schießpulver heißt bei den Kurden Derman, was so viel als „wirksame Medicin" bedeutet. Sehr gebräuchlich sind bei den Kurden die Schilde, die sonst im übrigen Vorderasien ganz verdrängt sind.

Die Wohnungen der Kurden bestehen bei den Wanderhorden in schwarzen Filzzelten (Karatschadyr), die der Ansässigen in niedrigen Häusern aus Steinen mit plattem Dach. Wie G. Radde berichtet, bedienen sich die Kurden des nördlichen Armeniens im Sommer besonderer Zelte. Dieselben sind an allen Seiten offen und bestehen nur aus einer länglich-viereckigen, von Stangen gestützten Decke aus braunen Tuchstreifen. Die Wände werden an drei Seiten durch aufgestellte Schirme ersetzt, die man aus Weidenruthen und quer durchgeflochtenen Wollen- oder Seidenstreifen herstellt.

Die Assireten zerfallen in eine große Zahl von Haupt- und Unterstämmen, zu denen je eine Abtheilung Guranen in einem Abhängigkeitsverhältniß zu stehen scheint. Jede einzelne Gruppe hat ihren besonderen Namen, und diese Fülle von Namen, sowie der Umstand, daß oft nach einzelnen mächtigen Familien auch ganze Stämme benannt werden, war für den Forscher von jeher eine reiche Quelle der Verwirrung.

Die östlichen Kurden theilen sich in die Stämme der Hakkari, Zibari, Schirwan, Revanduz, Baradust, Baliki, Mikri und Bilba (letztere zwei schon in Persien); zu den südlichen gehören die Dschaf und die zahlreichen Kalhur und Aschyta; weniger rein haben sich in den nordöstlichen Bezirken die Schakaki, Haideranly, Mela und Dschelali erhalten. An der Spitze der Stämme und Verbände stehen die Häuptlinge oder Stammesältesten mit verschiedenen Titeln: Emir, Khan, Beg, Aga, Muzin &c.; die Würde ist in den Familien erblich. Die Stammesältesten sind bei den Kurden immer in großem Ansehen gewesen, auch wenn sie nicht aus fürstlichem Geblüte stammen. Im Hause oder Zelte eines Häuptlings versammeln sich jeden Tag die angesehensten Männer, setzen sich im Halbkreise auf die Teppiche und rauchen aus langen Pfeifen den staubförmigen Tabak von Revanduz. Tritt ein junger Mann in das Zelt, so küßt er gewöhnlich sämmtlichen Alten der Reihe nach die Hand und wird von diesen auf die Stirne geküßt. Ist der Eintretende ein älterer Mann, so ergreift er nur die Hand des Häuptlings und Jeder berührt sich nur die Stirne als Zeichen der Achtung. Beim Eintritte des Häuptlings erheben sich sämmtliche Anwesende und bleiben stehen, bis er sich niedergelassen hat.

Bei den großen Kurdenstämmen ist es Brauch, daß der Häuptling beständig offene Tafel hält. Alle Geschenke an Vieh und Feldfrüchten, welche die verschiedenen Stammesglieder ihrem Beg oder Khan bringen, kommen ihnen bei dieser Gelegenheit wieder zu Gute. Mancher kurdische Emir muß, um dem Gastrecht Genüge zu leisten, täglich 30—40 Schafe schlachten, vier bis fünf Pfund Reis als Pilaw bereiten und einige Pfund Kaffee und Tabak opfern. Ueberhaupt wirken Sitten und Einrichtungen im Orient der Anhäufung von Reichthümern entgegen. Die Großen des Volkes müssen durch Entfaltung ausgedehnter Gastfreundschaft und durch einen großen Haushalt ihrer Stellung das nöthige Ansehen geben, wobei die zugegangenen Geschenke und erpreßten Gelder zum Theil dem Volke wieder zurückfließen. In Persien und der Türkei sorgen außerdem noch Schah und Sultan durch die gelegentliche Einziehung des Vermögens reichgewordener Gewalthaber, daß nicht große Schätze in den Händen Einzelner sich ansammeln.

Die gewöhnlichen Speisen im Hause eines vornehmen Kurden sind Kufda und Pilaw, d. h. zerhacktes und in Klumpen gerolltes Schaffleisch, mit Zwiebeln, Milch und Pfeffer zubereitet, in einer Schüssel mit gekochtem Reis, Lammbraten, Käse und saurer Milch. An jeder Schüssel essen vier bis fünf Personen. Nachdem man sich die Hände gewaschen, greift Jeder mit der fünfzinkigen Gabel in das Gericht hinein und holt sich die Bissen heraus, die ihm günstig scheinen. Sind die Aelteren und Vornehmeren mit Essen fertig, so ziehen sie sich zurück und räumen den Gästen zweiten Ranges den Platz vor den Schüsseln. Nachdem auch diese zweite Klasse gesättigt ist, verfällt der Rest den Dienern und den Armen. Nach dem Essen wäscht man sich wieder die Hände und geht zum Kaffee über.

Was ihren Charakter anlangt, so sind die Kurden tapfer, freiheitsliebend, gastfrei, ziemlich keusch, auch bis zu einem gewissen Grade worttreu; dagegen haben sie keinen Sinn für regelmäßige Beschäftigung, sind der Blutrache leidenschaftlich ergeben, überhaupt von Kampf- und Raublust beherrscht. Nach ihren Ansichten gehört gewaltsamer Raub zu den echten Heldenthaten, und jeder berühmte Häuptling, den ihre Lieder feiern, hat nicht nur gegen die türkischen Pascha's und ungläubigen Russen gekämpft, sondern auch Karawanen geplündert und die Dörfer der ketzerischen Perser überfallen. Indessen gilt im Orient die Ansicht, daß der Kurde bei seinen räuberischen Unternehmungen sich doch anständiger und menschlicher benehme als der Tatar (Nogaier), Turkomane oder der Beduine.

Es ist öfters vorgekommen, daß Kurden in den überfallenen Dörfern den Leuten alles Gute und Brauchbare, selbst das Hemd vom Leibe weggenommen, ihnen dafür aber ihre eigenen schlechteren Kleider als Geschenk zurückgelassen haben. Auch geben sie nicht selten den Aermsten in den geplünderten Dörfern einige Lebensmittel zurück, um sie vor dem Hungertode zu bewahren. Auf Dankbarkeit ist bei ihnen freilich nicht zu rechnen. Auch ihre Freunde und Wohlthäter, bei denen sie früher das Gastrecht genossen, plündern sie gewöhnlich ohne Gewissensskrupel aus und sagen dann zur Beschönigung ihrer That: „Wenn wir es nicht gethan hätten, so wären gewiß Andere gekommen, die vielleicht weniger glimpflich gehandelt haben würden.“

Als Gäste beobachten sie den seltsamen Gebrauch, das dargereichte Brot aus der Mitte und nicht vom Rande zu brechen. Haben ihre Lippen aber zufällig den Rand des Brotes berührt, so sind sie nach ihren Begriffen dem Gastfreunde zur Dankbarkeit verpflichtet und dürfen sich auch später nicht mehr an seinem Eigenthum vergreifen, was ihnen als eifrigen Liebhabern fremder Sachen natürlich sehr unangenehm ist. Solange sie aber einen Gast beherbergen, üben sie streng die Pflichten des redlichen Wirthes. Der französische Reisende Lejean rühmt von ihnen: „Es hält etwas schwer, bei ihnen Aufnahme zu finden, sobald man aber einmal ihr Gast geworden ist, kann man ruhig schlafen, wenn man auch tausend Dukaten in der Geldkatze bei sich trüge.“ In der Kühnheit des Stehlens werden die Kurden schwerlich übertroffen. Dagegen wollen sie sich durchaus nicht mit dem Schmuggel befassen, der an der russischen Grenze gegen die Türkei und Persien so gewinnbringend betrieben wird.

Da Niemand besser als der Kurde die Gebirgswege kennt, Niemand es ihm im Steigen zuvorthut, so wäre ihm ein leichter und sicherer Erwerb durch das Schmuggeln geboten. Aber diese Art von Gaunerei ist ihm zu neuartig. Selbst gegen gute Bezahlung will er von den armenischen Händlern sich nicht für die Beschäftigung gewinnen lassen, da sie nicht zu den alten Gewohnheiten seines Stammes gehört.

Eine alte böse Stammessitte, die ebenfalls noch streng beobachtet wird, ist aber die Ausübung der Blutrache. Wie bei den Bergvölkern Albaniens und des Kaukasus zieht auch bei den Kurden oft ein einziges Verbrechen die Ausrottung ganzer Geschlechter nach sich. Doch giebt es, wie bei jenen, auch bei diesen Mittel und Wege zur unblutigen Sühne schwerer Thaten, so die Erlegung eines Blutpreises, die Dazwischenkunft eines Weibes, die reuevolle Ergebung des Uebelthäters in die Hände des Verletzten. Stürzt sich der Schuldige mit dem Säbel, in der Scheide über den Rücken hängend, und mit einem baumwollenen Zeuge in der Hand, welches das Todtenhemd genannt wird und als Zeichen völliger Unterwerfung gilt, in die Hütte seines Feindes, des Häuptlings oder eines Mollah und giebt dadurch zu erkennen, daß er ohne Widerstand sein Leben der Großmuth seines Gegners überantworte, so gebietet zwar kein Gesetz, wol aber Brauch und Sitte die Vergebung. Schimpf und Schande würde dem zu Theil, welcher, das Odschag, d. i. das Hausrecht, entehrend, dem wehrlos reuigen Feinde ein Leid zufügen wollte. Durch die Nacht der Barbarei dieser Halbwilden zuckt also doch auch mancher versöhnende Lichtstrahl.

Auf einen nicht geringen Grad von Innerlichkeit läßt bei den Kurden die Liebe zur Familie und die freiere Stellung des weiblichen Geschlechts schließen. Obgleich sie Mohammedaner sind, so sieht man dennoch ihre Frauen, soweit sie nicht zur vornehmen Welt sich rechnen, unverschleiert. Die kurdischen Schönen verdienen zwar selten diesen Namen, aber ihr blühendes Aussehen und die Gutmüthigkeit, die sich stets auf dem Gesichte, namentlich der Mädchen, ausspricht, ersetzt vollkommen die Schönheit. Eine passende und wohlgefällige Kleidung hebt die vollen und runden Formen des Körpers und entspricht dem sonnenverbrannten Gesicht und Hals. Auch sind die Kurdinnen nicht auf den Harem beschränkt, sondern gehen und reiten frei umher und verkehren ohne Scheu mit anderen Männern. Nur reiche und vornehme Kurden heirathen mehrere Frauen; die gemeinen Krieger und die Guranen sind froh, wenn sie eine Frau erkaufen und ernähren können. (Vgl. M. Wagner, „Reise nach Persien und dem Lande der Kurden". Leipzig, 1852.)

Moltke sah Kurdinnen mit Ringen in den Nasen und mit vielen Münzen als Haarschmuck, und Thielmann berichtet, daß die regelmäßigen, aber häufig groben Gesichtszüge der persischen Kurdinnen nicht wie die der türkischen durch Tätowiren verunstaltet seien. Hauptsächlich liegen den Frauen die Arbeiten bei den Kühen und an den Webstühlen ob, während die jungen Männer die Herden weiden oder rund umher das Land nach Wild durchstreifen.

Die Kurdin wie die Turkomanin und überhaupt jedes Nomadenweib thut sich durch besonderen Fleiß und Emsigkeit hervor. Mit dem Kinde auf dem Rücken, sagt Vambery, schlägt sie das Zelt auf, melkt Ziegen und Schafe,

wirkt Strümpfe, striegelt das Pferd ihres Herrn, putzt seine Waffen und bindet ihm auch bisweilen die buntesten Tücher um den Turban. In Regen und Schnee, in Sturm und in der Sonnenhitze ist sie das immer rege, ewig thätige Mitglied der Familie. Aber trotzdem steht sie nicht in sehr großen Ehren, denn nachdem sie mit Mühe die Wohnung in Ordnung gebracht und das Mahl bereitet hat, sieht sie mit einem sklavischen Gehorsam zu, wie sich die männliche Gesellschaft sättigt, während ihr Geschlecht von den Ueberbleibseln zehren muß. Ja, die Geduld eines Nomadenweibes ist unbeschreiblich.

Die Kurden sind weniger geschwätzig und lärmend unter einander als die Perser, ihre Stammesverwandten, aber sie brechen oft in ein rohes, lautes Gelächter aus, z. B. wenn sie sich unterwegs begegnen. Sie lieben, besonders die Frauen, den Tanz und die Musik. Alle orientalischen Tänze haben, nach Rich, denselben Charakter und stammen aus dem höchsten Alterthum. Der kurdische Tschopi oder Kreistanz ist nur eine Abänderung des griechischen Sirto oder der Romaika, aber er ist lebendiger. Rich sah ihn bei einem Hochzeitsfeste unter der wildesten und lautesten Musik von Trommeln und Pfeifen. Die Tänzer schlagen reihenweise ihre Hände zusammen, bewegen ihren Körper hin und her, stampfen mit den Füßen und stoßen ein wildes Geschrei aus. Die Männer traten zuerst vom Reigen ab. Dann tanzten die Weiber, geschmückt mit Seidenkleidern und Goldschnallen und ohne orientalische Verschleierung, mit vieler Anmuth und Schönheit im Kreise sich bewegend.

Ihre Liebe zur Musik bethätigen die Kurden auf der Rohrflöte (Bitwar), in deren angenehmen und weichen Tönen sie melancholische Lieder erklingen lassen. Auch sind wilde Gesänge, gemeiniglich mit Chören, sehr beliebt. (Vgl. Prichard III, 2. Abthl., S. 79.)

Wo Musik und Gesang gepflegt werden, hat auch die Poesie eine Stätte. Nicht viel ist es, was von kurdischer Dichtung bekannt geworden ist, aber dieses Wenige zeugt von einer bei dem Kulturstande dieses Volkes sehr achtungswerthen dichterischen Begabung. Sollte man von diesem Volke, dessen Namen Strabo schon vom altpersischen κaρδα, d. i. „Räuber“, ableiten zu dürfen meinte, solch poetische Gestaltungskraft vermuthen, wie sie in dem Frühlingsliede hier zum Ausdruck kommt?

Ueber Alles hoch und über Alles schön,
Und im Mund des Volkes vielgepriesen,
Sind die grünen Flecke auf den Bergeshöhen,
Sind die duftenden Nomadenwiesen.

Wo der Schnee die Berge bekleidet,
Wo der Kurden schwarze Zelte stehen,
Wo der Hirt die fette Herde weidet,
Kecke Bursche, schmucke Dirnen gehen.

Ueber Alles hoch und über Alles schön,
Und im Mund des Volkes vielgepriesen,
Sind die grünen Flecke auf den Bergeshöh'n,
Sind die duftenden Nomadenwiesen.

Wie wirksam schildert folgendes Trauerlied die Vergänglichkeit des Kriegerlebens.

„Mir gegenüber liegt des Reiters Grab,
Noch gestern strotzt' er in der Jugend Prangen;
Mit seiner Lanze brach sein Leben ab,
Getroffen stürzt' er und gebrochen hin.
Jetzt ziehen schon die Würmer und die Schlangen
Ueber die fleischentblößten Knochen hin. . ."

Die Sprache der Kurden ist eine blos mündliche, d. h. sie ist nie geschrieben worden; alle Schriften, die unter ihnen bekannt sind, sind persisch oder türkisch. Die Sprache zerfällt in eine sehr große Anzahl von Mundarten, die alle ihre enge Verwandtschaft mit dem Persischen mehr oder minder bekunden. Lejean meint, daß die kurdischen Dialekte zum heutigen Persischen ungefähr in demselben Verhältnisse ständen, wie das Französische des 12. Jahrhunderts zur flüssigen Zunge der gegenwärtigen Pariser. — Der Grund der mangelhaften Entwicklung des Kurdischen liegt natürlich in dem Fehlen eines Schriftthumes und in der Absonderung der Stämme. Die vielfache Berührung der letzteren mit den Nachbarvölkern hat die Aufnahme einer Menge arabischer, türkischer, syro-chaldäischer und russischer Worte zur Folge gehabt, doch hat die kurdische Sprache ihre eigenen, dem Persischen verwandten, grammatischen Formen bewahrt. Der Klang der kurdischen Mundarten ist ein überaus rauher, läßt aber nicht so viel Zisch- und Kehllaute hören wie andere asiatische Sprachen. Was die Sprachverschiedenheit anlangt, die Rich zwischen Assireten und Guranen beobachtete, so beschränkt sich dieselbe darauf, daß die Bauernsprache sich mehr zum Neupersischen hinneigt und also die fortgeschrittene Bildung der Bauern vor den Kriegern bekundet. —

Seit einigen Jahrzehnten sind die Kurden dem Namen nach den Türken unterworfen, doch haben die Letzteren nicht die Macht, das Volk in wahrer Abhängigkeit zu halten. „Der Kurde gleicht einer wilden Ziege", sagte ein Türke zu dem letztgenannten Reisenden; „wer ihn melken will, muß ihm von Fels zu Fels nachspringen können, und weil dies die Diener unseres Sultans nicht im Stande sind, so gelingt es den Kurden, sich ungeschoren immer aus der Affaire zu ziehen." Hierin liegt ein tiefer Sinn! Die Völker „melken" — das ist die ganze türkische Regierungsweisheit!

Die Kurden denken also nicht daran, sich melken zu lassen. Wie die tscherkessischen Häuptlinge wohnen auch die kurdischen Stammesfürsten in alten Festen, welche, wie die deutschen Ritterburgen, auf den steilsten Felsenhöhen, in den unzugänglichsten Schluchten wie Geierhorste thronen. Von hier aus behaupten sie ihre Herrschaft, machen ihre Raubzüge gegen die Nestorianer und die friedlichen Armenier, plündern sie die Karawanen und Reisenden.

Diese Schlösser haben den Türken schon viel zu schaffen gemacht, und mancher Kriegszug mußte gegen sie unternommen werden. Moltke, welcher bei seinem Aufenthalte in Kurdistan an der Belagerung einer solchen Feste Theil nahm, beschreibt das zwei Tagemärsche von Dschesireh ibn Omar gelegene Sayd-Bey-Kalessi (d. h. Schloß des Fürsten Sayd).

„Als ich gegen Mittag um die Felsecke ritt,“ schreibt der berühmte Stratege, „und das weiße stattliche Schloß in solcher formidabeln Höhe über mir und so weit entfernt von allen umliegenden Höhen erblickte, da drängte sich mir die Bemerkung auf, daß 40 entschlossene Männer hier wol einen sehr langen Widerstand leisten könnten. Es sind aber glücklicher Weise 200 Männer darin, und das ist gut für uns, denn einmal essen Zweihundert mehr als Vierzig, und dann findet man leichter 40 als 200 entschlossene Leute. Unsere verbündeten Kurden hatten bereits gute Arbeit gemacht und eine Menge kleiner Thürme, verschanzter Höhen &c. genommen, welche die Zugänge zur Hauptfestung decken und auf den ersten Blick fast ganz unzugänglich erscheinen. Diese Leute sind vortreffliche Schützen, trotz ihrer langen altmodischen Gewehre mit damascirten Läufen und oft noch mit Luntenschlössern. Sie ziehen fast nur des Nachts zu ihren Unternehmungen aus, am Tage liegen sie hinter den Steinen versteckt; überall findet man einen Trupp und wo sich der Kopf eines Feindes zeigt, da setzt es eine Kugel. . . .

„Sayd-Bey-Kalessi liegt auf einer wol 1000 Fuß hohen Klippe, die nur nördlich mittels eines scharfen, ungangbaren Grats mit der noch ganz beschneiten (Moltke schrieb dies am 12. Mai 1838) Hauptmasse des Gebirges zusammenhängt. Oestlich und westlich ist es von tiefen Felsschlünden umfaßt, die sich an der Südseite in ein Thal vereinen, in welchem wir lagern. Nur ein einziger schmaler Saumpfad windet sich in endlosen Zickzacks bis zu den Thürmen und Mauern hinauf und ist durch allerlei Außenwerke noch gesperrt. Die Wege im Thale sind von den Zinnen des Schlosses beherrscht; jenseit der Schluchten erheben sich zwar östlich und westlich die Felsen bis zu fast gleicher Höhe mit der Burg, aber sie sind so schroff und oben so scharf, daß es sehr schwer möglich sein wird, dort Batterien zu etabliren.“ (Weiteres über dieses Schloß und seine Belagerung siehe „Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei“, S. 254—266.)

Die Beschränkungen in der Freiheit, die Aushebung zum Militärdienst und all die anderen Lasten, welche die Türkenherrschaft mit sich bringt, haben bei den Kurden einen tiefen nationalen Haß gegen die türkischen Unterdrücker hervorgerufen, der oft in blutigen Empörungen aufflammt. Auch in den Volksliedern klingt dieser Haß in schmerz- und wutherfüllten Tönen wieder, wie einige Strophen eines Trauerliedes zeigen mögen.

Der Löwe, ein Held in der Thiere Reich,
Nie streitet er wie der Meuchler feig,
Er brüllet, sobald den Feind er sieht,
Er schont den Schwachen, der vor ihm flieht.

Der Chub-Khan ein solcher Löwe war,
Er suchte den Kampf, er suchte Gefahr.
Dem Feinde er offen ins Auge schaut,
Noch eh' er den Chandschar ins Herz ihm haut.

Der Türke schleicht wie der Uhu der Nacht
Zum schlafenden Feind' so leise und sacht,
Er schont nicht das Alter, er schont nicht das Weib,
Er würget das Kind in der Mutter Leib.

Die Taube dort in der Vögel Reich,
Mit gurrendem Ton, mit den Federn weich,
Die Taube gar treu ihren Tauber liebt,
Ihr Schnabel den Jungen das Futter giebt.

Die Chanum ein solches Täubchen war,
Sie schmückte das üppigste Lockenhaar;
Jetzt ist sie geworden der Türken Beut',
Der Khan ist gefallen im blutigen Streit.

Der Schakal scharret die Leichen sich aus,
Er hält auf den Gräbern nächtlichen Schmaus,
Doch das frische Blut der Jugend er schont,
Nie kommt er, wo Leben und Liebe wohnt.

Der Türken-Pascha, der wilde Barbar,
Er trinket nur Blut, wie der grause Aar.

Kind, schau deines Vaters blutendes Haupt;
Dir, Jüngling, hat er das Liebchen geraubt.

Fluch dem, der zwei liebende Herzen trennt!
Fluch dem Mörder, der kein Erbarmen kennt,
Das Grab giebt nimmer die Todten heraus,
Nur den Fluch erhöret der Melek Taus
(d. i. König Pfau).

Wie auch aus diesem Liede hervorgeht, haben die Kurden, obwol sie eifrige Sunniten sind, das Wegschleppen ihrer Frauen und Töchter als Sklavinnen zu beklagen, trotzdem nach dem Koran nur Ungläubige zu Sklaven gemacht werden sollen. Sehr bezeichnend für den jesuitischen Geist der koranheiligen Türken ist nun die Art und Weise, wie sie ihre Glaubensgenossen, die Tscherkessen, Kurden u. A., in Sklaverei zu bringen wissen. Bei den Tscherkessen, die ihre eigenen Kinder verkaufen, genügt es, wenn die Waare als Sklave bezeichnet wird. „Die Sünde falle auf das Haupt des Verkäufers!“ sagt sich tröstend der fromme Muselmann und fügt hinzu: „Wir sind genöthigt, unsere Harems zu erhalten, und darum sind auch alle Mittel, dies zu erreichen, gut.“

Um kurdische Sklaven zu erlangen, verfahren die Türken nach dem Sprüchworte: „Sag' Schlechtes von dem Hunde, und du darfst ihn todtschlagen!“ und brandmarken den zu überwältigenden Mann als „Teufelsanbeter“ oder „Menschen ohne Glauben und Gesetz“. Nimmt man diesen Abtrünnigen dann die Töchter weg, so ist das eben kein Vergehen. Des berühmten Omer Pascha erste Gemahlin war nach v. Lankenau solch eine Beute, die er auf seinem Feldzuge in Kurdistan mitgenommen hatte.

Solche schändliche Gewaltthätigkeiten tragen natürlich nicht dazu bei, die Kurden für die Herrschaft des Sultans zu erlangen. Der Beistand, den sie Letzterem in Kriegszeiten gewähren, ist immer sehr zweifelhafter Natur, denn nur durch die Aussicht auf reiche Beute ist er zu erlangen. Ist es dann nicht möglich, den Krieg auf feindliches Gebiet zu tragen, sodaß den kurdischen Hülfsvölkern Gelegenheit zur Beute wird, so suchen sie solche auf türkischem Boden, wenn sie nicht vorziehen, nach Hause zu gehen oder gar mit dem siegreichen Feinde sich zu verbinden. Im Kriege von 1877—78 boten nach dem Falle von Kars verschiedene türkische Kurdenstämme den Russen ihre Dienste an. — In Friedenszeiten ist das Verhältniß zwischen der türkischen Regierung und den Kurden auch nur ein sehr lockeres; erstere ist froh, wenn ihre Oberherrschaft nicht durch größere Uebergriffe seitens der Kurden gefährdet wird, und läßt daher die ungefügigen Stämme so weit als möglich in Ruhe.

Wie schon früher erwähnt, sucht die Pforte auch dadurch die Kurden möglichst im Zaume zu halten, daß sie dieselben gegen die benachbarten, ebenfalls widerhaarigen Völker der Nestorianer, Jesiden und Kysylbaschen beständig aufhetzt und so die widerstrebenden Kräfte bricht.

Die Nestorianer, die hier an erster Stelle in Betracht kommen, sind der Ueberrest einer einst mächtigen Kirche, die ihre Gemeinden auf dem ganzen ungeheuren Raume vom Euphrat bis zur großen Mauer des Chinesischen Reiches

verbreitet hatte. Noch zur Zeit der Khalifen standen unter dem nestorianischen Patriarchen von Ktesiphon (bei Bagdad) 23 Erzbischöfe und Metropoliten. Der Begründer dieser Kirche, welche aus der Chaldäa's hervorgegangen ist, war Nestorius, Patriarch von Konstantinopel. Er ward 431 n. Chr. auf dem Konzil zu Ephesus vom heiligen Cyrill von Alexandria der Ketzerei angeklagt, und seine Dogmen wurden als Irrlehre gebrandmarkt. Im Anfange der Islamherrschaft noch immer mächtig, und zwar infolge der unter den Khalifen geübten religiösen Toleranz, wurden die Nestorianer später durch Mongolen und Tataren arg bedrängt, so daß sich die mehr und mehr zusammengeschmolzenen Gemeinden schließlich aus den Ebenen in die kurdischen Hochgebirge zurückzogen.

Was nun zunächst zur Sprache gelangen muß, ist die Thatsache, daß sich die Nestorianer in ihren Bergen eine gewisse Unabhängigkeit zu wahren wußten. In die entlegenen Hochthäler, auf die großartigen Alpentriften Dschulemarks, wo der Steinbock weilt und der Bär täglicher Gast in den einsamen Gehöften ist, wagten in früheren Zeiten sich nicht einmal die rauflustigen Kurden. In den vierziger Jahren aber sollte jener abgelegene Erdenwinkel zum ersten Mal von sich hören lassen. Wie später im Jahre 1860 der Libanon und erst in den jüngsten Tagen der Balkan von entsetzlichen Religionskämpfen widerhallten, so erfüllten im Jahre 1843 die Metzeleien in den Thälern „Hakkiari's", dem Nestorianergebiete, das Abendland mit Entsetzen. Das arg mißhandelte Volk hatte sich seine plötzliche Popularität auf nur zu gräßliche Art erkauft. Den kurdischen Emiren war die Unabhängigkeit der nestorianischen Patriarchen, welche den Titel „Melek" führten, schon lange ein Dorn im Auge. Nun würde aber eine einfache Konzession, zu der sich der letzte nestorianische Patriarch Mar Schimun hätte herbeilassen sollen, die Ablegung der weltlichen Macht nämlich, den blutigen Tanz ohne Zweifel verhindert haben, aber Mar Schimun war der Mann nicht, der sich unter die Oberhoheit der kurdischen Emire beugen wollte.

Bedr Khan, der damalige mächtigste Kurden-Emir, der zu Tijari am Zarb-Strome residirte, setzte sich, um die Nestorianer unschädlich zu machen, mit den Paschas von Erzerum und Mosul ins Einvernehmen, und so konnte die große Schlächterei ihren Anfang nehmen. Wie sehr indessen konfessionelle Unduldsamkeit der Christen an allen derartigen Greueln Schuld zu tragen vermag, beweisen auch die damaligen Vorgänge in Hakkiari. Die amerikanische Mission, welche im Nestorianerlande einigen Anhang zu gewinnen wußte, ward durch römisch-katholische Propagandisten sowol bei Bedr Khan als beim Patriarchen Mar Schimun angefeindet, und es erscheinen Christen somit als Mitschuldige an den damaligen wie an den späteren Massacres. Ja, Mar Schimun entblödete sich nicht, selbst in seinem Exil zu Urumia in der persischen Grenzprovinz Azerbeidschan den kurdischen Pöbel gegen protestantische Missionäre aufzureizen, bis die Intervention persischer Truppen dem Tanz ein Ende machte. Derlei bedauerliche Erscheinungen kommen im Orient häufig vor. Bekanntlich pflegen während der „Osterandachten" an den heiligen Stätten Palästina's griechische und lateinische Pilger oder eingeborene Gläubige derart in Ekstase zu gerathen, daß sie sich gegenseitig braun und blau prügeln und türkische Gensdarmen

gezwungen sind, mit Kolben und Bajonnet Ordnung unter den Tumultuanten zu machen. So sind die christlichen Konfessionen in vielen Bezirken des Osmanischen Reiches wol selbst Schuld, wenn sie die Achtung der Mohammedaner und der Behörden von Tag zu Tag mehr einbüßen und ihren Klagen höheren Orts keinerlei Bedeutung beigemessen wird. (Vgl. Allg. Ztg. 1877, Nr. 11.)

Die Nestorianer werden als ein sehr thatkräftiges, freiheitliebendes und kampflustiges Volk geschildert, sind also am besten mit den Mirditen in Albanien zu vergleichen, mit welchen sie auch die Blutrache gemein haben. Der amerikanische Missionär Grant, welcher 1839—40 das Land am oberen Großen Zab (auch Zab el Kebir genannt) besuchte, erzählt von den Nestorianern, daß freier Umgang und anständige Sitten sie auszeichneten. Die Männer trügen ihr Hauptthaar in einem zum Nacken herabhängenden Zopf, darüber eine Kegelkappe von weißem Filz; ihre besten Reiseschuhe wären von Gemsenhaut, mit einem Netz von Stricken umgeben, die gewöhnlicheren aber von Filz. Nach W. Strecker (Petermann's „Mittheilungen", 1863, S. 261) kleiden sich die Nestorianer in weite Röcke von schwarzem Manteltuch, mit kurzem Entaris (Antari) von schlechtem Shawlstoff darunter, und auf dem Kopfe mit einem Filzfes von schwarzen Tüchern umschlungen. Sie besitzen treffliche, meist von ihren eigenen Büchsenschmieden gefertigte, lange, gezogene Gewehre. Sie sind tapfer und gute Schützen, und besonders dem Stamme der Tijari sollen Räubereien noch mehr Vergnügen machen als selbst den Kurden. Außer den Tijari werden noch die Dscheloi und Tuhubi als Hauptstämme der Nestorianer genannt, während die Berwari, Liwihni und andere sonst noch aufgeführte Gruppen mehr als Unterstämme zu gelten scheinen.

Um Land und Leute des Nestorianervolkes etwas näher kennen zu lernen, begleiten wir den englischen Reisenden Ainsworth und den vorgenannten Grant (vgl. Ritter's „Asien" VII. 2. Abth., S. 596—630) auf ihren Wanderungen von Amadia nach Dschulemark.

Der Weg führte über Duri, Lisan, Aschita und das Hochland von Leihun. Um nach Lisan zu gelangen, mußte die zum Dschudigebirge gehörige Tijarikette überstiegen werden, von deren Kammhöhe man einen großartigen Blick in das tiefeingeschnittene, wilde Felsenthal des Zab genießt. In einer grünen Thalweitung liegt hart am Strome Lisan und ihm gegenüber am linken Ufer das Kurdendorf Dschenan, beide Orte durch eine schmale Seilbrücke verbunden.

Ein alter Herr, der sich Melik, d. i. König, titulirt, der aber unter dem Ober-Melik der Tijari steht, ist das Oberhaupt von Lisan. Die Hütten dieses Dorfes liegen ungemein zerstreut zwischen Klippen, Gärten und Waldstücken und bieten, im Schweizerstil erbaut, ein recht malerisches Bild. Neben den Häusern erheben sich 3—6 m. hohe, leichte Holzgerüste, die am Tage als Standort eines Wächters über die Reisfelder, des Nachts aber in Ermangelung flacher Hausdächer als Schlafstätte für die Familie dienen. Grant betrat ganz allein dieses bei den Mohammedanern übelberüchtigte Dorf. Da kam ihm ein Mann entgegen, der ihn vor Jahr und Tag in der Mission am Urmia-See als Blinder aufgesucht, und dem Grant als Arzt wieder zum Augenlicht verholfen hatte. Voll Dank, eine Schale Honig ihm darreichend,

führte dieser ihn als Gastfreund unter seinen Mitbauern ein. Beim Melek erhielt er in der Familienstube seine Wohnung. Das Fell einer wilden Ziege, mit den Haaren nach unten, ward vor ihm ausgebreitet und darauf eine große Holzschüssel mit Speise gestellt. Stücke von Hirsebrot wurden um den Rand der Haut gelegt und für jeden der 8—10 Gäste ein großer Löffel gereicht. Jedesmal, wenn das Ziegenfell ausgebreitet ward, lagen noch Brotkrumen vom letzten Mahl darin, damit dem Gebot des Heilandes: „Sammelt die Krumen, daß nichts verloren gehe", Genüge geschehe und der früher einmal ertheilte Segen des Priesters auch bei allen späteren Mahlzeiten mitgenossen werden könne.

Die Weiber speisten nicht mit den Männern, doch wurden sie weit achtbarer behandelt, als dies bei anderen asiatischen Völkern Brauch ist. Vom Morgen bis zum Abend waren sie thätig und fleißig und gingen stets mit der Spindel. Sie kleideten sich in Scharlach oder rothgestreiftes Wollenzeug, das an den Tartan der Bergschotten erinnert, sehr schön und fest ist. Reinlich, bescheiden, keusch und ohne falsche Scham, sich keineswegs vor dem Umgange mit Männern zurückziehend, war das ganze Auftreten und Erscheinen dieser Frauen ein sehr angenehmes. Sie wunderten sich, daß im Abendlande ein Vater keinen Kaufpreis für seine zur Ehe begehrte Tochter bekäme, und daß diese ihre Heirathsangelegenheit meist selbst beschlösse.

Grant verbrachte einen Sonntag in Lisan. Niemals, sagt er, ertönt in diesen Thälern eine Glocke; ein Holzbret wird sehr schnell mit einem Hammer geschlagen, um die Gemeinde bei Sonnenaufgang zur Kirche zu rufen. Jeder zieht beim Eintritt in dieselbe die Schuhe aus, küßt die Thürpfoste oder Schwelle, geht dann am Altar vorüber, um das Evangelienbuch, das Kreuz und zuletzt die Hand des Priesters zu küssen. Die Kirche von Lisan mit gewölbtem Steindach und soliden Mauern scheint sehr alt zu sein; die Bewohner des Dorfes geben ihr ein Alter von 1400 Jahren. Die Thüre der Kirche ist sehr eng, um der Pforte zum Himmel, die sehr schmal sein soll, zu entsprechen. Die Gebete, die Gesänge, die ganze Liturgie wurde in altsyrischer, den Laien unverständlicher Sprache gehalten. In derselben las auch der Priester den Abschnitt aus dem Evangelium vor und gab dann in der Gemeinsprache der Nestorianer eine Uebersetzung, und dies war die ganze Kanzelrede. Dann wurde das H. Abendmahl gereicht. Brot und Wein wurden zuerst an einer heiligen Stelle der Kirche geweiht und dann vom Priester und Dekan herausgebracht. Jedes Gemeindeglied ging im Kreise um den vertheilenden Priester herum und empfing von letzterem ein kleines Stückchen Brot, wobei ein Tuch vorgehalten wurde, damit kein Krümchen und ebenso beim Trinken kein Tröpfchen verloren ginge. Aber keine Spur von abgöttischer, materieller Verehrung war hier zu bemerken, Alles geschah mit der größten Einfachheit. Beim Verlassen der Kirche erhielt ein Jeder ein dünnes, zusammengerolltes Blatt Brot, in dessen Mitte ein Stückchen Fleisch sich befand; es bedeutet dies das Liebesmahl, wie es in den ersten Jahrhunderten der Christenheit Gebrauch war. Viele Kirchenbesucher gingen dann in das Haus des Kirchenaufsehers, um ein volleres Mahl zu nehmen, und verbrachten dann den Tag in Ruhe und Anstand in ihrer Familie. Im ganzen

Dorfe herrschte eine tiefe Stille. In früheren Zeiten soll man auch, gleich den Hebräern, den Sabbath mit vollkommener Ruhe gefeiert haben, so daß man selbst das Reisen an diesem Tage mit dem Tode bestraft haben würde. Bemerkt sei hier noch, daß die Nestorianer nur zwei Sakramente, die Taufe und das H. Abendmahl, anerkennen, keine Heiligen verehren und die Priesterehe haben, welche sich jedoch nicht auf die höheren Grade erstreckt.

Das Thal des Großen Zab beginnt nordwärts von Lisan sehr steil anzusteigen und bildet eine enge, hier und da auch terrassirte Felsenspalte. Auf diesen Terrassen wird überall mittels trefflicher Bewässerungsanlagen erfolgreich Reis gebaut; Ainsworth zählte an einer Stelle bis zu 25 solcher übereinander ansteigender Kulturterrassen. — In weiterem Verfolg der Bergkette, welche den Zab rechtsseitig begleitet, erreicht man bei dem Sommerorte Soma Suwarri (Soma bedeutet dasselbe wie das türkische Jaila, d. i. Sommerfrisch-Ort) mit 2272 m. Höhe die Schneegrenze. Die Landschaft ist hier großartig, wildes, kühnes Felsgebirg nach allen Seiten. Die Hirten bedienen sich hier zum Hüten der Herden großer, zottiger Hunde, die denen auf dem Gotthardt sehr ähnlich sind.

Ueber Gletscher und steile Abhänge ging es zur Gabelung des Zabflusses hinab, dann nach Osten wieder bergan in das Hochland von Leihun, in welchem der eine Quellarm des Zab entspringt. Das Gebirge breitet sich von hier ostwärts als ein plateauartiges Stufenland aus. Im Thale des Eslaya aufsteigend, wurde von den Reisenden ein Kurdendorf berührt, in welchem die Bewohner seit 40 Tagen nichts Anderes als Salat (natürlich ohne Essig und Oel) zu genießen hatten. Nach Ueberwindung der zweiten Plateaustufe erblickt man endlich nach einer fünftägigen Reise Dschulemark (Dschulamerk, auch Dschulamerig), die Residenz des Patriarchen der freien Nestorianer.

Die Stadt gruppirt sich am steilen, terrassenartigen Westabhange des zu einer tiefen Schlucht abfallenden Schembat-Berges und wird von dem festen Bau eines Kurdenkastells überragt und beherrscht. Wie schon erwähnt, wohnen in diesem Hochlande von Dschulemark oder Hikkari die Kurden und Nestorianer dicht neben einander, von welcher Nachbarschaft die Letzteren immer viel zu leiden haben. Als Ainsworth 1840 Dschulemark besuchte, wagte der Patriarch, der obengenannte Mar Schimun, wegen der Arglist der Kurden nicht, den Reisenden bei sich aufzunehmen, und dieser wurde deshalb in die Vorhalle der armenischen Kirche des Ortes einquartiert, wo ihn das neugierige Volk sehr belästigte. Aber schon am andern Morgen um 5 Uhr besuchte ihn der Patriarch und blieb bis $^1/_2$2 Uhr Nachmittags bei ihm. Er war ein schlank gewachsener, hübscher Mann mit verständigem Wesen; obgleich er nur 38 Jahre alt war, so gab ihm doch sein langer grauer Bart und das sorgenerfüllte Gesicht das Ansehen eines Fünfzigjährigen. Bekleidet war er mit einem langen, weiten Gewand und einem Turban. Die Geschenke für ihn, die selbst in diesem entlegenen Gebirge kaum als Luxussachen gelten konnten, wie Stücke Calico, Stiefeln, Oliven, Pfeifenspitzen, Weihrauch, Seife, Schnupftabak, wurden von einem Diener vor ihm und vor Jedermann ausgebreitet und bezüglich ihres Werthes besprochen. Die gute Sitte hinderte selbst den Patriarchen

nicht, den Wunsch auszudrücken, wie viel lieber ihm eine Uhr, als all dieser Kram, gewesen wäre. Im Uebrigen erwies er sich aber als ein liebenswürdiger und leidlich unterrichteter Mann.

Außer der unzugänglichen Gebirgswildniß von Dschulemark bewohnen die Nestorianer noch einzelne Dörfer am Südabhange des Tscha-Spi, den Ort Feysch-Chabur und einzelne Ortschaften am Tigris, und finden sich auch in Bagdad und im Irak vertreten.



Chaldäer.

Neben den Nestorianern lebt in den kurdischen Berglanden noch ein anderes christliches Volk: die Chaldäer. Dieselben nehmen sowol das ganze Plateau von Kermelis als auch die Gebirgsstufen von Amadia und die Nachbargebiete ein, wo sie sehr gemischt mit den Jesiden wohnen; ihr Patriarch residirt in Mosul. Erwähnenswerthe Chaldäerstädte sind Telkeif, Teliskof und Börtela. Amadia, einst eine blühende Stadt, ist seit der Türkenherrschaft in Kurdistan zu einem Trümmerhaufen herabgesunken, ohne alle Gewerbthätigkeit.

Im Allgemeinen sind die Chaldäer, welche unter der vermittelnden Führung Roms stehen, ein friedlicheres und lenksameres Volk als die Nestorianer, die, ganz auf sich selbst angewiesen, fortwährend der Uebergriffe der Kurden und der Bedrückungen der Pascha's sich zu erwehren haben. Die chaldäischen Christen treiben Ackerbau, zahlen regelmäßig ihre Steuern und halten, soweit nicht religiöse Fragen ins Spiel kommen, mit ihren Nachbarn gutes Einvernehmen.

Was ihr Kirchenthum und ihre Abstammung anlangt, so wollen wir diese Fragen zugleich mit folgendem Ueberblick über die christlichen Gemeinden Mesopotamiens kurz erörtern.

Die Nestorianer und die syrischen und chaldäischen Christen gelten als Nachkommen der semitischen Aramäer, Assyrer und Chaldäer. Obwol sich die Nestorianer und unirten Chaldäer für Abkommen der alten Chaldäer halten, so dürften indessen nur die chaldäischen Christen Bagdads und des Irak Anspruch auf diese Abstammung erheben können, denn die sogenannte chaldäische Sprache der Nestorianer und Chaldäer des nördlichen Mesopotamiens, welche theilweise noch gesprochen wird, ist ein verdorbenes Aramäisch. Die aramäische oder syrische Sprache, welche vormals im Norden Syriens (Aram) und Assyriens in Gebrauch war und in welcher die Kirchenbücher der genannten Sekten geschrieben sind, weicht vom heutigen sogenannten Chaldäischen nur mundartlich ab, während sie der alten, den Assyriern und Babyloniern gemeinsamen Sprache bei weitem ferner stand, und man darf sonach annehmen, daß die nördlichen chaldäischen Christen, einschließlich der Nestorianer, keine Nachkommen der alten Chaldäer, wol aber solche der Aramäer, beziehungsweise der nördlichen Assyrer sind. Nur wenig verschieden von der Sprache der heutigen Chaldäer und Nestorianer ist das bei Damaskus von syrischen Christen noch gesprochene Altsyrische, welches sowol für die aramäische Abstammung dieser Syrer als auch für die Zusammengehörigkeit, beziehungsweise Verwandtschaft derselben mit den heutigen sogenannten Chaldäern Zeugniß ablegt.

In religiöser Hinsicht unterscheiden sich die Nachkommen der Aramäer und Assyrer dadurch, daß die syrischen Christen und Jakobiten wie die Kopten in Egypten Monophysiten (s. Armenische Kirche) sind, während die Chaldäer und Nestorianer sich zur Lehre des Nestorius bekennen, nach welcher wol das Göttliche und Menschliche in Jesus auch nach der Vereinigung zu einer Person sein eigenthümliches Wesen bewahrt habe, Maria aber nicht als Gottes-, sondern nur als Christusgebärerin zu betrachten sei. — Wie die Syrische, trennte sich auch die Nestorianische Kirche, indem ein Theil das päpstliche Primat anerkannte, während der andere unabhängig von Rom sich erhielt. Hiernach unterscheidet man einerseits unirte und nichtunirte syrische Christen, und andererseits unirte Nestorianer oder schlechtweg Chaldäer und nichtunirte oder freie Nestorianer. Bemerkt sei noch, daß sich die nichtunirten syrischen Christen, zu welchen auch die Kopten gehören, nach dem Wiedervereiniger ihrer Sekten, Jakob Baradai oder Zanzalos (gest. 578), auch Jakobiten nennen.

Was die Stärkeverhältnisse dieser christlichen Sekten in Mesopotamien anlangt, so zählten nach dem offiziellen päpstlichen Almanach im Jahre 1870 die unirten Chaldäer 70,000 Seelen. Die Kopfzahl der Nestorianer würde nach Ubicini auf 195,000—233,000 zu veranschlagen sein, während die Jakobiten in Mesopotamien und Syrien zusammen auf 30—40,000 Familien sich belaufen sollen.

Alte Kulturländer sind immer reich an religiösen Sekten, und so finden wir auch in den vormals assyrisch-babylonisch-medisch-persischen Gebieten noch verschiedene Glaubensgemeinschaften, deren Lehren sich als eine Verquickung gegenwärtiger und altheidnischer Religionsanschauungen herausstellen. Eine solche Sekte sind die am unteren Euphrat und Tigris und am Schatt-el-Arab lebenden Mandäer. Dieselben sind unter verschiedenen Namen bekannt geworden. Von den katholischen Missionären des 17. und 18. Jahrhunderts wurden sie in der Regel Christiani St. Joannis, Johanneschristen, genannt. Diesen Namen erhielten sie, entweder weil der Täufer Johannes als der wahre Prophet Gottes in ihren Religionsschriften eine bedeutende Rolle spielt, oder weil Jahja, d. i. Johannes, unter ihnen der verbreitetste Eigenname ist. Anderwärts führen sie auch den unglücklichen Namen Zabier, Sabier oder gar Sabäer und wurden mit den alten Gestirnanbetern verwechselt. Die Benennung Sabier weisen die Glieder dieser Sekte nicht ab, denn sie glauben, daß sie mit diesem Namen nach einem charakteristischen Merkmale ihrer Religion, der mehrmaligen Taufe, bezeichnet werden, indem sie Sabier von sebà, d. i. untertauchen, taufen, ableiten. Den Mohammedanern gegenüber nennen sie sich selbst nicht ungern Sobba, weil den Sabiern, mit welchen sie sich gleichbedeutend darstellen wollen, im Koran neben den Juden und Christen Gleichberechtigung und mithin Duldung zugesprochen wird.

Eine andere Benennung ist Nazaräer oder Nazoräer, welche jedoch nur für einen Theil der Gemeinde zutreffend ist, denn Nazorajje bezeichnet Solche, welche eine bestimmte Stufe der Erkenntniß 2c. erreicht haben. Am richtigsten heißt man sie aber Mandäer (nicht Mendäer) nach der bei ihnen selbst gebräuchlichen Beizeichnung Mandajje, d. h. „die von Manda di chajje (ihrem Messias) Abstammenden".

Die Religionslehren der Mandäer sind sehr verworren. So viel aus ihrer heiligen Schrift, der „Siddra Rabba", zu entnehmen ist, unterscheiden sie von einem endlosen Weltstoff einen belebenden Urgeist (Mâna Rabba di iqârâ, d. i. der große Geist der Glorie), welcher in einem von der Welt ganz abgezogenen Dasein lebt und über alle Verehrung erhaben ist. Aus dem Mana Rabba ging zuerst der „Aether des großen Glanzes" (Ajar ziva rabba) hervor, welcher, das Feuer, das Leben und das Wasser enthaltend, als ein niedrigeres Abbild die Lichtwelt erzeugte. Nach einer andern Auffassung entsprang aus dem Urgeist ein „erstes Leben" (Châjje qadmâjje), d. i. die in der jetzigen Welt wirkende und sie erhaltende (nicht aber sie geschaffenhabende) Seite des Mana Rabba, welch letzterer hierauf ein „zweites Leben" (Châjje

tinjânê) entstehen ließ, welches als eine untergeordnetere Aeußerung des Urgeistes die Lichtwelt umfaßt. Vielleicht entsprechen das „erste“ und „zweite Leben“ jenen beiden innerweltlichen Schöpfungsmächten, die bei den Chaldäern als schöpferischer Zeitgott (Bal-Saturn, Logos) und als Urfeuergott (Hephästos) gedacht sind und in derselben Bedeutung und Ordnung auch in den Systemen der Drusen, Ismaelier 2c. wiederkehren.

Zugleich mit dem „zweiten Leben“ ging aber auch aus dem Chajje qadmajje der Manda di chajje, die „Gnosis des Lebens“ oder der Lehrer und Erlöser der Menschen, hervor. Er wird auch Adam qadmája, d. i. „der erste Adam“, genannt, und entspricht dem Adam qadmâa der Kabbalisten. Er ist es, der zur Hölle fuhr und durch Besiegung der obersten Häupter des bösen Reiches dieses selbst in seinem Grunde bezwang. Der Menschheit offenbarte er sich in seinen drei Söhnen: Hibil (Abel), Schitil (Seht) und Anusch (Enos).

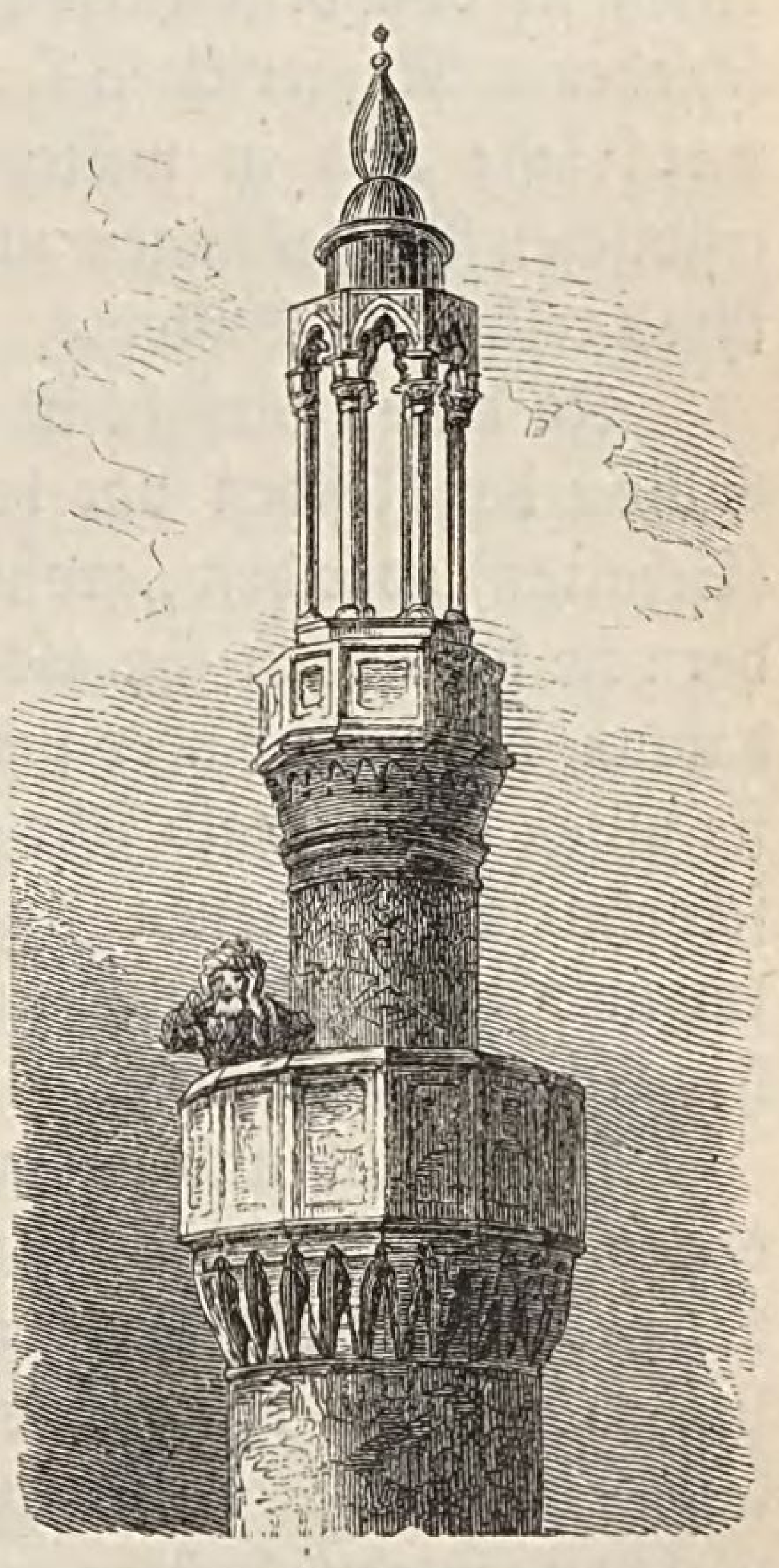
Aus dem „zweiten Leben“ entsprang ein drittes, das Chajje telitajje, häufiger Abatur genannt, mit dem Beinamen Aba di utre, d. i. „Vater der Engel“, als an der Spitze aller guten Engel stehend. Zu seinen Füßen ist die ungeheure Leere, in dessen Tiefe das trübe, schwarze Wasser. Durch Abspiegelung seiner Gestalt entstand Phetâhil (Gabriel), der Demiurg der Mandäer. Von Abatur beauftragt und mit Feuer ausgerüstet bildete er durch Verbindung des letzteren mit dem Wasserschlamm die Erde und spannte das Himmelsgewölbe darüber aus. Er schuf aber auch ungeheißen schädliche Thiere und Pflanzen und wurde deshalb unter die Erde verbannt. Da er sich unfähig gezeigt hatte, die Menschen zu schaffen, so vollzog Hibil, mit dem Beinamen Siwa, d. i. „der Glanz“, dieses Werk.

Ursprünglich waren alle Menschen fromme Mandäer, von welchen der erste von Hibil-Siwa die heiligen Bücher erhalten hatte. Später wurden die Menschen, weil ihrer zu viel geworden, dreimal bis auf je ein Menschenpaar vertilgt. Vier falsche Propheten haben die Menschen irregeleitet und die wahre Religion verdunkelt. Der erste war Abrahim, der zweite Mischa (Moses) zur Zeit des „Pharao, Königs der Egypter“, welche Träger des wahren Mandaismus waren. Durch Mischa kam die Religion der Juden auf, welche den Adunai, d. i. die Sonne, verehren. Der dritte falsche Prophet ist Enbu M'schicha, der „Prophet Messias“, d. i. Jesus. Er lebte zur Zeit Johannis des Täufers, welcher gesandt worden war, um die alte wahre Religion wieder zu verkünden. Gleichzeitig stieg Anusch selbst vom Himmel, und nachdem er seine heilsame Wirksamkeit auf Erden beendet hatte und in die Lichtwelt zurückgekehrt war, sandte er 360 Propheten aus, um die wahre Religion zu verbreiten. Der vierte und letzte ist Mohammed bar Bisbat, der Stifter der mohammedanischen Religion.

Nach dem Tode gelangen die frommen Mandäer, nachdem ihre Thaten auf der Wage des auf der Licht- und Aethergrenze sitzenden Abatur abgewogen worden, in die Aetherwelt selbst und wird ihnen auf kurze Zeit die unmittelbare Anschauung des Mana Rabba zu Theil. Um Sündenvergebung zu erlangen, ist eine mehrmalige Taufe unbedingt erforderlich.

Der Sittenlehre der Mandäer liegen die zehn Gebote zu Grunde. Fasten haben sie keine. Sie dürfen keinen Zins nehmen — schade, daß es bei uns keine mandäischen Geldleiher giebt — auch nicht um Geld spielen. In sittlicher Beziehung zeichnen sie sich vor Christen und Mohammedanern jener Gegenden aus. Sie leben still, fleißig und ehrlich, hauptsächlich als Gold- und Waffenschmiede, in kleine Gruppen zersplittert, in Bagdad, Karun, Schamanie, Schuster, Basra und anderen an den Flüssen oder Kanälen des unteren Irak gelegenen Orten. Ihre Gesammtzahl soll nur etwa 1500 Seelen betragen.

Was ihre Sprache anlangt, so bedienen sie sich jetzt der Landessprache, des Arabischen. Ihre Religionsschriften aber sind in einem eigenthümlichen, dem Syrischen am nächsten stehenden Dialekt verfaßt, und es scheint, daß sie die Abkommen eines babylonischen Semitenstammes sind. Von ihrer Vergangenheit wissen aber die Mandäer nichts oder nur sehr wenig, glauben aber an die Sage von einem anderwärts heute noch bestehenden großen Mandäerreiche. (Ausführlicheres über die Mandäer geben J. Enting im „Ausland" 1876, S. 221—225, und J. Braun im „Globus" XIV, S. 269, Petermann: „Reisen im Orient", II, S. 97 und 447.)


Der Muezza.

Ein anderes Sektirervolk in Mesopotamien und Kurdistan sind die Jesiden, die sogenannten Teufelsanbeter. Sie bewohnen das Sindschar-Gebirge und das östliche kurdische Bergland vom Tigris bis hinauf zum Wan-See; am dichtesten sitzen sie in der Gegend von Amadia. Ihre Kopfzahl wird sehr verschieden angegeben; während Pater Garzoni von 15—18,000 berichtet, wovon 5000 auf das Sindschargebirge, 8000 auf das Vilajet Diarbekr und 2000 auf die Provinz Erzerum entfallen sollen, beziffert H. Petermann, wol nach des englischen Vizekonsuls Rassam Angaben, die Gesammtzahl der Jesiden auf 100,000 Köpfe. Auch bezüglich ihrer Abstammung, ihres Ursprungs und ihrer Religion befindet man sich noch sehr im Unklaren.

Was ihre Abstammung anlangt, so weist ihr Wohnen in den kurdischen Gebieten, ihre Sprache, ihre Lebensweise und ihr Körperäußeres auf eine Zusammengehörigkeit mit den Kurden hin; jedoch ist zu beachten, daß Rich die Jesiden in Kurdistan dunkler von Hautfarbe als die echten Kurden befunden hat, was auf einen südlicheren Ursprung hindeuten würde. Ainsworth beschreibt die Jesiden als groß, mager und gut gebaut, mit starken Knochen und scharfen, ernsten und entschiedenen Gesichtszügen. Die Augenbrauen gehen über die Augen hinaus, die Stirn ist hoch, aber zurückgezogen, die Nase stark vorstehend, die Lippen mäßig dick.

Ueber den Ursprung der Jesiden gehen die Ansichten sehr auseinander. Ainsworth und Rawlinson nehmen an, daß sie Reste der alten Feueranbeter seien, welche Ahriman oder das böse Prinzip verehren, und daß ihr Name von Ized Forfer, einem bösen Geiste der Parsi, herkomme. Die mohammedanischen Kurden geben an, daß die Jesiden ihren Ursprung und Namen dem ommajadischen Khalifen Jesid I. verdanken, demselben, der in dem ungleichen Kampfe zu Kerbela im Jahre 680 Höseïn, den Sohn Ali's und Enkel Mohammed's, besiegte und tödtete. Auch ein Heiliger, Namens Jesid, der um jene Zeit, im 7. Jahrhundert lebte, wird als Gründer der Sekte genannt. Die Jesiden nennen sich selbst Daseni (Mehrzahl von Dawasen), scheinen aber keine Abneigung gegen die Benennung „Jesidi" zu haben. Letzteren Namen leiten sie von dem alten Heidengotte Azed oder Jazdan ab, womit bei verschiedenen Magiersekten Ormuzd bezeichnet wurde. Weist diese Annahme auf parsische und in weiterer Rückbeziehung auf chaldäische Herkunft der jesidischen Vorstellungen zurück, so sprechen für letztere noch mehr einige Punkte ihres religiösen Systems.

In dieser Hinsicht ist vor Allem die Andacht oder vielmehr die heilige Scheu der Jesiden vor dem Satan charakteristisch. Sie sehen den Teufel (Schaitan) oder den „großen Engel" nicht als das böse Prinzip selbst an, sondern sie betrachten ihn als einen in Ungnade gefallenen mächtigen Himmelsdämon, der früher oder später einmal wieder zu Gnaden kommen könnte, und sie hüten sich deshalb sehr mit ihm zu brechen, aus Furcht, daß er dann zweifelsohne an all seinen Fluchern Rache nehmen wird. Das Wort Schaitan kommt nie über ihre Lippen, und wer in ihrer Gegenwart bei dem Teufel flucht, hat Alles zu befürchten.

In Mosul und anderen Städten des Landes indessen sollen die Türken öfters dadurch billige Einkäufe bei den jesidischen Fruchthändlern gemacht haben, daß sie vor ihnen in allen Tonarten auf den Teufel zu schimpfen anfangen, worauf die teufelsscheuen Jesiden entsetzt davonlaufen und ihre Habe im Stich lassen. In ihrer Scheu vor dem Teufel gehen sie, wie Petermann berichtet, soweit, daß sie auch andere Wörter, die dem Worte Schaitan ähnlich klingen, vermeiden, wie z. B. das türkische gaitan, welches einen Faden bezeichnet. Für Schatt (Fluß) sagen sie Ma' el kebir (großes Wasser) oder Ma' es saghir (kleines Wasser). Ebenso wollen sie auch nicht, daß man die Wörter Lubije (eine Art eßbarer Bohnen) und vor allen nicht Chaß (bedeutet eine Salatpflanze) ausspreche; vielleicht hat dieser Name von beiden in dem Kurdischen einen dem des Satan ähnlichen Klang. Sogar, wo sie dieses letztere Gewächs sehen, reißen sie dasselbe aus.

Die Ansichten der Jesiden vom Teufel erinnern nun einigermaßen an die chaldäische Lehre vom Bal-Saturn. Derselbe war, nach der Darstellung J. Braun's, nicht nur der innenweltliche Schöpfergeist, der zum alleinigen und höchsten Gott sich verklären konnte, sondern er wurde durch sein Zusammenschmelzen mit einem sagengeschichtlichen, sterblichen Saturn (dem egyptisch-babylonischen Urkönig, dem Empörer und Götterfeind) auch zum gefallenen Gott, zum gefallenen Engel oder Satan.

Als Symbol des „großen Engels“ dient bei den Jesiden eine auf einem Kandelaberfuß ruhende Hahnenfigur, d. i. der auch in den kurdischen Gedichten erwähnte Melik Taus, der König Pfau. Dieses Sinnbild erinnert nicht nur an die auf babylonischen Cylindern vorkommende Hahnengestalt, sondern auch an die Rolle, welche in moslemitischer Sage der Pfauhahn als Genosse des Satans bei der Verführung der Eva gespielt haben muß, denn wir wissen, daß er für diese seine Beihülfe aus dem Paradies gestürzt wurde und in Hindostan zur Erde fiel.

Wie die Mandäer und einst die Sabier denken auch die Jesiden die Welt der Geister im Norden und richten ihr Gebet (wie jene Sabier, Mandäer, Solaib, Biadija) nach dem Nordstern. Eben dahin wenden sie das Gesicht ihrer Todten, denn auch die Jesidenseele hat (gleich der Mandäerseele) einen angstvollen Weg in jener Richtung vor sich. Erst kommt sie zu einem Wald, an dessen Eingang ein grimmer Löwe steht. Alle Bösen zerreißt und verschlingt er, die Guten trägt er sogleich ins Paradies. Die Mittelsorte läßt er durch und ein Engel reicht diesen eine Axt, mit welcher sie sich selber einen Weg durch den Wald zu hauen haben. Am Ende desselben ist eine äußerst schmale Brücke über den hellen Feuerschlund. Dort hinab fallen die Schlechteren und verbrennen. Die Besseren kommen hinüber, treffen aber dort auf eine große, furchtbare Schlange, welche die weniger Guten verschlingt und je nach der Größe ihrer Sünden längere oder kürzere Zeit behält, bis endlich ein Engel ihr befiehlt, sie wieder herauszugeben. Kohlschwarz wieder ausgespieen, aber von einem Engel zu einem Quell am Berge geführt, wäscht die Seele sich rein wie Schnee, erhält einen Kamm, sich zu kämmen, und reine Kleider. Dann geht es in den Himmel, wo die Pirân, „die Alten“, ihr Früchte entgegenbringen. Fast alle Jesiden müssen einen Theil dieser Qualen durchmachen; die Christen kommen vielleicht auch in den Himmel, das Paradies, aber natürlich erst nach langen Peinigungen, vielleicht auch die Juden, aber keine Andersgläubigen.

Jene Brücke des Schreckens kennen wir aus dem Glauben der Moslemin (die Brücke Sirath, feiner als ein Haar, schärfer als ein Schwert; die Erwählten kommen blitzschnell hinüber, die Verworfenen stürzen ins ewige Feuer), — aus dem Glauben der Rabbinen (im Thal Josaphat versammeln sich alle Nationen, und eine unermeßliche Brücke, welche über die Hölle führt, gewährt Jedem den Uebergang; aber für die Gottlosen wird die Brücke ein dünner Faden und sie stürzen in die Tiefe) — aus dem Glauben der Parsen (die Brücke Chinvat, die dem Frommen breit, dem Schlechten schmal erscheinen wird; darunter reinigt man die Dews in glühendem Metallstrom), — und wir dürfen abermals mit Sicherheit schließen, daß dieselbe Vorstellung auch im chaldäischen Systeme schon vorhanden war, um so mehr, als andere Spuren noch darüber hinausführen und ein solcher Schreckensgang der Seele zwischen höllischen Dämonen und Ungeheuern schon im egyptischen Todtenbuche beschrieben und abgebildet ist.

Die Jesiden besitzen ein weltliches und ein geistliches Oberhaupt, welch beide Würden in den Familien erblich sind. Der hohe Priester trägt einen

weißen Turban, eine weiße Abaje (Mantel) und darunter eine rothseidene Jacke. Blau ist bei den Jesiden verpönt, weiß aber ist die heilige Farbe. Der schwarze Turban ist der allgemein übliche. — Neben dem geistlichen Scheich bestehen noch mehrere Klassen von Priestern: zuerst die Pirân oder „die Alten", dann die Kawwal, als dritte Klasse die Musikanten und endlich die Fakire. Letztere kleiden sich schwarz. Die Priester gehen in den Gemeinden umher, um den Tribut einzusammeln, von welchem das religiöse Oberhaupt ein bestimmtes jährliches Einkommen bezieht. — Jeder Mann darf vier Frauen heirathen. Da die Jesiden sämmtlich Ackerbauer sind, so haben sie auch das Sonnenjahr und verehren die Sonne als den Sitz eines Erzengels, nicht aber den Mond. Alle Morgen und Abende sollen sie die Stelle, wo der erste und letzte Sonnenstrahl hinfällt, küssen; doch sah Lobdell, der ihrem großen Feste beiwohnte, nur Einen oder Zweie, die dies thaten.

Obgleich sich die Jesiden in zwei Hauptgruppen scheiden, in jene des Sindschargebirges und jene des kurdischen Berglandes, so ist ihr eigentlicher großer Versammlungsort doch nur an einem Platze und zwar in dem romantischen Thale des Scheich Adi, auf dem Wege von El Kosch nach Amadia. (Scheich Adi [gest. 1160] war der Prophet der Jesidenlehre und eine Inkarnation der Gottheit.) In diesem Thale erhebt sich das große Heiligthum, Scheich Adi's Grabtempel, dessen blendendweiße Kegelspitze fernhin sichtbar aus dem üppigen Grün hervortritt. Alljährlich im August, am 10. Tage des Mondes, kommen hier die Gläubigen zum Feste des Propheten zusammen, Alle weiß gekleidet und mit schwarzen Kopfbinden angethan. Bei Flötenklang und Tamtamschlägen verbringen sie in feierlichen Gesängen und Reigentänzen die Nacht. Der Glanz von Tausenden von Fackeln, die Musik, die Gesänge und der wilde Jubelschrei der Weiber „Tahlihe, Tahlihe" soll von sinnenberauschender Wirkung sein. Laut der Nachrede der andersgläubigen Nachbarn arten diese Feste in die unzüchtigsten Gelage aus, und man hat die Jesiden, wie die mit ihnen verwandten Nasairier und Ismalier, als „Lichtauslöscher" verrufen. Layard, welcher diesem Feste wiederholt beigewohnt hat, und auch Ainsworth, erklären diese Nachrede als die grundloseste Verleumdung, indessen gestehen bei Badger („The Nestorians etc." II. 109) die Jesiden angeblich selber zu, daß innerhalb des heiligen Thales Alles erlaubt sei, und Lobdell (Petermann's „Reisen im Orient" II. 333) hat das „Lichtausblasen" gesehen. Daß aller Mystizismus in sinnlicher Ausschweifung endet, ist eine Erfahrung, die auch bei christlichen Sektirern (Adamiten z. B.) zu machen ist.

In demselben Thale des Scheich Adi finden wir in einem kleineren, Scheich Schems genannten, also dem Sonnengott geweihten Heiligthume, eine Erinnerung an das chaldäische System wieder. Man ernährt dort heilige weiße Rinder.

Wie schon angedeutet, stehen die Jesiden als „Teufelsanbeter" bei den Türken und Nachbarvölkern nicht gut angeschrieben, und noch vor wenigen Jahrzehnten wetteiferten kurdische Häuptlinge mit den Pascha's von Mosul und Bagdad in Raubzügen und Metzeleien unter dem unglücklichen Volke. Zuletzt brachte ihnen der Kurden-Bey von Rowandiz eine große Niederlage bei und

verfolgte die Flüchtlinge bis gegen Mosul. Es war im Frühjahr 1832, der Tigris ausgetreten und die Schiffbrücke abgeführt. Auf dem Ruinenhügel von Kuyyundschuk, von wo sie vergebens über den Strom um Hülfe riefen, wurden die zusammengedrängten Männer, Weiber und Kinder abgeschlachtet, während die Bewohner von Mosul, Christen wie Mohammedaner, von ihren Dachterrassen mit Vergnügen zusahen.

Im Sindschar-Gebirge unternahm neben anderen Pascha's hauptsächlich der durch die Schlacht bei Nisib als unglücklich bekannt gewordene Hafiß-Pascha die Vernichtung. Die Jesiden flüchteten in die Höhlen ihres Gebirges, wurden aber in denselben durch Rauch erstickt oder kamen im Geschützfeuer um. Das Mißtrauen und der Haß der Ueberlebenden war infolge dessen begreiflicher Weise so groß, daß später, auch wenn ein Pascha mit den besten Absichten kam, er mit mörderischem Flintenfeuer aus den Schluchten und Grotten empfangen wurde. — Seit jenen Zeiten hat immer zwischen den Jesiden und den türkischen und kurdischen Machthabern ein feindseliges Verhältniß bestanden. (J. Braun, „Die Sekten des Islams", „Globus" XIV. 309; Prichard, „Naturgeschichte des Menschengeschlechts" III. 2. Abth. 80; Schweiger-Lerchenfeld über Černik's Studien-Expedition. Petermann's „Mittheilungen", Ergänzungsheft 45, S. 12, und H. Petermann, „Reisen im Orient" II. 331—335.)

Denselben innenweltlichen Schöpfergeist, wie die Mandäer und Jesiden, verehren die kurdischen Kysylbaschen. Diese „Rothköpfe" wohnen zumeist in Armenien zwischen den Quellströmen des Euphrat und sind dort als arge Räuber sehr verschrieen. So oft sie von ihren Alpentriften herabsteigen und wohin sie ihre Viehherden führen, verschwinden alle Ernten. Sie sind von der Pforte fast unabhängig, zahlen Abgaben nur, wenn sie wollen, verweigern den Militärdienst und gehorchen nur eingeborenen Häuptlingen. Letztere sind reich, die Masse des Volkes ist aber arm; sie muß an die Aga den fünften Theil der Ernte und außerdem noch Butter, Schafe und Geld abgeben. Im Winter wohnen sie in den in Armenien allgemein üblichen halbunterirdischen Bauten, schmuzigen Löchern, aber in Waffen starrend. Wen sie aber bei sich aufgenommen haben, der ist sicher.

Die Frauen der Kysylbaschen sind meist hübsch und gehen unverschleiert; ihr Los ist das aller Nomadenweiber.

Die Kysylbaschen trinken Wein, essen Schweinefleisch und halten sich deshalb religionsverwandt mit den Franken. Ihre Religion ist ein Gemisch von uraltem Sabäismus (Gestirndienst), Christenthum und Islam, und manche ihrer Lehren erinnern an jene der Karmaten und Assassinen, welche im 3. Jahrhundert der mohammedanischen Zeitrechnung aufkamen. Ali nimmt in ihrer Verehrung die erste Stelle ein, doch wird auch Jesus sehr hoch gehalten, der ihnen, wie alle Propheten seit Adam, als eine Fleischwerdung der Gottheit gilt. Ali, der Schwiegersohn Mohammed's, war die letzte Inkarnation, und er ist „das Wort, der Ungeschaffene, der vom Licht Erzeugte, der Löwe Gottes, der Vollkommene, Gerechte, Weise" — also der Logos und innenweltliche Schöpfergeist der alten Religionssysteme.

Man behauptet, daß sie bei ihren religiösen Versammlungen unzüchtige Dinge trieben; das soll aber nach dem englischen Konsul Taylor nicht wahr sein. Sie beten aber in dunklen Räumen; manchmal genießen sie geweihtes Brot und Wein und haben somit eine Nachahmung des Abendmahls. In geistlichen Dingen folgen sie religiösen Häuptlingen (Deydi und Seydi), welche vorbeten und das Lob Ali's und der zwölf Imame singen.

Seit einiger Zeit haben amerikanische Missionäre von Charput aus einige Bekehrungen unter den Kysylbaschen gemacht, und Taylor meint, daß die Bekehrten „vom wahren protestantischen Geiste durchdrungen" seien, was wir jedoch dahingestellt sein lassen. Lesen und Schreiben ist den Kysylbaschen unbekannt. Ihre Stärke giebt Taylor im Vilajet Erzerum auf 185,000 und in dem von Diarbekr auf 42,500 Köpfe an; außerdem leben noch Kysylbaschen bei Siwas und an einigen anderen Punkten Kleinasiens, wo sie indessen, wie wir gesehen, weniger rauh und unwirsch als wie in den armenisch-kurdischen Bergwildnissen aufzutreten für gut finden.

Ebenfalls eifrige Anhänger Ali's, also eine schiitische Sekte, sind die Ali Ilahi, die in dem Stufengebirge zwischen der mesopotamischen Tiefebene und dem persischen Hochlande wohnen. Ihr abgöttisch verehrtes Oberhaupt residirt zu Kerind, einem malerisch in einer Felsenschlucht hinaufgebauten Dorfe, innerhalb der „Zagros-Pforten". Dort wird Gott in täglichen Gebeten und Flüchen aufgefordert, alle Moslemin mit Hülfe Benjamin's, des Sohnes Jakob's, zu vertilgen. Auch Benjamin ist eine der vielen Menschwerdungen Gottes und wird mit Vorliebe verehrt, obgleich der Name dieser Sektirer sie zunächst als Bekenner der Gottheit Ali's ausweist. Nach Einigen aber sollen die Kerinder den Satan für den Weltschöpfer halten und nur ihn unter dem Namen Ibrahim (Abraham), Benjamin und Ali anbeten. (Vgl. J. Braun, „Die Sekten des Islam", „Globus" XIV. 311, und Petermann, „Reisen im Orient" II. 263.)



Maroniten vom Libanon.

V. Syrien und Palästina.

Geographische Gliederung des Landes. — Das syrische Küstenland. — Steppe und Wüste. — Das syrische Kreidegebirge. — Die Beka'a und das Ghôr. — Das Todte Meer. — Einfluß der geographischen Gestaltung auf die Geschicke des Landes. — Klima, Flora und Fauna. — Die alte Bevölkerung Syriens und Palästina's. — Die Geschichte beider Länder. — Gegenwärtige Eintheilung. — Die Bevölkerung. — Die heutigen Syrer. — Die wirthschaftliche Lage der Bevölkerung. — Wanderung durch Palästina: Jerusalem. — Bethlehem. — Jericho. — Der Jordan. — Die Ebene Jesreel und die deutsche Kolonisation Palästina's. — Nazareth. — Der Berg Tabor. — Der Tiberias-See. — Die Harrâ und das Haurân-Gebiet. — Moab und seine Alterthümer. — Der Libanon. — Tripoli, Beirut und Saida. — Die Cedern des Libanon. — Verfassung des Libanongebietes. — Die Maroniten. — Die Drusen. — Die Metawile. — Wohnungen, Trachten, gesellschaftliche Zustände im Libanon. — Baalbek. — Der Antilibanon. — Damaskus. — Palmyra. — Hôms. — Das Thal des Nahr el-Kebir. — Die Nasairier. — Die Ismaëlier. — Das Orontesgebiet. — Das Amanus-Gebirge. — El-Am'k. — Aleppo.

Syrien zerfällt, geographisch-geologisch betrachtet, in drei Hauptheile: in ein flaches, wenig breites Küstenschwemmland, ein von Basalt mehrfach durchbrochenes Kreidekalkgebirge und ein plateauartiges Kreide- und Tertiär-Binnenland. — Das Küstengebiet wechselt in seiner Breite mehrfach ab; im Süden dehnt es sich als Ebene von Saron mehrere Meilen landeinwärts

aus, in der Mitte tritt es, durch die Ausläufer des Libanon beschränkt, auf eine schmale Strandlinie zurück, gewinnt dann abermals an Breite, um im nördlichen Soristan durch die am Meeresufer fortlaufenden Klippenwände oft ganz verdrängt zu werden. Der Boden ist namentlich in der Ebene von Saron sehr fruchtbar, merkwürdiger Weise hier aber humuslos, und nur das allerwärts anzutreffende Grundwasser vermittelt den Pflanzenwuchs, der sich durch alle Arten Südfruchtbäume, Palmen, Opuntien u. s. w. auszeichnet. Die Küste ist ebenfalls wie die anatolische im Aufsteigen begriffen, und so kommt es, daß geschichtlich berühmte Hafenplätze, wie Joppe (Jaffa), Tyros (Sûr), Sidon (Saida) u. a., jetzt nur flache Rheden zeigen.

Das syrische Binnenland stellt sich dar als eine bis zum Euphrat sich ausbreitende, 350—600 m. hohe, von niederen Höhenzügen, Mulden und wasserlosen Flußbetten und Kesselbecken unterbrochene, meist kahle und baumlose Hochfläche. Nur in den nördlichen und westlichen Grenzbezirken, wie die Gegenden von Aleppo, Damaskus ꝛc., wo die Gebirgswässer mit den trocknen kontinentalen Luftströmungen (Nordost und Südwest) noch siegreich kämpfen können, findet man Kulturen, gegen Südosten aber breitet sich, den Uebergang zu Arabien bildend, die große Syrische Wüste aus. Während wir im nördlichen Steppenland neben Alluvialgebilden vorwiegend eocäne Gips- und Thonlager antreffen, kennzeichnet sich das Wüstengebiet durch massenhafte, im Kreide- und Tertiärland auftretende Basaltdurchbrüche, welche weite Trümmerfelder, niedere Höhenrücken oder umfangreiche Gebirgsstöcke, wie der 1839 m. hohe Dschebel Haurân und das Plateau el Harrâ, bilden. Dieses Basaltgebiet breitet sich bis zum Tiberias-See und bis in die Gegend von Nazareth aus, und auch im Libanon finden sich Basaltite und Melaphyre; so ist z. B. der Große Hermon (2759 m.) ein von Basaltgängen durchsetzter Kalkfels. Merkwürdig sind in der Syrischen Wüste die sogenannten Sandbrunnen, größere oder kleinere, von leichtem Triebsand ausgefüllte Vertiefungen, in welche arglos sie betretende Kameele plötzlich einsinken und bei nicht schleuniger Rettung verschwinden sollen.

Wir unterschieden Steppe und Wüste. So einfach und leichtverständlich diese Begriffe auch erscheinen, so wenig sind aber ihre sie bestimmenden Bedingungen im Allgemeinen bekannt, und es dürfte daher nicht überflüssig sein, wenn wir uns hier mit ihnen kurz beschäftigen, um so mehr, als sie uns noch über manche andere Verhältnisse Aufschluß geben. „Der Begriff der Wüsten“, sagt Grisebach, „beruht auf ihrer Unbewohnbarkeit, die wiederum die Folge einer Vegetation ist, die entweder keinen Nahrungswerth hat oder zu spärlich ist, um die Viehzucht zu unterhalten.“ Für den Geographen und Meteorologen ist aber nach Peschel die Wüste, als ein völlig oder beinahe völlig entblößter Boden, nur ein Ausdruck für den Mangel an wässerigen Niederschlägen in gewissen Länderräumen, und es muß also, da beide Erklärungen unbestreitbar richtig sind, die Vegetation vor Allem von dem ihr verfügbaren Wasser, und erst in zweiter Linie vom Boden abhängig sein. Daß dem so ist, haben wir schon an der üppig blühenden Ebene von Saron gesehen, deren humusloser Boden nur aus röthlichem Quarzsand,

wie ihn das Meer schiebt, und aus Thon besteht, und in der algerischen Sahara finden wir, wo die Franzosen artesische Brunnen gebohrt haben, Dattelpalmhaine und Quellen aufgeschossen, obgleich auch dort die Dammerde fehlt. Die Wirksamkeit des Wassers beruht nun darin, daß es die den Boden bildenden Felsarten, die fast alle aus Kieselsäure, Thonerde, Kalk und Alkalien bestehen, zersetzt und die dem Pflanzenwuchs nöthigen Mineralien durch Auflösung verwendbar macht. Fehlt also in einer Gegend das minerallösende Mittel des Wassers, so ist eben ein Pflanzenwachsthum unmöglich und die Landschaft ist eine Wüste. Dieser Begriff ist daher keineswegs an die Ebene oder eine große Fläche gebunden, sondern er hat überall Geltung, wo trockene Winde fast ausschließlich wehen, wo mithin Regen-, Thau- oder Schneefall nur selten stattfinden kann; sei eine solche Oertlichkeit nun eine Ebene, ein Gebirge oder selbst ein Meeresgestade, so wird sie immer eine Wüste genannt werden müssen. Nach Czerny (Petermann, Ergänzungsheft 48) ist, geologisch gesprochen, eine Wüste jedes Erdgebiet, wo die chemisch lösende Einwirkung des atmosphärischen Wassers, gerade infolge des Mangels an Niederschlag, auf ein Minimum reduzirt ist oder ganz aufhört, — freilich um dafür desto größeren Spielraum einem anderen Prozesse zu lassen und zwar dem der Verwitterung und Zerbröckelung der Gesteine unter der Wirkung des Lichtes, der Wärme und der Luft. Wenn Dove sagt, daß „die bald entstehenden, bald vergehenden Wolken im Allgemeinen ein auf den Himmel projizirtes Bild des Bodens sind", so entspricht offenbar den Wüsten ein wolkenloser Himmel.

Bedeutet gänzlicher oder doch sehr hochgradiger Mangel an atmosphärischen Niederschlägen Wüste, so drückt sich der nur in einer Jahreszeit stattfindende Regenfall als Steppe aus, d. h. als ein Landgebiet, auf dem nur Gräser und Sträucher, nicht aber Bäume ohne künstliche Bewässerung fortkommen können. Während der nassen Jahreszeit grünt und blüht es auf der Steppe in üppiger Fülle, beginnen aber die trockenen Winde zu wehen, die dann während einer mehrmonatlichen Herrschaft dem Boden jede Feuchtigkeit entziehen, so stirbt die Vegetation ab, um erst bei neuer Benetzung wieder zu erwachen. Nur wo eine gleichmäßige Vertheilung des Regenfalls innerhalb der Jahreszeiten stattfindet, da allein kann Wald gedeihen und die menschliche Kultur zu höheren Zielen sich entwickeln. Denn auch das Leben in der Steppe mit seiner kurzbemessenen Zeit der Thätigkeit kann nicht den Bedingungen entsprechen, welche die Vervollkommnung des Menschen erfordert, immerhin gestaltet es sich aber in dieser Hinsicht noch günstiger als jenes der Wüstensöhne.

„Wo wir Wüsten finden, da hausen auch Räubervölker", sagt Peschel. „In der Sahara sind es die Tuareg, in Arabien die Bedawin, im turanischen Sandmeer die Turkmenen, in der Kirgisensteppe vor ihrer Bezähmung die drei Horden. . . . Sehr nahe liegt der Grund, warum die Wüste zu allen Zeiten Räuber groß gezogen hat. Es sind nicht blos die Abhärtungen und Entbehrungen, die sie ihren Bewohnern auferlegt, und nicht blos die Versuchung, in die sie versetzt werden, wenn rings um sie herum grüne Weide liegt, sondern die beinahe völlige Straflosigkeit, womit ein Raub verübt werden kann, wenn

er nur rasch sich ausführen läßt. Hat der Räuber mit seiner Beute die Wüste erreicht, dann ist er geborgen wie hinter Wall und Graben. Sein geübtes Auge allein entdeckt unter Sand und Dünen den richtigen Pfad, er allein kennt den nächsten Wasserplatz. Einzeln ist er jedem Verfolger überlegen, und mit Uebermacht kann man ihn nicht verfolgen, denn wo schon Wenige verschmachten, da verschmachten Tausende um so viel rascher. Das haben Alle erfahren, die das Unmögliche versuchten, seit Dareios' Feldzuge gegen die Skythen bis auf die Perser, die 1851 den Turkmenen Merw entrissen, um dort zu verhungern."

Wenden wir uns nun zum Hauptheile des Syrischen Landes, zum Kreidegebirge. Dasselbe erstreckt sich vom Taurischen Urgebirge in fast meridionaler Richtung südwärts bis zu den Granit- und Syenitmassen der Sinai-Halbinsel, vom 37. bis 30° nördl. Breite. Nach den Untersuchungen des ausgezeichneten Geologen O. Fraas baut sich dieses Gebirge, in seinem südlichen Theile wenigstens, vorzugsweise aus geschichtetem Marmor, Platten-, Kreide-, Mergel- und anderen Kalken auf und wird besonders im Libanongebiet und nach Černik auch in der Gegend von Markab und Hamah von Basalten vielfach durchbrochen. Seinem Alter nach gehört es nach Fraas mit dem die Kalkschichten unterlagernden Sandstein in die Zeit der mittleren Kreide, in welcher sich u. A. auch der Quadersandstein der Sächsischen Schweiz abgelagert hat; Jerusalem und Pirna liegen auf gleichem geologischen Horizont.

Der syrische Gebirgszug, wie diese hoch aufgeschichteten Kalkmassen in ihrer ganzen Ausdehnung genannt werden, stellt sich dar als ein nach West stufenförmig, nach Ost gleichmäßig abfallendes, im Libanon zu seiner höchsten Erhebung (Dahr el-Chodib 3066 m.) ansteigendes Massengebirge, welches, in seinem größeren südlichen Theile plateauartig sich ausbreitend, durch einen tiefen Längenspalt in eine westliche und östliche Hälfte zerlegt wird. Dieser Spalt beginnt im Libanon, indem er von dieser Gebirgsanschwellung den Antilibanon abtrennt und die fruchtbare breite Thalebene Beka'a (d. h. Spalt) bildet. Dieselbe hieß im Alterthum Cölesyrien, d. h. das hohle Syrien, doch umfaßt dieser Name auch alles Land südlich von Seleukia (Sueidie am Mittelmeer) bis zur Sinaiwüste. Hier in der Bekaa liegt in 1170 m. Seehöhe Baalbek mit seinen herrlichen Ruinen. — Mitten im Hochthale entspringen, westlich von Baalbek, in kurzer Entfernung von einander zwei Bäche, von denen der eine, der Litani oder Leontes, nach Süden fließt, um sich nach mannichfachen Windungen nördlich von Sûr (dem alten Tyros) ins Mittelmeer zu ergießen, während der andere, nach Norden fließende, der Nahr el-Asy oder Orontes, erst nach längerem Lauf zum Meere abbiegen kann. Er mündet südlich vom alten Seleukia und umschließt mit dem Nahr el Kebir den nach seinen Bewohnern genannten Dschebel Nasairie, den südlichen Theil des nordsyrischen Gebirges. Dasselbe setzt sich nördlich vom Orontes als Alma Dagh (Amanus der Alten) fort und gewinnt mittels des Dolomitmassivs des Karadede-Dagh (östlich von Aïntab) Anschluß an das Taurussystem.

Nach diesem kurzen Ueberblick über das nordsyrische Gebirge begeben wir uns zum Libanonspalt zurück, wo in einer Längenfalte des Abhanges des Antilibanons (Dschebel es-Scherki, d. h. östliches Gebirge) der Nahr Barada

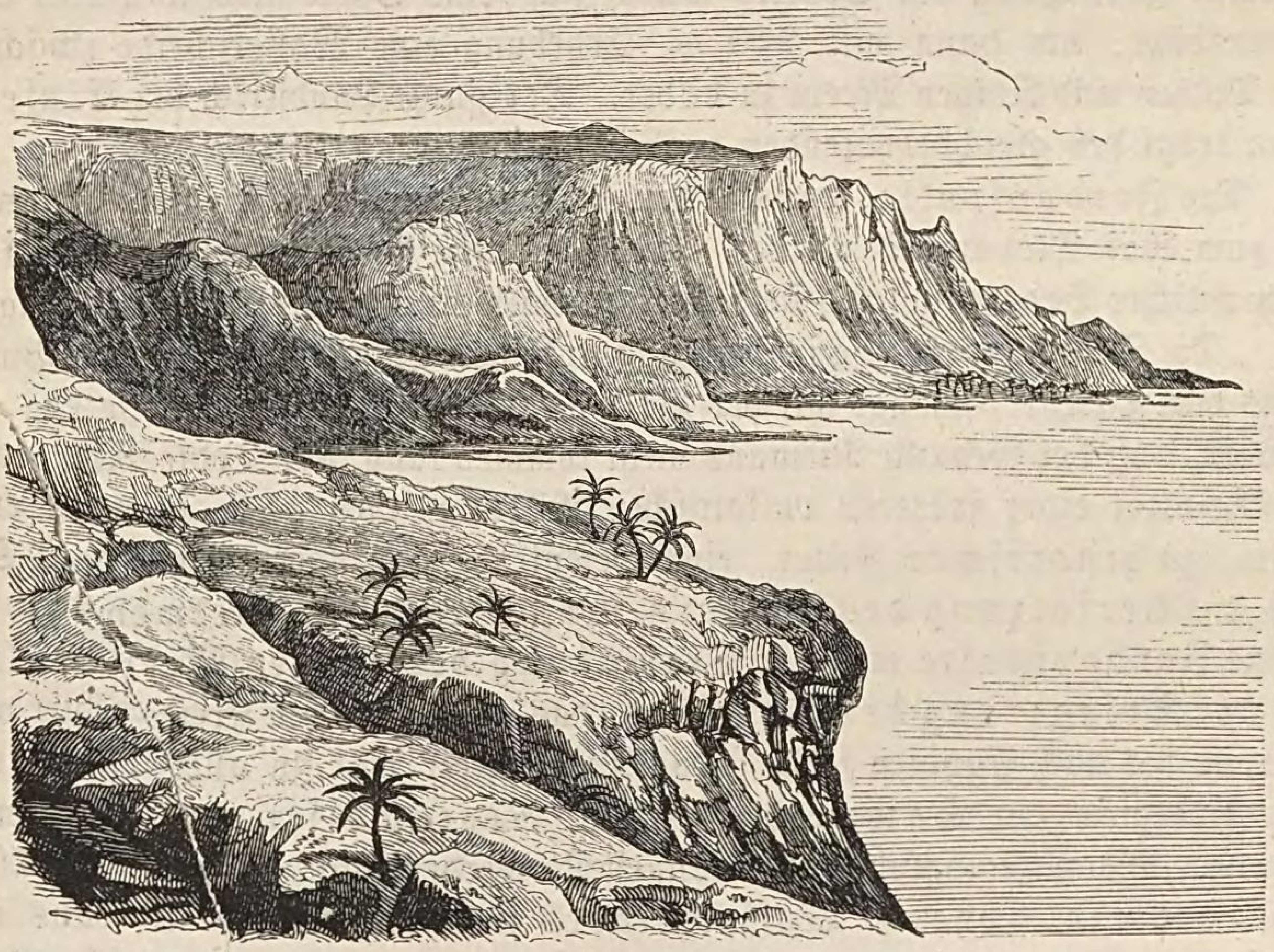
entspringt, welcher die Oase bei Damaskus bewässert, während aus einem anderen, südlicheren Längenthale desselben Gehänges der eine Quellstrang des Jordan, der Nahr Hasbâni, beziehungsweise Wadi el Teïm, hervorgeht. Der Jordan nimmt seinen Lauf in der großen Gebirgsspalte, welche sich bis zum Ras Mohammed an der Südspitze der Sinaihalbinsel fortsetzt. Nachdem er am Fuße des großen Hermon (Dschebel esch-Scheich, 2759 m.) das Libanongebiet verlassen und im Sumpfe Ard el-Huleh mit mehreren Quellzweigen sich vereinigt hat, durchfließt er den kleinen dreieckigen Bahr el-Hûleh (83 m. Höhe über dem Meere), um bald darauf im Tiberias-See (Bahr Tabarijeh) auf 194 m. Tiefe unter dem Meeresspiegel hinabzusinken. Der Abfall der Spalte dauert fort, bis er im Todten Meer (Spiegel desselben 394 m. unter der Meeresfläche) seine größte Tiefe erreicht. In der südlichen Fortsetzung des Spaltes erhebt sich seine Sohle alsbald wieder auf Meereshöhe, um dann mit 240 m. Erhebung eine Wasserscheide zwischen dem Todten und Rothen Meere zu bilden. Der ganze Landstrich der Einsenkung trägt den gleichbedeutenden arabischen Namen el-Ghôr.

Die Jordanspalte, wie wir den großen Schichtenaufriß vom Libanon bis zum Ras Mohammed nennen wollen, ist von hoher natur- und völkergeschichtlicher Bedeutung und sie bedarf deshalb einer näheren Betrachtung.

„Die Jordanspalte", sagt O. Fraas in seinem hübschen, lehrreichen Buche „Aus dem Orient", „hängt mit der Bildung des ganzen Landes so eng zusammen, daß der Gedanke Niemand mehr kommen kann, das Todte Meer wäre das Resultat einer späteren vulkanischen Bildung, oder auch, es wäre etwa später, zu historischen Zeiten, eine wesentliche Veränderung mit dem See, z. B. die Versalzung des Wassers, vor sich gegangen. Vielmehr ist die ganze Jordanspalte mit der Versenkung des Todten Meeres älter als die Ablagerung des Tertiärs, das in dem langen Kreidegebiet vom Libanon bis nach Egypten fehlt. Das Todte Meer war zu allen Zeiten und vom Urbeginn ein Sammelbassin der Regenwasser aus der ganzen Gegend. Wenn geologisch Etwas festgestellt werden kann, so ist es die Thatsache eines viel höheren Wasserstandes in der Spalte des Jordans und des Todten Meeres, einer am Ufer mindestens 100 m. höher angeschwellten, nach Süden einige Meilen, nach Norden aber bis in die Nähe des Tiberias-See's weit ausgedehnten Wasserfläche.

Längst vergangen sind aber die Tage, in denen das Wasser so hoch stand; es sind wol dieselben, in denen noch Gletscher am Sinai und am Libanon hingen, in denen das Mittelmeer noch ganz Egypten bis Assuan bedeckte. Als in Europa und im nördlichen Afrika das Klima sich änderte, da sank auch allmählich der Spiegel des Todten Meeres; die Zuflüsse verminderten sich und die Verdunstung steigerte sich in demselben Maße. Die Wasser konzentrirten sich nach und nach und wurden immer salziger, je länger die Verdunstung in den Felsenkesseln anhielt. Die Folge davon ist leicht erkennbar: das Todte Meer mußte sich schließlich sättigen mit den Salzen, welche die Meteorwasser aus den Schichten lösten. So hat sich eine Salzlauge gebildet, welche den gewöhnlichen Salzgehalt des Meeres weit übertrifft, in

dieser Beziehung aber mit anderen Salzseen der Erde zu vergleichen ist.“ Der Salzgehalt des Todten Meeres schwankt, je nachdem das Wasser aus einer geringeren oder größeren Tiefe, nahe oder fern von der Jordanströmung entnommen ist, zwischen 2,7 und 27,8 Prozent, während das Wasser der Ozeane im Mittel nur 3,5 Prozent Salze enthält. Die Schwefelstücke, welche gelegentlich im Todten Meere gefunden werden, sind vom höheren Jordanthal herabgeschwemmt und der hier anzutreffende Asphalt ist ein Bitumen der Kreideformation. Führt man mit Falb und Schmidt die Erdbeben auf Flutreaktionen des flüssigen Erdinnern gegen die sich zusammenziehende Erdkruste zurück, so darf man sich nicht wundern, daß ihre Wirkungen sich in einem so stark zerklüfteten Erdgebiet, wie das Syrische Gebirge, und in einer tiefen Erdspalte besonders stark äußern und großen volkreichen Städten den Untergang bringen.



Ostufer des Todten Meeres in der Gegend von Kalirrhoë (Zerka Main).

Von Abraham's Zeiten an (Genesis 19, 24 und 25) bis auf die Gegenwart war das Jordanthal Zeuge verheerender Bewegungen der Erde. Die letzte große Erschütterung fand im Jahre 1837 statt, indem ein fürchterlicher Erdstoß längs der Achse der Jordanspalte die Stadt Tiberias zerstörte und 6000 Menschen den Tod brachte. — Noch aus vielen anderen von O. Fraas erwiesene Thatsachen, z. B. aus der horizontalen Schichtenlagerung der Kalkfelsen, den zahlreichen parallel zum Hauptspalte streichenden Zerklüftungshöhlen des Judäischen Gebirges u. a. m. geht unzweifelhaft hervor, daß weder das Todte Meer noch die ganze Spalte überhaupt ein Ergebniß vulkanischer (eruptiver) Thätigkeit sein kann, wie man nach früheren Berichten annehmen mußte. Ebenso können Professor Fraas und andere unbefangene Reisende in der Landschaft des Todten Meeres nichts Entsetzliches und Schauerliches finden;

Schilderungen wie die: „Eine solche Todesscene der Natur hatten wir noch nicht gesehen — bleiches Entsetzen, wilde Vernichtung, wohin man auch blickt" sind Ausschweifungen aufgeregter Phantasten. Man höre, was Fraas erzählt: „Da lag der fabelhafte See zu unseren Füßen in unvergleichlichem Blau, wie etwa der Meerbusen von Suez vom Ataka aus, oder einer der europäischen Seen, der Neuenburger See von der Höhe des Jura, oder der Vierwaldstätter See von Wäggis her. Der Steilabfall von Ras el-Feschka, auf dessen Höhe wir standen, ist so abrupt, daß man leicht mit der Flinte ins Wasser schießt.



Westufer des Todten Meeres (Judäa).

Bei der tiefen Stille der Natur, die höchstens durch das Lied einer Lerche unterbrochen wird, hört man unter seinen Füßen die Brandung rauschen und sieht jede der tiefblauen Wellen silberweiß gekräuselt; ein frisches Grün umsäumt das blaue Meer, nur die lichtgelben, braunanwitternden Kreidefelsen erheben sich in kahler, starrer Schönheit von der reizenden Landschaft auf dem Grunde."

Eine Eigenthümlichkeit des Syrischen Gebirges ist der Mangel an Querdurchbrüchen, denn mit Ausnahme der beiden Gebirgstheilungen, in welchen der Orontes und der Nahr el-Kebir nach dem Mittelmeere ablenken, finden wir kein ferneres, den Gebirgszug quer durchsetzendes Thal. Obwol auf dem westlichen Abhange des Gebirges, besonders am Libanon, zahlreiche Flußthäler zum Meere hinabführen, obwol das westliche und östliche Gehänge der Jordanspalte von vielen Seitenthälern unterbrochen werden, so haben doch alle diese keine Bedeutung für den Völkerverkehr, den hier nur Querthäler vermitteln könnten. Dieser Mangel hat sich aber für das Jordanland als ein

glücklicher Umstand erwiesen. Im Süden durch das Steinige Arabien, im Osten durch das Wüstenplateau begrenzt, nach Westen ziemlich steil in Terrassenstufen zur schmalen Küste abfallend und von Norden her durch das Hochthal der Beka'a nur wenig zugänglich, konnte Palästina, als ein Land ohne Reichthümer und Anziehungskraft, sich lange Zeit vom fremden Völkertreiben in Abgeschiedenheit erhalten. Seine Bewohner konnten ungestört in der Bearbeitung des kargen und doch reichlich lohnenden Bodens, unberührt von fremden Einflüssen, sich eigenartig in patriarchalischer Weise entwickeln und als Volk Israel seine weltgeschichtliche Bedeutung erlangen.

Wie für Palästina, so ist auch für die Entwicklung und die Geschicke der anderen syrischen Länder die Gestaltung des Gebirgszuges bestimmend gewesen. Die hohe Erhebung des Libanon bis zur Schneegrenze gestattet, daß seine Gipfel das ganze Jahr durch aus ihrem Schnee die zahlreichen, hier entspringenden Flüsse nähren und diese auch im Steppensommer ihre Landschaften netzen können. Dem Libanon verdanken die Bewohner der Ufergebiete des Barada, Orontes 2c. die kulturfördernde Thätigkeit als Ackerbauer, und Damaskus und Hôms (Emessa) bezeugen als alte Kulturstätten ihre Wirksamkeit. Die Bergströme aber, welche im schluchtenreichen Westgehänge des Libanongebirges zur Küste hinabstürzen, wirkten auch in einer anderen Hinsicht noch belebend auf ihr Landbereich. Sie bildeten tiefe Mündungsbuchten, die als sichere Hafenplätze die Schiffahrt und den Welthandel der Phönikier hervorriefen. Seitdem aber die Hebung und Verflachung der Küste den Verkehr hier lahm legte und die Bevölkerung waldverwüstend im Gebirge sich ausbreitete, ist der belebende Einfluß des Libanon in jener Richtung sehr geschwunden und es herrschen jetzt im ehemaligen Phönikierlande im Allgemeinen die gleichen wirthschaftlichen Zustände wie in den von der Natur minder bevorzugt gewesenen Küstengegenden.

Nördlich vom Libanon, von diesem durch das Thal des Nahr el-Kebir getrennt, erstreckt sich bis zum Orontes-Querthale das Nasairie-Gebirge. Das Gebiet desselben, das ehemalige Soristan, war vermöge der beiden genannten Querthäler zu allen Zeiten ein Durchgangsland zwischen Mesopotamien und dem Mittelmeere und seine Geschicke bestimmten die hier herrschenden Weltreiche. Das Nasairie-Gebirge selbst erhebt sich auf eine durchschnittliche Höhe von 800 m. und gipfelt mit 1769 m. im Dschebel Akra, südlich von der Orontesmündung. Es ist ein Kreidekalkgebirge, welches, wie die auflagernden tertiären Schichten beweisen, in der Tertiärzeit gehoben wurde; ebenso wie im Libanon treten auch hier mächtige Massen Basalt auf. Die Landschaft ist ungemein malerisch. Wilde Felsengipfel, tiefe, finstere Schluchten, Wasserfälle, höhlenreiche, pflanzenwuchernde Thäler wechseln ab mit saftigen Weideflächen, Walddickichten und ausgedehnten Weingärten; Alles vereinigt sich zu einem Bilde landschaftlicher Schönheit.

Das syrische Klima ist infolge der großen Höhenunterschiede und der Küsten- und Binnenlage des Landes ein sehr verschiedenes. Am Mittelmeere

ist es sehr heiß, jedoch durch die Seeluft erträglich, auf den Höhen des Libanon nordisch rauh, im Binnenlande im Sommer trocken heiß, im Winter kalt und in der Jordanspalte wärmer als anderswo; Robinson beobachtete hier am 8. Mai 43° C. (34,4° R.) im Schatten. In Jerusalem schwankt die Temperatur zwischen 2,3° und 33° C.

Da sich in Syrien die wässerigen Niederschläge nur auf eine Jahreszeit vertheilen, so bedingt dies für die wasserlosen Gegenden eine Steppenvegetation; an der Küste dagegen herrscht die Mittelmeerflora und im Ghôr eine tropische. Letztere ist der von Nubien an der Grenze des Wendekreises sehr ähnlich. Hier kommt Asclepias procera vor, welche für die südliche Sahara charakteristisch ist, ferner eine schirmförmige Akazie (Acacia Seyal), als Schmarotzer auf den Bäumen ein blutrother Loranthus, dann Trichodesma africa, die merkwürdige Moringa aptera, Papyrus antiquorum u. A. m. — Die Scheidelinie zwischen der Mittelmeerflora und orientalischen Steppenvegetation ist im mittleren Syrien der Paßrücken des Libanon und im Süden der Kamm des Gebirges Juda. Erstere zeichnet sich aus durch immergrüne, schmal- und lederblätterartige Sträucher und rasch verblühende Frühlingskräuter, wie sie im südl. Spanien, in Sizilien, Algerien vorkommen. Die Scilla, die Tulpen, Anemonen und einjährige Gräser, ferner der Oleander, die Myrthe, Pinie und der Oelbaum sind charakteristische Vertreter dieser Flora, aber schon an der phönikischen Küste deuten massenhaft vorkommende Melia Azederach und Ficus Sycomorus den Beginn einer wärmeren Region an. — Die orientalische Steppenvegetation kennzeichnet sich durch kleine, graue, stachelige Gebüsche (Poterium), aromatische Labiaten (Eremostachys), schnell verblühende kleine Frühlingspflanzen, im Sommer durch vorwaltende Distelarten (Cousinia), auf den Bergen durch sparsame Baumgruppen von Eichen mit stacheligem Laub, von Pistazien u. s. w.

Von Kulturpflanzen sind als besonders wichtig zu nennen: Weizen (namentlich in der Ebene des Haurân); er dient den syrischen Bauern, mit Sauerteig gekocht und dann getrocknet, als Burghul zur gewöhnlichen Nahrung; Gerste (als Viehfutter und zur Brotbereitung), Dinkel, Roggen, Mais, Bohnen, Linsen, Anis (bei Damaskus), Fenchel, Süßholzwurzel (in Nordsyrien); ferner Aprikosen (Damaskus), Nüsse (Mittelsyrien), Pistazien (Aleppo), Oliven, Feigen, Wein (Libanon), Tabak (Latakia), Galläpfeleichen (Aleppo), Pottaschenpflanzen, Baumwolle, Zuckerrohr (am Orontes), Maulbeerbäume (Libanon), Flachs ꝛc.

Aus der Thierwelt sind zunächst als Hausthiere zu erwähnen: das Schaf und die Ziege. Beide werden, da ihnen die spärliche Steppenvegetation und die Bergsträucher vollkommen genügen, in großen Herden gehalten. Die Schafe bilden den Hauptreichthum der Nomaden und sind besonders ihrer Milch wegen sehr geschätzt. — Das Rind, in einer kleinen häßlichen Rasse vertreten, dient hauptsächlich als Zugthier; nur im Libanon züchtet man es als Schlachtvieh. — Das Kameel kommt fast nur bei den Wanderstämmen in der Wüste vor. — Zum gewöhnlichen Transport benutzt man das Pferd. Dasselbe ist zwar weniger schön als das arabische, besitzt aber auch eine

außerordentliche Leistungsfähigkeit, besonders in der Ueberwindung des Gebirgsterrains. — Wie überall giebt es auch Esel in Syrien und im östlichen Theile sogar wilde. — Der Hund und die Katze bilden im Orient den Uebergang zu den wilden Thieren, unter welchen der Wolf im Libanon und der Schakal dem Hunde am nächsten stehen; dann folgt der Fuchs in zwei Arten und die Hyäne. Den langhaarigen Angorakatzen und ihren wilden Verwandten schließt sich als seltenes Gethier der Leopard und der Gepard an, während der Löwe Syriens nur noch in der Bibel sein Andenken bewahrt hat. Im Libanon wird zuweilen der Bär angetroffen, aber nicht selten ist im ganzen Gebirgslande der Dachs und die Gazelle, letztere auch in der Ebene. Die Wüste beleben die Springmaus, die Stachelmaus und das Stachelschwein, während in den Gebirgsschluchten am Todten Meere der Steinbock des Sinai herumklettert. Wer aber in Erinnerung des schönen Verses „Der Steinbock lange Hörner hat, es giebt auch Schweine in der Stadt" diese Tischgenossen des verlorenen Sohnes heute noch in den syrischen Ortschaften anzutreffen meint, der irrt sich; ihr Dasein ist in diesem Lande, wie Professor Socin in Bädeker's „Palästina und Syrien" bemerkt, nur noch auf die Klosterhöfe beschränkt, dagegen ist aber das Wildschwein allerwärts zu finden. Von Vögeln giebt es Haus-, Reb- und Wüstenhühner, Enten, zahme und wilde Tauben, Wachteln und verschiedene Singvögel in großer Menge, ebenso in passenden Gegenden Störche, Kraniche und Bekassinen. Das Raubgethier ist in Adlern und Geiern vertreten.

Aus den mehr oder weniger unangenehmen Thierklassen sind zu nennen: der Gecko, das gemeine Chamäleon, der dunkelfarbige Chardon der Araber mit stachligem Schwanz, Eidechsen, Skorpione, giftige und harmlose Schlangen, dann Wanzen, Läuse und Flöhe in schwerer Menge, Heuschrecken, Mücken u. s. w. — Daß auch heute noch im Tiberias-See reiche Fischzüge zu machen sind und daß auch noch die Bienen dafür sorgen, daß wenigstens „Honig fleußt", braucht nicht erwähnt zu werden, da auf sie und die Fische die türkische Verwaltung noch keinen Einfluß gehabt hat. — Was wir hier über die Flora und Fauna Syriens gesagt haben, gilt im Allgemeinen auch für das Pflanzen- und Thierreich der den drei syrischen Hauptzonen entsprechenden Gebiete der vorderasiatischen Länder.

Eine besondere Stellung nimmt aber die Fauna des Ghôr ein, die wie die Flora dieser Einsenkung eine tropische ist. Die Fische des Tiberias-See's und des Jordan haben einen afrikanischen Charakter, wie die in genanntem See und im Nil vorkommende Gattung Chromis z. B. darthut. Aehnliches zeigt sich auch in der Vogelwelt. Die Zahl der bis jetzt aus Palästina bekannten Vogelarten beträgt 322. Davon hat es 58 eigenthümlich oder mit Nordost-Afrika gemein, 7 sind indische Formen oder haben ihre nächsten Verwandten in der indischen und persischen Fauna, 31 von den 58 sind Wüstenformen, 260 bewohnen auch Südost-Europa und Kleinasien. Alle Spezies von afrikanischem Charakter finden sich hauptsächlich, die meisten ausschließlich im Ghôr. (Vgl. Petermann's „Mittheilungen" 1866, S. 234.)

Aber nicht allein auf Pflanzen und Thiere macht sich das tropische Klima der Jordandepression geltend, sondern es äußert auch einen wesentlichen Einfluß

auf den Typus der Menschen. Die im Jordanthale lebenden Araber zeichnen sich durch plattere Gesichtszüge, eine dunklere Haut und gröberes, oft krauses Haar aus, in diesen Eigenthümlichkeiten lebhaft an die Negerrasse erinnernd. (Vgl. Prichard's „Naturgeschichte des Menschengeschlechts", deutsch von R. Wagner und F. Weil, 3. Bd. II. S. 618.)

Syrien wird seit den historischen Zeiten von Semiten oder Syro-Arabern bewohnt. Die älteste Bevölkerung zerfiel nach den geschichtlichen Ueberlieferungen und erhaltenen Sprachresten in Aramäer, Kanaanäer und Phönikier, Hebräer und Philister. Diese Völker gehörten — vorläufig von den Philistern, über deren Sprache man nicht im Klaren ist, abgesehen — mit den Assyrern und Babyloniern zu den nördlichen Semiten, von welchen die arabischen Ismaeliten, Kahtaniten und Himyariten als Südsemiten unterschieden werden.

Was die Philister anlangt, so sollen sie vom Lande Kaftor im Nildelta ausgegangen und „Hamiten" sein. Da sich indessen von ihrer Sprache keine sichtbaren Reste erhalten haben, so erscheint es am natürlichsten, wenn man auf Grund der Bibelberichte über die Beziehungen der Israeliten zu den Philistern ein gegenseitiges Verstehen ihrer Sprachen und mithin eine Verwandtschaft derselben annimmt. Wir rechnen also die Philister zu den Syro-Arabern. Ihr Wohngebiet war die südliche syrische Küstenebene, etwa in der Breitenzone des Todten Meeres. Sie waren ein kriegerisches, handeltreibendes Volk, an Kultur den Hebräern weit überlegen, und Israel erlag auch zur Zeit der Richter ihrer Herrschaft. Bei dem Weltkriege zwischen Egypten und Assyrien wurde die philistäische Ebene strategisch wichtig, daher sie als Zankapfel dieser Reiche viel zu leiden hatten. Auch die Philister wurden wie die Juden wol theilweise ins Exil geführt, worauf der philistäische Staat aus der Geschichte verschwindet. Die wichtigsten Philisterstädte waren Gaza, Askalon und Asdod.

Die Aramäer hatten schon früh in Syrien Staaten gegründet. In der Bibel spielen die den Israeliten benachbarten Reiche Aram Dammesek (Damaskus) und Aram Zoba, das im Norden des ersteren oder auch in Cölesyrien lag, eine große Rolle. Von Aram im engeren Sinne, dem heutigen Nordsyrien, wird das Aram Naharaim (Syrien der beiden Flüsse in Mesopotamien) unterschieden. Die aramäischen Fürstenthümer verloren ihre Selbständigkeit an die Weltreiche der Assyrer, Babylonier und Perser und dann der Griechen, nach deren Herrschaftsverfall die Egypter (320—312 v. Chr.) und Seleukiden und diesen die Römer als Herren des Landes folgten. Von dieser Zeit an sind die Schicksale des aramäischen Syriens mit denen der südlichen Länder vereinigt.

Von letzteren wollen wir zunächst Phönikien betrachten. Die Griechen bezeichnen mit diesem Namen den ganzen syrischen Küstenstrich nördlich von Akka, doch nimmt man nicht als nördliche Grenze den Eleutheros (Nahr el-Kebir) an. Die Phönikier waren nach der Bibel ein kanaanitisches Volk und als solches Hamiten; jedoch standen die Hebräer den Kanaanitern und vorzüglich

den Phönikiern sprachlich so nahe, daß phönikische Inschriften mit Leichtigkeit aus dem Hebräischen sich erklären lassen, daß wir mithin die Phönikier ebenfalls zu den Syro-Arabern rechnen dürfen.

Die älteste Landesgeschichte, wie sie die Phönikier selbst erzählen, ist durchaus mythisch, indem, wie bei den Griechen, die Reihen der Könige auf Götter zurückgeführt werden. Es gab verschiedene phönikische Stämme: Sidoniter, Arkiter, Siniter, Aradier, Semariter, Hamatiter. Schon in sehr früher Zeit hatten sich diese Stämme zu Staaten, deren Mittelpunkt Städte bildeten, entwickelt, aus welchen ein Städtebund mit dem Vororte Sidon, später Tyros, hervorging. Infolge von Parteikämpfen wurde im Jahre 761 v. Chr. von Sidon aus die Insel Aradus kolonisirt und bald tritt Aradus als bedeutende Stadt neben Tyros und Sidon auf.

Bekanntlich zeichneten sich die Phönikier als ein gewerbthätiges, handel- und schiffahrttreibendes Volk aus. Sie erfanden das Glas, die Purpurfärberei und die Buchstabenschrift, waren Baukünstler, Erzgießer und Weber. Die günstige Lage ihres Landes führte sie auf die See. Nicht blos die Küstenländer und Inseln des Mittelmeeres besuchten sie mit ihren zierlichen runden Schiffen, sondern sie wagten sich sogar über die Säulen des Herkules (Gibraltar) hinaus, tauschten Zinn auf den Britischen Inseln und Bernstein von den Bewohnern der Ostsee ein und unternahmen kühne Fahrten nach Südarabien und Indien (Ophir). Sie gründeten Ansiedelungen auf Kreta und Cypern, auf den Inseln des Aegäischen Meeres, in Südspanien und Nordafrika. Nicht minder lebhaft war der Karawanenhandel der Phönikier mit den alten Kulturstaaten am Euphrat, mit dem Glücklichen Arabien und Egypten.

Den höchsten Glanz erreichte Tyros unter der Herrschaft des Königs Hiram, des Zeitgenossen von Salomo (ca. 1000 v. Chr.). Prachtvolle Paläste und Tempel und riesige Festungswerke zierten und schützten die Stadt, die theils an der Küste, theils auf der vorliegenden (jetzt mit dem Festlande verbundenen) Insel gelegen war. Dank seiner günstigen und festen Lage und der Tapferkeit seiner Bewohner, konnte Tyros sich unabhängig erhalten, als das phönikische Festland der assyrischen Herrschaft (722) schon unterworfen war, und erst nach einer 13jährigen Belagerung durch Nebukadnezar (592) verlor es seine Freiheit. Mit dem Falle von Inseltyros treten die Phönikier aus der Reihe der selbständigen Völker zurück und ihre Schicksale sind nunmehr mit der babylonischen, persischen, griechischen, egyptischen, seleukidischen und römischen Herrschaft in Syrien verknüpft.

Wir wenden uns nun, der lichtvollen Darstellung Socin's im Bädeker'schen Reisebuche folgend, zur Geschichte Palästina's.

Die ältesten Bewohner (Autochthonen) des Landes Kanaan werden in der Bibel als Riesengeschlechter bezeichnet und zwar unter folgenden Namen: Enakiter, Rephaiter, Emiter, Susiter oder Samsuniter, Aviter und Horiter. — Als die Hebräer (d. h. die von jenseit des Jordan gekommenen Fremdlinge) unter Abraham einwanderten, fanden sie bereits die Kanaaniter im Lande seßhaft. Der Name Kanaan (d. h. Niederland) ist von der Niederung im Südwesten auf das ganze Land westlich vom Jordan übertragen worden; das

Ostjordanland heißt **Gilead**. Ethnographisch ist unter der Bezeichnung **Kanaaniter** selten ein einzelnes Volk verstanden, sondern meist die Gesammtheit der Völker, welche nach I. Moses 10, 15 ff. auf Kanaan als ihren Stammvater zurückgeführt werden. Sie bildeten eine Menge von Königen beherrschter, kleiner Staaten und waren den Hebräern an Kultur überlegen. Folgende Stämme werden genannt: 1) die **Amoriter**; sie wohnten im südlichen Theile Kanaans und hatten jenseit des Jordan die Reiche **Sichon** (zwischen Wadi Modschib und Nahr es-Serka) und **Og** (im heutigen Haurân). 2) Die **Pheresiter**, im späteren Samarien. 3) Die **Chetiter**, in der Mitte und im Süden des Landes. 4) Die **Heviter**, in Sichem (Nabulus) und weiter nördlich. 5) Die **Jebusiter**, bei Jebus (Jerusalem). 6) Die **Girgesiter**, **Geresiter**, wahrscheinlich in der Mitte des Landes, und die Phönikier.

Von den kanaanitischen Völkerschaften sonderten sich folgende, den Hebräern näher verwandte Stämme ab: 1) die **Edomiter**, welche die Gegend der **Araba** (Fortsetzung der Jordanspalte südlich vom Todten Meere bis zum Meerbusen von Akaba) inne hatten und besonders auf dem Gebirge Seïr, im Westen der Araba, saßen. 2) Die **Moabiter**, am Südost-Ende des Todten Meeres. 3) Die **Ammoniter**, wurden aus ihrem ursprünglichen Gebiet zwischen Arnon (Wadi Modschib) und Jabbok (Nahr es-Serka) von den Amoritern nach Osten verdrängt. — Als Nachkomme Esau's wird in der Bibel auch das Wandervolk der **Amalekiter** hingestellt, welches im Süden Palästina's in der Wüste, d. i. et-Tih, zeltete; wahrscheinlich waren die Amalekiter und Midjaniter, letztere im Südosten gegen Arabien zu, arabische Wanderstämme, von deren räuberischen Einfällen öfters die Rede ist.

Das **hebräische Volk** zerfiel, wie bekannt, in 12 Stämme, die sich folgendermaßen über das Jordanland vertheilten:

Im Westen des Todten Meeres breitete sich bis zum Philisterland der Stamm **Juda** aus, dem im Süden **Simeon** und im Norden **Benjamin** angrenzte. Im Verfolg der letztern Richtung treffen wir dann im Westjordanlande zunächst auf das Gebiet des mächtigen Stammes **Ephraim** mit den Landschaften von Sichem und Samaria. Dann kommt der Wohnbezirk des halben Stammes **Manasse**, an welchem sich mit der Ebene von Jesreel **Issaschar** anschließt. Vom Jordan abgelegen ist **Sebulon** und das Küstenland **Asser**, zwischen welchem und dem Jordan nördlich bis zum Libanon der Stamm **Naphthali** seinen Sitz hatte. Seine transjordanischen Nachbarn sind **Dan** und die andere Hälfte Manasse, deren Gebiet sich bis zum Haurân ausdehnte. Das linke Uferland des Jordan zwischen dem Gennesaret — oder Tiberias-See und der Mündung wurde vom Stamme **Gad** bewohnt, dem am Todten Meere endlich **Ruben** folgte.

Aus der Geschichte des hebräischen Volkes wollen wir nur kurz die wichtigsten Abschnitte hervorheben und überlassen die Ergänzung dem bibelfesten Leser.

2000 oder 1600 v. Chr. Abraham's Einwanderung in Kanaan. — 1500 (?) Jakob siedelt mit seiner Familie nach Gosen in Egypten über. — 1321—14, Auszug aus Egypten, Gesetzgebung am Sinai, Eroberung und Theilung von Kanaan. — ca. 1075, Saul zum König gesalbt. — 1055,

David König über Juda und 1048 über das ganze Volk. — 1040, David erobert Damaskus. — 1015, David †; Salomo tritt die Regierung an. — 975 Salomo †; Theilung des Reiches.

A. Königreich Juda. 975—58, Rehabeam, Salomo's Sohn, König über Juda und Benjamin. — 958—55, Abiam kämpft gegen die Egypter. — 955—14, Assa. — 914—889, Josaphat. — 884—728, Athalja, Joas, Amasia, Jotham, Ahas, Auftreten des Jesaia. — 728—640, Hiskia, Sanherib's Einfall in Juda, Manasse, Josia. — 640, Abhängigkeit von Egypten.— 609—599, Joachas, Eljachim. — 599, Jojachim, Uebergabe Jerusalems an Nebukadnezar, Wegführung von 10,000 Vornehmen. — 599—88, Zedekia wird von Babylon abtrünnig. — 588, Belagerung Jerusalems, Zerstörung des Tempels, Abführung der Vornehmen nach Babel, Ende des Reiches.

B. Königreich Israel. 975—54, Jerobeam, König über die nördlichen Stämme. — 954—825, Nadab, Baësa, Ela, Omri, Ahab und Isebel, Ahasja, Joram, Jehu, Joahas, Kämpfe mit Syrien. — 825—784, Jerobeam II., Blüte Israel's. — 784—72, Interregnum. — 772—38, Sacharja; Menachem, den Assyrern tributpflichtig; Pekachya, Bund mit den Syrern gegen Juda. — 738—29, Interregnum. — 722, Hosea fällt von Salmanassar ab; Untergang des Reiches; das Volk wird nach Assyrien geführt, neue Kolonisten (Cuthäer) werden ins Land gebracht.

537 kehrt mit Bewilligung des Kyros ein Theil der Juden nach Palästina zurück. — 534—15, Tempelbau. — 458, unter Artaxerxes führt Esra 6000 Juden zurück. — 444, Nehemia, persischer Statthalter in Jerusalem. — 332, die Juden unterwerfen sich Alexander d. Gr. — 320, Ptolemäos von Egypten bemächtigt sich Palästina's und Syriens. — 314, Antigonos entreißt ihm Palästina. — 312, Beginn der Seleukidenherrschaft.

A. Palästina. 301, Ptolemäos erhält nach der Schlacht von Ipsus Palästina wieder. — 301—221, milde Herrschaft der Ptolemäer. — 218, Antiochos von Syrien reißt Palästina an sich, verliert es 217 wieder, um es 202 und 199 abermals zu gewinnen. — 193, fällt Palästina wieder an Egypten. — 176—161, Kämpfe mit Syrien; Mattathias, Judas Makkabi. — 161—143, Jonathan Apphos, Hoherpriester und Meridarch. — 143, Beginn der Aera der Volksfreiheit. — 135—107, Johannes Hyrkanos gewinnt Peräa und Samarien. — 107—69, Aristobulos, Alexander Jannäus, Alexandra, Hyrkanos II. — 69—53, Aristobulos II., zuletzt nach Rom weggeführt. Gabinius theilt das Land in fünf Bezirke. — 37, Herodes erobert mit Hülfe der Römer Jerusalem und wird von Rom zum König erklärt; Beginn der idumäischen Dynastie. — 37—2, Herodes der Große.

B. Syrien. 301—288 Seleukos I. Nikator gründet Antiochia am Orontes bald nach seiner Besitznahme von Syrien. — 288—261, Antiochos I. verliert, wie sein Nachfolger (261—246) Antiochos II., große Ländertheile in Kleinasien. — 246—227, Seleukos II. — 227—224, Seleukos III. Keraunos. — 227—187, Antiochos III., der Große, verliert Kleinasien vollständig. — 187—175, Seleukos IV. plündert Jerusalem. — 175—164, Antiochos' IV. Kämpfe mit Egypten. — 164—95, Antiochos V., Demetrios II. Nikator,

Seleukos V., Antiochos VIII. und IX., Seleukos VI. — 95—85, Antiochos X. Eusebes, König von Damaskus; Philippos, Demetrios Eukäros, in Damaskus, Antiochos XII. Dionysos. — 85, Aretas, König von Arabien, in Damaskus. — 83—69, Tigranes von Armenien beherrscht Syrien. — 69—64, Antiochos XIII. Asiaticus, der letzte Seleukide. — 64, Syrien wird durch Pompejus zur römischen Provinz erklärt.

Im Jahre 2 vor Beginn der christlichen Aera starb Herodes der Große; noch unter seiner Regierung wurde Jesus geboren. Die Länder des Herodes wurden getheilt: Philippus erhielt die Haurân-Gegenden, Herodes Antipas Galiläa (das Land nördlich von Samaria) und Peräa (das Ostjordanland in weiterem Sinne, in engerem die heutige Landschaft Belka), Archelaos Samarien, Judäa und Idumäa (das Land südlich von Juda). Im Jahre 6 wurde das Gebiet des Letzteren zur römischen Provinz Syrien geschlagen, erhielt aber eigene Prokuratoren. Seit dieser Zeit stand die Partei der national gesinnten Juden der Fremdherrschaft um so schroffer gegenüber. Bauend auf die Weissagungen der Propheten von einem idealen Staat, in welchem sie aufs Neue selbständig sein würden, erwarteten sie, daß der Messias eine politische Rolle spielen würde, während Jesus nur ein Gottesreich auf Erden stiften wollte. Der aufgereizten Judenmenge mußte sich auch der römische Landpfleger Pilatus fügen und die Vollziehung ihres Urtheils verfügen. Die Macht der inländischen Fürsten, wie die des Herodes Agrippa I. und II., war mehr eine Scheinmacht gegenüber dem zunehmenden Einflusse der römischen Landpfleger. Endlich brach infolge der Verwaltung des Gessius Florus der nationale Aufstand aus und entbrannte mit zügelloser Wuth. In Jerusalem selbst herrschten Parteiungen, und Titus eroberte endlich die Stadt (70); der Tempel wurde zerstört, viele Juden getödtet. Trotzdem, daß ein Theil des Volkes zerstreut, der im Lande bleibende aber ganz ohnmächtig war, flammte die Wuth gegen die Unterdrücker doch noch einmal auf. Simon, genannt Bar Kochba, von dem berühmten Rabbi ben Akiba als Messias anerkannt, führte einige Jahre hindurch Krieg gegen die Römer; nach 3½jähriger Dauer (132—135) wurde der Aufstand von diesen gedämpft und nun auch der letzte Rest des Judenstaates zerstört; Jerusalem wurde römische Kolonie, den Juden aber der Zutritt zu derselben untersagt. — Als römische Provinz zerfiel Palästina in vier Statthalterschaften (Tetrarchien), später theilte man das Land in Palästina I, II und III, während das Ostjordanland Arabia genannt wurde.

In ganz Syrien wurde Aramäisch gesprochen, obgleich auch griechische Sprache und Kultur sich immer mehr einzubürgern wußten. In Palästina war schon im 4. Jahrhundert v. Chr. das Hebräische als Volkssprache erloschen und durch das Aramäische ersetzt, zu welchem das Samaritanische, eine Mischsprache aus beiden, den Uebergang eine Zeit lang gebildet hatte. Unter griechischem und römischem Einfluß erhoben sich in Syrien überall die herrlichsten Prachtbauten, sogar in den entlegensten Gegenden. Im Anfange unserer Zeitrechnung schwang sich besonders Palmyra zu hohem Glanze empor; es wurde eine Zeit lang Hauptstadt eines glänzenden selbständigen

Reiches, welches unter der Herrschaft der thatkräftigen Zenobia (267—272) seine Grenzen weit nach Syrien und Mesopotamien ausdehnte. Die wichtigsten Städte waren und blieben aber Antiochia und Damaskus, letzteres als Hauptsitz des Karawanenhandels.

Das unter Konstantin d. Gr. (323—336) durchaus christlich gewordene Syrien erfreute sich einer längeren Ruhe, bis 611 unter Chosroes II. die Perser einbrachen und das Land in Besitz nahmen. Obwol die Byzantiner schon 622 diese Provinz wieder zurückeroberten, so war doch die Dauer ihrer Herrschaft in Syrien nur noch eine kurze. 634 fielen die Araber ein und bemächtigten sich binnen zweier Jahre des ganzen Syriens bis Aleppo. Damaskus wurde 661 der Sitz der Khalifen, bis diese 750 nach Bagdad übersiedelten. Die Geschichte Syriens während der Khalifenherrschaft ist mit wenigen Worten zu kennzeichnen: Aufblühen der Wissenschaften durch Gründung gelehrter Schulen, namentlich in Damaskus, fortwährende Kämpfe zwischen den mehr oder weniger unabhängigen Dynastien im Lande, blutige Sektirergreuel und Abwehr der andrängenden Egypter, welche im 10. Jahrhundert sogar Damaskus in Besitz nahmen. 1070 treten die Seldschuken auf und bringen bis 1085 ganz Syrien in ihre Gewalt. 1096 beginnen die Kreuzzüge, Gottfried von Bouillon wird 1099 König von Jerusalem, aber schon 1187 wird dem Christenstaat durch Saladin der Untergang bereitet. Zwar werden nach dem Falle Jerusalems noch mehrere Kreuzzüge unternommen, doch gelingt es den Rittern des Christenthums nicht wieder, das heilige Land dem Islam zu entreißen; es wird mit Nordsyrien in der Mitte des 13. Jahrhunderts der Tummelplatz der mongolischen Horden, die aber bald dem Mamelukensultan Bibars von Egypten weichen müssen. Nachdem auch 1291 die Franken aus ihren letzten Besitzungen an der Küste Palästina's verdrängt worden, verfällt ganz Syrien bis 1518 der Herrschaft Egyptens, die nur zeitweilig durch Einfälle der Perser und Mongolen unterbrochen wird. Im Jahre 1516 entbrennt der Krieg zwischen den Osmanen und Mameluken; Letztere werden bei Aleppo vom Sultan Selim geschlagen und die syrischen Länder erobert. Auch in Syrien zeigte sich die Unfähigkeit der Türken als Staatenlenker. Das Land, unter dem Islam der Araber noch durch geistige und materielle Kultur ausgezeichnet, sank unter den Händen der denkfaulen Mittelasiaten immer mehr in den Sumpf des Fatalismus, der Trägheit, Armuth und Verkommenheit. — Aus der osmanischen Geschichte Syriens sind nur der Zug Napoleons 1799, die egyptische Herrschaft von 1832—40 und der Drusenaufstand von 1860 als bemerkenswerth zu erwähnen.

Syrien zerfällt gegenwärtig in die Vilajete Haleb (Aleppo) und Suria (Syrien) mit dem privilegirten Mutessariflik Dschebel i Libnân (Libanongebiet). Zur Statistik dieser Provinzen entnehmen wir Helle von Samo's Werke („Die Völker des Osmanischen Reiches", Wien 1877) folgende Angaben:

	Flächeninhalt in qkm.	Einwohner: Mohammedaner	Nicht-Mohammed.	Summa	pro qkm.
Aleppo	105,561	461,338	77,973	539,311	5
Syrien	171,229	638,200	334,200	973,120	5—6

Bemerkt sei, daß in diesen Zahlen für das Vilajet Syrien merkwürdiger Weise die zu Egypten gehörige Sinaihalbinsel mit der Wüste „et Tih" und das zwischen dem Scheragebirge und der Küste gelegene Peträische Arabien (zusammen 81,162 □km. mit 58,960 Einwohnern) einbegriffen sind, so daß sich für das eigentliche Vilajet Suria 90,067 □km. mit 914,160 Bewohnern ergeben; rechnet man aber von letzterer Summe noch 260,000 Köpfe für das Libanongebiet ab, so bleibt für genanntes Vilajet eine Bevölkerungszahl von 654,160. Hiernach beziffert sich die Bevölkerung für ganz Syrien oder esch-Schâm, wie es von den Arabern genannt wird, mit Ausnahme der Nomaden auf 1,453,280, nach Ubicini aber auf 2,700,000 Köpfe.

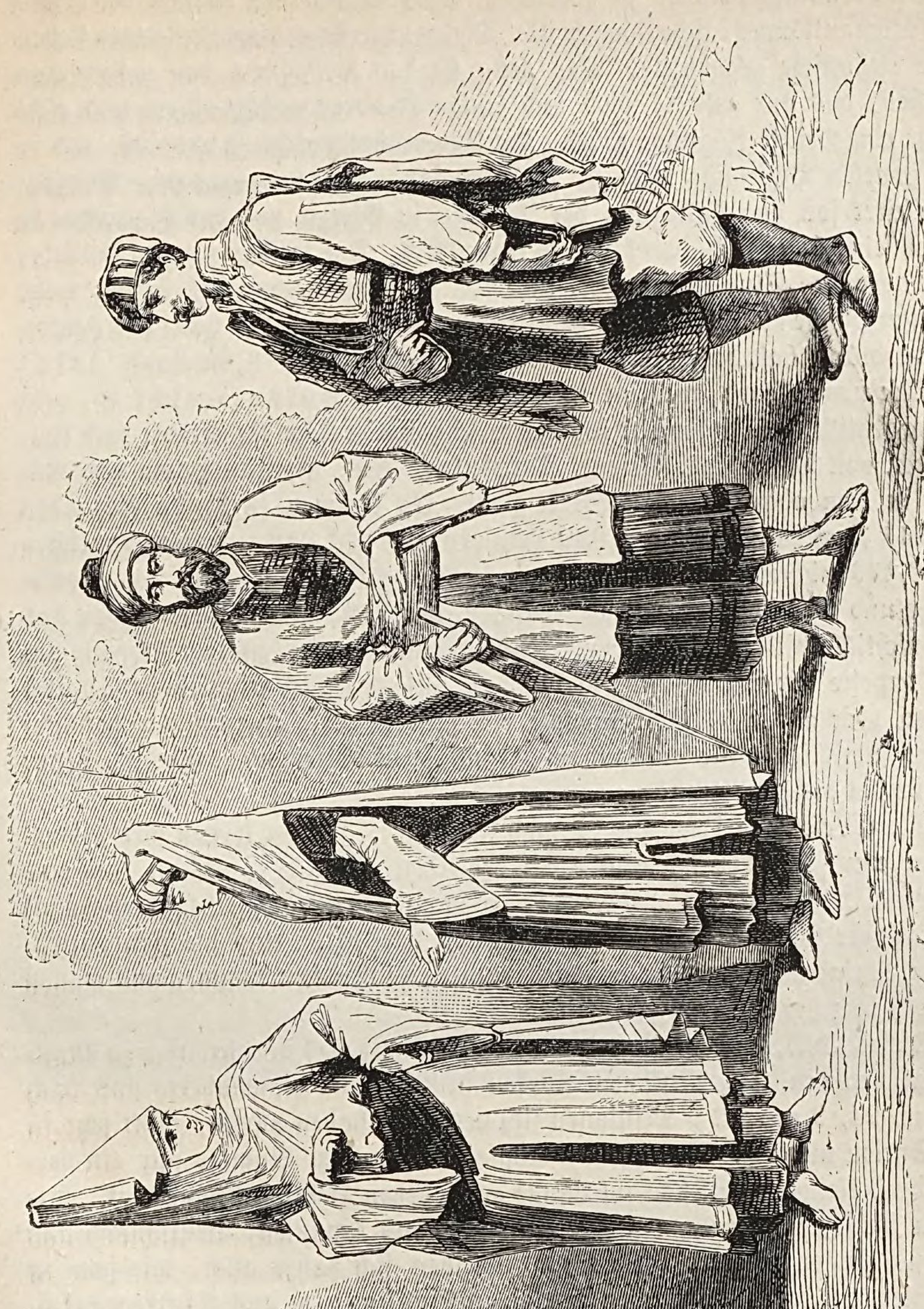
Die Bevölkerung Syriens zerfällt ethnographisch in Syrer, Griechen, Araber, Türken, Juden und Franken; nach Religionen in Mohammedaner, Christen, Juden, Nasairier, Ismaelier, Drusen, Metawile, Maroniten u. A. m.

Unter Syrern verstehen wir nicht nur die Aramäer, sondern alle Nachkommen der verschiedenen Völker, welche bei Beginn unserer Zeitrechnung aramäisch redeten, die Juden ausgenommen. Ihre Sprache hat sich, mit Arabisch versetzt, in einigen Christengemeinden im Antilibanon, unweit Damaskus, und wie wir im vorigen Kapitel gesehen haben, auch bei den Chaldäern im nördlichen Mesopotamien bis auf die Gegenwart erhalten; bis auf diese Ausnahmen ist aber die arabische Sprache die allgemein herrschende. Die Syrer bilden, soweit sie nicht im Laufe der mohammedanischen Herrschaftszeit zum Islam übergetreten sind, weitaus das christliche Element in Syrien. Die Mehrzahl bekennt sich zur Griechischen Kirche, der zwei Patriarchen (Jerusalem und Beirut) und mehrere Bischöfe oder Metropoliten (Matrane genannt) als Oberhirten vorstehen. Die übrigen christlichen Syrer spalten sich in unirte griechische, unirte syrische Christen und Maroniten, als Anhänger der römischen Kirche, dann in nicht unirte syrische Christen oder sogenannte Jakobiten, ferner in Kopten und Armenier. In den meisten griechischen und römischen Gemeinden wird die Messe in arabischer Sprache, bei den Jakobiten, Kopten und Maroniten aber in der altsyrischen gehalten.

Ueber die Stärkeverhältnisse dieser christlichen Gemeinden giebt Ubicini folgende Uebersicht: unirte Griechen oder Melkiten = 63,000, unirte Syrer = 8000, Maroniten = 220,000, nichtunirte Syrer oder Jakobiten = 65,000 Köpfe. Obwol sich diese Zahlen auf das ganze Türkische Reich beziehen, die Anhänger dieser Kirchen aber außerhalb Syriens nur ganz vereinzelt auftreten, so können wir ihre Gesammtsumme von 356,000 Köpfen zur Ermittelung der griechischen nichtunirten Christen in Syrien benutzen. Unter Zugrundelegung der Samo'schen Bevölkerungszahlen für Syrien würden nach Abzug letztgenannter Summe und etwa 23,000 Juden von der 412,000 Köpfe betragenden nichtmohammedanischen Bevölkerung ca. 33,000 als Zahl der nichtunirten Griechen sich ergeben, während unter Annahme der Bevölkerungssumme Ubicini's (2,700,000) und des Samo'schen Verhältnisses zwischen Mohammedanern und Nichtmohammedanern (also 741,000 Nichtmohammedaner) die Zahl der nichtunirten Griechen sich auf 372,000 Köpfe belaufen würde. Wie man sieht, ist die türkische Statistik ein wahrer Greuel.

Ueber den Charakter und die geistige Kultur der heutigen syrischen Küstenbevölkerung äußert sich A. von Kremer folgendermaßen: „Es sind diese syrischen Christen eine höchst intelligente Rasse, die eine außerordentliche Empfänglichkeit für die Aufnahme und Aneignung europäischer Kultur an den Tag legt. Nicht umsonst waren ihre Urahnen, die Phönikier, eines der höchst begabten alten Kulturvölker. Freilich mag in den Adern der modernen Syrer nur ein verschwindend kleiner Theil phönikischen Blutes rollen, aber die Vermischung mit griechischen und arabischen Elementen hat ihren natürlichen Anlagen keinen Abbruch gethan. Und Phönikier sind sie noch immer geblieben in ihrem Unternehmungsgeiste, ihrem Handelstalent und ihrer Reiselust. In Marseille, Liverpool und Manchester sind schon zahlreiche syrische Kolonien, die den Geschäftsverkehr mit dem Mutterlande besorgen; ja selbst bis nach Schweden, Norwegen und Nordamerika erstrecken sich ihre Handelsverbindungen. Es herrscht auch im Ganzen unter den Christen von Beirut eine recht erfreuliche Wohlhabenheit, die ganz in dem richtigen Verhältniß zu ihrer Betriebsamkeit steht. Ein ebenso Ekel als Besorgniß erregendes Proletariat wie in den europäischen Großstädten giebt es dort nicht. Alle Welt ist Kaufmann oder betreibt irgend einen bestimmten Erwerbszweig. Am besten gefiel mir ihr einfaches, echt patriarchalisches Familienleben. Die Frauen sind hübsch, intelligent, ohne viel Bücherbildung. Romanlesen oder Klavierklimpern ist glücklicherweise noch recht selten; nur wo mit französischer Halbbildung die Krinoline ihren Einzug gehalten hat, steht es schlechter. Dort schwand die alte Sitteneinfalt und europäische Nachäfferei trat in recht häßlicher Weise an deren Stelle. An Mädchenschulen fehlt es nicht, leider aber ist der Unterricht daselbst vorzüglich auf das Erlernen des Französischen oder Englischen gerichtet. Die Soeurs de charité haben eine recht gute Mädchenschule, wo auch weibliche Arbeiten gelehrt werden und einheimische Erzieherinnen herangebildet werden sollen. Das Institut der Soeurs de Nazareth wird noch mehr gelobt und auch über das der preußischen Diakonissen hörte ich sehr viel Gutes. Eine reiche Engländerin, Mrs. Mott, verwendete ihr großes Vermögen zu wohlthätigen und frommen Zwecken; sie gründete und unterhält eine Blindenanstalt, ein Mädchenpensionat und zahlreiche evangelische Primärschulen, die zugleich im Interesse des Protestantismus äußerst thätig sind. Religiöse Propaganda ist überhaupt in Syrien ein Haupthebel aller auf den Volksunterricht bezüglichen Unternehmungen. Ganz besonders müssen in dieser Hinsicht die Bestrebungen der amerikanischen Missionäre erwähnt werden. Ihre Schule, die sie etwas bombastisch Medresse kullije, d. i. Universität, nennen, verfolgt vorzüglich praktische Zwecke und zeichnet sich hierdurch vortheilhaft gegen die anderen Institute aus, wo das Hauptgewicht auf sprachlichen Unterricht gelegt wird. Junge Syrer, denen so ziemlich alle solide Vorbildung fehlt, werden in dieser amerikanischen Schule in einem vierjährigen Lehrkursus zu Aerzten gemacht und erhalten Doktordiplome. Diese jungen Aeskulape, denen sich ein Europäer wol nur aus Lebensüberdruß anvertrauen würde, sind aber immer noch weit überlegen den alten landesüblichen Quacksalbern, und es ist nicht in Abrede zu stellen, daß die amerikanische Universität trotz aller Oberflächlichkeit des Unterrichts durch

Verbreitung nützlicher Kenntnisse, besonders durch die Pflege der Naturwissenschaften, dem Lande einen nicht geringen Dienst erweist.



Deutsche Frau. Türkische Frau. Türke. Christlicher Bauer.

Syrische Trachten.

Die amerikanischen Professoren sind insgesammt zugleich eifrige Sendboten des Evangeliums und machen Propaganda mit echt amerikanischer Energie. Die eingeborene protestantische Gemeinde in Beirut ist auch schon

auf mehrere Hundert Familien gestiegen, und nächst Schule und Dampfpresse haben die reichen, aus Amerika zuströmenden Beiträge es gestattet, eine sehr schöne amerikanische Kirche zu erbauen. Auch im Libanon machen die Ideen des Protestantismus rasche Fortschritte. Diesen protestantischen Instituten stehen einige katholische gegenüber. Das beste ist das Kollegium der melkitischen Griechen, das gut geleitet wird und einige Hundert wohlgenährte und nicht schlecht eingedrillte Zöglinge zählt. Die Unterrichtssprache ist arabisch, und in konfessioneller Beziehung wird mit viel Unbefangenheit vorgegangen. Vorzüglich geleitet soll das Kollegium der Jesuiten in Ghazir und der Lazaristen in Antura sein; beide sind ausschließlich französisch. Die meisten jungen Beiruter haben dort ihre Studien gemacht, und von dort verbreitete sich immer mehr das Französische als Sprache der Gebildeten, sodaß es jetzt fast ganz das Italienische verdrängt hat, das vor 20 Jahren noch vorherrschte." („Ausland" 1872.)

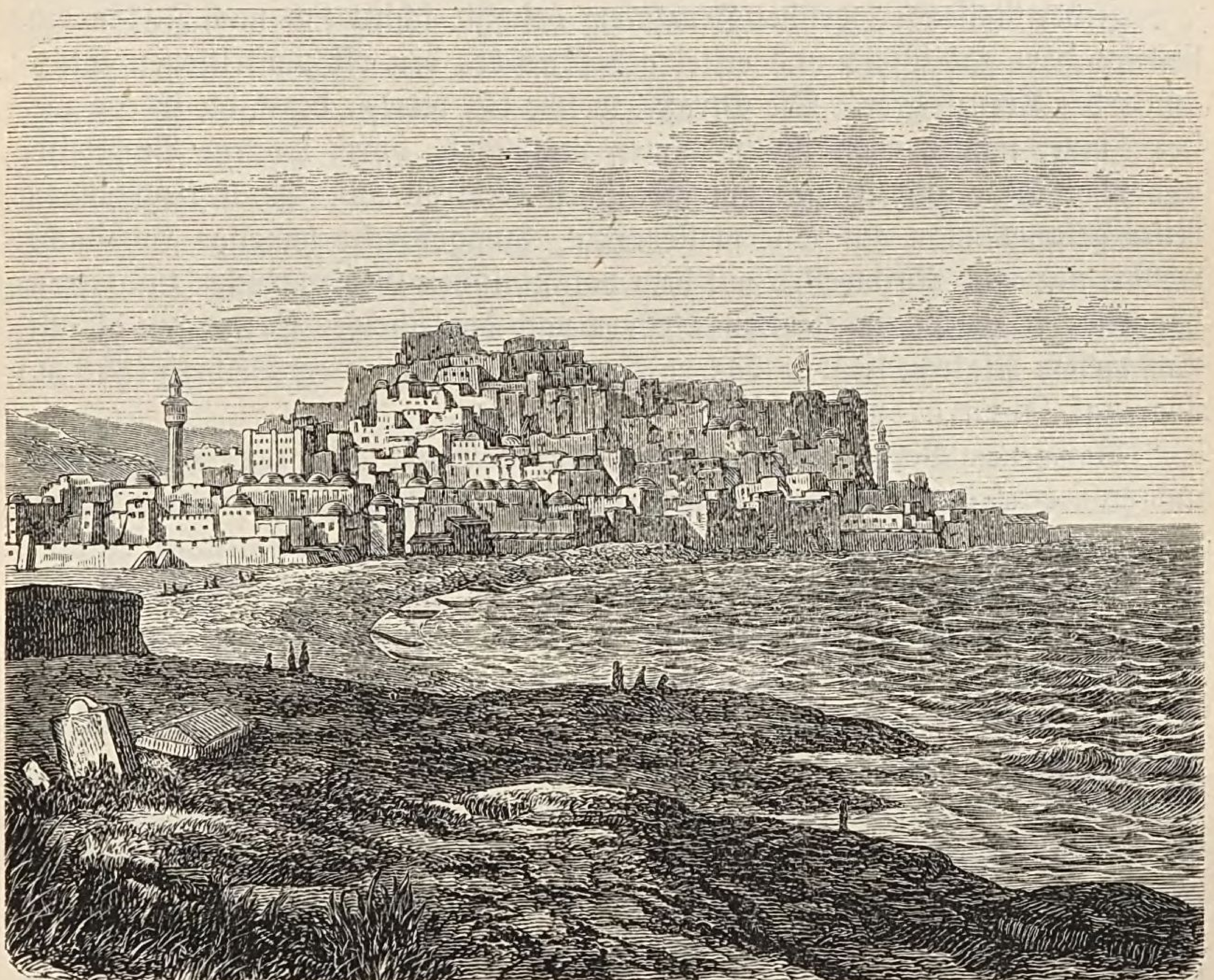
Wie ungenügend aber im Allgemeinen der Schulunterricht ist, geht aus der statistischen Uebersicht hervor, welche Socin über die Städte und Umgegenden von Damaskus, Beirut, Tarabulus, Akka, Haurân Hama und Nâbulus in dem obengenannten Werke giebt. Es kommen in diesen Gegenden auf 2844 Ortschaften mit 118,639 Häusern und 301,059 mohammedanischen und 79,479 nichtmohammedanischen männlichen Einwohnern: 205 moslemitische und 96 nichtmoslemitische Schulen, mit 5485 mohammedanischen und 7793 nichtislamitischen Schülern. Rechnet man die Gesammtbevölkerung als das Doppelte der männlichen, so kommen auf 761,176 Einwohner 13,278 Schüler, oder auf je 57 bis 58 Köpfe 1 Schüler. Noch ungünstiger gestaltet sich dies Verhältniß für die mohammedanische Bevölkerung (109 : 1), besser aber für die nichtmoslemitische (20 : 1).

Die Araber werden wir im nächsten Kapitel kennen lernen und bemerken hier nur, daß der seßhafte Theil derselben, Hadari genannt, als eine Mischbevölkerung erscheint, während in den Nomaden (Bedu; Einzahl: Bedâwi) der arabische Stamm sich als rein erhalten darstellt. Auf die Maroniten, Drusen, Nasairier ꝛc. werden wir weiter unten zu sprechen kommen und wollen nur noch kurz der Juden gedenken.

Dieses Volk, welches nach 4. Moses 1, 46 mit 603,550 streitbaren Männern, also mit ca. $2\frac{1}{2}$ Millionen Köpfen in Palästina einwanderte und nach 2. Sam. 24, 9 auf ca. 5 Millionen sich vermehrt haben dürfte, zählt jetzt in ganz Syrien nur noch 23—40,000 Köpfe, von welcher Summe nur ein verschwindend kleiner Theil von im Lande gebliebenen Hebräern abstammt. Die meisten syrischen Israeliten sind Abkommen aus Spanien, Deutschland und Rußland eingewanderter Juden und scheiden sich daher auch, wie jene in Rumänien und der Europäischen Türkei, in Sephardim und Aschkenazim. Erstere sprechen ein verdorbenes Spanisch, Letztere das sogenannte Judendeutsch. Die Aschkenazim zerfallen wieder in Peruschim (Pharisäer) und Chasidim (d. h. Fromme), Abkommen der über die Donauländer verbreiteten Israel-Baal-Schem- oder Bescht-Sektirer. Das scharf geschnittene Gesicht, die langen Seitenlocken, der schwarze oder blaue Turban, oft auch ein breitkrempiger schwarzer Filzhut, unterscheiden die syrischen Juden sehr leicht

von ihrer mohammedanischen und christlichen, semitischen Mitbevölkerung. Die Christen sind in den Städten an dem einfachen rothen Fes, oder einer dunklen Binde darum, kenntlich, während die Mohammedaner den Turban meist mittels eines weißen, mit Goldfäden durchwirkten Tuches bilden. Die Drusen dagegen tragen ganz weiße Turbane, und die Bauern (Fellahin) und Beduinen ein buntes Kopftuch als Kefije.

Die wirthschaftliche Lage der Bevölkerung in Syrien ist, von einigen bevorzugten Gegenden abgesehen, eine herzlich schlechte, obwol das Land mit reichen Mitteln ausgestattet und das semitische Volk gut beanlagt ist.



Jaffa.

Aber es fehlt die Sicherheit des Besitzes, es fehlen Verkehrswege, Bewässerungsanlagen, Unterrichtsanstalten und andere öffentliche, der Volkswohlfahrt zu Nutze kommenden Einrichtungen. Der Ackerbau ist durch die schwersten Steuern (ca. 35 Prozent des Ertrages) und Erpressungen jeder Art gehemmt und in seiner Entwicklung gehindert. Da die Regierung, wie der englische Vizekonsul Jago zu Beirut 1876 berichtet, den Besitztitel selbst solcher Ländereien, die sie selbst verkauft hat, ansicht, so finden sich wenig Käufer, und so kommt es, daß ausgedehnte Strecken des denkbar fruchtbarsten Landes wüst liegen. Der Steuerpächter thut dann redlich das Seinige, um den armen Fellah nicht zum Aufathmen kommen zu lassen. Eine der sonderbarsten Steuern wird alljährlich

in den meisten Dörfern rings um Damaskus eingetrieben: sie besteht in einer Zwangssubskription auf amtliche Zeitungen, welche der ungebildete Landmann gar nicht lesen kann. Da das Subskribentensammeln und das Austragen der Zeitungen durch Polizeibeamte geschieht, und Letztere noch von den Bauern Verpflegung verlangen, so haben diese unglücklichen Zeitungsabonnenten gebeten, die Steuer oder das Abonnement bezahlen zu dürfen, ohne die Zeitungen in Empfang nehmen zu müssen, weil sie so wenigstens die lästigen Gäste los würden. Aber die Bitte ist abschlägig beschieden worden.

Jeder Reisende, welcher Jerusalem besucht, schifft sich nach Jaffa ein, besteigt dort das Pferd und reitet gen Ramle, den oft umstrittenen Stützpunkt der Kreuzfahrer. Die Straße, welche bis hierher durch die Ebene zog, steigt nun, immer mehr ihren Namen verlierend, durch trockene Bachthäler und über kahle Höhenzüge zum judäischen Gebirge auf. Nach 10stündigem Ritte gelangt man auf eine wasserarme, langgestreckte hügelige Hochfläche, welche, nur nach Nordwesten mit dem palästinischen Gebirgsrücken zusammenhängend, in schroff eingesenkten Thälern nach den übrigen Seiten hin abfällt. Auf diesem Plateau liegt in 744 m. Seehöhe, im Osten vom Oelberg (828 m.) überragt, Jerusalem.

Von jenem Berge aus gesehen, gewährt die Stadt mit ihren hohen, thurm- und zinnengekrönten Mauern, mit den unzähligen Kuppeldächern, den Minareten, Kirchthürmen und mächtigen Domgewölben, einen gar stattlichen Anblick. Vor uns, im Südosten der Stadt, breitet sich das Harâm esch-Scherîf aus, der Platz, auf dem sich einst der prächtige Tempel Salomo's erhob, der Berg Zion-Moria, auf dem Abraham seinen Sohn Isaak opfern wollte.

Um uns über diese Oertlichkeit zu orientiren, müssen wir einen Blick auf die älteste Geschichte Jerusalems werfen.

Bei der Eroberung des Landes fanden die Israeliten hier im Gebirge den kanaanitischen Stamm der Jebusiter seßhaft; Jebus, an der Stelle des späteren Jerusalems, war ihre Hauptstadt. Dieselbe wurde erst von König David erobert, der nun auf dem Berge Zion seinen Wohnsitz aufschlug. Ueber die Lage und Ausdehnung dieser Stadt gehen die Ansichten der Gelehrten auseinander. Allgemein anerkannt wird aber folgendes topographische Bild:

Die Stadt lag auf dem südlichen Theile des gegen Osten in das Kidron-, gegen Süden und Westen in das Hinnomthal abfallenden Plateaus, welches in seinem nördlichen Theile Bezeta (d. h. Olivenort) genannt wurde. In nordsüdlicher Richtung durchzog die Stadt eine kleine Thalsenkung, das sogenannte Tyropäon oder Käsemacherthal, welche die Südhälfte des Plateaus in einen östlichen und einen westlichen Höhenrücken theilte. Sowol auf der Südterrasse des östlichen Hügels, wo im Südosten des heutigen Harâm das Quartier Ophel lag, als auch auf dem westlichen Berge, welcher um 33 m. höher als jener ist, dehnte sich bis zum Thalabsturz das alte Jerusalem aus. Die Stadtmauer durchsetzte das Tyropäon weit unten bei seinem Auslaufe in das Kidronthal. Am großen westlichen Hügel stiegen Parallelgassen

terrassenartig auf, von Süden nach Norden laufend; auf der Höhe lag die Oberstadt, die nur von der Nordseite zugänglich und nach dieser mit den stärksten Mauern umgeben war.

Dies der allgemein anerkannte Thatbestand. Ueber die Namen der Hügel und die Stellen, wo der Tempel und die anderen alten Bauten gestanden haben, sind die Meinungen getheilt. Der Platz des alten Tempels ist zunächst sicher auf dem östlichen Hügel zu suchen, aber schon der Name des letzteren ist Schwankungen unterworfen. Der Name Moria kommt außer in 2. Chron. 3, 1 nur noch in 1 Mos. 22 vor, und es ist sehr auffällig, daß er bei der Erzählung vom Tempelbau (1 Kön. Kap. 6) nicht erwähnt wird. Er wird zwar schon im Alterthum mit der Opferung Isaak's (1 Mos. 22, 2) in Verbindung gebracht, aber es scheint Moria keine volksthümliche, sondern mehr eine priesterliche, religiöse Benennung gewesen zu sein. Zahlreiche Stellen der Bibel beweisen geradezu, daß noch bis in die spätere Zeit auch der Tempelberg unter Zion mit verstanden wurde, so z. B. 1 Makk. 4, 37. Nur dieser Umstand erklärt uns auch, warum so oft von der Herrlichkeit Zion's in den poetischen Büchern die Rede ist, denn der Tempel stand ja daselbst. Andererseits wird Zion aber auch sehr häufig als gleichbedeutend mit „Stadt David's" gebraucht (2. Sam. 5, 7; 2. Kön. 8, 1), ja endlich in der dichterischen Sprache für Jerusalem („Tochter Zion") überhaupt gesetzt.

Wo lag nun diese Stadt David's, Zion in engerem Sinne? Die meisten Forscher, unter welchen auch Socin, dessen Darstellung wir hier folgen, verlegen sie auf den westlichen Hügel. Gewöhnlich ist von einem „Hinaufziehen" zum Tempel die Rede, selbst vom Standpunkte der Davidstadt aus (2. Sam. 24, 18); der westliche Hügel ist aber höher als der Tempelberg. Der Platz, wo David's Haus stand, läßt sich nicht bestimmen, wir wissen aber, daß sie schon damals in eine Ober- und Unterstadt zerfallen sein muß. Die erstere lag am westlichen Abhange des höheren Berges (Zion in engerem Sinne), die Unterstadt jedenfalls östlich davon. Ein großer Theil dieser alten Stadt befand sich außerhalb (südlich) der heutigen Stadtmauer, wo heute keine Häuser mehr stehen. Wie weit die Stadt David's nach Norden reichte, ist sehr unsicher; an der Nordostecke der Oberstadt, gegenüber dem Tempelplatz, war die Bastei Millo (d. i. Auffüllung).

David, stets mit kriegerischen Unternehmungen beschäftigt, sollte den Tempel noch nicht bauen, doch führte er die Bundeslade mit Pomp nach Jerusalem, seiner neuen Stadt. Erst sein Sohn Salomo fing an, Jerusalem großartig zu verschönern; vor Allem wurde ein glänzendes Nationalheiligthum gegründet. Man mußte jedoch damals, um eine ebene Fläche als Grundlage für einen solchen Bau zu gewinnen, bedeutende Unterbauten aufführen. — Im Großen und Ganzen können wir trotz abweichender Meinungen Einzelner annehmen, daß der Salomonische Tempel auf der heutigen oberen Terrasse, auf welcher der Felsendom steht, seinen Platz hatte. Daß hingegen auf dem (heiligen) Fels in der Kubbet es-Sachrâ, von welcher weiter unten die Rede ist, ehemals die „Tenne Aravna's des Jebusiter's" war, kann nicht für ausgemacht gelten, obwol Tennen, worauf geworfelt wird, überall an Stellen

liegen, wo der Wind am besten zukommt und am stärksten weht, also wol auch hier auf einer Spitze des Bergrückens. — Hauptsächlich die späteren Geschlechter setzten die angefangene Arbeit Salomo's fort, indem sie um das Tempelgebäude herum einen größeren Tempelbezirk nothwendiger Weise auf künstlich hergestelltem Grunde ausbauten.

Wo aber baute Salomo seinen großen Palast? Auf diese Frage sind verschiedene Antworten gegeben worden. Die eine Ansicht ist, daß der Palast auf dem westlichen Hügel (dem Zion in engerem Sinne) dem Tempel gegenüber lag; die andere, daß der Palast südlich vom Tempel ungefähr an der Stelle der jetzigen Aksamoschee lag und sich weiter nach Osten erstreckte. Die „Königstochter" (1 Könige 9, 24) könnte noch immer von der Davidsstraße hinauf gestiegen sein, besonders da nach den neuesten Ausgrabungen der Fels hier an der Südseite des jetzigen Harâmplatzes in der Mitte des Berges einen breiten Rücken bildet. Dieser neue Palast war nach egyptischem Vorbilde gebaut und glänzend ausgeschmückt, sodaß sogar die Königin von Saba über die wohlgetroffenen Einrichtungen und den entfalteten Glanz staunte.

Salomo baute außerdem die schon erwähnte Bastei Millo weiter aus; er zog von ihr einen Damm nach dem gegenüberliegenden Tempelhügel (1 Kön. 11, 27) und umgab die Neustadt (im Norden) mit Festungswerken. — Erst unter Salomo begann Jerusalem ein Mittelpunkt für das Volk Israel zu werden; die ebengenannte Neustadt oder Vorstadt entstand wahrscheinlich zu dieser Zeit, da der Handel blühte; schon damals war dort der Bazar und die einzelnen Handwerker hatten wol eben so gut ihre besonderen Quartiere wie heutzutage. Wir brechen hier in unserem historischen Rückblick auf Jerusalem und den Tempel ab und verweisen des Weiteren auf Socin-Bädeker, S. 151 —165 und 169—173.

Der zu einem großen Platze erweiterte Tempelberg heißt heute Harâm esch-Scherif, d. h. oberstes Heiligthum. Er bildet ein ungleichseitiges Viereck, welches gegen Westen 488, gegen Osten 466, gegen Norden 317 und gegen Süden 281 m. mißt; die Westseite ist theilweise mit Häusern, die Ostseite von einer Umfassungsmauer eingefaßt. Unter den verschiedenen Gebäuden, welche auf dem Platze vereinzelt umherstehen, sind die Kubbet es Sachrâ und die Aksa-Moschee geschichtlich und architektonisch merkwürdig. Ersteres, der Felsendom, erhebt sich als ein großartiger achteckiger Kuppelbau auf einer 3 m. hohen Plattform. Er ist bis auf den marmornen Sockel durchweg mit Fayencekacheln bekleidet, die, in Blau, Weiß und Grün erglänzend, eine mächtige Wirkung hervorbringen. Sehr schön sind auch die großen, eingebrannten Koraninschriften, die in verschlungenen Zügen wie ein Fries ringsum laufen. Die Gründung dieser Moschee wird dem Ommejadischen Khalifen Abd el-Melik (685—750) zugeschrieben, doch scheint es, daß derselbe nur eine byzantinische Kirche umbaute. Mit dem angeblichen Opferstein Abraham-Isaaks, welchen der auf der Stelle des alten Hebräer-Tempels stehende Kuppeldom umschließt, sollte der Kaaba in Mekka Konkurrenz gemacht werden, die um so leichter war, als Jerusalem schon bei Mohammed in hohem Ansehen stand. Der Prophet bestimmte Anfangs Jerusalem als Kibla, als den Richtungsort,

nach welchem der Betende sein Gesicht zu wenden habe. Sei es nun die gute Meinung, die Mohammed von der Stadt gehabt hat, oder der Opferstein, der als das zweitgrößte islamitische Heiligthum verehrt wird, kurzum Jerusalem heißt bei den Mohammedanern el-Kuds, d. h. die Heilige.

Das Innere des Felsendomes wird durch zwei konzentrische Reihen Säulen in drei Theile zerlegt, deren mittelster, die von der Kuppel überwölbte Rundung, den heiligen Felsen enthält. Er mißt nach Bädeker 17,7 m. in der Länge und 13,5 m. in der Breite und erhebt sich ungefähr 2 m. über den Boden. Im Alten Testament, berichtet der Gelehrte des genannten Reiseführers, wird dieser Felsen nirgendwo ausdrücklich erwähnt; erst die spätere jüdische Tradition, der Talmud, welcher immerhin viele seiner Nachrichten aus alter Ueberlieferung schöpfte, weiß plötzlich von ihm zu erzählen, ebenso die jüdischen Erzählungen (Targumen) des Alten Testaments. Wie in anderen Heiligthümern der Alten Welt, z. B. zu Delphi, der Abgrund, in welchem man noch die Wässer der Flut brausen hörte, durch einen Stein verschlossen war, so angeblich auch hier. Die jüdische Ueberlieferung erzählt, daß Abraham und Melchisedek hier geopfert haben, daß Abraham hier den Isaak tödten wollte und Jakob diesen Felsen gesalbt habe. Weil er als der Mittelpunkt der Welt galt, war angeblich auch die Bundeslade auf ihn gestellt; Jeremias hat dieselbe hier verborgen, und es geht die Sage unter den Juden, daß sie noch dort sei. — Auf eben denselben Stein war der „Schem", der große, unaussprechliche Name Gottes, geschrieben. Jesus vermochte ihn zu lesen und verrichtete mittels desselben seine Heilungswunder.

Es entsteht nun die Frage, dürfen wir diesen „Eben schatya", d. i. Stein der Gründung, den der Salomonische Tempel umschloß, unbedingt mit dem heute vor uns liegenden Felsen identifiziren? Daß dies bereits im 3. und 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung geschah, würde nichts beweisen. Sepp bejaht obige Frage, Vogué ist aus topographischen Gründen dagegen; er sei zu niedrig und stehe nicht an der Stelle, wo man sich das Allerheiligste zu denken habe. Andere behaupteten wieder, daß hier der große Brandopferaltar gestanden habe, und wollten auf dem Steine eine Rinne für den Abfluß des Blutes entdeckt haben. Diese Annahme leidet aber nach Socin ebenfalls an bedeutenden örtlichen Schwierigkeiten. Thatsache ist nur, daß die Moslemin mit so vielen anderen Ueberlieferungen auch die auf diesen Stein bezüglichen übernommen haben. Er schwebt nach ihnen ohne Stütze über dem Abgrund. Unter dem Steine befindet sich eine Höhle, wo man die Betplätze David's und Salomo's (kleine Schemel), Abraham's und Elias' zeigt und von Mohammed an der Decke den Eindruck seines Kopfes. Die Moslemin behaupten, unter dieser Höhle, deren Boden an verschiedenen Stellen hohl klingt, sei der Bir elarwâh (d. i. Seelenbrunnen), woselbst sich zweimal in der Woche die Seelen der Verstorbenen zum Gebet versammeln. Einige sagen, der Felsen stamme aus dem Paradies und ruhe auf einer Palme, die mit einem Bache des Paradieses in Verbindung stehe; unter der Palme säßen Asia, die Gemahlin Pharao's, und Maria. Andere sagen wieder, unter der Höhle befinde sich die Mitte des Leibes des Weltfisches, noch Andere: hier seien die Pforten der Hölle, während

wir, nach der runden Oeffnung in der Decke zu schließen, diese Höhle nur als den oberen Theil einer Cisterne halten. — Am Jüngsten Tage wird die Kaaba von Mekka zur Sachrâ kommen, denn hier wird der Posaunenstoß erschallen, der das Gericht einleitet. Der Thron Gottes wird auf dem Felsen errichtet werden. Der Prophet sagt: „Ein Gebet bei diesem Felsen ist besser als 1000 Gebete anderswo." Er selber hat hier gebetet, rechts vom heiligen Felsen, und von hier wurde er in den Himmel entrückt auf dem Wunderpferde Burak; sein Körper hat das runde Loch durch die Decke der Höhle gebohrt. Der Stein hat bei dieser Gelegenheit auch seinen Mund geöffnet, wie er auch den Khalifen Omar begrüßt hat, und daher hat er auch eine Zunge über dem Eingang in die Höhle. Da der Fels den Propheten zum Himmel begleiten wollte, mußte der Engel Gabriel ihn zurückhalten; an der Westseite des Felsens werden noch die Spuren der Engelshand gezeigt.

Noch viele andere Sagen und Wunderdinge haften an der Sachrâ. So wird von der Jaspisplatte, die vor dem nördlichen Eingange in den Boden eingelassen ist, berichtet, daß Mohammed 19 goldene Nägel in dieselbe gesteckt habe; am Ende einer gewissen Zeit sollte immer ein Nagel herausfallen und mit dem letzten die Welt untergehen. Eines Tages gelang es dem Teufel, alle Nägel bis auf drei und einen halben herauszuziehen, und er wurde nur durch den Engel Gabriel glücklicher Weise an der vollständigen Ausführung seines Vorhabens gehindert. Unter einem vergoldeten Thürmchen zeigt man auch die Fußspur des Propheten, die man im Mittelalter als die Jesu betrachtete.

Das reiche Gebäude des Felsendomes machte auf die Franken des Mittelalters einen großen Eindruck; sie glaubten den alten Salomonischen Tempel vor sich zu haben. Daher nannte sich die hier gestiftete Ritterschaft „Tempelorden" und nahm das Abbild der Felsenkuppel in ihr Wappen. Aber die Templer verbreiteten auch die Form des Gebäudes nach Europa, und in London, Laon, Metz und an verschiedenen anderen Orten stehen noch heute Kirchen, deren Vorbild der Felsendom Abd el-Melik's gewesen ist. Ja, wir erblicken auf dem berühmten Bilde Raphael's „Die Verlobung Mariä" (in der Brera zu Mailand) im Hintergrunde noch den Polygonalbau dieser Moschee.

Das andere bemerkenswerthe Gebäude auf dem Harâm ist die Moschee el-Aksa. Dieselbe erhebt sich auf umfangreichen Substruktionen an der südlichen Mauer des Platzes. Ursprünglich war sie eine Basilika, welche der oströmische Kaiser Justinian zu Ehren der heiligen Jungfrau errichtete. Durch Omar in eine Moschee verwandelt und durch den genannten Abd el-Melik prächtig mit Gold- und Silberplatten verziert und nach mehrmaligen Erdbebenzerstörungen (758—785) wieder erneuert, zeigt der Bau von seiner ursprünglichen Gestaltung nur wenig noch. Während er früher mit seinen übereinander gestellten Säulen seines Mittelschiffes eine ansehnliche Höhe erreichte, gewann er nach der Erdbebenzeit mehr eine Ausdehnung in die Breite und bedeckt jetzt mit seinen sieben Schiffen und Säulenreihen einen bedeutenden Flächenraum. Die Kuppel besteht wie die der Sachrâ aus Holz und ist mit Bleiplatten überdeckt. — Ausführlicheres über die Aksa giebt Socin-Bädeker auf S. 183—186, und wir verweisen betreffs der baulichen Einzelheiten auf

dieses Buch, das bei seinen reichen topographischen, geschichtlichen und architektonischen Schilderungen nicht nur für den Reisenden, sondern auch für das stubensitzende Studium ein treffliches Belehrungsmittel bildet.

Die östliche Umfassungsmauer des Harâm's bietet die Aussicht in das Thal Kidron oder Josaphat hinab. Dasselbe erscheint hier als eine enge, etwa 50 m. tiefe, trockene Bachschlucht, welche, von Norden nach Süden verlaufend, das Stadtplateau vom Oelberg trennt.

Der Kidron (d. h. Schwarzbach) ist im Hebräischen ein Nahal, welches Wort einen Winterbach, einen Wadi bedeutet, d. h. er führt nur zur Regenzeit Wasser. Das Rinnsal dieses periodischen Baches nimmt seinen Anfang in einer leichten Einsenkung bei den Gräbern der Richter, welche etwa eine halbe Stunde im Nordnordwesten von der Stadt gelegen sind. Solche in Felsen ausgehöhlte Gräber finden sich bis unterhalb der Stadt an beiden Gehängen des Kidronthales in großer Zahl. Letzteres verfolgt im Anfange eine im Allgemeinen südöstliche Richtung und ist dabei ziemlich breit und noch wenig tief eingesenkt; stellenweise zeigt es Anbau, besonders in der beckenartigen Erweiterung, mit welcher es gegen Süden ablenkt. Dieser obere, flache Theil des Kidronthales führt jetzt den Namen Wadi el-Dschôs, d. h. Nußthal, im Gegensatz zur nordsüdlichen Strecke, welche nach dem hier befindlichen traditionellen Grabe der Maria mit Wadi Sitti Maryam, d. i. Marienthal, benannt wird. — Natürlich ist dieses Höhlengrab von einem Kirchenbau, und zwar hier einem unterirdischen, umgeben. — Vom Eintritt in die nordsüdliche Richtung fällt das Kidron- oder Josaphatthal, wie es seit dem Pilger von Bordeaux auch genannt wird, schnell ab und verengt sich mehr und mehr, so daß es in der Nähe der Südostecke des Harâm nur noch eine enge Bergschlucht bildet. Hiernach öffnet es sich wieder und nimmt von Westen her das Tyropäon oder das Käsemacherthal mit dem Bächlein von Siloam auf. Noch weiter unten wird es breiter und zu Ackerland. Kurz vor dem Brunnen des Hiob mündet das Hinnomthal oder Wadi er-Rebâbi ein, welches in einem Bogen das Stadtplateau im Westen und Süden umzieht. — Vom Hiobsbrunnen abwärts ist das Kidronthal wiederum schmal, vielleicht 100 m. breit, aber mit Getreide bebaut und reichlich mit Oliven- und Feigenbäumen bestanden. Bald gewinnt es aber, in südöstlicher Richtung zum Todten Meere sich absenkend, den Charakter einer wilden, tiefen Felsenschlucht. Etwa halbwegs von Jerusalem zum Bahr Lût erhebt sich in kahler Wildniß am rechten Felsengehänge des Kidronthales (180 m. über der Sohle) das berühmte Terrassenkloster Mar Sâba. In dieser Gegend heißt das Thal bei den Arabern Wadi er-Râhib, d. i. Mönchsthal, während es gegen seine Mündung in das Todte Meer, südlich vom Ras el-Feschka, Wadi en-Nâr oder Feuerthal genannt wird.

Begeben wir uns nun wieder zurück zur östlichen Harâmsmauer. Höchst merkwürdig ist hier das Ergebniß der Ausgrabungen des englischen Forschers Warren in Bezug auf das Kidronthal. Er fand, daß am Ostabhange des Tempelberges sehr tiefer Schutt liegt und daß der Berg einst viel steiler abfiel als heute. Das alte Bachbett des Kidron liegt etwa 9 m. westlich von der

heutigen Thalsohle und gegenüber der Südostecke des Harâm noch um mehr als 11 m. tiefer als das gegenwärtige Bett.

An das Kidronthal zwischen dem Tempel- und dem Oelberge knüpfen sich mancherlei Sagen, die von den Israeliten auf die Christen und Moslemin übergingen. Eine falsche Auslegung der Stelle Joël 3, 7 brachte diese Schlucht in den Ruf, daß sie einst der Ort des Weltgerichts sein werde, und daraufhin, wahrscheinlich um bei dieser Gelegenheit gleich am Platze zu sein, lassen und ließen sich fromme Juden und Moslemin im Kidronthale gern begraben. An der Ostseite des Harâm haben die Israeliten, am Westhange des Oelberges die Mohammedaner, ihre bevorzugten Begräbnißplätze. — Vom Harâm ragt ein liegender Säulenschaft über die Mauer hinaus und es konnte wol nicht fehlen, daß er in die Auferstehungsgeschichten verflochten wurde. Der mohammedanischen Sage nach wird von ihm aus am Tage des Jüngsten Gerichts zum Oelberge ein Seil gespannt, an dessen einem Ende Jesus und an dessen anderem Mohammed sitzen werden. Ueber dieses Seil muß jeder Mensch gehen: die Frommen werden von ihren Engeln vorm Falle behütet, die Bösen aber stürzen in den Abgrund, in den Höllenschlund.

Von der Nordseite des Harâm blickt man in ein trockenes Becken hinab, welches der Teich **Bethesda** gewesen sein soll. Jenseit desselben beginnt am Stephansthore, welches zum **Garten Gethsemane** (am Fuße des Oelberges) hinausführt, die **Via Dolorosa**. An dieser Straße, da wo heute eine Kaserne steht, soll die Wohnung des Pilatus gelegen haben und von hier aus Jesus mit dem Kreuz nach **Golgatha**, dem Orte der heutigen **Grabeskirche**, gewandelt sein. Letztere ist das größte Heiligthum der gläubigen Christenheit.

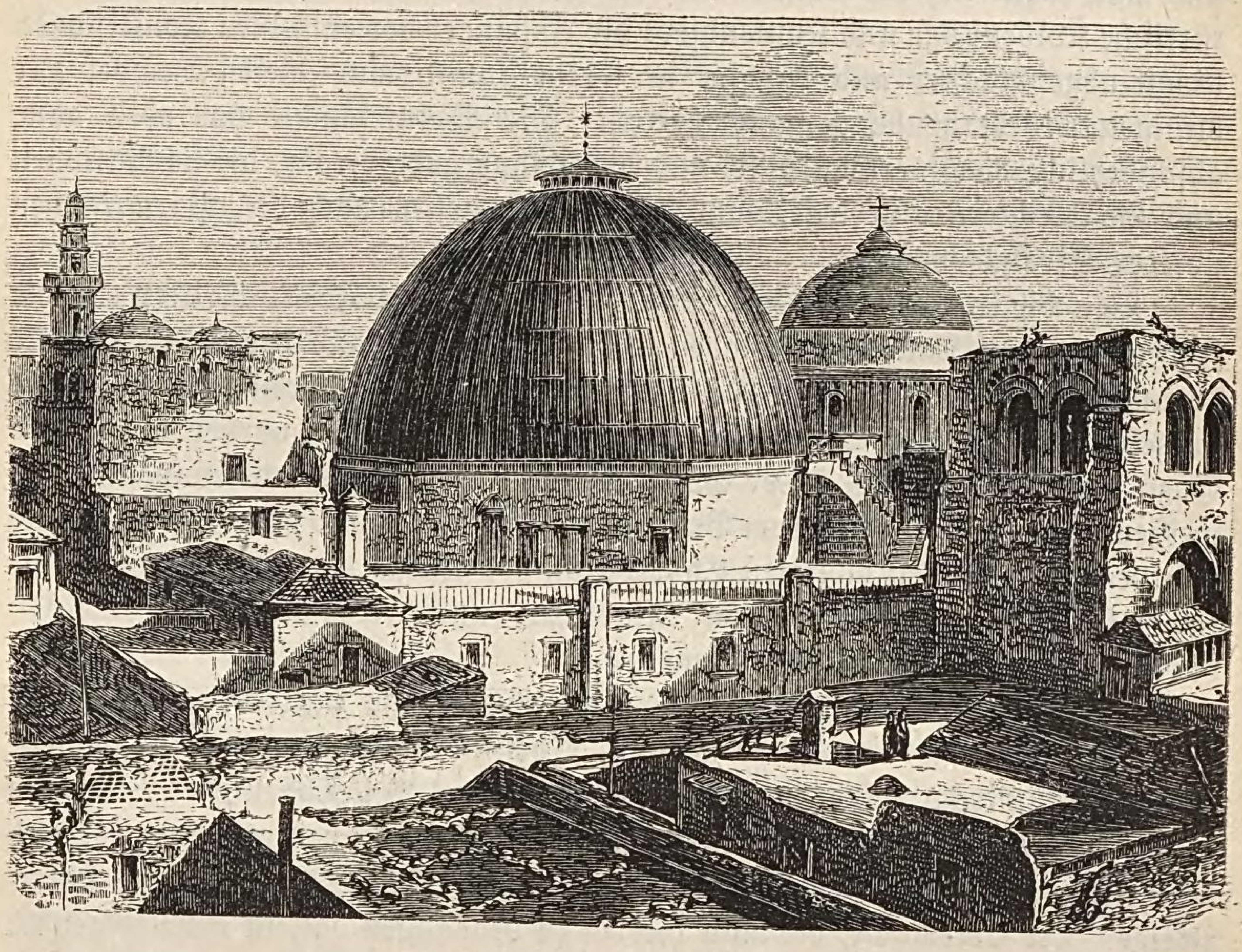
Dem Wortlaute der Bibel entgegen, nach welchem Golgatha außerhalb der Mauern der Stadt gelegen haben muß, steht die Grabeskirche inmitten der Häusermassen im nordwestlichen Viertel Jerusalem's. Die Kirche stammt zum Theil, wie die romanische Südfaçade zeigt, noch aus der Zeit der Kreuzfahrer. Spätere Zubauten der verschiedenen Religionsgemeinschaften, welche alle an dieser Stätte ihr besonderes Heiligthum besitzen wollten, haben ein äußerst umfangreiches, unregelmäßiges Gebäude entstehen lassen. Von den zahlreichen Andachtsorten in dieser Allerweltskirche wollen wir nur, als dem Allerheiligsten, die **Grabkapelle** erwähnen. Dieselbe erhebt sich mitten unter der großen Kuppel, welche 20 m. im Durchmesser enthält, und stellt sich dar als eine mit Marmor überbaute Felsenhöhle. Sie mißt im Innern nur 2 m. in der Länge und 1,8 m. in der Breite, so daß nur 3—4 Personen darin Platz finden. Auf der rechten Seite, vom schmalen Eingang aus, deckt eine Altarplatte die eigentliche Grabeshöhlung, einen in Felsen ausgehauenen Grabestrog, in welchem Christus bis zu seiner Auferstehung gelegen haben soll.

Ein hübsches, anschauliches Bild von dem **Leben und Treiben in der Grabeskirche an einem Palmsonntage** entwirft K. Lindner in der „Wiener Abendpost"; wir geben diese Schilderung in Folgendem wieder:

„In scheuer Pietät nahst Du der Stätte, wo der Welterlöser gelebt, geliebt und gelitten. Es ist ein ganz eigenartiges Empfinden, das erschütternd die Seele durchbebt, wenn die Bilder der Passionsgeschichte dort an dem Geiste

vorübergleiten, wo sie einst lebendig gewirkt. Du glaubst, es müsse sich das Herz in jeder Menschenbrust höher heben, und der Sinn müsse sich lautlos in andachtstiefem Fühlen gefangen geben der Erhabenheit des Ortes; eine friedensvolle Weihe müsse sich der Seele bemächtigen, wenn sich der Orgelton und der Gesang der Gläubigen ergießt durch die hohen, majestätischen Räume der Grabeskirche in Jerusalem.

Und doch, wie himmelweit verschieden von den ererbten und angelesenen Vorstellungen sind die Anschauungen, die hier die Wirklichkeit bietet!



Grabeskirche in Jerusalem.

Palmsonntag! Auf dem mit großen Quadern belegten Platze vor der Grabeskirche lagert eine Abtheilung türkischer Infanterie, die Gewehre mit aufgepflanztem Bajonnet stehen in Pyramiden, auf einer etwas erhöhten Bretertribüne kauern einige Offiziere, die mit stoischer Gemüthsruhe beflissen sind, das asiatische Civilisationsinstrument in brauchbaren Stand zu setzen. Es ist dies eine Knute in ihrer vollendetsten Ausbildung. Von einem kurzen Stiele hängt ein Dutzend strammer Riemen herab, denen zahlreiche Knoten beim Auffallen eine größere Schwungkraft geben.

Beim Eintritte in die Grabeskirche fesselt unsere Aufmerksamkeit ein lebendiges Bild, das zu der heiligen Stätte wol keinen grelleren Kontrast bieten kann. Auf weichen Teppichen kauert in einer geräumigen Nische zur Linken des Eingangs ein schwarzbärtiger Türke, der Pförtner des heiligsten Tempels der Christenheit. Mit Behagen schlürft er seinen Mokka, den er sich

in der Kirche selbst braut, und ringelt aus einem Narghilé die Dampfwölkchen auf zu den Marmortafeln, die sich über Golgatha, der Kreuzigungsstätte, wölben. Einige seiner Glaubensgenossen leisten ihm eifrige Gesellschaft, und, unbekümmert um das Gedränge der Einströmenden, nehmen sie sich kaum Zeit, den Dampf der Cigaretten herauszuqualmen, aus dem ihre bärtigen Gesichter ausdruckslos wie durch eine Nebelwolke schimmern.

Die Anhänger Mohammed's als Wächter der Grabeskirche! Es liegt zwar eine bittere Ironie in dieser Schicksalsfügung, aber sie ist fürsorglich und man söhnt sich vollkommen mit ihr aus, wenn man weiß, daß sich ohne türkische Kolbenstöße und Knutenhiebe die Anhänger der einzelnen Konfessionen längst abgeschlachtet und daß sie in ihrem Fanatismus diesen Tempel zur blutigen Mördergrube gemacht hätten. Die Weltgeschichte hat eben ganz absonderliche Rechtserkenntnisse, und die Sühne und Strafe, die sie Nationen und Geschlechtern auferlegt, läßt sich nicht bemessen nach den Paragraphen unserer Strafgesetzbücher.

Von diesen Betrachtungen lenkt der Beginn der Feierlichkeiten ab, die soeben von den Katholiken an der westlichen Seitenwand der Grabeskapelle begangen werden. Vor dem Altare liegen die grünen schlanken Palmzweige aufgeschichtet, die man einem alten Gebrauche nach am Tage vorher vom Lande Gaza herbeibringen ließ. Der Patriarch, eine ehrfurchtgebietende Gestalt mit weißem, lang herabwallendem Barte, bekleidet mit Inful und Stab, schreitet in einem prachtvollen violetten Chorrock an der Spitze der assistirenden Geistlichen langsamen Schrittes dem Altare zu, und „Hosianna filio David!“ durchbraust es die Hallen des Domes.

Nach der Einweihung der Palmen wird zuerst dem Patriarchen ein Zweig überreicht, der an der Spitze eine aus den Blättern künstlich geflochtene Bischofskrone trägt. Hierauf nimmt er auf einer Art Thronsessel Platz, an dessen Vergoldungen die Zeit leider nicht spurlos vorübergegangen ist, und vertheilt zuerst an die Priester und dann an die Pilger die einzelnen Palmzweige. Die Ceremonie, die man hierbei zu beobachten hat, ist etwa folgende: Der assistirende Prokurator führt die Fremden einzeln vor; vor dem Patriarchen läßt man sich auf ein Knie nieder, empfängt den geweihten Palmzweig und die Hand zum Kusse.

Nach der Vertheilung, die oft zu Zank und blutigem Hader Anlaß giebt, wenn die Anzahl der Zweige nicht ausreicht, giebt der Diakon mit den Worten: „Procedamus in pace!“ das Zeichen zur Prozession, die sich in vollkommener Ordnung drei Mal um das heilige Grab bewegt.

Vor Zeiten wurde die Erinnerung an den Triumphzug Christi in anderer Weise gefeiert. Die Franziskaner begaben sich hinaus nach Bethphage, von wo sie zwei Mönche an den Ort sandten, wohin der Ueberlieferung zufolge Jesus zwei seiner Jünger sandte, indem er zu ihnen sagte: „Ite in castellum, quod contra vos est etc.“ Die Geistlichen brachten hierauf eine Eselin mit einem Füllen herbei und legten ihre braunen Kutten auf den Rücken des Thieres, das der Patriarch bestieg. Unter dem Hosianna der Gläubigen ging dann die Prozession auf dem mit Blumen und Palmzweigen bedeckten Wege

zurück nach Jerusalem. Seitdem aber die Geldmittel aus Europa spärlicher fließen, und da die Erlaubniß von Seite der Pascha's nicht billiger geworden ist, mußte man von dieser Art Palmsonntagsfeier abgehen.

Auf den Umzug, der nun in der Grabeskirche selbst abgehalten wird, folgt dann die heilige Messe, welche mit der größten Feierlichkeit und Würde celebrirt wird, — wenn nicht zu gleicher Zeit die schismatischen Christen das Osterfest mitfeiern. Dann nimmt die Feier ein ganz anderes Gepräge an, und von dem Lärmen und Treiben, dem Geheul und Gedränge, den Flüchen und Beschwörungen kann sich nur Derjenige einen Begriff machen, der selbst Augenzeuge davon gewesen.

Mit der Messe der Katholiken, die in ihrem Seitenflügel durch eine lebendige Mauer von Soldaten abgesperrt werden, ergießt sich der Strom der armenischen Prozession in den Mittelraum der Kirche. Enggedrängt wälzt sich die unermeßliche Menge vor zwischen dem Spalier der Soldaten, die Palmzweige wie einen wallenden Wald hoch erhoben, unter lauten Gesängen und Ausrufungen. Hunderte von Priestern und Leviten in goldstrotzenden, überreichen Gewändern führen den Zug, an dessen Spitze der Patriarch mit der goldenen Krone auf dem Haupte und die Bischöfe mit gold- und silberschweren Mänteln, deren Spangen mit sprühenden Edelsteinen besetzt sind, einherschreiten. Immer größer wird das Gedränge, hier und da wird das Spalier der Soldaten durchbrochen, die Bajonnete klirren, die Kolben bekommen Arbeit, die Offiziere, ohne die dampfende Cigarette aus dem Munde zu nehmen, heben die Knute in die Höhe und schwingen sie sausend über den Häuptern. Die Bedrohten suchen die Köpfe zu bergen, sie drängen mit aller Macht zurück, stoßen mit Elnbogen und Füßen aus; allein umsonst. In dem Menschenknäuel vermöchte selbst ein Riese keinen Raum zu gewinnen. In der Angst, erdrückt zu werden, erheben die Gestoßenen und Gequetschten ein fürchterliches Geheul. Da zuckt die Knute nieder, ein Schlag jagt den andern; aber das ohrenzerreißende Aufschreien verstummt und die Prozession zieht weiter. Wol vernimmt der nächste Nachbar des Geschlagenen zuweilen ein klägliches Stöhnen und Wimmern und sieht, wie über die blutigen Striemen des Gesichtes die Thränen rollen, allein ihn kümmert nur die Prozession und ruhig würde er dem halb entseelten Glaubensgenossen, der im Gedränge umsinkt, den letzten Athemzug mit einem Fußtritt rauben, wenn er sonst in der Ordnung vielleicht zurückbliebe.

Dreimal zieht die Prozession um die Grabeskapelle; bei jedem Schritte fast wiederholen sich ähnliche Scenen, ähnliche Greuel. Während die Einen in verzückter Andacht mit halb geschlossenen Augen und gefährlich offenem Munde ihre heiligen Lieder singen, suchen sich die Anderen aus dem Gedränge dadurch zu retten, daß sie sich über die Achseln der Umstehenden auf deren Köpfe schwingen, um auf einem Säulenkapitäl unter Fluchen und Schimpfen der Getretenen einen ruhigen Beobachtungsplatz zu erringen. In Nischen und auf den Galerien haben neugierige Türkinnen und dichtverschleierte Koptinnen mit Scharen von Kindern Platz genommen, die sich den Privatspaß erlauben, die Gewänder der armenischen Priester mit Zwiebel- und Pomeranzenschalen

zu bewerfen. Hier hat auf einem schwanken Bretergerüste ein edler Griechenabkömmling den Halt verloren und purzelt kopfüber auf die versammelten Andächtigen, die den Fallenden durch schrilles Schreien auf das Gefährliche seiner und ihrer Situation aufmerksam machen wollen, und dort wieder hat durch das Anhalten eines Schwerbedrängten eine fußdicke Wachskerze das Uebergewicht bekommen. Schwer fällt das Kirchenlicht an dem Rücken eines Leviten nieder, der ob des Schmerzes in ein dumpfes Stöhnen ausbricht und wie ein Taschenmesser zusammenschnappt. In dieses Lärmen dringen aus der Kapelle der Katholiken lustige Walzerarien, die während der Wandlung auf der Orgel abgespielt werden; die frommen Gesänge mischen sich mit den Verwünschungen der Gedrängten, mit den Flüchen der Soldaten, den Kolbenschlägen, dem Klirren der Bajonnete und dem Sausen der Knuten.

„Es war eine harte Arbeit!" sagen die Offiziere, wenn sie ihr Civilisationsinstrument in Ruhe bringen, und: „Es war eine erhebende Feier, die würdig abgelaufen ist," meinen die Armenier, wenn sie die blauen Flecken und die Knutenstriemen befühlen, die sie als Erinnerung an die erbauliche Prozession des Palmsonntags heimgetragen."

Nicht immer sind an diesem Feiertage blos Knutenhiebe als Ergebnisse der Kirchfahrt zu verzeichnen; im Jahre 1834 wurden etwa 200 Christen in der Grabeskirche zu Tode gequetscht und mehr als hundert starben in den nächsten Tagen an ihren Wunden. Ohne abscheulichen Skandal geht es in der Osterwoche nie ab.

Vom Sonntag bis zum Dienstag begiebt sich nichts Absonderliches in der Grabeskirche. Am Mittwoch ziehen die Osterpilger in aller Frühe nach dem Berge Zion. Dort ist ein Santon, ein mohammedanischer Heiliger, Hüter des Saales, wo der Sage nach der heilige Geist sich auf die Apostel herabließ und wo David die Bundeslade aufgestellt hatte. Nachher zieht man ins Thal Josaphat und besucht die Stätten, an welche mancherlei biblische Erinnerungen sich knüpfen.

Um 3 Uhr Nachmittags treffen die Züge wieder in der Grabkirche ein. Die Mönche sitzen an Pulten, die in Reihen von der Pforte zum Grabe aufgestellt sind, und singen Verse aus Jeremias und David. — Nachdem mit leiser Stimme, erzählt ein französischer Pilger, dessen Bericht wir in Nachstehendem folgen (vgl. „Globus" IV, S. 33—43), eine Art von Predigt gesprochen worden war, paukten die Mönche auf ihre Bücher, auf die Pulte und Bänke. Gleichzeitig machten katholische Kinder einen Heidenlärm mit Castagnetten, und der Skandal wurde so arg, daß die türkischen Soldaten sich einmischten und die ganze tobende Gesellschaft vom Grabe wegprügelten. Die liebe Jugend zog dann im christlichen Stadtviertel umher und brachte den reicheren Katholiken ein Ständchen mit Castagnettenbegleitung.

Der Gründonnerstag kann als ein privilegirter Tag für die dem römischen Stuhl anhängigen Christen betrachtet werden, denn sie haben an ihm die Grabkirche bis zum Charfreitag Mittag ganz allein für sich, doch drängen sich nicht selten auch Schismatiker ein. — Im Vorhofe steht ein von den Griechen errichteter Altar, an welchem sie, da sie jetzt nicht in die Kirche

hinein dürfen, ihre Gebete verrichten. Schon vor 8 Uhr Morgens sieht man ein gewaltiges Gedränge von Griechen, Armeniern, Maroniten, Kopten und Nichtkatholiken; es wimmelt von Menschen in den benachbarten Gassen und auf den Dächern; Alles murmelt Gebete. Diese Scene macht einen tiefen Eindruck, der durch nichts gestört wird.

In der Kirche selbst halten die Katholiken ihre kirchliche Feier: Abendmahl, Grabumgang und Fußwaschung seitens eines Geistlichen an 12 Pilgern. Manche Wallfahrer bleiben während der Nacht in der Grabkirche.

Nun ist Charfreitag da. Die Frühmesse wird auf dem Kalvarienberg gelesen, und um Mittag ziehen die Griechen in den nunmehr wieder für Alle offenen Tempel, den sie binnen einer halben Stunde in eine Gastwirthschaft umwandeln. Für die Griechen besteht an diesem Tage die Hauptsache weniger darin, sich an Christi Tod zu erinnern, als das heilige Feuer vom Himmel zu erhalten. Jede Familie bringt zu dem Ende allerlei Hausrath und Küchengeschirr mit, denn sie will 24 Stunden im Tempel bleiben, um am Sonnabend das Hervordringen des heiligen Feuers zu sehen. Die Weiber schleppen auf dem einen Arm ein Kind, auf dem anderen einen Korb mit Oliven und Brot und in einem Topfe auch Buttermilch. — Jeder möchte den besten Platz erringen. Glücklich preisen sich Jene, welche ihr Bett am heiligen Grabe ausbreiten können; andere breiten es zwischen den Säulen oder sonstwo aus, und kaum bleibt ein wenig Raum zum Gehen. In der äußeren Mauer des griechischen Chores sind, etwa 3 m. über dem Boden, große Schränke angebracht, deren Fächer von Pilgerfrauen als Unterkommen benutzt werden. Viele Männer suchen Plätze auf Säulenvorsprüngen, Simsen und auch kleinen Gerüsten; es wird gegessen, geraucht und getrunken. Die türkische Polizei mischt sich nicht ein und thut weiter nichts, als daß sie Jeden, der in die Kirche eintritt, nach Waffen untersucht und was sie davon findet in Verwahrung nimmt.

Während die Griechen sich in der Grabkirche dergestalt häuslich eingerichtet haben, beten die Lateiner an den verschiedenen Stationen des Marterweges und kommen erst Abends in die Kirche, um eine Prozession mitzumachen und einer dramatischen Vorstellung beizuwohnen. Um 6 Uhr nämlich ziehen die „Väter des heiligen Landes" aus der Kapelle der heiligen Jungfrau. Sie tragen ein großes Kreuz und an demselben befindet sich eine Puppe in Menschengröße. Sie soll Jesus Christus vorstellen; Kopf, Arme und Beine sind biegsam. — Hinter den Vätern gehen Gläubige mit Fackeln, singen abwechselnd ein Stabat und ein Miserere und halten bei den verschiedenen Stationen an, zuerst bei jener der Kleidervertheilung, dann bei mehreren anderen und endlich bei der Schädelstätte. Dort zeigt ein Priester jenes Kreuz vor und erzählt, was Jesus auf Golgatha gelitten habe. Dann wird die Puppe in die Höhe gehoben und an ein anderes Kreuz genagelt, während die Andächtigen schreien, weinen und schluchzen. Das währt nun so eine Weile. Dann tritt ein Mönch auf und reißt mit einer Zange die Dornenkrone vom Kopfe der Puppe, welche, weil biegsam, sich neigt. Nachher zieht er die Nägel aus den Händen und Füßen, und die Puppe wird von Mönchen in leinenen Binden aufgefangen. Die Menge kniet nieder und betet, worauf die Puppe im Zuge

nach dem Steine der Salbung getragen wird. Auf dem rothen Marmor ist ein weißes Leintuch ausgebreitet, an den vier Ecken stehen Becken mit wohlriechenden Essenzen. Ein Priester besprengt damit die in ein Schweißtuch eingewickelte Puppe, verbrennt Weihrauch und spricht bezügliche Worte aus dem Evangelium. Das Ganze schließt mit vielem Wehklagen am heiligen Grabe, auf dessen Marmor die Puppe niedergelegt wird.

Inzwischen sind die Griechen in Erwartung des heiligen Feuers. Der Sonnabend ist angebrochen, und da um 2 Uhr mit der Ankunft des Pascha, der allemal der Ceremonie beiwohnt, das Feuer erscheinen soll, so herrscht am Eingange zur Kirche ein tolles Gedränge, bei welchem wieder die Knute und der Stock der türkischen Soldaten eine große Rolle spielen. Der Pascha kommt endlich, nimmt Platz und der Zauber beginnt.

Die Griechen und Armenier stimmen ihre näselnden Gesänge an; ihre Geistlichen ziehen mit entfalteten Bannern einher und gehen zweimal um das heilige Grab. Der griechische Bischof, der als Feuerbischof bezeichnet wird, begiebt sich allein in die Grabeskammer, nachdem er allen Schmuck kirchlicher Würde abgelegt hat. Die Gläubigen sagen, er behalte nur ein dünnes weißes Gewand an, weil er sonst die Glut des himmlischen Feuers nicht aushalten könne. — Nach einem Weilchen erscheint das heilige Feuer; es entflammt zwei länglichrunden Oeffnungen an den Seitenmauern der Engelskapelle. Das Feuerloch zur Linken ist für die Armenier, das zur Rechten für die Griechen. Von beiden Parteien eilt nun ein Mann heran und zündet am heiligen Feuer eine Fackel an, die dann auf einem Altar niedergelegt wird, um den Gläubigen zum Anzünden ihrer Wachskerzen zu dienen; Einer theilt dem Anderen das heilige Feuer mit und bald ist es auch auf den oberen Galerien. Dabei schreit die versammelte Menge und die Glocken werden geläutet. Jeder, der heiliges Feuer erhalten hat, fährt mit seiner Kerze über alle Theile des Körpers, um sich zu reinigen. Besonders eifrig betreiben diese Reinigung die Weiber, die unserem katholischen Gewährsmann wie Bacchantinnen erschienen. Die Lateiner glauben nicht an das heilige Feuer, die Türken eben so wenig. Im Jahre 1825 fiel es dem Pascha von Damaskus ein, sich zu überzeugen, welche Bewandtniß es denn eigentlich mit diesem himmlischen Feuer habe. Er drang darauf, mit dem griechischen Patriarchen eingeschlossen zu werden. Letzterer bot Alles auf, sein Geheimniß vor dem Moslem zu bewahren, aber der Türke blieb unbarmherzig. Der Patriarch machte kein Feuer. Nach einer Weile begann die Menge zu toben; da warf sich der Patriarch dem Pascha zu Füßen und gestand ein, daß er das Feuer mache und sich dazu des Stahles, Feuersteins und Schwefel bediene; Zündhölzchen gab es zu jener Zeit noch nicht. Der Pascha wurde unangenehm und sprach von nichtswürdiger Betrügerei; schließlich beruhigte er sich aber und fing an zu lachen, als ihm der Patriarch sagte: „Wenn wir dieses heilige Feuer nicht mehr erscheinen lassen, dann werden die griechischen Pilger ausbleiben; dann bekommen wir beide kein Geld mehr, und wovon soll Jerusalem leben?“ Das leuchtete dem Türken ein, der Patriarch schlug Feuer und die Gläubigen konnten ihre Kerzen anzünden. Der Pascha aber hat nicht reinen Mund gehalten.

Am Ostersonntage kommen nur wenige Griechen in die Grabkirche, aber alle Lateiner stellen sich ein. Schon um Mitternacht beginnt die Andacht und dauert bis zum Mittag. Man wirft Palmzweige auf das heilige Grab und nimmt sie wieder, nachdem der Segen darüber gesprochen worden ist.

Für die Griechen ist die Hauptsache vorüber, wenn sie ihr heiliges Feuer haben. Bevor sie abziehen, kaufen sie von den Geistlichen ein Zeugniß über ihre Pilgerfahrt; Manche lassen sich auch auf Arme oder Brust ein Kreuz, die Figur einer Lanze und die Namenszüge von Jesus und Maria einätzen. Viele Pilger besuchen noch die traditionelle Taufstelle des Jordans. Sobald sie dort ankommen, erheben sie ein Freudengeschrei und stürzen sich mit solcher Hast in die Flut, daß nicht selten Manche ertrinken. Zuerst tauchen sie dreimal unter und machen dabei das Zeichen des Kreuzes. Dann trinken sie, um sich innerlich zu reinigen, und stellen sich um einen Priester auf, der ihnen Wasser über den Kopf gießt. Viele tauchen ein Stück weißer Leinwand in den Jordan; es soll ihnen einst als Bahrtuch dienen. Schon in Jerusalem legten sie es auf das Grab und auf die Schädelstätte und berührten es mit dem heiligen Feuer. — Da die Pilger meist den niederen Ständen angehören und Jerusalem ein theures Pflaster ist, so ziehen sie nach vollbrachten Pilgerpflichten glücklich, aber bettelarm, in die Heimat zurück.

Jerusalem ist in Form eines verschobenen Vierecks von einer 12 m. hohen, etwa 4 km. im Umfang messenden und von 34 Thürmen überragten Ringmauer umschlossen. Sieben Thore führen durch dieselbe in die Stadt: das Jaffa- oder Hebronthor im Westen, das Damaskusthor im Nordwesten, das vermauerte Herodesthor im Norden, das Stephans- oder Marienthor und das seit langer Zeit vermauerte Goldene Thor im Osten und endlich das Mist- und Zions- oder Davidsthor im Süden. Die Thore werden mit Sonnenuntergang geschlossen, und jeder später zur Stadt Kommende muß, wenn er keinen besonderen Paß hat oder mit Hülfe einiger unter das Thor geschobener Piaster einen Bestechungsversuch nicht machen will, sich für diese Nacht mit einem glatten Stein als Kopfkissen behelfen.

Die Stadt hat wenig freie Plätze; die Gassen sind winkelig und schmuzig, vielfach als Sack endend; einige Bazargassen sind überwölbt. Die Hauptstraßen trennen auch die Hauptquartiere: die von Norden kommende Damaskus- und Bazarstraße zunächst das moslemitische Quartier im Osten, vom christlichen in Westen, ebenso die südliche Fortsetzung dieser Straße das jüdische vom armenischen Viertel. Die vom Jaffathor gegen Osten zum Harâm laufende Hauptstraße trennt anfänglich das Christenquartier gegen Süden vom armenischen, dann das moslemitische vom jüdischen im Süden.

Das konfessionsreiche christliche Quartier ist natürlich mit allerhand Kultusgebäuden stark versehen. Die Griechen haben hier das Helena- und Konstantinkloster mit 100 Mönchen, den Abrahamkonvent mit 30 Brüdern, die Klöster St. Basil mit 10 und Euthymius mit 30 Diakonissen, die Hospize Gethsemane für 30, St. Georg, Katharina, Demetrius und Michael für je 200, St. Johannes und Karalombos für je 500, Nikolaus für 300 Pilger und noch andere Institute mehr. Dann giebt es armenische, lateinische, koptische,

russische Klöster, Kirchen und Hospize, und auch an englischen und protestantischen Kirchen und Anstalten fehlt es nicht. In den christlichen Vierteln wohnen die meisten Gewerbtreibenden und Händler, welche sich mit der Herstellung und dem Verkauf der sogenannten „Jerusalemer Waaren", als Perlmutter und Holzarbeiten, Rosenkränze ꝛc., befassen. Hier sind auch die Straßen etwas weniger dunkel als anderwärts, und manche von ihnen sind breit genug, daß ein beladenes Kameel und ein Mann sich ausweichen können.

Anders sieht es aber im Judenquartier aus. Einst mit Palästen der Priester und Könige geschmückt, ist es jetzt, wie Dixon bemerkt, eine Gefahr und Schmach für das heilige Land. Schon von weitem riecht man es! Hier schwitzen und hungern, in einen unendlichen Schmuz versunken, an die 4000 meist von Almosen lebenden Juden. Mitten in Gäßchen und Höfen, die für Auge und Nase unsäglich widerlich sind, liegen die Synagogen der Aschkenazim und Sephardim (spanische Juden). Der nach dem Judenquartier zugewendete Theil der Harâmmauer steht als ein Rest aus der Salomonischen Zeit bei den Israeliten in hohem Ansehen und ist als Klageplatz der Juden allgemein bekannt. Dieser aus mächtigen Quadern zusammengefügte Mauertheil mißt 48 m. in der Länge und 18 m. in der Höhe; einzelne Steine sind 4—5 m. lang. Hier versammelt sich am Freitag Nachmittag die jüdische Gemeinde und beklagt den Untergang Jerusalems. Es finden zwischen einem Vorsänger und dem Volke Wechselgesänge statt. Einer derselben gestaltet sich folgendermaßen:

Vorsänger: Wegen des Palastes, der wüste liegt —
Volk: Sitzen wir einsam und weinen.
Vorsänger: Wegen des Palastes, der zerstört ist —
Volk: Sitzen wir ꝛc.
Vorsänger: Wegen der Mauern, die zerrissen sind —
Volk: Sitzen wir ꝛc.
Vorsänger: Wegen unserer Majestät, die dahin ist —
Volk: Sitzen wir ꝛc.
Vorsänger: Wegen unserer großen Männer, die darnieder liegen —
Volk: Sitzen wir ꝛc.
Vorsänger: Wegen der kostbaren Steine, die verbrannt sind —
Volk: Sitzen wir ꝛc.
Vorsänger: Wegen der Priester, die gestrauchelt haben —
Volk: Sitzen wir ꝛc.
Vorsänger: Wegen unsrer Könige, die ihn verachtet haben —
Volk: Sitzen wir ꝛc.

Das mohammedanische Quartier unterscheidet sich vom christlichen Viertel nur durch das konfessionelle Gepräge, durch geringeres Leben und größere Verwahrlosung vielleicht; im Uebrigen ist es wie dieses orientalisch ruppig.

Straßen in europäischem Sinne, sagt William Hepworth Dixon („Das heilige Land", Gera 1874, S. 222) sind in Jerusalem, wie in jeder morgenländischen Stadt, nicht vorhanden. Der Araber, der tausend Wörter hat, um ein Kameel, ein Schwert, eine Stute zu bezeichnen, besitzt kaum ein einziges, das annähernd eine Gasse bedeutet, und eben so arm ist die hebräische Sprache.

Eine große arabische Stadt muß **Märkte** (aswaq, d. i. Plural von suq) haben, auf welchen die Bewohner Handel treiben, **Quartiere**, in welchen die Bewohner leben; denn eine solche Stadt, selbst wenn sie zu der Größe Kairo's oder Stambul's angewachsen, ist immer nur ein verworrenes Lager in Holz und Stein. Es muß Quartiere haben, aber es braucht nicht die freien Wege, die einander durchschneiden und kreuzen und die wir Straßen nennen. Die Häuser sind gruppenweise gebaut: eine Familie, ein Stamm, eine Profession nimmt jedesmal eine Häusergruppe ein. Eine solche ist an und für sich ein Quartier, das seinen eigenen Scheich, seine eigene Polizei, sein eigenes öffentliches Recht besitzt und von den anstoßenden Quartieren durch Thore getrennt ist, die zu passiren ein Fremder kein Recht hat.



Jerusalem von der Nordseite gesehen.

Freier Verkehr aus dem einen Quartier nach dem andern wird nicht gewünscht, und Gäßchen, die das eine Quartier mit dem andern verbinden, werden als herrenloses Land betrachtet und selten mit einem öffentlichen Namen beehrt. In der Bibel werden nur zwei Gassen erwähnt: die Bäckergasse in Jerusalem und die Gerade Gasse in Damaskus, und diese zwei Beispiele sind nicht einmal Ausnahmen von der allgemeinen Regel; die erste war offenbar der Bäckerplatz, der Suq oder Markt für dieses Gewerbe, während die zweite wahrscheinlich ein römisches Werk war. Die frommen Namen, mit deren Hülfe die Christen in Jerusalem sich zurecht finden, wie Davidsgasse und Via Dolorosa, sind den Eingeborenen unbekannt.

Die Märkte und Bazare ausgenommen sind die Straßen alle ungepflastert. Hier guckt ein natürlicher Fels aus dem Koth heraus, dort ist ein Stein von

dem gewaltigen, früher beliebten Umfange in den Weg gefallen und hat ihn fast versperrt; gewöhnlich aber besteht die Oberfläche aus Schlamm und Sand. In einer morgenländischen Stadt, wo kein breiter Pfad vorhanden ist und freier Verkehr nicht gewünscht wird, hätte Pflaster keinen besondern Nutzen. In einigen Winkeln Jerusalems, wo die Gassen gepflastert sind, wie auf den Märkten und Bazaren, scheint das Pflaster schon vor langer Zeit durch fremde Hand hergestellt und nie ausgebessert worden zu sein. Die Bazargassen waren meist mit Marmor belegt, der jetzt zum großen Theil abgenutzt und zerbrochen, halb in Schlamm begraben daliegt. Vor den Geschäftsläden in der Davidsstraße ist der Weg mit gewaltigen, schädelförmigen Steinen belegt, auf denen weder Mensch noch Thier die Füße halten können. Jede Gasse hinab läuft ein offener Kanal, in welchem verdorbenes Fleisch und Aas, faulende Früchte, todte Katzen, todte Hunde, der Mist von Kameelen und Eseln verwesen und auf den säubernden Regen warten. Mehr als einmal sollen, wenn die Stadt mit Koth verstopft und mit der Pest bedroht war, in der Nacht die Thore geöffnet worden sein, damit die Hyänen hereinkommen und den allzu vielen Unrath verschlingen konnten; ein Mittel, das man häufiger anwenden würde, wenn die Bewohner sich vor einem möglichen Besuch von Seiten der Adauan nicht noch mehr fürchteten, als vor der Pest.

Alle diese Gassen sind dunkel, mit Bogen, theilweise mit Gewölben überspannt. Hohe Häuser, an der Vorderseite kahl, mit Unterbauten und Gewölben aus der Zeit des Herodes, mit Gitterfenstern und oberen Stockwerken aus der Zeit Saladin's, mit Thürgewänden und Bogen der reichsten arabischen Kunst, fassen die Straßen Jerusalems ein und nicken einander zu, wie die Paläste Genua's und Venedig's. Das Erdgeschoß nehmen Geschäftsläden und Kaffeeschänken ein. Die Häuserreihen werden vielfach durch öffentliche Gebäude — alte Klöster, Hospitäler, Kirchen, Moscheen — unterbrochen, die jetzt in Trümmern liegen, und da die Miethe hoch ist, so sind die Gewölbe dieser zerbröckelnden Gebäude von arabischen und jüdischen Kaufleuten in Besitz genommen, zum Theil ausgeräumt, zum Theil gestützt und in Ställe, Bäder, Werkstätten verwandelt worden. Das eingefallene Johanniter-Hospiz (das sogenannte Muristan, d. h. Hospital), das neben dem heiligen Grabe liegt und gelegentlich des Besuches des jetzigen deutschen Kronprinzen in Jerusalem (1869) der Krone Preußens durch den Sultan geschenkt wurde, war vordem von allerhand Gewerbtreibenden eingenommen.

Ueberreste aus allen Zeiten bedecken und schmücken die Gassen: hier liegt eine zerbrochene Säule, dort ein korinthischer Knauf, anderswo ein Sarkophag. In eine Gartenmauer baut man vielleicht einen Porphyrschaft, und eine Plinthe aus Ophicalcit dient als Schneidertisch. Viele der gewöhnlichen Gewerbe werden auf der Straße betrieben, besonders solche, die sich mit der Speisung der Fremden und Armen befassen.

Ein öffentlicher Durchgang ist oft des armen Arabers einziges Haus, wo er essen und trinken, kaufen und verkaufen muß. Wenn er beten, ruhen oder sich waschen will, geht er in den Vorhof einer Moschee, und zu bestimmten Zeiten in die Moschee selbst; denn die Moschee ist die wahre Heimat des

Moslemin, die er zu betreten ein Recht hat, und aus der kein Angestellter ihn vertreiben kann. Im Vorhofe der Moschee findet er sicherlich Wasser, im heiligen Gebäude sicherlich Schatten. Nachdem er seine Andacht verrichtet, wirft er sich auf die Matten und schläft. Die Geschäfte aber, die zur Würde der Moschee nicht passen, muß er auf den öffentlichen Plätzen verrichten; dort muß er sein Kameel beladen, seine Eselin füttern, zu Mittag essen und rauchen. An den Straßenecken warten auf ihn bescheidene Köche und Kaffeesieder (Qahwedschi). Auf drei oder vier Steinen zündet er ein Reisbündel an, wirft in eine Pfanne einige Oliven nebst Linsen, ein Stück Fett und eine Hand voll geröstetes Getreide, hält die Pfanne über die heiße Asche und rührt und kocht aus diesen Sachen ein Gericht, dessen Geruch schon die Seele des Arabers entzückt. Ein Stück grobes Brot, ein Becher Wasser und eine Pfeife Libanontabak machen den Rest seiner Mahlzeit aus. Dann wickelt er den Mantel um das Gesicht, legt sich mitten auf die Steine und verbringt die milde Sommernacht, indem er von dem schönen Paradiese seines Glaubens träumt, in welchem die Hitze nie Feuer und die Kälte nie Frost ist, in welchem die Brunnen immer voll, die Datteln immer reif und die Jungfrauen ewig jung sind.

Jerusalem hat kein Quellwasser; die Einwohner sind auf die Cisternen angewiesen. Selbst der Bau der Häuser richtet sich nach diesem Bedürfniß; alle Oberflächen des Bodens, die unter freiem Himmel sind, leiten das Regenwasser in die Cisternen. Der Holzmangel bringt es mit sich, daß die Häuser ganz aus Stein gebaut sind und jedes einzelne Zimmer mit einer Kuppel überdacht ist. Die Hausräume sind ungleich hoch, haben alle einen besondern Eingang vom Hofe her, welch letzterer mit der Cisterne den Mittelpunkt des Hauses bildet. Infolge dieser Anordnung der Zimmer bedienen sich die Frauen bei schlechtem Wetter niedriger Stelzen, wenn sie im Hause hin und her zu gehen haben. Glasfenster findet man nicht überall, eben so wenig Oefen und Schornsteine. Im Winter setzt man ein Mankal (Kohlenbecken) ins Zimmer, dessen luftige Bauart hinreichend für das Entweichen der Verbrennungsgase sorgt. Die Einrichtung der Zimmer ist sehr einfach: Diwan, Fußteppich und Thürvorhänge sind hier wie im ganzen Orient die Hauptsache, Wandnischen ersetzen die Schränke und im Uebrigen behilft man sich mit kleinen Schemeln und Tischen.

„Jerusalem ist nicht eine Stadt, in welcher der Fremde sich belustigen kann," berichtet der kundige Bädeker, „denn hier nimmt Alles einen religiösen Anstrich an." Da indessen dieser Anstrich nicht gegen irdischen Durst schützt, und die meisten Pilger und Reisenden nicht, wie manche Juden, zu dem Zwecke sich hier begraben zu lassen herkommen, überdies aus oben erwähnten Umständen das Wasser schlecht ist, so liegen auch hier betriebsame Deutsche erfolgreich dem Bier- und Weinschank ob. Sonst ist wenig Erfreuliches über die Bewohner der Stadt zu berichten. Stumm und gleichgiltig gehen sie wie Automaten einher; es scheint, als ob die unwürdigen Streitigkeiten und Stänkereien zwischen den einzelnen Religionsgemeinschaften hier den Leuten alle Hoffnungen und allen Lebensmuth genommen hätten. Geht man in ein Kaffeehaus, so sieht man etwa ein Dutzend bronzefarbene, bärtige Männer, der eine

reich, der andere fast gar nicht bekleidet, in dem Raume umherhocken, jeder mit seiner Pfeife und Tasse, entweder für sich schlummernd oder mit seinem Nachbar plaudernd, oder einem zuhörend, der seine endlosen Liebes- und Kriegsabenteuer erzählt. In der Mitte des Raumes sprudelt ein Brunnen; ganz hinten fressen Maulthiere. Eine Ecke füllt ein Haufen Steine und Mörtel aus, und durch Risse oder Löcher in der Decke erblickt man den blauen Himmel. Wir befinden uns in der zu einem Café eingerichteten Krypta einer Kirche, deren Dach und Schiff schon lange eingestürzt sind, und die Krypta wird eines schönen Tages diesem Beispiel folgen. Fragt man den Qahwedschi, warum er die Löcher in der Decke nicht ausbessern läßt, so antwortet er, daß sein Haus den Griechen gehöre und daß über ein Loch im Dache Niemand Etwas sage, es sei denn es regne. Aber warum halten die Griechen ihr Eigenthum nicht im Stande? Der Wirth weiß es nicht und meint, daß kein Mensch so Etwas fragen wird. Gott ist groß und die Efendi sind weise.

Die Bevölkerung beträgt nach gewöhnlicher Schätzung gegen 24,000 Köpfe; davon sind etwa 13,000 Moslemin, 7000 Christen und 4000 Juden. Die türkische Statistik des Jahres 1871 giebt noch geringere Zahlen an, nämlich 1025 moslemitische, 299 griechisch-orthodoxe, 18 griechisch-katholische, 175 armenische, 7 syrische, 179 lateinische, 16 protestantische, 44 koptische, 630 jüdische, insgesammt 2393 Häuser oder Familien.

Die Umgebung Jerusalem's ist reich an sogenannten heiligen Stätten und sonstigen Oertlichkeiten, welche die Legende mit biblischen Personen und Begebnissen in Verbindung bringt. Es braucht wol kaum erwähnt zu werden, daß die historische Echtheit aller dieser Oertlichkeiten mindestens sehr zweifelhaft, vielfach aber — erwiesen gar nicht — zu beanspruchen ist. Sieht man auch vom geschichtlichen Werthe dieser Plätze ab und betrachtet sie nur nach der Bedeutung, die ihnen die Legende beilegt, so bieten sie selbst für diesen Standpunkt wenig Merkwürdiges. Die besonders heiligen Stellen sind mit christlichen oder mohammedanischen Tempeln überbaut und frommes Blendwerk bedeckt den natürlichen Zustand der Oertlichkeit, die doch nur in diesem ein höheres Interesse beanspruchen könnte. Hören wir, was Bädeker z. B. von Bethlehem und seinem größten Heiligthume sagt:

Bethlehem (arabisch Bêt lahem) liegt 9 km. südsüdöstlich von Jerusalem, 772 m. über dem Meere und zwar auf zwei Hügelrücken, einem östlichen und einem westlichen, die durch einen kurzen Sattel mit einander verbunden sind. Südlich von der Stadt zieht das Wâdi er-Rahîb, nördlich das Wâdi el-Charrûbe mit schön bebauten Terrassen. Die Abdachung der Hügel gegen Ost und West ist sanfter als die gegen Nord und Süd. Die Lage Bethlehem's und der umliegenden Thäler hat einige Aehnlichkeit mit der von Jerusalem. — Die Zahl der in verschiedene Quartiere vertheilten Bewohner beläuft sich auf gegen 5000 Köpfe, unter welchen etwa 300 Moslemin und einige 50 Protestanten sind. Lateiner und Griechen haben hier verschiedene Klöster und Kirchen. — Die Einwohner Bethlehem's leben hauptsächlich von Ackerbau und Viehzucht, außerdem beschäftigen sie sich schon seit mehreren Jahrhunderten auch mit der Heiligenbilder- und Rosenkranzindustrie, und zwar sind sie namentlich geschickt

in Perlmutterarbeiten. Auch Wein bauen sie, sogenannten Lacrymä Petri; wer ihn getrunken, geht hinaus und weint bitterlich. — Die große Marienkirche über der traditionellen Geburtsstätte Jesu liegt im westlichen Theile des Städtchens oberhalb des Charrubethals und ist im Besitze der Griechen, Lateiner und Armenier. Die Tradition, welche die Geburt Christi in eine Höhle bei Bethlehem verlegt, reicht bis ins 2. Jahrhundert hinauf, doch erwähnen die Evangelisten die Sage nicht. Die Kirche stammt mit ihrem Hauptheile aus dem Zeitalter Konstantin's und zeichnet sich durch einfache, edle Verhältnisse aus. — Steigen wir in die Krypta hinunter. Dieselbe liegt unter dem großen Chor der Kirche, aus welchem zwei Treppen in die Geburtskapelle hinabführen.



Bethlehem.

Diese ist durch 32 Lampen erhellt, mißt 12,4 m. in der Länge und 3,9 m. in der Breite bei 3 m. Höhe. Der Boden ist mit Marmor belegt, ebenso die Wände, welche gemauert sind. In einer Nische gegen Osten ist unter einem Altar ein silberner Stern in den Boden eingelegt nebst der Inschrift: „Hic de virgine Maria Jesus Christus natus est.“ Um die Nischen herum brennen 15 Lampen, 6 derselben gehören den Griechen, 5 den Armeniern und 4 den Lateinern.

Unter ähnlichen Formen und Verhältnissen stellen sich allerwärts die sogenannten heiligen Stätten dar, und es lohnt sich daher nicht der Mühe, sie in unseren kurzen Ueberblicken zu berücksichtigen. Von Interesse ist es aber, einige der Landschaften kennen zu lernen, mit welchen wir durch die Bibel schon seit frühester Jugend dem Namen nach bekannt wurden, die Orte, an welchen die Hauptbegebnisse der jüdischen Geschichte sich abspielten.

Da ist vor Allem Jericho zu nennen, die Stadt, die durch ihre wunderbare Einnahme einen so festen Platz in unserem Bibelgedächtniß gewonnen hat. Viele Tausend christliche Pilger ziehen alljährlich zur Osterzeit nach diesem Orte, von dem aus Jesus seinen letzten Gang nach Jerusalem antrat. Der Weg aus letzterer Stadt führt durch das Stephansthor in das Josaphat- oder Kidronthal hinab, an Gethsemane vorbei, den Oelberg im Süden umgehend. Im Verfolg der östlichen Richtung gelangen wir bald nach Bethanien, das el-Azarîye (auf Lazarus bezüglich) der Araber. Dieser Ort liegt an einem Vorhügel im Südosten des Oelberges, dessen Höhen spärlich bebaut sind, sodaß sich das frische Grün der Feigen-, Oel-, Mandel- und Johannisbrotbäume Bethaniens vortheilhaft von der Umgebung abhebt. 40 Hütten mit nur moslemitischen Bewohnern bilden die Ortschaft, als deren große Merkwürdigkeit das gemauerte Grab des Lazarus verehrt wird. Fast $^3/_4$ Stunden südlich von dieser, den altjüdischen Grabhöhlen wenig entsprechenden Stätte zeigt die Tradition die Stelle des Hauses der Maria und Martha und weiterhin auf einer Anhöhe den Ort, bis zu welchem Martha Jesu entgegen gegangen war. Von hier steigt der Weg in das kahle Thal des Wadi el-Hôd (Thal des Tränkplatzes) hinab, in welchem seiner Zeit David auf der Flucht nach Jericho von Simei so übel behandelt wurde. Die ganze Gegend bis Jericho welche der Weg theils über Höhenrücken, theils in trockenen Bachthälern durchzieht, ist öde und einsam, in Bezug auf Sicherheit aber auch heute noch geeignet, der Erzählung vom barmherzigen Samariter als Schauplatz dienen zu können. Nach 6—7stündigem Ritt, von Jerusalem aus gerechnet, gelangt man in das breite Jordanthal und endlich nach Jericho.

Von dem jetzigen Dorfe er-Rîha ist das antike Jericho genau zu unterscheiden; letzteres lag am Fuße des Berges Karantel, also nordwestlich vom heutigen Orte und nördlich vom Jericho der römischen Zeit. Moses schaute vom Nebo, einem der Gipfel südöstlich jenseit des Jordans, auf die Ebene von Jericho herab. „Und der Herr zeigete ihm das ganze Land Gilead (östlich vom Jordan) bis gen Dan, und das ganze Naphthali und das Land Ephraim und Manasse und das ganze Land Juda, bis an das äußerste Meer, und gegen Mittag, und die Gegend der Breite Jericho, der Palmenstadt, bis gen Zoar. . . .“ Wie man aus dieser Stelle und aus dem Buche Josua ersieht, muß die Stadt sich ehemals eines reichen Flachs- und Pflanzenwuchses und eines ansehnlichen Umfanges und Reichthumes erfreut haben, Zustände, von denen allerdings heutzutage nichts mehr zu finden ist. Das heutige Jericho besteht aus einer Anzahl elender Hütten, in welchen etwa 60 Familien wohnen, und die ehemals blühende Oase ist mit unnützem, dornigem Gesträuch bedeckt. Nur im Geschäfte der Rahab scheint sich der Ort treu geblieben zu sein, wenigstens berichtet Bädeker, daß die Frauen von Jericho nicht im besten Rufe stehen. Wie die Bewohner des südlichen Jordanthales überhaupt, so erscheinen auch die von Jericho als ein verkommener Schlag, da das heiße und ungesunde Klima einen entnervenden Einfluß ausübt. Die Einwohner drängen sich gewöhnlich an die fremden Besucher heran, um ihnen eine sogenannte Fantasia, Tanz mit Gesang, anzubieten, doch sind die Musik und der Gesang ermüdend

und langweilig. Die Leute klatschen dazu in die Hände, entweder sich selbst oder Einer dem Anderen, und singen selbstgedichtete Strophen nach einer eintönigen Weise. Das Dorf enthält von Bemerkenswerthem nur ein thurmähnliches Gebäude, wahrscheinlich aus der Zeit des fränkischen Königreiches, da es als Kastell diente, um die Saatfelder vor den Einbrüchen der Beduinen zu beschützen. Von der Zinne dieses Thurmes genießt man eine weite Uebersicht über das Jordanthal, das hier bis zu seinem Ausgange in das Becken des Todten Meeres 15—20 km. in der Breite mißt.

Der Jordan, im Arabischen gewöhnlich blos esch-Scheria, der Tränkplatz, genannt, hat seinen hebräischen Namen Yardên von seinem raschen Fall. Vom Fuße des Hermon bis zum Hûleh (83 m. über dem Meere) fällt er 437 m., von da bis zum See von Tiberias 274 m. und von da bis zum Todten Meere 203 m., im Ganzen also 914 m., wovon nur 520 m. über dem Spiegel des Mittelmeeres liegen. Die Seehöhe erreicht und verläßt der Fluß bald nach seinem Austritte aus dem Hûleh. Wie schon erwähnt, nennen die Araber den vom Tiberiassee abwärts bis über das Südende des Todten Meeres hinaus sich erstreckenden Theil der Jordansspalte el-Ghôr, d. h. die Senkung, die Aushöhlung, oder auch ein langes Thal, eine niedrige Ebene zwischen Bergen. In der größeren, nördlichen Hälfte ist das Ghôr meist fruchtbar, aber südwärts von dem weit in die Thalebene vorspringenden Berge Karn Sartabe wird es zur ausgetrockneten Wüste. Nur an den unmittelbaren Ufern des Jordan bleibt ein grüner Streifen, ebenso in den zahlreichen Wasserrinnen, welche zu beiden Seiten in den Strom ausmünden, von denen aber nur wenige das ganze Jahr hindurch Wasser führen, wie z. B. der Jarmûk und der Nahr es-Serka, beide im Ostjordanland entspringend. Letzteres ist überhaupt wasserreicher als das jenseitige, soweit es nicht dem Wüstengebiet angehört. Meist steil und schroff, besonders gegen das Todte Meer hin, fallen das Ost- und Westgebirge in die langgestreckte, 5—20 km. breite Thalebene hinab, in welcher der im Durchschnitt 30 m. breite Jordan zwei Betten sich ausgehöhlt: ein Ueberschwemmungsbett von etwa 1 km. Breite und ein enges, steilwandiges für das alltägliche Bedürfniß. Im März und April, wenn die Schneeschmelze und die Frühjahrsregen im Antilibanon stattfinden, füllt der Jordan sein Ueberschwemmungsbett aus, während der übrige Raum des Thales trocken bleibt. Wie leicht könnte man bei dem starken Gefälle und der Wassermasse des Jordans die öden Gefilde des Ghôr in grünende Auen verwandeln, wie man schon im hohen Alterthum am Oxus und Jaxartes, am Euphrat und am Nil gethan hat! Aber auch in denjenigen Zeiten, da Palästina reich bevölkert war und der Grund und Boden in höherem Werthe stand als jetzt, scheint solches, mit Ausnahme der Oase von Jericho, die aus der Sultans- und Dukquelle bewässert wurde, nicht geschehen zu sein, und einsam rauscht der Jordan zwischen seinen mit Tamarisken, Weiden, Pfeilkraut und Schilf besetzten Ufern dahin, ohne daß eine Stadt, ja auch nur ein Dorf in seinen Fluten sich spiegelte. Und zur Rechten wie zur Linken, bis zu den steilen Kalkwänden, die das Thal in einer Höhe von 800—1100 m. einschließen, dehnt sich das dürre Land der Trägheit aus.

Nicht viel besser stand es bis vor Kurzem mit der Bewirthschaftung eines anderen Landstriches, der ebenfalls vorzüglich zu einer nutzbringenden Bebauung geeignet ist, vor dem Ghôr aber durch eine günstigere Verkehrslage sich auszeichnet. Es ist dies die Ebene Esdrelon, oder Jesreel der Bibel, jene historisch wichtige Fläche, die von der Richterzeit unter Debora und Barak bis zu den Zeiten der Feldzüge Napoleons als Schlachtfeld gedient hat. Dieselbe liegt zwischen dem Tabor und dem Karmel, zwischen den Bergen von Galiläa im Norden und denen von Samaria im Süden, und steht mittels des Kisonthales im Westen und den Thälern des Bîre und des Dschâlûd im Osten mit dem Mittelmeere und dem Jordan in bequemer Verbindung. Noch vor einigen Jahren war diese fruchtbare Ebene Galiläa's der beliebteste Sommerwohnplatz transjordanischer Beduinenvölker, namentlich der Ruwalla, eines der großen Stämme der Anese, sowie anderer, minder bedeutender. Diese Wüstensöhne hinderten nicht allein zum größten Theil den Anbau, sondern trieben selbst von den unglücklichen Fellahin Tribut ein. Noch im Jahre 1870 war nicht mehr als ein Fünftel oder Sechstel des Landes unter dem Pfluge. Seitdem trat die türkische Regierung etwas kräftiger auf und es gelang ihr, den Streifzügen der Beduinen Einhalt zu thun. 1872 fand nun die englische Expedition, welche jene Gegend trigonometrisch aufnahm, fast die ganze Ebene mit üppig gedeihenden Kulturen von Mais, Gerste, Hirse, Sesam, Baumwolle und Ricinus bedeckt und nur ein Zehntel des Bodens lag noch brach — ein Beweis, daß Palästina nur geordneter Zustände und thätiger Hände bedarf, um Hülle und Fülle zu erzielen.

Die Erkenntniß dieser Sachlage, in Verbindung mit christlich-romantischem Thatendurst, ließ in den Köpfen verschiedener deutscher Pastoren und anderer für das Christenwerk begeisterter Söhne des Träumer- und Denkervolkes den wohlgemeinten, aber abenteuerlichen Plan entstehen, das heilige Land durch deutsche Kolonisation zu erobern und der abendländischen Kultur zu gewinnen. In der That haben sich in Deutschland, besonders in Württemberg, in den sogenannten „Tempelgemeinden", Leute gefunden, welche diesen Plan zu verwirklichen trachteten und an einigen Punkten Palästina's sich niederließen, so bei Jaffa, Haifa und Jerusalem. Die Ungunst des Klima's und die anderen in nachstehendem Bericht erörterten Verhältnisse haben aber diese Tempelkolonien zu keinem erfreulichen Gedeihen kommen lassen und es beträgt jetzt die Gesammtzahl aller Kolonisten, einschließlich der Kinder, nur 750 Köpfe. Die Geschicke und Erfahrungen welche diese Leute bisher zu erleben hatten, schilderte und prophezeite ein mit Palästina durch 10jährigen Aufenthalt genau bekannter Deutscher in einer Zuschrift an die „Allgemeine Zeitung" (1868); wir lassen diesen Bericht im Wesentlichen hier folgen, da er uns zugleich einen tieferen Einblick in die Zustände und Lebensverhältnisse im gelobten Lande gewährt:

„Die ersten in größerer Anzahl eingetroffenen Ansiedler waren Amerikaner, welche sich in dem wasserreichen Artâs bei Bethlehem niederließen. Zwistigkeiten unter sich, neben der Unmöglichkeit, sich selbst zu unterhalten, lösten die Gemeinschaft bald wieder auf. Eine in Jaffa gegründete Kolonie, welcher

Deutsche, die zuerst bei Smyrna einen mißlungenen Versuch gemacht, angehörten, konnte ebenfalls nicht lange bestehen. Die vor zwei Jahren gestiftete Kolonie „Adam's City" bei Jaffa war binnen Jahresfrist völlig gesprengt. Die Niederlassung der Tempelfreunde in Galiläa hat bis zur Stunde die schwersten Heimsuchungen erfahren und wird auch forthin, solange sie besteht, nur Noth, Elend und Verlust gebären. Einzelne Europäer haben es gewagt, Landbau auf europäische Art zu betreiben, wissen aber noch nicht von Erfolgen zu erzählen. Da sollte man glauben, daß es wahr sei, was so viele Gelehrte und Laien behaupten: daß Palästina nämlich ein armes, unfruchtbares, verwüstetes Land sei, daß es, unterm Fluch liegend, vom alten Segen — „ein Land, da Milch und Honig innen fleußt" — nichts mehr aufweisen könne. Doch dem ist nicht so, Palästina ist noch heut ein sehr fruchtbares Land, welches, richtig bewirthschaftet, zu außerordentlicher, bleibend hoher Ertragsfähigkeit gebracht werden kann, was gute Jahre wie das gegenwärtige (1868) beweisen. Die reichen Ebenen von Gaza an bis an den Fuß des Karmel, dann von Akka bis Tiberias und Basan, sind für den Weizenbau äußerst ergiebig, wie die Berge von Dschenin bis Hebron für die Oelbaum- und Weinstockzucht; ja, tropische Fülle der Vegetation finden wir im Jordanthale, dessen schwarzer Boden für Baumwoll- und Zuckerrohrpflanzungen sehr geeignet ist; die jetzt erst dem Verkehr sich erschließenden Gegenden jenseit des Jordans sind seit alten Zeiten wegen ihrer Fruchtbarkeit mit Recht berühmt. Mannichfaltig werden die Bodenerzeugnisse nie sein, aber was vorhanden ist und bis jetzt nur nachlässig und selbst spärlich bebaut wird — Weizen, Gerste, Sesam, Baumwolle, Tabak, Wein und Oliven — kann in ganz anderm Maßstabe gezogen und geerntet werden.

Das erste Hinderniß gegen die Benutzung des Bodens durch Europäer ist das Klima. Die Ebenen sind so heiß, und zwar zwei Drittel des Jahres ununterbrochen, daß selbst die Eingebornen nur ungern darauf wohnen, und meist nur zur Winterzeit und in den Erntewochen dort zu finden sind; der größte Theil der Felder gehört pachtweise Leuten, die ihre festen Wohnsitze im Gebirge haben. Fließende Wasser sind sehr spärlich vorhanden, die Bauern sind auf schmuziges, ungesundes Sodwasser angewiesen, und keine der Ebenen ist im Winter ohne Sümpfe, welche ihre giftigen Dünste weit hinaus senden. Das Ghôr steht jahraus jahrein unter dem Einfluß einer selbst für Durchreisende unerträglichen und schädlichen Gluthitze, und ist nur von einigen elenden schwarzen Beduinenhorden bewohnt; die Bebauung des reichen Bodens geschieht von den auf den Bergen liegenden Dörfern aus. Das Klima der Berggegenden dagegen ist der Konstitution des Europäers zuträglicher, obschon die langen, regenlosen Sommermonate nichts weniger als angenehm sind und den meisten Fremdlingen schwächende Fieber verursachen; jedenfalls darf man sich auch auf den Bergen der Hitze nicht aussetzen, und ist deshalb nicht im Stande, die Arbeit auf die anstrengende, anhaltende europäische Weise zu verrichten. Daraus folgt aber, daß der Einwanderer genöthigt ist, sich der Hülfe und Dienste der Eingeborenen zu bedienen, und um dabei nicht zu kurz zu kommen, muß man vor Allem der schwierigen arabischen Sprache kundig sein, sich in die Sitten und Anschauungen der Leute zu fügen wissen, mit den Behörden auf gutem Fuße

stehen, und dann und deshalb über Mittel verfügen können, die über die kostspieligen Lehrjahre hinaushelfen. Ist man aber nach einer Reihe von Jahren ein halbes Landeskind geworden, und versteht man mit den tauglichen Leuten auf die richtige Weise seine Sache zu betreiben, so kann man vorwärts kommen; aber anderswo kann man viel rascher und ruhiger zu Geld gelangen. Für unbemittelte Leute ist Palästina kein zur Ansiedlung taugliches Land; arm und unwissend — und, wenn sie aus schwärmerischem Triebe hergekommen, meist unvernünftig und eigensinnig — sind sie den Betrügereien der geldgierigen Umgebung ausgesetzt, wogegen sie weder bei den böswilligen Landesbehörden noch bei den machtlosen Konsulaten ordentlichen Schutz finden. So einfach und kümmerlich sie leben mögen, wird ihr Unterhalt doch dreifach theurer zu stehen kommen als den Fellahin, deren Lebensweise aber von Abendländern nicht befolgt werden kann. Zudem findet der unbemittelte Ansiedler, der ja nicht Getreidebau u. dgl. im Großen treiben kann, keinen Absatz für seine Produkte, welche der Fellah viel billiger und rascher zu liefern vermag. Nur dann wird der im heiligen Lande eingewanderte Deutsche eine Existenz sich sichern können, wenn er einer größern Gemeinschaft angehört, die für ihn einsteht, ihm Schutz und Unterstützung bietet, und welche in der richtigen, geeigneten Gegend sich niedergelassen.

„Das größte Hinderniß, welches noch unüberwunden ist, bietet das Verhalten der Landesregierung zu allen europäischen Unternehmungen in ihrem Reiche, und in Palästina insbesondere. Die türkische Regierung, unfähig, der Einmischung im Großen seitens der Mächte Widerstand zu bieten, sucht sich durch kleinliche Häkeleien und Nichtbeachtung der Traktate, an den Ausländern ausgeübt, dafür zu rächen. Wie die Klagen der fränkischen Kaufleute bei den Handelsgerichten keine Berücksichtigung finden, so ziehen auch in allen anderen Händeln zwischen Eingeborenen und Fremden — trotz der Konsulate — letztere den Kürzeren. Allen europäischen Unternehmungen ist die Regierung feind und sucht sie durch direkt nie verweigerten, aber doch nie aufrichtig geleisteten Schutz dem Uebelwollen der Eingebornen preiszugeben. Am wenigsten sind die Maßnahmen der Franken in Palästina gern gesehen; Alles, was Europäer in dieser Provinz thun, oder zu thun beabsichtigen, ist nach türkischer Auslegung ein politischer Schritt, der nicht erlaubt werden kann. Fränkische Ansiedler, zumal wenn sie in größerer Anzahl kommen und ein Gemeinwesen bilden wollen, würden mit großem Mißtrauen betrachtet werden; die Behörden würden Alles, zwar auf versteckte, schlaue Art und Weise, aufbieten, um den Vorläufern der fremden Macht das Leben sauer zu machen, und das würden sie bald und am ehesten durch Nichtsthun erreichen.

„Solange die Moslemin die Herren des Gelobten Landes sind, wird jeder noch so wohlgemeinte Versuch zur Kolonisation vereitelt werden, und man kann deshalb nicht genug vor dem Eingehen auf die immer wieder auftauchenden Projekte dieser Art warnen; aber auch wenn einst das Land in besseren Händen sein wird, wozu es doch früher oder später kommen muß, kann man nur mit großer Vorsicht, ja eher mit gegründeten Bedenken, von einer germanischen Einwanderung reden. Daraus, daß Palästina das gelobte Land geheißen und

von dem Volk Israel bewohnt worden, folgt noch nicht — obschon zuweilen dieser Schluß gezogen wird — daß es von Deutschen bevölkert werden müsse; man bedenkt nicht, daß die Juden ihren Ursprung in diesen warmen Zonen genommen haben, und das doch so heiße, für Europäer von jeher ungünstige Klima Egyptens nicht den geringsten nachtheiligen Einfluß auf ihre Vermehrung ausgeübt hat; sie fanden in Palästina ein für sie vortrefflich passendes Klima vor. Die Deutschen sind doch in viel kälteren Himmelsstrichen geboren, und können naturgemäß sich nicht schnell akklimatisiren; es gehen Jahre darüber hinweg, und wenn sie vorüber sind, ist die aus der kühlern Heimat mitgebrachte Kraft verschwunden, und bei Manchen auch der Muth."



Nazareth.

Im Norden der Ebene Jesreel erheben sich die Berge Galiläa's, jenes 600—1000 m. hohen Hügellandes, welches im Westen aus der Küstenebene von Akka terrassenförmig aufsteigt und im Osten steil zum Jordanthal und zum Tiberiassee abfällt. Liebliche, fruchtbare Thäler, malerische Bergformen und kräftige Wälder schmücken die Landschaft. Klassischer Boden, dieses Galiläa! Hier lebte und lehrte der Stifter einer Weltreligion, der Erlöser der Christenheit! Hier liegt Nazareth, die Heimat Jesu!

Werfen wir einen Blick auf diesen bedeutungsvollen Ort. — Das heutige en-Nâsira liegt unfern der Ebene Jesreel in einer Thalmulde am südlichen Abhang des Dschebel es-Sich an der Stelle des alten, durch moslemitischen

Fanatismus gänzlich zerstörten Nazareth. Der Anblick des Städtchens ist sehr freundlich, besonders im Frühjahr, wenn die blendend-weißen Mauern aus der grünen Umgebung von Kaktushecken, Feigen- und Oelbäumen hervorglänzen. Keine Stadt in Palästina hat wol, wie J. Sepp bemerkt, eine so vollständige Erneuerung und Erweiterung erfahren, wie Nazareth, und auch hier waren hauptsächlich Deutsche thätig. Wie Bethlehem, war sie lange einer der geringsten Orte im Lande, während sie jetzt 7000, nach türkischen Angaben sogar 10,000 Einwohner zählen soll. Die Christen, vorwiegend orthodoxe Griechen, bilden die Mehrzahl und bewohnen, von den Mohammedanern geschieden, besondere Viertel. In der Kleidung und ihrem ganzen Aeußern, sagt Bädeker-Socin, haben die Nazarener viel Eigenthümliches bewahrt, was an Festtagen besonders hervortritt. Bei Hochzeiten tragen die Weiber geschmückte bunte Jacken und sind an Stirn und Brust mit Münzen beladen. Auch das Reitkameel, das bei einem solchen Aufzug nicht fehlen darf, ist dann mit vielen Tüchern und Geldschnuren behangen. — Mancherlei heilige Orte werden in Nazareth verehrt, so im Lateinischen Kloster in einer Felsenkapelle die Stelle der Verkündigung, ein von der Decke herabhängendes, von übernatürlichen Kräften gehaltenes Säulenfragment, auf dem Maria bei jener Gelegenheit gestanden haben soll. Dann zeigt man auch einen ganz mit Marmor überkleideten Felsen, der ehemals die Wohnung der Jungfrau getragen haben soll. Es ist bekannt, daß diese heilige Wohnung am 10. Mai 1291 auf Befehl Gottes von den Engeln fortgetragen wurde, um sie dem Bereich der Moslemin zu entziehen. Zuerst wurde das Haus — merkwürdiger Weise ein für Palästina so seltener Ziegelbau — nach Tersato bei Fiume in Dalmatien gebracht, dann nach nochmaliger Wanderung nach Loreto, wo es noch heute viele Wallfahrer anzieht. Uebrigens konnte die Sanktionirung dieses Wunders erst ca. 200 Jahre später, im Jahre 1471 unter Papst Paul II., durchdringen, und die ganze Sage hat sich erst in dem an Traditionen so fruchtbaren 15. Jahrhundert ausgebildet. — Als weitere Merkwürdigkeiten sind zu nennen: die Küche der Maria, das ist eine ehemalige Cisterne, das Haus und die Zimmerwerkstätte Joseph's, die Synagoge, in welcher Jesus Unterricht erhielt, der Tisch Christi und A. m.

Von Nazareth gelangt man in $1\frac{1}{2}$ Stunden zum altberühmten Berge Tabor, der sich über dem Tafellande ringsum zur Höhe von etwa 321 m. (615 m. über dem Mittelmeere) erhebt. Von Südwesten, aus der Ebene Esdrelon gesehen, hat er die Form einer Halbkugel, von Westnordwest gleicht er einem abgestumpften Kegel. Die Ruinen auf dem Tabor oder Dschebel et-Tûr, wie er bei den Arabern heißt, gehören verschiedenen Zeiten an: die großen, den Gipfel umschließenden Mauerfundamente der römischen Zeit, die Kastellruine auf der Bergplatte dem Mittelalter. Natürlich fehlen auch hier nicht lateinische und griechische Klöster und Kirchen. Anziehender als diese die Verklärung Christi preisenden Kultusgebäude ist die weit umfassende Aussicht, die man vom Tabor aus genießt. Im Nordosten erblickt man das Nordende des Tiberiassee's und in weiter Ferne die bläuliche Kette des Haurângebirges. Im Süden vom Tiberiassee ist der tiefe Einschnitt des Jarmukthales (Hieromax), der Dschebel Adschlûn und das Gebirge von Gilead sichtbar. Im Süden stellt

sich der Dschebel Dahi oder kleine Hermon dar mit den Dörfern Endor, Nain u. s. w. Im Südwesten überblickt man die Ebene Esdrelon, während sich nach Westen die Aussicht auf den Karmel und, durch Höhenzüge zwar beschränkt, auf das Meer eröffnet. Im Norden endlich sieht man die Berge es-Sebud und Dschermak und die Stadt Safed. Der große Hermon ragt gewaltig über Alles hervor.

Vom Tabor sind es etwa 4½ Stunden bis Tiberias. Auf dem Wege dahin kommt man am Karn Hattin vorbei, einem runden Felshügel, zu dessen Füßen sich eine Ebene ausbreitet. Hier brach Saladin am 3.—4. Juli 1187 durch einen großen Sieg die Macht der Kreuzfahrer für immer. Der König Guido von Lusignan wurde mit vielen Anderen gefangen genommen, die Ritter als Sklaven verkauft, die Templer und Hospitaliter aber hingerichtet; den Großmeister der Ersteren hieb Saladin wegen seines wiederholten Wortbruches mit eigener Hand zusammen. —

Am schmalen Westrande des Tiberias- oder Genezarethsee's liegt das nur durch seine römische Vergangenheit merkwürdige Tiberias (Tabarijeh). Es ist ein kleines Städtchen mit mancherlei römischen Ruinen, ist sehr schmuzig und wegen seiner zahlreichen Flöhe in ganz Syrien berüchtigt. Die Einwohnerzahl beträgt 3000, wovon mehr als die Hälfte meist aus Polen und den unteren Donauländern eingewanderte Juden sind.

Der See von Tiberias (Bahr Tabarijeh) oder das Galiläische Meer führte im Alterthum den Namen Kinneret oder Kinnerot, eine Benennung, die von seiner Form herrührte, welche man mit einer Laute (Kinnor) verglichen hat. In den Zeiten der Makkabäer erhielt er den Namen Gennezar oder Genezareth, von der an seinem Nordwestende gelegenen Ebene gleichen Namens. Dieser Süßwassersee ist 191 m. unter dem Mittelmeer eingesenkt und bis zu 50 m. tief; seine Form ist ein unregelmäßiges Oval von 20 km. Länge und 11½ km. größter Breite. Der Grund ist mit groben und feinen Lavabrocken bedeckt. Die Ufer des See's sind im Frühjahr schön grün; die große Hitze, welche infolge der bedeutenden Depression hier herrscht, bringt dann eine tropische Vegetation hervor, freilich nur für eine kurze Zeit. Die Uferberge sind nicht besonders hoch, sodaß die Landschaft nicht den wilden Charakter des Todten Meeres trägt, sondern einen ruhigen, friedlichen Anblick gewährt. Bei der tiefen Lage und hohen Temperatur des Seebeckens sind heftige Windstöße, besonders im Winter, nicht selten. Im Alterthum wurde der See, wie wir aus den Evangelien wissen, von vielen Booten befahren; jetzt giebt es nur drei elende Fischerbarken. Die Fischerei wird meist vom Ufer aus betrieben; heute noch ist der See reich an guten Fischarten, von denen einige auch im tropischen Nil vorkommen, z. B. Silurus und Mugil. Infolge des Regens und des Schneewassers vom Libanon und den umliegenden Bergen steigt der See im Winter und Frühling um ca. 1 m. über sein gewöhnliches Niveau. Was von einigen Reisenden erzählt wird, daß der Jordan mitten durch den See seinen Lauf beibehalte, ohne sich mit dem Wasser desselben zu vermischen, ist nichts als ein Märchen. (Vgl. Bädeker-Socin und E. Robinson, „Physische Geographie des heiligen Landes.")

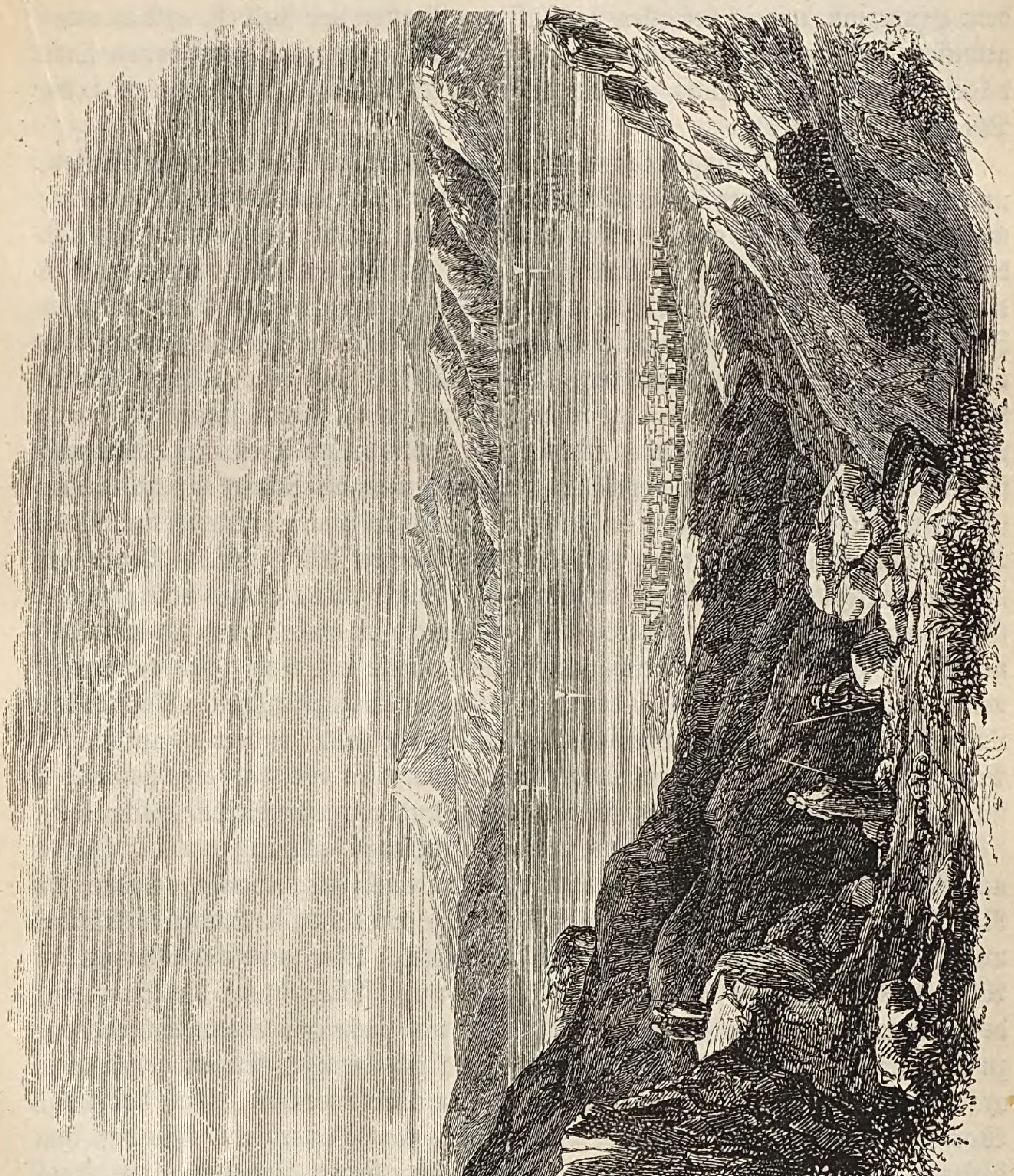
Im Osten des Tiberiassee's breitet sich das hohe Flachland Dschôlân aus, das alte Gaulonitis. Es ist ein 6—900 m. über dem Mittelmeer gelegenes, von Basalt überlagertes, hügeliges Kreidehochland, in welchem zahlreiche tief eingeschnittene Thäler und Schluchten zum See hinabsteigen. Das ganze Land östlich vom Jordan, vom Hermon südwärts bis zum Thale des Scheriat el-Mandhûr (Jarmûk oder Hieromax) und ostwärts bis an das jenseitige Ende der Steinwüste „el-Harra", ist ein vulkanisches Gebiet. Ueberall finden wir hier die charakteristischen Kraterkegel (in drei nordsüdlich streichenden Parallelketten geordnet), die Lavenfelder, die steile Zerklüftung der Ebenen. Besonders augenfällig tritt die vulkanische Natur dieses Gebietes im Safâ und im Haurân zu Tage.

Das Safâ ist ein im Norden der Harra gelegenes, etwa 19 km. langes und ebenso breites, von zahlreichen Kraterkegeln überragtes Lavaplateau, von mattglänzender schwarzer Farbe; es gleicht bei den vorwaltenden geraden Linien einem Gebilde aus Gußeisen. „Das Safâ", sagt Konsul Wetzstein, „ist noch, wie am Tage seiner Entstehung, der schwarze mattglänzende Lavaguß voll zahlloser, mit dünnen Gewölben überbrückter Ströme versteinerter schwarzer, oft auch hellrother Wellen, die sich aus den Kratern über das Hochplateau die Abhänge herabwälzten." Am nordöstlichen Ende des Safâ sieht man auch die Lava in meterhohen, flammenartigen Gestalten erhoben, während sie an anderen Stellen wieder als ein Haufwerk von Steinen auftritt. Gewaltige, bei der Erstarrung entstandene Risse, die oft bis zu 500 m. lang und 15 m. breit sind, durchziehen die Lavamasse, die, wie ein zufrierender Fluß, von der Oberfläche aus erkaltete und an vielen Stellen unter der ersten Erstarrungsdecke Hohlräume gebildet hat. Die Kraterkegel des Safâ, deren höchster von Wetzstein auf 540 m. über die Ebene der Ruhbe (im Westen des Lavaplateaus) geschätzt wird, haben sämmtlich ein gleichmäßiges Aussehen, sowol in der Gestalt des von einem Wall umlagerten abgestumpften Kegels, als auch in der Farbe, die, zwischen Hellbraun und Violett, eine angenehme Abwechslung in der wüsten schwarzen Landschaft hervorbringt. Die Kegel sind hohl und ziemlich dünnwandig; bei einem ist die Basis zum Theil eingebrochen, sodaß der innerlich rothglänzende Cylinder des Kraters nicht nur nach oben, sondern auch nach unten in die Versenkung hinein sich öffnet. Nicht selten trifft man aber auch auf Krateröffnungen, welche nicht über dem Plateau erhoben, sondern in der Ebene desselben als ungeheure Kessel sich aufthun. Ueber einen warf der vorgenannte Reisende einen Stein; er durchflog nicht den sechsten Theil des Durchmessers und dieser Krater war bei weitem nicht der größte.

Das Safâ ist unbewohnbar, denn mit Ausnahme der Kraterkessel und der klaffenden Brüche der Lava, wo nur in der Regenzeit etwas Wasser sich sammelt, findet sich hier nirgends Pflanzenwuchs und Wasser.

Im Norden des Safâ, von diesem nur durch eine schmale Einsenkung getrennt, erhebt sich ein anderes Lavaplateau, welches das Gebiet der Gêle heißt. Es gleicht vollkommen dem Safâ, nur ist es viel ausgedehnter und etwa 120 m. höher als dieses. Merkwürdig ist sein westlicher Theil, die sogenannte Tenîje. Dieses Wort bedeutet hier ein mit Lava überflutetes Terrain, in

dem viele größere und kleinere, vom Strom unberührt gebliebene freie Stellen vorkommen, welche Ka genannt werden. Dieselben sind gewöhnlich 50—100 Schritt breit, viereckig, rund oder gassenartig gewunden und von 6—12 m. hohen Lavawänden eingefaßt. Ihre Entstehung erklärt Wetzstein auf folgende Weise:



Der See Tiberias.

Es befinden sich in der Tenîje Tausende von runden, vulkanischen Erhebungen, die, bei dem regelmäßigen Bruche der äußeren Steinschicht, gemauerten und oben zerrissenen Kuppeln sehr ähnlich und zwischen 15 und 30 m. hoch sind. Desgleichen finden sich lange, ebenfalls oben aufgerissene Dämme, meist von 30 Schritt Breite und 100 Schritt Länge. Diese Hügel

und Dämme sind augenscheinlich dadurch entstanden, daß beim ersten Erguß der Lava nasse Bodenstellen überflutet wurden, deren Wasser, in Dampf verwandelt, jene blasen- oder dammartigen Gebilde in die Höhe trieb und schließlich zersprengte. Bei einem späteren Lavaerguß standen diese Erhebungen dem Strom im Wege und nöthigten ihn, um dieselben herumzufließen, um hinter dem Hinderniß, wie es bei allen zähflüssigen Massen der Fall ist, erst in einer gewissen Entfernung sich wieder zu vereinigen. Die frei gebliebenen Orte bilden nun, von der Lava als Vertiefungen umschlossen, die Ki'ân (d. i. die Pluralform von Ka).

In diesen Vertiefungen sammelt sich im Winter das Wasser oft zu Teichen, und dann entsproßt hier eine treffliche Weide von aromatischen Kräutern, weshalb im März der größte Theil der Stämme der Gêjât und Stage und der el Hasan vom Haurân ihre Zelte hier aufschlagen. Der Aufenthalt in den Ki'ân ist sehr beliebt, da diese außer der duftigen reichen Weide in jener Jahreszeit eine sehr behagliche Wärmeu nd, was besonders geschätzt wird, eine vollkommene Sicherheit gewähren. Die Ki'ân sind auf dem zackigen, wilden Plateau der Tenîje nur dann zu sehen, wenn man an ihrem Rande steht, und würden nicht die oben weidenden Herden, die in den vielen Wiesen ihre Nahrung finden, die Nähe eines Ka's verrathen, so könnte man 50 Schritt entfernt weder ihr Dasein noch die darinnen aufgeschlagenen Zelte ahnen. Die Ki'ân bilden Verstecke, in welche Jemanden zu verfolgen Thorheit wäre und die Redensart der Damaskener, „er floh in den Wa'r des Safâ“ bedeutet das vollkommene Geborgensein eines Flüchtlings. Wa'r (bedeutet im Hebräischen Honigwabe) heißen die schutzbietenden Striche der Vulkangebiete und Lohf (sprich: Lohof) nennt man die durch den Schub der Lavaströme wallartig gehobenen Ränder der Lavagebiete. Das höchste Lohf hat die Tenîje der Gêle, indem es an einigen Punkten ca. 20 m. Höhe erreicht. Nur selten kommt es vor, daß eine besonders starke Lavawelle über das Lohf hinausstürzte und noch eine Strecke weiter floß.

Der westliche Lohf des Safâ begrenzt eine sonst allseitig von der Harra umgebene, $3\frac{1}{2}$ Stunden lange und $2\frac{1}{2}$ Stunden breite, baumlose Ebene, die Ruhbe (d. i. weites, üppiges Saatfeld). Sie wird von 4 Bächen bewässert und gilt als das fruchtbarste Land in Syrien. Hier wird vom Weizen die Aussaat 80-, von der Gerste 100fältig geerntet. Man streut die Saat, mit der lockeren hochgelben Erde vermischt, aus und zieht mit einem Schlehdornzweig darüber, um die Körner zu bedecken. Nach wenigen Tagen gehen diese auf und werden dann wol von den vier Bächen überschwemmt, sodaß der junge Wuchs bei anhaltendem Regen oft wochenlang unter Wasser steht, ohne daß ihm dieses nachtheilig wäre. Die Ernte wird auf dem harten Lavaboden des Safâ mittels Dreschschlitten ausgequetscht; die Weizenkörner sind halb durchsichtig.

Wunder über Wunder folgen sich hier in diesen vulkanischen Gebieten. Im Osten der Gêle, des Safâ und des Haurân dehnt sich eine weite, wellige, mit vulkanischen Steinen bedeckte Ebene aus, welche fast vollkommen vegetationslos ist und die Steinwüste oder el-Harra genannt wird. Die über Hunderte von Quadratstunden verbreiteten Steine sind von den Kratern der eben genannten Vulkangebiete ausgeworfen worden und sind dergestalt angeordnet, daß nie

ein Stein auf dem andern, sondern jeder stets neben dem andern zu liegen kommt. Doch ist dies nicht allein merkwürdig. Man beobachtet auch, daß die Steine verschiedener Größe und Art in regelmäßig, wie mit der Meßschnur, begrenzten Feldern von 40—80 Schritt Seitenlänge von einander geschieden sind, dergestalt, daß ein Feld nur Steine von etwa 5 Centnern, ein anderes solche von nur 6—8 Pfund Gewicht aufweist, daß eines glänzend schwarze, ein anderes glanzlos schwarze, ein drittes braune, ein viertes groß-, ein fünftes kleinporige, ein sechstes porenlose, ein siebentes in Verwitterung begriffene, ein achtes durch einen Glasüberzug geschützte Steine enthält, während ein neuntes Feld vollkommen ohne Steine ist und eine glänzende, feste Erddecke zeigte, die durch die Sommerhitze in ein Netzwerk von fünfeckigen, fast fußgroßen Tafeln zersprungen ist. In diese Sprünge haben die Winterregen kleine schwarze Steine hineingespült, welche, die Fünfecke umschäumend, die weite gelbe Fläche des Ka's — so werden auch die steinleeren Plätze der Harra genannt — wie mit einem tüllartigen Netz überzogen erscheinen lassen.

Die wenigen Ki'ân der Harra bilden im Winter meistens flache Teiche, deren Wasser zwar lehmfarbig ist, aber in Ermangelung eines besseren von Menschen und Thieren getrunken werden kann, und da in derselben Jahreszeit auch zwischen den Steinfeldern, wo der Boden feucht bleibt, eine ziemliche Menge Futterkräuter wächst, so gewährt die Harra von der Zeit der Frühregen bis nach dem letzten Spätregen gegen Ende März eine leidliche Weide für die Bewohner der Ruhbe und die „Beduinen des Gebirges". Im Monat April vertrocknen diese Teiche, desgleichen die Wadi, welche, vom Haurân und dem Hamâd (Steppe des Syrischen Wüste) kommend, durch die Harra strömen, und die Vegetation verbrennt. Im Sommer wird daselbst die Glut so stark, daß nach dem einstimmigen Zeugniß der Bewohner der Harra die schwarzen Steine mit einem lauten Knalle in mehrere Stücke zerspringen. Die Harra ist niemals kultivirt gewesen und wird es der sengenden Hitze wegen niemals werden. Außer der römischen Garnison Nemâra, die an der einzigen Stelle angelegt war, wo eine obschon unselige Existenz möglich ist, hat die ganze Harra keinerlei Spur irgend einer früheren Wohnung.

Gleichwol findet man aber in der Harra Steine mit bustrophischen Inschriften, deren Buchstaben bald an das griechische, bald an das alte syro-semitische, bald an das himjaritische Alphabet erinnern. Ihr Inhalt aber ist noch unentziffert. Nach den beigegebenen rohen Figuren zu schließen, welche Frauengestalten, kameeltreibende Hirten, Thiere 2c. darstellen, könnte man vermuthen, daß Hirten mit ihren Dolchen diese Inschriften gefertigt hätten, doch spricht die für solche ungeübten Hände und für solche Instrumente zu gute Arbeit gegen diese Annahme. Unter den heutigen Beduinen hat sich keine Ueberlieferung über den Ursprung dieser Schriften erhalten, mit Ausnahme der Koranlegende, welche von einem ungläubigen Volke der Vorzeit erzählt, welches Gott durch einen Steinregen vertilgt hat. Diese Steine waren in der Glut der Hölle gehärtet und mit den Namen Derer beschrieben, welche sie treffen sollten. Eine solche Darstellung genügt dem einfachen Volke, da durch sie das Vorhandensein der Inschriften, die fremdartige vulkanische Natur der Steine und der

Umstand erklärt wird, daß sie nicht Felsen bilden, sondern wie vom Himmel geregnet in losen Klumpen die wellige Ebene Tagereisen weit bedecken.

So ungleichartig in ihrem Aussehen die Steine und Laven der Harra, des Safâ und der Gêle erscheinen, so wenig verschieden sind sie aber ihrer petrographischen Natur nach. Man bezeichnet sie als Basaltite und basaltische Laven, die nur durch ihre Erstarrungsform sich von einander unterscheiden. Während in ersteren die Hauptbestandtheile: Oligoklas, Olivin und Augit eine körnige Masse bilden, in welcher Olivin oft in größeren Stücken auftritt, blieben diese Minerale in den Laven in geflossenem Zustande und nur wo die Masse mit der Luft oder mit Wasser in Berührung kam, nahm sie eine blasige, poröse Struktur an. Diese Basaltite und Laven, die sich also durch eine gemeinsame Entstehung charakterisiren, gehören zu den jungen Eruptivgesteinen, d. h. zu denjenigen, welche seit der Tärtiärperiode zum Ausbruch gelangt sind.

Dieselben Basaltite und Laven bilden auch die herrschende Gesteinsart des Haurân, überhaupt des ganzen vulkanischen Auswurfgebietes, welches in den oben bezeichneten Grenzen links vom Jordan sich ausbreitet.

Unter dem Haurân versteht man im weiteren Sinne das gegen 80—90 km. von Nord nach Süd und etwa 70 km. von Ost nach West messende Gebirgs- und Flachland, welches im Norden vom Wadi el-Adschem, im Osten von der Harra, im Süden von der Belkâ und der Steppe (Hamâd) und im Westen von Dschôlân und Dschêdûr begrenzt wird und aus dem Dschebel Haurân, der Landschaft Ledschâ und der Ebene en-Nukra besteht. — Der Dschebel Haurân, der Haurân in engerem Sinne, dehnt sich im Osten der Ebene en-Nukra, von Nord nach Süd, auf etwa 30 km. Länge aus und bildet einen langgestreckten, von zahlreichen Kraterkegeln überragten, abgeplatteten Gebirgsrücken. Seine höchsten Gipfel sind der Dschuweilîl mit 1782 m. und der Klêb mit 1720 m. Höhe. Der Dschebel Haurân ist ohne Zweifel der Alsadamus des Ptolemäos. In der Bibel wird seiner nur ein einziges Mal Erwähnung gethan und zwar als „Berg Basan", jedoch ohne Andeutung seiner Lage, ob innerhalb oder auf der Grenze des Landes Basan. Das nördliche Gilead und die Landschaft Basan war den Israeliten weniger bekannt als das südlichere Ostjordangebiet. Wo die Landschaft Gilead aufhörte und nördlich davon Basan begann, ist nicht zu ermitteln; es scheint, daß unter Basan bisweilen auch die Nordhälfte Gileads bis an den Jabbok (Wadi Serka) verstanden wurde, während das ursprüngliche und eigentliche Basan, nachher das Batanäa der Griechen und Römer, wahrscheinlich um den Dschebel Haurân herum gelegen haben dürfte; der nördliche Theil dieser Landschaft trägt noch bis heute denselben Namen Ardel-Bethênîje. Dies war der Hauptpunkt des Reichs von Og, des Königs von Basan, der, als die Israeliten sich Palästina näherten, sein Besitzthum südlich bis zum Jabbok und östlich bis zum Jordan vergrößert hatte. Dieses Land wurde von den Hebräern unterjocht und der einen Hälfte des Stammes Manasse angewiesen, wodurch jene Ausdehnung des Namens Basan erklärlich wird. Ganz Basan war von Amoritern bevölkert und muß hochkultivirt gewesen sein. Die Weideplätze und die Herden waren berühmt, und ebenso machten die Eichenwälder Basans einen großen

Eindruck auf die Israeliten. — In späterer Zeit dehnt sich der Name Haurân, der eigentlich an dem Alsadamus Mons haftete, auf die Landschaft Basan aus. In römischer Zeit zerfiel das Gebiet in fünf Provinzen: Ituräa und Gaulanitis, Batanäa, Trachonitis (Ledschâ) und Auranitis, das eigentliche Hauràngebirge und die heutige Ebene en-Nukra.

Die Ebene von Haurân, oder en-Nukra (d. h. die Höhlung), ist sanft gewellt und fällt gegen Westen bedeutend ab. Mit Ausnahme einiger steiniger, vulkanischer Reiche ist der Boden, ein lockerer rothbrauner Lehm, das Verwitterungsprodukt der Lava, durchaus pflügbar und äußerst fruchtbar. Nebst dem Abhange des Haurângebirges ist diese Ebene der Kornspeicher von Damaskus. Nichts wird gebaut als Getreide; kaum daß irgendwo ein Baum oder Strauch zu sehen ist. Durch die Ebene zerstreut sind Hügel von Basalt, auf denen meistentheils die Dörfer liegen.

Das Ledschâ ist ein niederes terrassirtes Lavaplateau im Norden und Nordwesten des Dschebel Haurân. Es mißt ungefähr 40 km. von Süd nach Nord in der Länge und etwa 25 km. in der Breite. Die Ostgrenze, gegen das Ard el-Bethênîje, bildet der Wadi Luwâ, während die Westgrenze in der Nähe der großen Pilgerstraße von Damaskus nach Mekka zu suchen ist. Wie Wetzstein festgestellt hat, ist das Ledschâ eine Ausströmung der Krater des Haurân, und zwar der Garara-Gruppe und des Kleb. Die Lava ergoß sich aus diesen Kratern in zwei großen Strömen über die Niederung und bildete hier dieselben Gestaltungen, wie wir sie in der Tenîje kennen gelernt haben: die zersprungenen domartigen Erhebungen, die Ki'ân, die Risse und die erhabene Randumwallung. Die zahlreichen Ki'ân des Ledschâ, mit ihrem reichlichen Baumwuchs (Eichen und Buttan-, d. i. Bittermandelbäume), ihren Wasseransammlungen und ihren Weiden, bieten Platz und Mittel genug, um eine viel stärkere Bevölkerung als wie die heutige zu ernähren. Wie die zahlreichen, verlassenen Ortschaften erkennen lassen, war auch früher der Bevölkerungsstand ein ganz anderer als jetzt, da im Lohf acht Städte und 25 Dörfer und im Innern nur vier größere und etwa 14 kleinere Flecken liegen. Es läßt sich nachweisen, daß die Ortschaften im Innern des Ledschâ bereits in den ersten Zeiten des Islam von ihren Einwohnern verlassen worden sind. Seitdem wohnen nur Nomaden dort, die jährlich achtmal ihre Lagerplätze wechseln und hauptsächlich mit gegenseitigen Ueberfällen sich beschäftigen. Doch sind die Lohfbewohner gelegentlich auch gewerbthätig.

Der Lavafels liefert treffliche Mühlsteine; man bricht sie horizontal aus dem Felsen aus, sodaß 4—5 Fuß weite und ebenso tiefe Löcher entstehen, die nicht selten zu 50—100 an der Zahl den Felsen siebartig durchbrechen.

Der wichtigste und kultivirteste Theil des ganzen Haurângebietes ist die östliche und südliche Abdachung des Dschebel Haurân. Dieselbe war ursprünglich wie die Harra Wa'r, d. h. ihre Oberfläche war mit einer Steinsaat bedeckt. Die Bevölkerungen früherer Jahrtausende haben dieselbe von den Spitzen des Gebirges an bis zur Wüste hin entweder in Haufen oder in langen Schichten zusammengetragen. Diese Wände bildeten dann zugleich die Raine der so entstandenen Aecker und die Flurgrenzen der einzelnen Ortschaften. Bei der großen Fruchtbarkeit des berühmten, rothbraunen Bodens (Ard hamrâ, d. i.

Haurânerde genannt), der wegen der Ueppigkeit des Pflanzenwuchses zum Weizenbau nicht gedüngt werden darf, blühte hier in vergangenen Zeiten ein reiches Kulturleben. 300 verödete Städte und Dörfer und nur 14 bewohnte Orte bezeugen den Unterschied zwischen Einst und Jetzt.

Diese verlassenen Ortschaften sind höchst merkwürdig. Wetzstein unterscheidet vier Arten und rechnet zur ersten die an einzelstehenden Hügeln und an den Gehängen der Wadi-Ufer vorkommenden Troglodyten-Wohnungen. Dieselben können aus dem grauesten Alterthum stammen. Ihre Anlage ist folgende: Man grub, wo der Felsen aus einer lockeren, porösen Lava bestand, in eine Wand eine etwa acht Schritte breite und 12—16 Schritte tiefe Höhle von ca. 3 m. Höhe. Das war der Wohnraum der Familie. Von diesem aus grub man drei andere Höhlen, die als Vorrathskammern und Stallung dienten. Große Höhlen wurden durch natürliche oder künstliche Säulen, oder auch durch Bogen gestützt. Fenster haben diese Bauten nicht und das Licht empfangen sie nur durch die äußere Thüröffnung, die aber niemals Thüren gehabt haben. Vor der Höhle wurde durch einen Vorbau ein kleiner Hof gebildet, der in den besseren Troglodytenorten 2—3 kleine Zimmer enthielt. Aus diesem Vorbau führte eine steinerne Thüre ins Freie. — Zur zweiten Art gehören diejenigen Ortschaften, von denen es in der Bibel heißt: „. . . und unter seiner Regierung wurde die Unsicherheit im Lande groß, sodaß das Volk anfing in Höhlen zu wohnen", oder (Richter 6, 2): „Und da der Midianiter Hand zu stark ward über Israel, machten die Kinder Israel sich Klüfte in den Gebirgen und Höhlen und Festungen." Man hat dabei nicht an die vorher beschriebene Art zu denken; sie gewährte keinen Schutz gegen einen starken Feind, weil dieser jene Höhlenwohnungen, die immer nur eine Familie faßten, mit Leichtigkeit nehmen konnte. Diese zweite Art von Ortschaften wurde in der Weise angelegt, daß man an einem hochgelegenen felsigen, trockenen Orte einen Schacht schräg in den Berg grub und in einer Tiefe von etwa 50 m. gerade 6—8 Schritt breite Gassen ausarbeitete, an deren Seiten die Wohnungen gegraben wurden. An mehreren Stellen erweiterte man die Gassen um das Doppelte und brach durch die Decke Luftlöcher. Ein solcher Ort, der gewöhnlich in der Mitte einer steilen Felsenwand einen zweiten Ausgang hatte, kann in einem Lande, das beständigen Ueberfällen von der Wüste her ausgesetzt ist, als eine starke Festung gelten. Sobald von der nächsten Warte (Markab) der Wächterruf einen feindlichen Einfall verkündete, oder, wie man sich hier ausdrückt, „sobald der Nothruf ins Land fiel", eilte der Pflüger mit seinem Gespann und der Hirt mit seiner Herde unter die Erde, und man war in Sicherheit. War der Feind nicht ganz mit der Oertlichkeit bekannt, so zog er vorüber, ohne ihr Dasein zu ahnen. Eine Belagerung hatte ihre Schwierigkeiten, da die Bewohner mit Brunnen und Allem, was sie brauchten, versehen waren. Massenhaft finden sich diese Ortschaften im Lande Irbid (südlich vom Scheriat el-Mandhûr), wo noch viele heutigen Tages bewohnt werden, und in dem östlich benachbarten schmalen Landstrich Suêt (d. h. die Gegend des Nothrufs), am Westfuße des Sumlerückens, dessen abwechselnde Lagen von weißem Thon und Feuersteinplatten sich vorzüglich für diese Bauten eignen.

Die dritte Art von Ortschaften, welche, nach dem von Wetzstein besuchten Hibikke zu schließen, festungartig mit einer Ringmauer umgeben waren, bestand aus Häusern folgender Bauweise: Auf einem Felsenplateau wurden Gruben von der Tiefe und Breite eines Zimmers ausgearbeitet und mit einem soliden steinernen Gewölbe bedeckt. Der so gebaute Ort Hibikke, meint unser Gewährsmann, muß einer frühen Vorzeit angehören, denn nirgends habe er im Haurângebiete einen Platz gesehen, dessen Baumaterial so verwittert gewesen wäre wie das von Hibikke.

Von der vierten Art sind die meisten Ortschaften des Haurân. Die Häuser sind hier zweistöckige Hochbauten und bestehen durchaus aus dem dunklen Basaltit; selbst die Thürflügel sind von Stein, desgleichen die Zapfen, um welche sie drehbar, und sogar als Fensterfüllungen dienten durchlöcherte Steinplatten. — Die Orte haben in der Regel keine Ringmauern; der Rücken der geschlossenen Häuser konnte als solche gelten. Auffällig sind die zahlreichen starken Thürme, welche die gedrängten Häusermassen überragen und dem Orte ein eindrucksvolles Aussehen verleihen. Die Gassen sind eng, fast nie über acht Schritte breit, von denen fünf auf die Fußwege zu beiden Seiten und drei auf den Mittelweg für die Reiter und Lastthiere kamen. Die meist zweistöckigen Häuser sind jetzt verschlossen, indem man hinter die zugemachten steinernen Thüren einige Blöcke gelegt hat. Nach der arabischen Anschauung liegt hierin ein überaus wehmuthvoller Gedanke. Man sagt: „Sie haben ihm sein Haus geschlossen“, d. h. man hat ihn zu Grunde gerichtet. „Mein Haus steht seit 300 Jahren offen, willst du es schließen?“ spricht ein Araber von guter alter Familie zu seinem Gegner, der ihm z. B. in einem Prozesse einen empfindlichen Schaden zufügen will. Ein offenes Haus aber bezeichnet ein gastfreies Haus, und der Besitzer eines solchen ist der angesehene und in den Augen des Volkes der glückselige Mann. Das größte Lob eines Mannes ist, wenn man von ihm sagt: „Sein Haus steht offen; Zehn gehen und Zwanzig kommen.“ — Als nun die Bewohner aus ihren Wohnsitzen wanderten, übten sie noch den symbolischen Akt des Thürschließens, um anzuzeigen, daß sie ruinirt seien. Die meisten in die Gassen oder ins Freie führenden Thüren der Häuser sind so niedrig, daß man sie nur gebückt durchschreiten kann. Aber die größeren Gebäude und die Gassenausmündungen haben hohe Thore, die immer sehr sauber gearbeitet und oft mit Skulpturen und griechischen Inschriften versehen sind. Die beliebtesten, ja beständigen Verzierungen des ganzen Landes sind Weinlaubgewinde mit Trauben in Hautrelief. Bemerkenswerth ist, daß diese Verzierungen, wie auch die Inschriften jeder Art, desto kunstloser, beziehentlich undeutlicher werden, je weiter man sich vom Haurângebirge nach Süden und Osten entfernt. Das Erdgeschoß der Häuser hat keine Fenster, nur der Oberstock. Zu ihm gelangt man auf einer freitragenden Treppe, d. i. eine solche, deren Stufen nur mit dem einen Ende in der Hausmauer festliegen, während das andere ohne Unterstützung ist. Ein ebenfalls freitragender Gang, nach welchem die nicht mit einander in Verbindung stehenden Zimmer je eine Thüre besitzen, führt um die Hofseiten des Hauses. Das Innere der Zimmer zeigt eine um die Wände laufende schmale

Bank, welche auf andere, von den heutigen arabischen abweichenden Lebensgewohnheiten der einstigen Bewohner schließen lassen. Die steinernen Deckplatten ruhen auf besonderen Tragsteinen, die auf den Umfassungsmauern, beziehentlich auf flachen Bogen aufliegen. — Neben den Privathäusern finden sich aber auch im Haurân viele öffentliche Bauten; so eine Reihe von Tempeln, deren Stil jedoch nicht rein römisch, sondern ein eigenartig abgeänderter ist, obwol die Bauten aus der Zeit stammen, in welcher Syrien römische Provinz war. Die Mausoleen, meistens abseit von den Ortschaften stehend, erinnern an die Grabthürme Palmyra's, nur daß hier blos die der Thüre gegenüber liegende Wand mit Fachwerk zur Aufnahme von Sarkophagen versehen ist. — Eigenthümlich sind dem Haurân auch die großen Wasserbehälter, entweder in den Felsen gehauene Cisternen mit engen Oeffnungen, oder tiefe, künstlich überwölbte Becken, oder sorgfältig ausgemauerte Teiche, rund oder viereckig. Die Dammmauern sind sehr dick; meistens führen wohlerhaltene Treppen in die Teiche hinab. Diese füllen sich im Frühjahr und bieten das ganze Jahr hindurch Menschen und Herden Trinkwasser.

Welche Völker haben hier gesessen und alle diese Bauten für die Ewigkeit errichtet? Sind etwa die sechzig festen Städte, welche die Israeliten in der Landschaft „Argob" vorfanden, hier noch erhalten? Wetzstein antwortet mit Recht: Nein! Seine Hypothese, der sich auch A. Socin anschließt, ist, daß Südaraber hier sich niedergelassen haben. Wegen der Uebervölkerung des Landes Jemen wurden südarabische Stämme (Kahtaniden) bald nach Christo zur theilweisen Auswanderung nach Norden gezwungen. Der Charakter dieses Volkes ist ein anderer als der der Nordaraber, denn sie waren an eine feste Regierung gewöhnt und zogen das Haus dem Zelte vor. Die Einen ließen sich im Haurân, die Anderen am mittleren Euphrat nieder: es entstanden an der Grenze der Wüste jene arabischen Reiche der Kuda'iden oder Selihiden im Haurân und der Nasriden in Hîra, die Einen unter römischer, die Anderen unter persischer Oberherrschaft. So bildeten sie zum Vortheile des Persischen und Byzantinischen Reiches einen festen Damm gegen die Stämme der Wüste.

Nach einiger Zeit fand infolge des Bruches der Dämme von Marib eine neue Einwanderung, ein Nachschub aus Südarabien statt. Diese neuen Ankömmlinge, Dschefniden oder Ghassaniden, blieben fast 500 Jahre lang das herrschende Volk im Haurân. Die Mehrzahl der Steinbauten, darunter viele Klöster, stammen von ihnen her; vor Allem aber sind die großartigen Kanäle, durch welche sie ihre Dörfer mit Wasser versorgten, als Kulturmerkmale ihrer Wirksamkeit erwähnenswerth. Aber auch Krieg und Streit fehlten nicht neben diesen Friedensarbeiten. Oft kämpften die Haurânier mit ihren jenseit der Wüste ansässigen Nachbarn von Hîra, theils in eigenen Fehden, theils als Bundesgenossen der Byzantiner. Sie setzten sich auch am Euphrat fest und besaßen eine Zeit lang Palmyra. Als aber die Wanderstämme des inneren Arabiens sich gegen Syrien wendeten, ging das Ghassanidenreich, von den Griechen ungenügend unterstützt, im harten Kampfe des Islam mit dem Christenthum zu Grunde. Die Blüte des Haurân war mit einem Schlage zu Ende, wenn sich auch vielleicht einige Städte etwas länger hielten.

Aus der moslemitischen Periode erfährt man wenig über dieses Gebiet. Nach arabischen Inschriften scheint der Haurân im 13. Jahrhundert wieder zu einer Art Wohlstand gekommen zu sein, und viele Moscheen wurden damals erbaut. — Erst in neuerer Zeit hat der Haurân wieder von sich reden gemacht, als Ibrahim Pascha von Egypten im Jahre 1838 vergeblich in das Ledschâ einzudringen suchte. Er konnte dieses unwirthliche Lavaplateau nicht erobern, eben so wenig Mohammed Kibrisly Pascha im Jahre 1850.

Die im Haurân angesessenen Araber waren ursprünglich Heiden; sie verehrten besonders den Dusarâ, welcher dem Dionysos entspricht. Früh jedoch nahmen sie das Christenthum an, sodaß man schon im Jahre 180 zahlreiche Klöster im Haurân findet, und von der römisch-griechischen Kultur jener Christen zeugen die vielen Inschriften und Bauten.

Wie das Nordwestgebiet des Haurân, so ist auch der Dschebel meistens von Beduinen bewohnt. Aber an den Abhängen des Gebirges und in der Ebene en-Nukra sitzen die Bauern, der Kern der hauranischen Bevölkerung. Seit einigen Jahrhunderten haben sich auch Drusen im Haurân angesiedelt, besonders seit 1861, als nach den Christenmetzeleien im Libanon und in Damaskus die Drusen zur Rechenschaft gezogen wurden. Der Haurân wird seit dieser Zeit auch vielfach das Drusengebirge genannt. Christen, und zwar griechisch-orthodoxe (nicht unirte), sind unter der ackerbauenden Hauranbevölkerung ebenfalls vertreten. —

Der Typus des Hauräniers ist eigenthümlich genug, daß man ihn als einen einheitlichen auffassen darf; auch weicht er sehr von dem der Beduinen ab. Der Hauranbauer ist größer und kräftiger als der Nomade, hingegen gleicht er diesem in Sitten und Gebräuchen. Wie die Beduinen trägt der Hauränier als Kopfbedeckung nur eine Keffije (Kopftuch), er redet dessen Sprache und pflegt die Sitte der Gastfreundschaft mit derselben Aufopferung, wie sie von jenem gerühmt wird. Noch findet sich, wie in Centralarabien, in jedem Dorfe des Haurân ein öffentliches Gasthaus, in welchem der Durchreisende unentgeltlich bewirthet wird. Es ist dem Hauränier eine Ehre, sich zum Halten dieser Herberge vorzudrängen und dabei zu verarmen. Das Menzûl, wie dieses Haus genannt wird, ist gewöhnlich eine offene Halle, bisweilen nur mit Baumzweigen überdeckt, die über Stangen gelegt sind. Sobald der Fremde ankommt, tönt ihm das Willkommen (Marhabâ oder Ahlan wasahlan) entgegen. Er wird in die Halle geführt und ein Diener oder Sklave beginnt den Kaffee zu rösten; dann stößt er ihn in einem hölzernen Mörser. Dabei versammelt sich das ganze Dorf. Nach dem Gaste erhält Jedermann eine Schale Kaffee. Freilich ist durch die Menge der Reisenden die Einfachheit der Sitten bereits insofern untergraben, als man von Europäern ein Geschenk erwartet, das je nach der Bewirthung 10—20 Piaster beträgt. Die Verpflegung besteht hier zu Lande aus frischem Brot, Eiern, saurer Milch, Rosinenhonig (Dibs) und Abends aus Burghul, einem Gerichte aus geschrotenem Weizen, mit Schaffleisch. (Wetzstein, „Reisebericht über Haurân und die Trachonen", Berlin 1860 und Bädeker-Socin, „Palästina und Syrien".)

Im Osten des Todten Meeres liegt das Land Moab, das Wohngebiet der im Alten Testamente oft genannten Moabiter. Letztere waren ein den Israeliten sehr ähnliches Volk, dem sogar durch die jüdische Abstammungssage (1. Mos. 19) eine nahe, wenn auch unanständige Verwandtschaft mit den Hebräern zugesprochen wird. Die Moabiter müssen sehr kriegerisch gewesen sein, denn Moses verbot den Israeliten auf dem Zuge nach Kanaan, ihr Land zu betreten und Händel mit ihnen anzufangen, und zur Richterzeit machte Moab die Hebräer tributpflichtig. Saul und David hatten manchen Strauß mit dem Volke jenseit des Todten Meeres auszukämpfen. Nach Salomo's Tode finden wir Moab als einen Theil des nördlichen Israelitenreiches, aber schon nach Ahab's Tode verweigert es den Tribut. Damals war Mesa König von Moab; seine Gedenktafel, die wol aus den Jahren 897—896 stammt, wurde 1868 in Dibân aufgefunden. Joram verbündete sich mit Josaphat von Juda und drang von Süden durch Edom ins Land ein; aber die Festung Kir Hareset (Kir Moab, das heutige Kerak) leistete ihnen Widerstand. Mesa opferte seinen erstgeborenen Sohn auf der Mauer dem Baal Kamosch, worauf die Israeliten abzogen. In den späteren Zeiten war Moab bald abhängig bald frei, je nachdem militärische Besatzung im Lande anwesend war oder nicht, also ganz ähnliche Zustände wie heute. Als Volk verschwinden die Moabiter wol erst bei dem Vordringen südarabischer Stämme im 3. Jahrhundert n. Chr. (Vergl. Socin-Bädeker, S. 314.)

Vom Westufer des Todten Meeres gesehen, erscheint Moab als eine Gebirgskette, die aber in Wirklichkeit nur der Rand eines ebenen Hochplateaus ist, welches 760—914 m. über dem Meeresspiegel oder 1220 m. über dem Todten Meere gelegen und von zahlreichen, tief eingeschnittenen Thälern durchfurcht wird. Gegen Osten hin erstreckt sich das Land in dieser Beschaffenheit etwa 40 km. weit bis zu einer dürren Kalksteinkette, welche als die Grenze gegen Arabien gilt. Moab war im Alterthum ein stark bevölkertes und gesegnetes Land (Jer. 16); überall trifft man zerstörte Ortschaften, verfallene Mauern, die einst Kornfelder und Gärten einschlossen. Auch jetzt noch ist das schlecht bestellte Land reich und fruchtbar und überall sieht man, je nach der Jahreszeit, große Flecken grünen Getreides und pflügende Ochsengespanne. Ein feiner, rother, sandiger Lehm, ein Zersetzungsprodukt der vulkanischen Laven, die hier vielfach auftreten, bringt Jahr für Jahr ohne jedweden Dünger eine üppige Weizenernte hervor. Zahlreiche Tulûl (Plural von Tell, d. i. Hügel), noch jetzt unter ihrem moabitischen Namen Harith bekannt, erheben sich über die Ebene und sie sind es, welche vorzugsweise mit Ruinen von alten Städten und Dörfern bedeckt sind. Gelegentlich wurde, wie Dibân und Kiriathaim zeigen, eine Stadt auf zwei benachbarte Hügel erbaut.

Die periodischen Gewässer, welche alle ihren Lauf von Osten nach Westen nehmen, graben sich tiefe, jähe Schluchten aus, in welchen sie zum Todten Meere abstürzen. Die wichtigsten dieser Wadi sind die Wadi Kerak, Wadi Môdschib (Arnonthal) und Serka Maïn.

Das Klima ist der Höhenlage des Landes entsprechend: kalte Nächte und Winter und heiße Sommertage. Was die Vegetation betrifft, so hatten die

Eichen- und Fichtenwälder den Missionär Klein, der bei Dibân den erwähnten Inschriftenstein des Königs Mesa auffand, an den Schwarzwald erinnert. Dagegen berichtet R. Kiepert, der im April 1870 dieses Gebiet in verschiedenen Richtungen durchzog, daß er nirgends Fichtenwälder gesehen habe. Wenn man aus dem trockenen Westjordanland kommt, so ist man allerdings überrascht, hier rieselnde Bäche und ab und zu Waldungen anzutreffen. Nur halten dieselben durchaus keinen Vergleich mit den hochstämmigen Wäldern Deutschlands aus; sie bestehen aus Butm (Terebinthen) und Balud oder Knoppereichen, welche aber nur eine geringe Höhe erreichen. Die ausgedehntesten finden sich im unteren Wadi Serka, aber nie braucht man länger als 5—10 Minuten, um sie zu durchreiten. Das, was unsere Wälder so hübsch macht, Schatten und Unterholz, geht den moabitischen fast ganz ab; die Stämme stehen weit von einander ab, sodaß der Sonnenstrahl dazwischen hindurch den Boden trifft.

Die heutige Bewohnerschaft von Moab setzt sich in der Hauptsache aus Beduinen und Fellahin zusammen. Erstere betrachten sich als die Herren des Landes und blicken auf die armen Dorfbewohner, als auf ihre Leibeigenen, stolz herab. Letztere müssen den Boden bebauen und Tribut an die herrschenden Beduinenstämme entrichten, die ihrerseits das Recht zu plündern für sich allein in Anspruch nehmen.

Bei der infolge solcher Zustände obwaltenden Unsicherheit wurde das Land bis vor Kurzem von Europäern nur wenig besucht. Außer Seetzen (1806—7), Burckhardt (1812), Irby und Mangles (1818) sind als Moabreisende in jüngerer Zeit nur noch zu nennen: Lynch (1848), Saulcy (1851), Herzog de Luynes (1864), Tristram (1864) und Warren (1867), bis F. A. Klein's Entdeckung (1868) des Inschriftensteines des Königs Mesa die Alterthumsforscher in größerer Zahl nach Moab führte. Bevor wir aber das von Letzteren gepflegte Gebiet berühren, wollen wir erst zur weiteren Kenntniß des Landes, welches jetzt durch Bädeker auch den Touristen erschlossen ist, einige wichtige Punkte desselben kurz betrachten.

Kerak, das alte Kir Moab, wohin der König von Moab vor den siegreichen Israeliten flüchtete (Könige II, 3), liegt jetzt zwar theilweise in Trümmern, erweist sich aber dennoch bei seiner Hügellage als eine Festung von bedeutender Stärke. Obwol man hier auch Reste aus der Römerzeit findet, so ist doch die heutige Gestalt des Platzes ein Werk der Kreuzfahrer, denen er lange als ein uneinnehmbares Bollwerk gegen die Sarazenen diente. Kerak soll nach Tristram 1131 erbaut worden sein und 1183 den Angriffen des Sultans Saladin widerstanden haben; 1188 wurde es aber doch von diesem erobert. — Von der Höhe des Kastells genießt man eine Fernsicht bis nach Jerusalem und Bethlehem, die 80 km. davon entfernt liegen. Die Feste selbst, obwol die oberen Stockwerke zerfallen, ist in ihrem Haupttheile noch ziemlich gut erhalten und bietet mit ihren dicken Mauern, ihren weitläufigen Galerien und Hallen ein prächtiges Bild eines Kreuzritterschlosses. — Die Bevölkerung der Stadt wird auf 8000 Seelen geschätzt, wovon 1600 etwa der griechischen Kirche angehören.

Verfolgen wir von Kerak die nordwärts nach Ammân führende Römerstraße, so gelangen wir über eine freie Ebene nach etwa 4 Reitstunden nach Rabba, der alten moabitischen Stadt Rabbat Moab, deren meist römische Ruinen eine Fläche von einer halben Stunde Umfang bedecken. In dieser Gegend hat man häufig Gelegenheit zu beobachten, mit welcher Umsicht die Römer durch Herstellung künstlicher Weiher für die Fruchtbarkeit des Bodens Sorge trugen. Wo immer der Kalkstein über den reichen Humusboden sich erhebt, ist er überall von Höhlen durchbrochen, die dereinst als Cisternen dienten. Wenn die Israeliten wirklich alle diese Wasserbehälter zerstörten, so war ihre Arbeit eine ebenso mühevolle als barbarische. Der englische Reisende Tristram entdeckte hier unter Anderm auch eine in Stein gehauene Weinpresse. Die Trauben wurden im oberen Behälter mit den Füßen zertreten und der Saft floß durch die Löcher in den unteren ab.

Die theilweise noch erhaltenen römischen Meilensteine geleiten uns über die Ruinen von Hemêmât (vielleicht Ham im 1. Mos. 14, 5), über Bêt el-Karm, mit einer Tempelruine, über Rîha nach den Trümmern von Mehâtet el-Hadsch, von wo man nach der Môdschibschlucht hinabsteigt.

Der Wadi-Môdschib oder Arnon ist das größte von Osten her zum Todten Meere abfallende Flußthal; seine obere Breite mißt an der von der Römerstraße durchschnittenen Stelle von Rand zu Rand etwa 2 km. bei einer Tiefe von 655 m. (100 m. unter dem Meere). Das nördliche Gehänge, welches den Kreidekalk der herrschenden Formation zeigt, ist um 60 m. niedriger als das südliche, das linke, welches von poröser Lava überlagert ist. Die in dem östlichen Ufergebirge des Todten Meeres mehrfach auftretenden Lavadurchbrüche haben nichts, wie früher angenommen, mit der Entstehung dieses Sees gemein, denn sie sind jünger als die wahrscheinlich in die mittlere Tertiärzeit fallende Ghôrbildung oder Spaltung des palästinischen Kreideplateau's.

Jenseit des Môdschib beginnt die heutige Landschaft el-Belkâ, die bis zum Jabbok reicht und ehemals von den Ammonitern (Richter 11, 13), später auch von den Amoritern bewohnt war. Die Ammoniter befehdeten die Israeliten, welche das Land in Besitz genommen hatten, besonders den Stamm Gad unaufhörlich. Saul bekämpfte sie, und David, der anfangs mit ihrem König Nachas auf gutem Fuße stand, brach später ihre Macht (2. Sam. 10). Sie verschwanden erst nach Christi Geburt aus der Geschichte. Als ihre Götter werden in der Bibel Milkom und Molech erwähnt.

Auch jenseit des Arnon trifft man auf zahlreiche Ruinenstätten, unter welchen in der Richtung auf Amman das schon mehrfach erwähnte Dibân, das alte Dibon, als Fundort des Mesasteines bemerkenswerth ist. Der Ort selbst ist jetzt nur ein elender Steinhaufen. Der Missionär Klein, ein in englischen Diensten stehender, in Frankreich geborener Deutscher, fand hier 1868 einen großen viereckigen Basaltblock mit 34 Inschriftzeilen. Er berichtete darüber an den preußischen Konsul in Jerusalem, den bekannten Orientalisten Petermann, welcher sofort alle Hebel in Bewegung setzte, um den Stein für das Berliner Museum zu erwerben. Die Beduinen in Dibân verlangten

zuerst einen unverschämten Preis, später aber weigerten sie sich überhaupt, den Stein herauszugeben, weil sie ihn als das Heiligthum eines Dämons betrachteten. Auch gestatteten sie nicht, einen Abklatsch von demselben zu machen, weil sie glaubten, daß dadurch seine dämonische Kraft geschwächt werde. Sie vergruben ihn. Endlich gelang es, nach mehreren vergeblichen Versuchen, den Stein durch einen Kaufvertrag für das preußische Konsulat zu erstehen. Aber der Scheich des benachbarten Gebietes, durch welches der Stein hätte befördert werden müssen, weigerte sich, ihn durchzulassen. Als auf Antrag des Konsulats hiernach der Pascha von Nâblus die Auslieferung des Steines verlangte, wurde dieser, aus Trotz gegen die Regierung, von den Beduinen zersprengt, indem sie ihn stark erhitzten und dann kaltes Wasser darüber gossen. Die einzelnen Stücke vergrub man als Talismane unter die Scheuern.

Der wichtige Fund wäre nun für die Wissenschaft verloren gewesen, wenn nicht der Kanzler-Dragoman des französischen Konsulats zu Jerusalem, Clermont-Ganneau, sich schon vor der Zerstörung des Steins einen Abdruck und später verschiedene Stücke desselben verschafft hätte. Dadurch wurde es möglich, die erste unmittelbare Nachricht aus der dunklen Moabiterzeit zu erhalten.

Der Anfang der Inschrift belehrt uns, nach der Entzifferung des Wiener Professor Sachau, über den Urheber derselben; wir erfahren, daß seine Worte eine Widmung an den Gott Kemosch oder Kamosch sind, dem er aus Dankbarkeit für einen Sieg eine Opferhöhe errichtet hatte: „Ich bin Mescha (oder Mesa), Sohn des Kemoschgad, König von Moab. Mein Vater herrschte über Moab 30 Jahre und ich herrschte nach ihm. Ich habe dem Kemosch diese Opferhöhe erbaut in Korchoh, eine Höhe der Errettung, denn er hat mich errettet von allen meinen Feinden.“ — So der Anfang der Inschrift, deren Inhalt die Kriege Mesa's mit den Israeliten behandelt.

Der Schriftinhalt des Mesa-Steines ist nicht nur in geschichtlicher, sondern auch in sprachwissenschaftlicher Hinsicht von hohem Werth. Die Sprache der Inschrift steht dem Hebräischen der Bibel sehr nahe; sie ist ein hebräischer Dialekt mit einiger Hinneigung zum Arabischen. Die Schriftart selbst ist die allgemein als phönikisch bezeichnete und zwar der älteste bekannte Typus derselben. Bereits vor der Entdeckung dieser Mesa-Inschrift sprach Graf Vogué auf Grund seiner Untersuchungen die Ansicht aus, daß um das 8. und 9. Jahrhundert v. Chr. im ganzen vorderen Orient eine und dieselbe Schrift existirt habe, aus der einerseits das griechische, andererseits die orientalischen Alphabete abgeleitet wurden. Wie Leverrier, der das Vorhandensein des Neptun schon vor seiner Auffindung am Himmel erkannt hatte, sollte Vogué die Freude erleben, seine Vermuthung zur Gewißheit erhoben zu sehen. Die Inschrift des Mesa-Steines ist, als die älteste bekannte alphabetische Ausdrucksweise, die orientalische Urschrift.

Das große Aufsehen, welches der Mesa-Stein machte, hatte zur Folge, daß bald andere moabitische Alterthümer auftauchten. 1871 wurde bei Medebâ, nördlich von Dibân, ein neuer Stein gefunden, der aber eine schon bekannte nabatäische und dazu noch theilweis gefälschte Inschrift trug und sonach für das moabitische Alterthum keinen Werth hatte.

Der Besitzer dieser verunglückten moabitischen Antike, ein vormals jüdischer Buchhändler in Jerusalem, Namens Shapira, erhielt im folgenden Jahre neue Alterthümer aus Moab, als: thönerne Tafeln, Urnen, Schalen, Lampen, Thier- und Menschenfiguren u. a. m., theils beschrieben, theils ohne Zeichen. Die meisten dieser Gegenstände waren in Höhlen, mitten unter altem Schutt, in den Gegenden von Hesbon, Eleale, Dibân und Medebâ gefunden worden. Die Inschriften waren theils phönikische, bez. moabitische, theils nabatäische, theils himjaritische (südarabische), doch zeigten die Buchstaben, auch die phönikischen, manche Verschiedenheiten von den bisher bekannten Formen, zumal darin, daß sie nach einer andern Seite gewendet erschienen, und daß die Feinheit in der Zeichnung größer war, als man voraussetzen durfte.

Ueber die Echtheit dieser moabitischen Alterthümer erhob sich unter den deutschen, französischen und englischen Gelehrten ein heftiger Streit, in welchem namentlich der oben erwähnte Ganneau, später auch Socin und Kautsch, gegen Schlottmann, Hitzig und Weser kämpften. Nichtsdestoweniger wurde auf Anrathen des Prof. Schlottman die Shapira'sche Sammlung für das Berliner Museum für schweres Geld angekauft. Trotz dieser amtlichen Echtheitserklärung stellte sich immer mehr heraus, daß diese moabitischen Alterthümer in Jerusalem gefälscht wurden.

Die Fälschung von Antiquitäten bildet im Orient überhaupt ein sehr beliebtes und schwunghaftes Gewerbe, in welchem sich namentlich Egypten, Syrien und Palästina auszeichnen. Es giebt in diesen Ländern förmliche Fabriken, wo nicht nur die verschiedensten Thongeschirre, Statuetten (verschiedenförmige egyptische und phönikische Götzen), Steine (mit althebräischen, nabatäischen, samaritanischen, griechischen und arabischen Inschriften) und Waffen hergestellt, sondern auch Münzen mit hebräischen, griechischen, kufischen (altarabischen) und römischen Buchstaben gegossen, gefeilt und auf künstliche Weise angefressen werden, sodaß sie ein altes, angeblich ein Jahrtausend altes Aussehen erhalten. Namentlich die althebräischen silbernen „Schekel" aus der Makkabäerzeit und die kupfernen „Halbschekel" aus der Zeit der Belagerung und Zerstörung Jerusalems durch Titus sind es, die von den Archäologen und Liebhabern so viel begehrt und von denen sehr oft Falsifikate für echt angekauft werden. Die Fabrikanten dieser Alterthümer sind äußerst gerieben und besitzen eine staunenerregende Kunstfertigkeit in der Anfertigung dieser archäologischen Gegenstände. Durch eine in Egypten und Syrien (Baalbek und Jerusalem) gebräuchliche Flüssigkeit giebt man dem Erz und dem Thon oder dem Marmor die schönste Patina. Nicht uninteressant ist die schlaue Art und die Verschmitztheit, mit welchem diese berüchtigten Händler zu Werke gehen, um ihren gefälschten Kram als echte Alterthümer für lächerliche Preise an den Mann zu bringen. Ein jeder dieser in Alexandria, Kairo, Beirût oder Jerusalem etablirten „Marchands d'Antiquités" hat in allen Ecken und Straßen der erwähnten Städte seine Agenten. Es sind aber auch Beduinen und sehr viele Fellahin, die im ganzen Lande zerstreut mit den Verfertigern dieser Fabrikate im Einverständnisse stehen. Sie übernehmen die frisch verfertigten Waaren und vergraben sie dann an verschiedenen, nur ihnen kenntlichen Orten.

Ist nun das Werk vollbracht, so spähen diese verschmitzten Gesellen nach den wegen ihrer Freigebigkeit beliebten „Frangi“ (Europäern); besonders die „Inglesi“ (Engländer) sind die Opfer solchen Betruges und spenden ihr Geld reichlich den schlauen Arabern, welche, wie erwähnt, ebenfalls Helfershelfer der Fabrikanten künstlicher Alterthümer sind. Nun beginnt das abgekartete Spiel mit Bitten und Flehen von Seite des Fabrikanten oder seines Agenten und mit Verabreichung eines namhaften Geldbetrages als „Bakschisch“, angeblich zu dem Zwecke, um die Beduinen oder Fellahin zum Nachforschen zu bewegen. Es vergeht nun eine Weile, bis sie anscheinend mit großer Mühe das Nachgraben beginnen. Schlau verwenden sie hierauf viel Zeit und Arbeit auf fruchtlose Nachforschungen, bis sie endlich den Schatz finden, welchen der Fremde bald willig bezahlt. England und Amerika sind voll von solchen, kaum ein Jahr alten Alterthümern.


Zwei der sogenannten moabitischen Alterthümer.

Verlassen wir Dibân mit seinen reichen antiquarischen Erinnerungen und wenden wir uns weiter nordwärts nach dem bereits erwähnten Medebâ. Das alte Medba war ursprünglich eine moabitische Stadt (Jos. 13, 9. 16.), doch wurde dieselbe von den Amoritern und von diesen vom Stamme Ruben erobert. David schlug vor Medba die Ammoniter und ihre syrischen Hülfsvölker (1. Chron. 20). Von der Mitte des 9. Jahrhunderts an kam die Stadt wieder in die Hände der Moabiter, um später in die der Nabatäer überzugehen; in der christlichen Zeit war sie der Sitz eines Bischofs.

In den Bergen nordwestlich von Medeba wird der Berg Nebo gesucht, von welchem aus Moses das ganze verheißene Land überblickte. Die Aussicht von der die Ruinenstätte Nebbe tragenden Höhe (714 m. über dem Meere) ist weit umfassend. Man übersieht die Berge von Hebron bis nach Galiläa, das Todte Meer von Engeddi nordwärts, das ganze Jordanthal und dahinter den Karmel und Hermon. Gegen Norden sieht man in das unfern gelegene, vegetationsreiche Wadi Uyûn Mûsa (Mosesquelle). Auf dem Wege dahin begegnet man der Ruine Ziâra, welche man für das alte Zoar hält.

Ueber Hesbân oder Hesbon, unter dem Namen Cheschbon die Residenz des Amoriterkönigs Sichon (4. Mos. 21), erreichen wir endlich Ammân, das alte Rabbat Ammon, die ehemalige Hauptstadt der Ammoniter. Hier wurde der Sarg des amoritischen Riesenkönigs Og aufbewahrt. David's Feldherr Joab belagerte und eroberte Amman (2. Sam. 11), welches später aber wieder ammonitisch wurde (Jer. 49). Ptolemäos II. Philadelphos von Egypten baute die Stadt neu und legte ihr den Namen Philadelphia bei, doch verlor sie ihre einheimische Benennung nie ganz, so daß diese auch unter den Arabern wieder allein giltig wurde. Jahrhunderte hindurch blieb sie eine bedeutende Stadt und wurde zur Dekapolis von Peräa gerechnet. Die Zerstörung Ammons ist zum größten Theil Erdbeben zuzuschreiben, doch gehört der Platz trotz aller Verwüstungen zu den schönsten Ruinenstätten des Ostjordanlandes.

Die Stadt liegt in einer fruchtbaren Thalsenkung, überragt von den Ruinen einer Burg. Auf der rechten Seite des fischreichen Baches, welcher Ammân durchzieht, erhebt sich, an einen Hügel angelehnt, ein schön erhaltenes Theater; vor demselben befindet sich ein viereckiger, mit korinthischen Säulen umgebener Platz. Das Theater enthielt drei Rangabtheilungen, von welchen der erste Rang 14, der zweite 16 und der dritte 18 Sitzreihen zählte; zwischen dem zweiten und dritten und auch über letzterem waren Logen angebracht. Der Bau mochte ungefähr 6000 Zuschauer fassen. Sowol dieses Theater als auch die Reste der Wohn- und sonstigen Gebäude lassen auf Wohlstand und Kultur zur Römerzeit schließen. Nördlich von der Stadt erhebt sich auf einem Hügel die Ruine eines alten Kastells. (Vergl. „Socin-Bädeker", S. 314—320, und „Ausland", 1874, Nr. 47, 48 und 49.)

Libanon

Wenden wir uns nun mit unseren Schilderungen zum Libanon. Wir haben diesen höchsten Theil des syrischen Kreidegebirges schon im Allgemeinen kennen gelernt; wir wissen, daß er zwischen den Westläufen des Nahr el-Kebîr im Norden und des Leontes im Süden, von der Küste an erst in sanften, später in steilen, vielfach von tief eingeschnittenen Flußthälern unterbrochenen Terrassen, zu einem parallel zur Küste streichenden, 1500—3000 m. hohen Gebirgsrücken ansteigt und dann steil zu dem breiten Spalt der Beka'a abfällt. Vom Meere aus gesehen erscheint der Libanon, infolge seines schroffen, felsigen Terrassenbaues, als eine weißlich-graue, starre Bergwand, an der nur hier und da ein Streifen spärlichen Grüns die Einförmigkeit des Anblicks unterbricht. Man begreift, wenn man diese weißen, schneebedeckten Felsenmassen sieht, warum dieses Gebirge zu allen Zeiten dieselbe Benennung haben konnte, denn das hebräische Libanon, das römische libanus mons und das arabische Dschebel Libnân bedeuten immer weißes Gebirge.

So einförmig der Libanon in der Ferne sich auch darstellt, so vielseitig zeigt er sich aber bei näherer Betrachtung. Seine Vegetation ist eine äußerst mannichfaltige; sie beginnt mit den üppigen Formen der Mittelmeerflora und endigt mit den niedrigen Sträuchern und Kräutern der Hochalpen, sie ist in den kurzlebigen Steppenpflanzen und in den ältesten lebenden Wesen der Erde vertreten.



Beirût.

Und nicht minder eigenartig ist die Bevölkerung, die auf ihren schwer zugänglichen Bergterrassen, abgeschlossen vom Verkehr mit der Welt, unter alten Formen und Zuständen, ein Leben der Arbeit und Beschaulichkeit führt.

Die Ausgangspunkte für die Libanonreisenden sind, von der Küste her, Tarâbulûs, Beirût und Saida (Sidon), da von diesen Plätzen aus die gangbarsten Wege zum Gebirge aufsteigen; von Beirût führt sogar eine regelrechte Poststraße über den Mughithe-Paß nach Damaskus.

Tripolis oder Tarâbulûs besteht aus der eigentlichen, von der Küste etwa 2 km. abliegenden Stadt mit 17,000 Einwohnern und dem Hafenort el-Mîna mit 7000 Einwohnern. Tarâbulûs wurde etwa 700 v. Chr. vom Dreistädtebund der Sidonier, Tyrier und Aradier als Bundes- und Hafenstadt gegründet, scheint aber keine große Bedeutung gehabt zu haben. Einer Blütezeit erfreute sie sich unter der Herrschaft der Seleukiden und Römer, auch später als fränkische Grafschaft während der Kreuzzüge. Heute ist Tripolis eine aufstrebende Stadt mit lebhaftem Handel und rühriger Bodenkultur. Die Straßen sind ziemlich gut gepflastert und erinnern mit ihren zahlreichen Bogen an Jerusalem.

Beirût (80,000 Einwohner), die wichtigste Hafen- und Handelsstadt von Syrien, liegt auf einem Vorsprung der Küste an einer nach Norden sich öffnenden Bucht, welche auch bei stürmischem Wetter den Schiffen leidlichen Schutz bietet. Die Lage ist herrlich; auf der einen Seite das tiefblaue Meer, auf der andern der Libanon mit dem hohen Schneegipfel des Sanin (2608 m.), zwischen beiden eine paradiesische, fruchtstrotzende schmale Ebene. Die Stadt, in welcher nur der Bazar mit seinen Goldstickereien und Filigranarbeiten bemerkenswerth ist, wird von reizenden, nach europäischer Art angelegten Vorstädten umgeben.

Die Bazare in Beirût haben ein orientalischeres Aussehen als die in Konstantinopel oder Smyrna; sie liegen in engen, von hohen Häusern eingeschlossenen Gäßchen, unter Wölbungen und Bogengängen. Es sind da Berge von süßen, wohlschmeckenden Früchten gefällig aufgeschichtet, dann was Roß und Reiter zur Ausrüstung brauchen, da der Verkehr sich fast ganz auf die ersten Bedürfnisse arabischen Lebens beschränkt. Doch giebt es in diesen Bazaren auch Juweliere, welche schöne, echt orientalische Kostbarkeiten ausbieten, Edelsteinschneider, welche irgend einen frommen Koranspruch mit alterthümlichen Schriftzügen in Onyx oder Karneol schneiden. Die eigentlichen Straßen außerhalb der Bazare sind gerade und breit nach europäischer Art angelegt, von neuen, in einem franko-arabischen Bastardstile erbauten Häusern und dazwischen von Kaktushecken, Feigen-, Akazien- und Granatbäumen eingesäumt. Was den Menschenschlag betrifft, so ist der Gegensatz zwischen der türkischen und der arabischen Stadt auffallend. Ueberall, in mannichfaltigen und phantastischen Trachten, mit einigen Stammes- und Familienunterschieden, begegnet man der hohen und hageren Gestalt des Semiten mit den stählernen Muskeln, der breiten und vorspringenden Stirne. Man sieht vornehm in ihre Abayes gehüllte Drusen, Scheiks aus Damaskus, Beduinen von ärmlicherem und schmuzigerem Aussehen, Griechen, nämlich Araber des orthodoxen

Bekenntnisses, Gebirgs- und Wüstenbewohner. Im Handelsverkehre herrscht das maronitische Element vor. Die Türkinnen und die christlichen Mädchen gehen verschleiert, die christlichen Frauen dagegen in einer Weise dekolletirt, welche gerade nichts Anziehendes hat.

Beirût wurde unter dem Namen Berytos von dem kanaanitischen Volke der Gibliter (Bergbewohner) gegründet und tritt in der Bibel als Berothai auf; die Geschichte der Stadt ist mit der des Küstenstriches eng verknüpft und nur die Zeit von 1595—1634, während welcher Beirût eine Residenz des berühmten Drusenfürsten Fachr ed-dîn war, dürfte als ein besonderer Abschnitt der engeren Geschichte hervorzuheben sein. — Etwa 15 km. im Norden der Stadt fließt der Nahr el-Kelb (Hundsfluß), der Lykos der Alten, durch eine enge Felsenschlucht zum Meere. Die Felswand am linken Ufer, an welcher eine altasiatische Heerstraße hinzog, trägt, wie Freiherr von Thielmann bemerkt, das älteste Fremdenbuch der Welt. Hier ließ zuerst ein Herrscher von Assyrien, der Vorderasien vom fernen Ninive bis zum Meere bezwungen, sein Bild in den Stein eingraben und in Keilschrift seinen Namen und seinen Ruhm verkündigen; ihm folgte ein Pharao Rhamses von Egypten, dessen Thaten Hieroglyphen verewigen. Dann kam Jahrhunderte später der römische Kaiser Antoninus Pius mit seinen Legionen und hinterließ eine lateinische Inschrift; eine kufische erinnert an die Eroberung des Küstenlandes durch die arabischen Khalifen. Schließlich erschien im Jahre 1860 die französische Expedition zum Schutze der bedrängten Christen, und der General Beaufort d'Hautpoul ließ es sich nicht nehmen, den Namen Napoleon's und seinen eigenen neben assyrische Herrscher, Pharaonen, Cäsaren und Khalifen zu setzen. Es erging der Neuzeit aber schlecht; die Stelle im Fels war feucht, und schon jetzt ist der gallische Kriegsruhm verwittert, während das graue Alterthum noch in voller Frische prangt.

40 km. südlich von Beirût liegt an der Stelle des alten Sidon das heutige Saida, nur daß sich ersteres mehr gegen Osten ausdehnte. Sidon lag wie fast alle phönikischen Städte auf einem Vorgebirge, vor welchem sich eine Insel befindet oder befand. Der nördliche Hafen, durch Klippen geschützt, ist heute noch vorhanden, der größere südliche, ehemals egyptische Hafen dagegen verlassen. Der Handel Sidon's wurde durch das Aufkommen Beirût's untergraben und ist jetzt unbedeutend, wozu auch die schlechte Rhede mit beiträgt. Die Stadt liegt sehr hübsch; jenseit der grünen Ebene ragen über die niedrigen Vorberge die beschneiten Höhen des Libanon und zwar des Dschebel Rîhân mit dem 1850 m. hohen Tômât Nîha empor, während die nächste Umgebung im Schmucke der Palmen ein Bild des heißen Südens entrollt. In der Stadt sind nur einige große Kirchen- und Palastbauten aus den Zeiten der fränkischen Herrschaft und der Fachr ed-dîn's beachtenswerth. Sie und die vor der Stadt in einem Kalkfelsen angelegte Nekropole der Phönikier sind Merkzeichen der Geschichte Saida's. — Auf, zum Libanon!

Der kürzeste Weg von der Küste nach den „Cedern des Libanon" führt von Tarâbulûs durch das Thal des Dschuait (eines Quellarmes des Tripoli- oder Kadîschaflusses) über Eden, und wird bis hierher in etwa 8—10 Stunden

zurückgelegt. Diesen Weg schildert O. v. Richter, in folgender Weise: Durch Hohlwege und sandige Strecken bergan kommt man an großen Bäumen von Reben umrankt, an Hecken von Rohr, an Maulbeerpflanzungen und Weingärten vorüber. Kleine Obstbuden aus Steinen und Baumzweigen und Kaffeeschänken stehen fast an allen Kreuzwegen, in der Nähe der Dörfer und Landhäuser, an der viel begangenen Straße entlang, wo auch Khane mit Stallungen und Zimmer mit Unterkommen. Ueberall ist Reichthum an Bächen, Brunnen, Quellen, Maulbeeren und Weintrauben; aber die Wege sind schlecht, bergauf und ab über Steinklippen, für Lastthiere sehr beschwerlich und beim Begegnen selbst gefährlich. Weiter empor steigend ziehen die auslaufenden höheren Gebirgsrücken oft parallel neben einander von Ost nach West zum Meere; sie sind von unten bis oben auf das Sorgsamste bebaut. Ihre flachen Rücken, oft weit über die Wolken hinausragend, zeigen überall Reihen von Dörfern, Landhäusern, Klöstern, Kirchen und Kapellen, Weingärten, wo die Reben unaufgebunden an der Erde fortranken. Der Blick abwärts fällt in enge und steile Schluchten, aufwärts über die bebauten Höhen erreicht er das nackte Hochgebirge. Schwarze Ziegenherden, weiße Schafe mit Fettschwänzen weiden in Menge an den Abhängen der Alpen. Die äußersten Höhen des Libanon bildet ein nackter, violett-grauer steiler Felsenbau aus Kalkgestein. Aus den Schluchten blicken Schneeschurren herab. —

Eden liegt in 1445 m. Seehöhe am äußersten Abhange des Gebirgsamphitheaters des Kadîschathales, von Pinien, Maulbeer- und Feigenbäumen und Weinbergen umgeben. Gegen Westen erblickt man das Meer, gegen Osten das Schneegebirge. Der Ort wird von etwa 450 maronitischen Familien bewohnt.

Von Eden aus erreicht man in etwa zwei Stunden die Cederngruppe. Dieselbe steht in 1925 m. Seehöhe am Fuße des Dahr el-Kodîb auf einem Hügelrücken mit sieben Bodenerhebungen, vier größeren und drei kleineren, östlich und westlich von einem Wasserlauf umspült. Die Anzahl der Bäume wird sehr verschieden angegeben, zwischen 28 im Jahre 1550 und 386 im Jahre 1810. Prof. Fraas fand im Frühjahr 1875 im Ganzen 377 Stück, worunter fünf mit Stämmen von 10 m. Umfang und darüber. An einer vom Blitze zerschmetterten, gegen 2 m. dicken Ceder maß der genannte Gelehrte mit großer Sorgfalt die verschiedenen Jahresringe und fand im Mittel vier Ringe auf 3 mm., sodaß sich ein Alter von 2000 Jahren für jenen Baum ergeben würde, während die dicksten, sofern sie auch die ältesten sind, auf 3000 Jahre zu veranschlagen wären. „Der Cedernhain", sagt O. Fraas in seinem sehr lesenswerthen Werkchen „Drei Monate am Libanon" (Stuttgart 1876), „ist ganz unstreitig der Mittelpunkt und Glanzpunkt des ganzen Libanon. Zwei herrliche Mondnächte habe ich im Zelt beim Rauschen der Wipfel unter einem der fünf Riesenbäume verbracht. Ich weiß nichts in meinem ganzen Leben, was einen ähnlichen gewaltigen Eindruck auf mich gemacht hätte, selbst die Felsenspitze des kahlen Sinai nicht ausgenommen, als dieser Anblick 3000jähriger lebender Wesen: es war mir, als stände eines der vorweltlichen Geschöpfe, ein Mammuth oder ein Nashorn, oder ein Riesenhirsch vor mir, deren Knochen in dem Boden liegen, auf welchem die Cedern wachsen.



Die Cedern des Libanon.

„Aehnlich dem Boden der heiligen Roma besteht der Cederngrund aus sieben Hügeln von Schutt, vor Zeiten von Gletschern zusammengeschoben, die von den Höhen des Makmel herniederhingen. Es ist alter Moränengrund, glacialer Schutt, auf dem der Cedernhain steht, der so zu sagen der letzte lebende Zeuge einer vorsündflutlichen Zeit ist. Insofern hat die Mönchssage, die im Libanon kursirt, einige Berechtigung, daß nämlich „die Cedern seit Erschaffung der Welt am Libanon wachsen und während der Sündflut von Gott beschützt worden seien, um ein Holz zu haben für den Bau des Tempels zu Jerusalem.

Wollen wir von den Cedern noch höher hinauf auf die überragenden Berge, so geht es über steiniges Gebirgsgehänge, mit mageren, stachligen Büschen besetzt und einer niedrigen, dünnen Alpenflora: Steinbrech, gelber Mohn, ein rothbraunes Bilsenkraut, niedrige Alpenrosen und stachlige Rosen, nicht anders als einem lichtgrünen Igel zu vergleichen, unter dessen Schutz Scylla, Crocus und Silene und Alpenveilchen nur verstohlen noch ausblicken, bis wir an der Grenze des Schnees angelangt sind, der weiteres Aufsteigen unmöglich macht."

Von den höchsten Höhen aus bietet sich die beste Gelegenheit, mit Fraas eine Rundschau über den Boden des Libanon zu halten. „Vor uns in langen Gufferlinien, die mit den Cedern anheben, die alte Moräne, die fast 300 m. mächtig am Rande des Steilgehänges klebt, ein buntes Durcheinander von Schutt und Felsblöcken, wie sich das auf dem Rücken der Gletscher sammelt, um langsam, aber sicher, seine Fahrt zur Ebene zu vollenden. Ueberall legt sich nun auf dem ganzen Wege, den der Gletscher zurückgelegt hat, glacialer Schutt an die Thalränder, in allen Biegungen und Buchten, namentlich auch in die zahlreichen Grotten und Höhlungen; der röthliche Boden cementirt sich mit Kalk und sind darin für alle Zeiten die Spuren prähistorischer Menschen und Thiere enthalten." Drei Grotten, die Prof. Fraas zu untersuchen Gelegenheit fand, lieferten zu seiner nicht geringen Freude dieselben Resultate, wie die Untersuchung europäischer Höhlen: Feuersteinsplitter, Pfeilspitzen und Messer und daneben Thierknochen längst verschwundener Geschöpfe, welche der Urmensch vordem gejagt, Nashorn, Auerochs, Bär, Steinbock, die Urziege, Gazellen und Antilopen.

„Ueber uns aber und neben uns in meilenbreiten Bändern liegen in bewunderungswürdiger Klarheit Schichten übereinander, denen auf den ersten Blick schon das Gepräge einer Flötzformation aufgedrückt ist. Bei näherer Untersuchung stellt sich heraus, daß alle die tausend Schichten von Mergel, Kalk und Thon, von Marmor, Dolomit und Kreide, von Sandstein und Sand ohne Ausnahme der mittleren Kreidezeit angehören und dem Alter nach der Sächsischen Schweiz parallel laufen oder den Felsen von Nizza, Marseille, dem Mont Ventoux bei Avignon oder dem hohen Karst bei Triest. Bei der großen Regelmäßigkeit, mit der dieses Kreidegebirge aufgebaut ist, herrscht vielfach eine große Monotonie und würde das Gebirge seiner eigentlichen Schönheit vielfach entbehren, wären nicht glücklicherweise an vielen hundert Stellen mitten in der Kreidezeit Basaltite und Melaphyre zum Ausbruch gekommen. Schwarz und dunkelbraun hat sich ein Kern eruptiven Gesteins

zwischen die Sandsteine eingelagert, aber nicht in spitzen Zacken und Zinken, wie wir z. B. die Berge des Hegau's kennen, sondern in riesigen Säcken und abgerundeten Bäuchen, die sich quer ins Land legen. Zur Rechten und zur Linken eines solchen Basaltitstockes breiten sich auf die Erstreckung von Kilometern hin dunkelgrüne Tuffe aus, die sich in die Sandsteine einkeilen und ihnen die Farbe der verwitterten Tuffe mittheilen. In tief eisenrothen, licht rosarothen, braunen und gelben Farben, in Terracotta und Sepia kleidet sich der Fels, dazwischen verführerisches Schwarz, das nur von Kohle herrühren kann und in Streifen und Schmitzen auf weite Strecken sich hinzieht. An solchen Punkten haftet zur Zeit das Auge des Arabers. Er, der ohnehin in jedem Schwefelkies Gold, im Glimmer und Dolomitspath Silber, in den braunen Eisenerzen Kupfer sieht, hegt bei aller Unkenntniß das unbegrenzteste Mißtrauen gegen Jedermann und verschweigt entweder die Fundorte der Minerale oder giebt sie falsch an. Steinkohlen in eigentlichem Sinne des Wortes giebt es nun natürlich nicht, da der herrschende Horizont die Kreide ist und keine alte Formation, aber Braunkohlen, Lignite und Pechkohlen, die in Deutschland für ökonomische Zwecke längst ausgebeutet wären. Wo die Sandsteine zu Tage gehen und namentlich in der Nähe des eruptiven Gebirgs, geht gern auch Kohle zu Tage und hat in ihrer Begleitung zwei verwandte Körper, denen der Fachmann bald seine volle Aufmerksamkeit schenkt: Bernstein und Bitumen; der erstere ist das fossile Harz der Kreidehölzer, aus der Sippe der Coniferen und Cycadeen, und steckt oft noch förmlich in den Ligniten; der andere ist thierisches Fett mit zweifelhaftem Geruch, das die Schiefer und Thone durchdringt.

Im großen Ganzen lagern die Sande und Sandsteine mit dem eruptiven Gestein in der Mitte der mächtig entwickelten Kreideformation, welche vom Meeresufer ab bis auf die höchsten Höhen der Schneegrenze ein und dieselben Horizonte einhält und die obere und untere Rudistenzone darstellt. Läge das mächtige Schichtensystem in lauter Horizontalen übereinander, so böte der Libanon ein Bild trostlosen Einerlei's, nun aber ziehet sich zunächst von Nord nach Süd der gewaltig klaffende Schichtenaufriß, welcher das Bekaʿa bildet und sich in der Jordanspalte bis in das Ghôr fortsetzt. Rechtwinklig darauf haben Sprünge von Ost nach West das Gebirge noch weiter gespalten und zerrissen und die Schichten bald auf den Kopf gestellt, bald schief gelegt. Diese Sprünge und Aufrisse, die gleich mehrere hundert Meter tief senkrechte Wände bilden, haben die Gewässer, die von den Höhen niederstürzen, als Bett benützt und im Laufe der Zeit ausgeweitet."

Wie schon erwähnt, bildet der Libanonbezirk ein selbständiges Mutessariflik, dessen Grenzen jedoch nicht mit den geographischen dieses Berggebietes (Küste, Nahr el-Kebîr, Bekaʿa und Litâni) übereinstimmen; Ortschaften mit überwiegender moslemitischer Bevölkerung und die Bezirke der drei wichtigsten Küstenstädte Tripoli, Beirût und Saida blieben beim Vilajet Suria, so daß der politische Libanon ein vielfach zerrissenes und zerstückeltes Gebiet bildet. Die Sonderstellung des Mutessariflik Dschebel Libnân gründet sich auf

eine 1864 von der Pforte erlassene Verfassung, welche nach der Christenmetzelei im Jahre 1860, die zur Einmischung Frankreichs führte, von einer europäischen Kommission ausgearbeitet und von den fünf Großmächten garantirt wurde. Nach dieser Verfassung gestaltet sich die Regierung folgendermaßen: An der Spitze der Verwaltung steht ein christlicher Gouverneur im Range eines Muschir; er wird von der Pforte ernannt und ist direkt von ihr abhängig; sein Sitz ist Deïr el-Kamar im Bezirke Kesrawân. Der Gouverneur übt die Ausführung der Gesetze aus, ernennt unter seiner Verantwortung alle Beamten, auch die der Gerichte, empfängt die Steuern und ertheilt den richterlichen Urtheilen die Rechtskraft. (Mit letzterer Befugniß ist der Wali, der Generalgouverneur eines ordnungsmäßigen Vilajets, nicht bekleidet.) — Das Mutessariflik zerfällt in sieben Bezirke oder Mudirate, deren Vorsteher der Gouverneur aus der vorherrschenden Glaubensgenossenschaft erwählt und ernennt. Die Mudirate theilen sich in Kantone und diese wieder in Dörfer, welch letztere von durch die Bewohner gewählten Scheiken verwaltet werden; die Einsetzung der Kantonbeamten ruht ebenfalls in den Händen des Gouverneurs. Letzterem steht in der Steuervertheilung, in der Finanzaufsicht und zur Mittheilung der Wünsche des Volkes ein aus 12 von den Mudiraten abgeordneten Mitgliedern bestehender Medschliß oder Rath zur Seite. Die Rechtspflege üben die Scheike als Friedensrichter, drei Gerichtshöfe in erster Instanz und ein Obergericht, letzteres am Sitze des Gouverneurs.

Die Bevölkerung des Mutessariflik schätzt der k. k. Generalkonsul v. Zwiedinek auf 260,000 Köpfe, worunter ungefähr 170,000 Maroniten, 29,000 Drusen, 26,000 nichtunirte Griechen, 17,000 unirte Griechen, 10,000 Metawile und 7000 sunnitische Mohammedaner.

Die Maroniten gehören zur römisch-katholischen Kirche; ursprünglich waren sie Monotheleten, d. h. sie nahmen nur einen Willen in Christo an. Ihr Name ist auf einen Abt Maron zurückzuführen, der um 400 gelebt haben soll. Die Wiege und Pflanzstätte der monotheletischen Sekte war im 5. und 6. Jahrhundert das Kloster des heiligen Maron in der Nähe von Hôms. Nach Verwerfung ihrer Lehre auf dem Konzil zu Konstantinopel im Jahre 680 wurden die Maroniten aus jener Gegend vertrieben und ließen sich in dem schwer zugänglichen Libanon nieder, wo sie unbehelligt von den Griechen und später von den Arabern ihren Glauben pflegen konnten. Schon die Kreuzzüge brachten eine Annäherung dieser Sektirer an die römische Kirche zu Stande (1182), aber erst 1736 gelang es, eine vollständige Unterwerfung unter den römischen Papst herbeizuführen, wenn auch den Maroniten verschiedene Ausnahmen gestattet werden mußten, so das Abendmahl in beiderlei Gestalt, die Ehe für die niedere Weltgeistlichkeit, die Wahl des Patriarchen durch die Bischöfe, eigene Heilige, die Messe in syrischer Sprache u. A. m.

Die Maroniten bewohnen hauptsächlich das Gebiet zwischen dem Nahr el-Kelb und der Kadîscha mit ihren Quellzweigen, und zwar besonders in dem in Süden gelegenen Bezirk Kesrawân. Sie sind tapfer, gastfrei, geistig wenig entwickelt, zelotisch und fanatisch. Ihr Gebirgsland, mit zahlreichen Klöstern bedeckt, hat in seinen Bewohnern die gehorsamsten Diener der

Kirchenregeln und der Geistlichen. Graf Vogué entwirft in seinem Buche „Syrie, Palestine, Mont Athos etc." (Paris 1876) von diesem merkwürdigen Volke folgendes Bild:

„Von allen Elementen der syrischen Bevölkerung ist das Volk der Maroniten dasjenige, welches dem Fremden sofort durch seine tüchtigen Eigenschaften und sogar durch seine Fehler imponirt. Diese Araber (Vogué sollte Syrer sagen) erinnern in vieler Beziehung an das griechische Wesen, durch ihre rege Einbildungskraft, ihre Wunder- und Abenteuersucht, ihre Freude an theatralischen Schaustellungen und lärmenden Ovationen, ihre Erregbarkeit, die Lust an Streit und Waffenkampf, die Unbotmäßigkeit gegen jedes Joch und das Trachten nach Neuem. Was die Maroniten von allen christlichen Stämmen Syriens und Palästina's wie von den Türken unterscheidet und sie mit den Griechen vergleichen läßt, das ist das Selbstbewußtsein und das Hervortreten der Personalität, die aufrichtige Ueberzeugung, daß die ganze Welt auf der Maroniten Treiben schaue und auf ihre Klagen lausche, und daß ein in ihren Bergen abgefeuerter Schuß in ganz Europa wiederhalle. Die Stärke und die Gefahr dieses Volksstammes liegt darin, daß er wie kein anderer zur Glaubensaktion sich eignet, aus welcher in Syrien Alles hervorgeht. Man kann sich in Europa kaum eine rechte Vorstellung machen von der Art und Weise, wie die Religion in dieser orientalischen Welt wirkt und eingreift. Sie ist die Lebensluft; unter ihren verschiedenen Formen ist sie in das ganze gesellschaftliche Leben verwebt, sie umfaßt die nationalen Bestrebungen der so mannichfaltigen und vielgespaltenen Gruppen der orientalischen Bevölkerung, und da sie die einzige greifbare Formel ihres Klagens, Murrens und Strebens ist, so wird ihre eigene Kraft noch durch die Gewalt aller dieser Gefühle und Leidenschaften verdoppelt. Man erinnert sich noch des Aufstandes von 1860, der bewaffneten Erhebung von 1863, der Heldengestalt des Bischofs Tobias, der seine Herde zum Kampfe führte. Nach ihm schöpfte der bekannte Joseph Karam seine Kühnheit und Popularität nur aus den Aufmunterungen eines Klerus, der die Bücher der Machabäer sicherlich lieber liest als die Evangelien. Die meisten Maroniten von Stand haben das Lazaristenkollegium zu Antura oder europäische Schulen besucht.

Die Pazifikation, welche auf die beklagenswerthen Ereignisse von 1860 folgte (von welchen weiter unten die Rede sein wird), hat nicht alle Funken austreten können, welche noch auf diesem Herde glühen. Beim geringsten Anlasse flammt der alte Haß empor und man muß es nur sehen, wie diese hitzigen Köpfe gleich in Feuer gerathen; der europäische Reisende, der da seinen heimischen Maßstab mitbringt, meint Anfangs in einem Irrenhause zu sein. Ich denke oft, daß so die geistige Atmosphäre unserer Heimat im 16. Jahrhundert zur Zeit unserer Religionskriege beschaffen war; seit ich Ausbrüche derselben Leidenschaften und Gesinnungen mit ansah, verstehe ich viel besser, was mich in den fieberhaften Schilderungen Montluc's und d'Aubigné's (beide Feldherren und Geschichtschreiber der Hugenotten-Kriege) in Erstaunen setzte. Indessen muß man diese Ausbrüche auch nicht gar zu tragisch deuten und die emphatischen Worte nicht gleich in vollem Sinne nehmen. In diesem Lande nennt

man ein paar Flintenschüsse gern einen Krieg und einen Messerstich ein Gemetzel. Die lobenswerthe Haltung des maronitischen Patriarchen, die weisen Mahnungen der fremden Vertreter und die sprüchwörtliche Toleranz der Türken werden viel zur augenblicklichen Beschwichtigung, wenn auch nicht zu einem dauernden Frieden beitragen, welchen zu tief gehende Zerwürfnisse nicht so bald erhoffen lassen."

Das Gebirgsland südlich vom Nahr el-Kelb bis zum Wadi el-Auly ist im Libanon das bevorzugte Wohngebiet der Drusen. Es umfaßt die beiden in der Geschichte dieses Landes oft erwähnten Bezirke el-Manâsif und esch-Schûf, wird aber nach letzterem, in weiterem Sinne auch Belâd esch-Schûf oder Belâd ed-Duruz, d. h. das Land der Drusen, genannt. Außerdem sind auch Drusen im Antilibanon und im Haurân zu Hause, in letzterem Gebirge besonders seit ihrer Züchtigung im Libanon im Jahre 1860. — Die Drusen sind wie die Maroniten kein landesfremder Volksstamm, sondern nur eine seit Jahrhunderten losgetrennte Kaste der syrisch-arabischen Mischbevölkerung, in welcher jedoch das altsyrische Element entschieden überwiegt. Häufig kommen unter ihnen auch Leute mit blauen Augen und röthlich blondem Haare vor und man hat daraus auf eine theilweise Abstammung von germanischen Kreuzfahrern geschlossen. Man hat auch in Verbindung mit dieser Aufstellung den Namen Druse vom Grafen von Dreux ableiten wollen, der mit Gottfried von Bouillon nach Palästina ging und mit den Töchtern des Landes sich sehr befreundet haben soll. Ihrem Glauben nach gingen sie aus einer schiitischen Sekte hervor, als deren Gründer der fatimidische Khalife el-Hakim von Egypten (996—1021) angegeben wird. Derselbe bildete sich auf Grund der ismaelitischen Lehren ein, daß Ali (der vierte Wahlkhalife), der verkörperte Gott, in seiner Seele seinen Sitz aufgeschlagen habe. Ein persischer Sektirer, Mohammed Ibn Ismael ed-Derazi, der am egyptischen Hofe durch Verbreitung seiner Lehre von der Seelenwanderung Eingang fand, nahm die Idee Hakim's auf und schrieb in einem Buche nieder, daß die Seele Adam's in Ali und Ali's Seele in die Vorfahren el-Hakim's übergegangen und deshalb Letzterer der Gott und Schöpfer des Weltalls sei. Er hatte aber mit seiner Lehre beim Volke in Egypten wenig Glück und mußte nach Syrien fliehen, wo er in den Thälern des Libanon viele Anhänger fand, um so mehr, als er, von el-Hakim mit Geldmitteln reichlich unterstützt, durch diese sowol als auch durch Gestattung aller Ausschweifungen und des Mordes gegen Andersgläubige, das Volk für sich gewinnen konnte. Nach ihm soll der Name ed-Derazi, wie jeder Druse bei den Arabern heißt, in Gang gekommen sein; sich selbst nennen die Drusen Unitarier oder Einheitsbekenner. Gleichzeitig mit Mohammed ed-Derazi trat in Egypten ein anderer persischer Schiite Hamza mit dem Beinamen Hadi auf, der ähnliche Lehren verbreitete und von den Drusen ebenfalls als Stifter ihrer Sekte angesehen wird.

Aeußerlich bekennen sich die Drusen zum Islam, innerlich zu geheimen Glaubenslehren, die sie nur den Vertrautesten mittheilen, daher ihre beiden Kasten: Akkâl oder Eingeweihte und Dschohâl oder Unwissende. Indessen sind ihre heiligen Bücher in Abschriften in Europa bekannt geworden und man

weiß, daß ihre Religionslehre ein mohammedanischer Gnostizismus ist, in welchem ohne inneren Zusammenhang Ideen aus dem Christenthum, den alten philosophischen Systemen und dem persischen Magismus aufgenommen sind. Die Grundlehre ist die Einheit und Unbegreiflichkeit Gottes, der nur von seinen berufenen Kindern, d. h. von seinen menschlichen Inkarnationen, erkannt werden kann. Diese Menschwerdungen haben zahlreich stattgefunden, so in Adam, Jesus, Ali und den 12 Imamen und zuletzt in erwähntem el-Hakim. Letzterer wird einst wiederkehren, ein großes Reich stiften und die Welt zur Drusenreligion bekehren. Vermittelt wird die Inkarnation durch die Seelenwanderung. Dieselbe findet aber nicht allein bei den Gottmenschen statt, sondern auch bei allen anderen, indem die Seele eines Menschen immer in einen Neugeborenen, und nicht in niedere Thiere, übergeht. — Hauptpflichten der Menschen sind: Wahrhaftigkeit, doch nur den Drusen gegenüber, während Andersgläubige nach Kräften belogen und betrogen werden dürfen; Unterstützung der Glaubensgenossen, Bekenntniß der Einheit Gottes und stete Ergebung in seinen Willen.

Eigentliche Priester haben die Drusen nicht, doch galten als solche die Akkâl, die wieder in verschiedene Klassen zerfallen. An ihrer Spitze steht der Scheich el-Akl, d. h. der Scheich der höheren Einsicht, das geistliche Oberhaupt. Die Akkâl führen ein sehr asketisches Leben, besonders die Atkija, d. h. die vorzüglich Frommen, welche auf hohen Bergspitzen als Einsiedler wohnen. Um unter die Akkâl aufgenommen zu werden, wozu jeder Druse, Mann oder Frau berechtigt, ist erforderlich, gewisse Erklärungen abzugeben und aller Freiheiten zu entsagen, die dem Dschohâl gewährt sind, so dem Weintrinken, Tabakrauchen, dem Lügen und Schwören und der Theilnahme an den Festlichkeiten der Dschohâl. Jeden Donnerstag kommen die Akkâl eines jeden Dorfes zu einer religiösen Versammlung zusammen, in welcher politische Gespräche gehalten, Auszüge aus den heiligen Büchern vorgelesen und Kriegshymnen gesungen werden. Die innige Vereinigung von Politik und Religion bei den Drusen ist bemerkenswerth.

Die Akkâl tragen gesetzlich nur kurze, bis zum Knie reichende Kleider, die rein weiß oder blau sind, darüber einen Ueberwurf aus Wollstoff mit weißen oder schwarzen Streifen, Abâa oder Abaja genannt, auf dem Kopfe einen weißen Turban, und der Jüngling muß den Bart lang wachsen lassen. — Die Weiber kleiden sich ähnlich wie die Männer, doch wird der Ueberwurf, der bis zu den Knöcheln reicht, mit einem Gürtel befestigt. Eigenthümlich ist der hornartige Kopfputz aus Blech oder Cedernholz, oder bei Vornehmen aus Silber mit Edelsteinen; er ist oft 80 cm. hoch, wird bald gerade, bald zur Seite getragen und ist vom Schleier umgeben, der jedoch nur ein Auge bedecken darf. Nach dem Tode soll dieses Horn, Tortur oder auch Tantur genannt, verkauft werden, um die Kosten des Begräbnisses zu bestreiten.

Die Dschohâl sind in der Religion unwissend und daher gleichgiltig gegen dieselbe. Sie haben weder religiöse Gesetze noch Verbote und treiben Alles, was ihnen beliebt. Gleichwol sind ihnen die geheimen Erkennungszeichen der Sekte bekannt und sie achten überkommene Sitten und Gebräuche.

So haben sie die Verpflichtung, jeden Tag das Auge mit Spießglanzsalbe zu bestreichen; es ist dies übrigens ein im Orient sehr gebräuchliches Mittel, um die Augen vor dem blendenden Glanz des Sonnenlichts zu schützen. Vielweiberei ist ihnen erlaubt, wird aber nur selten geübt, ebenso wird von der Freiheit im Essen und Trinken kein unmäßiger Gebrauch gemacht. Wie den Beduinen ist ihnen, überhaupt den Drusen allen, die Gastfreundschaft und Blutrache gleich heilig. Geringe Streitigkeiten werden gewöhnlich durch die Scheiche der betreffenden Dörfer oder Familien beigelegt. Bei Todesfällen wird die Leiche in den besten Kleidern ausgestellt und in kammerähnlichen Felsengräbern bestattet. Die Trauernden kämpfen mit einander um die Ehre, den Sarg zu tragen. — Wie die Araber sind die Drusen im Umgang sehr förmlich und reich an Ausdrücken der Höflichkeit. Ihr Gruß ist das Geben der rechten Hand, während sie die linke zu Mund und Stirn führen, oder sie küssen Stirn, Mund, Wangen, Bart und Schultern unter wiederholten Fragen nach dem Befinden der Verwandten. Auch haben sie in Anrede und Gruß besondere Sätze, aus deren Beantwortung sie sofort den Drusen und Fremden erkennen können. Für Wissenschaften, Künste und Gewerbe haben sie keinen Sinn; die Jugend lernt lesen und schreiben und die Erwachsenen treiben Politik, Ackerbau und kleinen Krieg.

Im Geschäftsleben herrscht meist das islamitische Gesetz, doch machen die Erbschaftsverhältnisse eine Ausnahme. Um das Vermögen in der Familie zu erhalten, erben die Weiber nichts und können von ihrem Eigenthum auch nichts aus der Familie vererben. Die Heirathen werden eben so leicht geschlossen als wie getrennt, da die Polygamie wenig gebräuchlich ist.

Die politische Geschichte der Drusen und Maroniten tritt erst im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts deutlicher hervor. Bis dahin lebten beide Völker unter ihren Scheichen und Emiren, ihrem Adel, in ziemlicher Abgeschlossenheit auf ihren Bergen und kamen nur gelegentlich mit den Kreuzfahrern und Mongolen in freundschaftlicher (soweit es sich um Maroniten und Kreuzfahrer handelte) oder feindlicher Weise in Berührung. Noch bei der Eroberung Syriens durch die Osmanen im Jahre 1516 blieben die Bergbewohner des Libanon in ihren alten Verhältnissen, obwol ihre Emire den mächtigen Nachbarn huldigten. Als aber Murad III. 1584 und 1585 den Libanon unterworfen und einen drusischen Großemir als Vasall über das Land gesetzt hatte, da begann auch mit dem Streben nach Unabhängigkeit der Libanon mit blutigrothem Schein in die Weltgeschichte einzutreten. Schon 1595 machte sich der Großemir Fachr ed-Dîn (Glaubensruhm) aus dem Hause Ma'an als Herr des ganzen Libanongebietes von der Pforte unabhängig und behauptete diese Selbständigkeit bis 1634. Unter ihm, der in Italien europäische Bildung und Sitten angenommen hatte, blühte das Land mächtig auf, besonders Beirût und Sidon (Saida), wo er prächtige Paläste erbaute und glänzenden Hof hielt. Er wurde 1634 bei Safed von den Truppen des Sultans Murad IV. geschlagen, nach einer längeren Vertheidigung in einer Höhle im Belâd esch-Schûf gefangen genommen und endlich 1635 zu Konstantinopel erdrosselt.



Schloß der Lady Esther Stanhope im Libanon.

Wenn auch Fachr ed-Dîn's Nachfolger (bis 1694 Maʿaniden, dann Schehâbiden) bis auf Emir Beschîr nicht wieder eine so hervorragende Stellung einnahmen, so lenkten denn doch die fortwährenden inneren Kämpfe die

Aufmerksamkeit der Geschichtschreiber auf dieses merkwürdige Berggebiet. Bald waren Kämpfe zwischen den einzelnen Adelsgeschlechtern und Stämmen zu verzeichnen, bald Aufstände der Maroniten und Metawile, bald Unabhängigkeitsbestrebungen gegen die Oberherrschaft der türkischen Pascha's. Letztere, um deren Gunst die verschiedenen Parteien buhlten und die sie mit großen Summen erkauften, waren mit den Häuptern der mächtigen Adelsgeschlechter die eigentlichen Herren im Lande, während die Großemire, welche zu Deir el-Kamr oder zu Bteddîn residirten, nur eine prunkende Scheinmacht ausübten.

Diesen Zuständen machte der Emir Beschîr, der Letzte aus der Familie Schehâb, ein Ende. Als er 1789 als Großemir eingesetzt wurde, entledigte er sich bald durch Mord der gegnerischen Parteihäupter und sicherte sich, nachdem er 1823 auch seinen alten Feind, den reichen und mächtigen Scheich Beschîr von Muchtâra, bezwungen hatte, durch Uebertritt zur maronitischen Kirche die Unterstützung der Maroniten, wodurch es ihm gelang, eine unbestrittene, stramme Herrschaft im Libanon zu gründen. Zu jenen Zeiten gewannen die amerikanischen Missionen großen Einfluß auf die Drusen und nicht nur in Beirût, sondern auch im Gebirge, selbst in Deïr el-Kamr wurden Schulen durch die Amerikaner eröffnet und von den Drusenkindern stark besucht. Die fanatische Eifersucht aber der maronitischen Patriarchen gegen diese protestantischen Pflanzstätten hinderte einen gedeihlichen Erfolg derselben. Von großer Bedeutung für das Libanongebiet war jedoch der Anschluß des Emirs Beschîr an Mehemed Ali von Egypten, als dieser 1832 Syrien eroberte. Mit eiserner Faust führte Ibrahim Pascha, der Sohn und Feldherr Mehemed Ali's, ein strenges, aber wohlthätiges Regiment und die Auflehnungsgelüste der Bergvölker wurden auf das Härteste durch Blut und Entwaffnung unterdrückt. Einen großen Aufstand unter den Drusen erregten 1838 die egyptischen Militäraushebungen, von welchen die Maroniten als Christen verschont blieben, und man konnte sich nicht anders helfen, als letztgenanntes Volk gegen die Drusen zu bewaffnen. Hiermit wurde der Grund zu dem tiefen Haß gelegt, der von dieser Zeit an beide Völker so blutig entzweite und der nach der Vertreibung der Egypter aus Syrien 1840 äußerst heftig ausbrach.

Die Engländer, welchen die ohnmächtige Herrschaft der Pforte im Orient lieber war als die kraftvolle, reformatische Regierung Mehemed Ali's, unterstützten die aufständigen Drusen und Maroniten gegen den mit Egypten verbündeten Emir Beschîr, und es gelang ihnen auf diesem Wege und auch durch das Eingreifen ihrer Flottenmacht, den Türken zum Siege verhelfen. Nach dem Sturze Beschîr's wütheten nun zur stillen Freude der Pforte die Drusen und Maroniten geraume Zeit gegen einander, und erst auf Einschreiten der Westmächte stellte man 1843 einen nothdürftigen Frieden her, indem beiden Völkern eigene Oberhäupter und getrennte Regierungen verliehen wurden. Allein die Drusen waren weder mit der türkischen Oberherrschaft noch mit der den Maroniten gewährten Gleichberechtigung zufrieden und die Streitigkeiten und Fehden mit letzteren dauerten fort. So war auch im Jahre 1859 ein Kampf zwischen beiden Stämmen ausgebrochen, in welchem die Türken dahin vermittelten, daß sie die bedrängten Maroniten zum Niederlegen ihrer Waffen aufforderten,

worauf dieselben eingingen. Nun stürzten sich, im Einverständniß mit den Türken, oder doch wenigstens nicht von diesen behindert, die Drusen auf die wehrlosen Maroniten und es begannen die großen Metzeleien (vom Mai bis Oktober 1860), in welchen 14,000 Christen — in Damaskus allein 6000 — ums Leben kamen. Endlich eilte ein französisches Corps von 10,000 Mann zum Schutze der Christen herbei und trieb die Drusen zu Paaren; die Rädelsführer wurden hingerichtet, ein Theil auch in den Belgrader Kasematten gefangen gesetzt. Viele Drusen wanderten damals zu ihren Glaubensgenossen im Haurân aus und von den Christen siedelten Viele nach Beirût über.

Die **Metawile** oder **Metuali** (Mehrzahl von Mutawaly) sind ebenfalls schiitische Sektirer, welche unter der Herrschaft der egyptischen Fatimiden und zwar zuerst in der Beka'a, Fuß faßten. Von hier aus verbreiteten sie sich, erfolgreich gegen die Drusen kämpfend, über den südlichen Libanon, wurden aber 1777 von Dschessar Pascha fast ganz ausgerottet und sind jetzt, nur noch 10,000 Köpfe zählend, über den Libanon und das nördliche Palästina zerstreut. Am dichtesten sitzen sie in den Belâd esch-Schekif im Norden und Beschâra im Süden des Westlaufes des Litâni (Leontes) und in den Landschaften um Saida und Sûr (Tyros). Ueber ihre Religionslehren weiß man fast gar nichts, da sie dieselben sorgfältig geheim halten. Nach O. Fraas bedeutet indessen ihr Name „**Erklärer**" wegen ihrer mystischen und allegorischen Auslegung des Koran, von dem sie kein wörtliches Verständniß annehmen, sondern einen inneren Sinn. In **Dscheba**, einem alten Orte im Ursprungsgebiete des südlich von Saida zur Küste tretenden Wadi Sanik, wohnt der große Scheich der Metawile, zu Fraas' Zeiten der alte, 80jährige Abdallah, der Geleitsbriefe nach Persien ausstellt und in so hohem Rufe der Heiligkeit steht, daß er Plätze im Paradies vergeben kann, die meterweise verkauft werden. Ob er gleich in ausgedehntem Maße hiervon Gebrauch macht und Gold genug aus diesem Handel gewinnt, lebt der Alte doch in Lumpen, die kaum seine Blößen decken, schläft auf dem nackten Boden und verlebt seine Tage auf dem Gebetplatz neben der Moscheequelle und dem riesigen Nußbaume nebst drei uralten Trauerweiden.

Die Metawile sind bei den Drusen und Maroniten als böse Nachbarn verschrieen, doch glaubt O. Fraas, daß sie nicht besser und schlechter sind als diese selbst. Auch mit ihrem Fanatismus scheint es so arg nicht zu sein, als wie manche Reisende berichten, wenigstens konnte J. Sepp an dem Verhalten und Benehmen der von ihm beschäftigten Metawilearbeiter, bei den Ausgrabungen zu Tyros, nichts Derartiges bemerken. — Ihrer Abstammung nach sind die Metawile als Abkommen der alten Syrer zu betrachten, da ihr Aeußeres, von entschieden semitischem Gepräge, sie von den Arabern und Hebräern deutlich unterscheidet. (Vgl. Vogué, „Syrie, Palestine etc.", S. 48.)

So vielfach und tief die Bewohner des Libanon durch die Religionen getrennt werden, so wenig weichen sie aber in den Erscheinungsformen ihres äußeren Lebens von einander ab. O. Fraas schildert dieselben in „Drei Monate am Libanon" in sehr anschaulicher Weise. Die **Wohnungen** der Einen wie der Anderen, sagt er, sind in demselben Stil aufgeführt, dem Baustil der **Steinkästen**, wie man ihn nennen muß. Da sämmtliche Dörfer und

Städte im Gebirge an den Bergabhängen liegen, so sind alle Wohnungen mehr oder weniger in den Berg hinein gebaut, das Erdgeschoß ist dann der Raum für das Vieh, die Ziegen, den Esel, das Pferd. Darauf sind vier Seitenwände aufgeführt, in der Regel 4 m. lang und 3 m. hoch. Neun Pinienstämme mit einem Querholz und Tragpfosten bilden das Dach. Zwischen den Stämmen liegen Naturhölzer und darüber Dorngestrüpp, auf welchem Lehm zu einer Art Estricht festgestampft ist. Auf jedem Dach liegt eine steinerne Handwalze, die, sobald es zu regnen anfängt, in Bewegung gesetzt wird, um die Decke dicht zu machen. Auf der Wetterseite, d. h. gegen Süden, ist die Wand massiv, die anderen drei Wände haben die Thüre und je eine Fensteröffnung mit Läden. Im Innern sind in der einen Ecke hölzerne Etagen angebracht für die Hausgeräthe, in der anderen ein Gestelle für Teppiche, Kissen und Matratzen. An der fensterlosen Wand läuft eine Holzbank hin mit zweifelhaftem Polster und in der Regel mit einem rosafarbigen Zeug behangen. Für den Herd ist vor der Thüre eine Art Schuppen errichtet. Kleine Gärtchen und Baumpflanzungen sind fast an jedem Haus, zumal wenn zuoberst im Dorfe ein Quell entspringt, der in Gräben und Rinnen durch den Ort geleitet wird. So erscheint das gewöhnliche Bauernhaus.

Die Häuser der Wohlhabenden sind nicht etwa in einem andern Stil erbaut, etwa mit mehreren Stockwerken über einander, sondern sie bestehen nur aus mehreren einen Hof umschließenden Steinkästen. In den Häusern der Mudire, Kaimakame und Scheiche sind sogar Salons eingerichtet, in welchen Pariser Möbel stehen, ein Kamin mit einer Uhr, ein Spiegel und neben ihm auch die im Libanon unvermeidlichen Photographien. — Ruinen alter Emirsburgen trifft man vielfach im südlichen Libanon, wohlerhaltene Schlösser nur wenige, wie z. B. zu Salima, Muchtâra oder Bteddîn. An diesen erkennt man noch alten Sarazenenstil, Säulenhallen, Spitzbögen. Als Skulptur über den Schloßportalen ist oft ein am Halsband liegender Löwe zu beobachten.

An die Wohnung schließt sich Kleidung und Tracht. Im Allgemeinen treffen wir im ganzen Libanon jene malerische orientalische Tracht, welche den menschlichen Körper so wenig wie möglich beengt, weit und faltenreich, an Farbe möglichst bunt: weiße oder blaue Pluderhosen, die am Knöchel oder beim Militär am Knie gebunden, eine farbige Leibbinde, eine eng anliegende, meist braune Weste oder Jacke, darüber eine weite Jacke mit kurzen, offenen Aermeln und reichem Schnurenbesatz und ein Turban auf dem Hinterkopfe. Die Glaubensgenossenschaften unterscheiden sich durch die Farbe der Turbanbinden: die Christen schwarz und dunkelblau, die Drusen weiß, die Moslemin weiß mit Goldfäden, die Metawile blau und grün. Die Kopfhaare sind kurzgeschoren, aber nicht rasirt, wie beim Türken; vom Bart bleibt nur der Schnurrbart stehen, bei den Geistlichen aber der Vollbart. Die Regierungsbeamten tragen einen schwarzen engen Rock mit Stehkragen und schwarze Hosen.

Das weibliche Geschlecht trägt ausnahmslos den Schleier, die Christinnen nach hinten, die Anderen ganz oder theilweise das Gesicht verhüllend. Der Anzug besteht aus bauschigen, über den Knöcheln gebundenen Beinkleidern, kurzen bis zu den Knieen reichenden Röcken und einer die Brust unbedeckt

lassenden Jacke. Die Schuhe sind hölzerne Sandalen mit je zwei Stelzen unter der Ferse und dem Ballen, infolge dessen der Gang der Frauen sehr wackelig und unzierlich ausfällt. Die Männer dagegen tragen weite Schlappschuhe oder zum Reiten hohe Stiefeln, bei heißem Wetter aber gehen sie barfuß.

Die gesellschaftlichen Zustände im Libanon werden durch die Geistlichkeit, den Adel und das Militär bestimmt. Wie schon erwähnt, besitzt der maronitische Klerus einen mächtigen Einfluß auf seine Glaubensherde, die allein von ihm geleitet und geführt wird. Bei keinem andern Volke ist denn auch verhältnißmäßig die Geistlichkeit so stark vertreten wie bei den Maroniten auf dem Libanon, denn 8000 Welt- und Ordensgeistliche sollen hier hausen und 365 Kirchen und weit über 100 Klöster zur Verfügung haben. Daß diese Klöster keine Bildungsstätten sind, versteht sich von selbst; die Mönche befassen sich nur mit Beten und Gartenarbeiten, bauen namentlich Wein und betreiben die Seidenraupenzucht. Ihre Lebensweise ist sehr einfach und reich an Entbehrungen; Fleischspeisen kommen nie über ihre Lippen, — Milch, Oliven, Bohnen, Feigen und Weinbeere bilden die einzige Nahrung und Wasser und Kaffee die Getränke. Die Geistlichkeit hat den größeren und jedenfalls bessern Theil des Grundbesitzes in Händen, ohne dafür eine Steuer an die Regierung zu zahlen. Daher kommt es auch, daß, wie unser Gewährsmann behauptet, die Gesammtsteuer des Libanonbezirkes nicht mehr als 35,000 türkische Pfund (je ca. 20 Mark) beträgt, worauf die Pforte noch 15,000 Pfund legen muß, um die Verwaltungskosten des Landes zu decken. Aber 8500 Pfund bezieht nach K. Ritter der Erzbischof der Maroniten, der im Sommer zu Kanôbin, im Winter zu Bkerke residirt und sich Patriarch von Antiochia und dem ganzen Orient nennt. Das Gesammteinkommen aller Klöster berechnet man nach K. Ritter auf rund 30,000 Pfund, wovon 4000 etwa auf Messelesen, Gelübde ꝛc., der Rest auf den Grundbesitz entfallen. Da trotz der Höhe dieser Einkünfte die große Zahl der Mönche nicht davon leben kann, so durchziehen diese frommen Leute als die schamlosesten Bettler das Land, nicht selten auch Diebstahl betreibend. Der arme Bauer aber ist glücklich, diese Kunden, die er für Wesen höherer Ordnung hält, bewirthen und unterstützen zu können, obwol diese Last, bei den etwa 10 Prozent seiner Einnahmen betragenden Staatssteuern, zu welchen noch die Kirchenabgaben kommen, keine geringe ist.

Wenn auch nicht an Macht mit dem Klerus vergleichbar, so genießt doch der Adel des Landes bei der Bevölkerung ein hohes Ansehen. Das blaue Blut des Libanon nennt sich Emir und Scheich und ersterer Grad nimmt kaltlächelnd die Titel „prince“ und „princesse“ und die Anrede „votre altesse“ in Anspruch, gleichgiltig ob er höchsteigenhändig das Feld bestellt oder als ein Großer des Volkes leben kann. Der Reisende, bemerkt O. Fraas, hat sich mit aller Macht zusammen zu nehmen, um im Hause eines Emirs ernsthaft zu bleiben, wenn Ihre Hoheiten die Prinzessinnen unter den ehrerbietigsten Grüßen der Libanesen auf ihrem Kothurn in den Salon klappern und beim Diner mit ihren blau tätowirten Händen und roth bemalten Nägeln das Huhn zerreißen und dem Gast den Bissen in den Mund schieben. Der Anstand verlangt es, daß hierauf der Gast Ihrer Hoheit ehrerbietigst Dank sagt und

seinerseits ein Stück Kebbe oder einen Reisknödel der Gnädigsten in den lächelnden Mund schiebt.

Zum hohen Adel rechnen die Maroniten zweierlei Geschlechter von verschiedenen Graden: die Emire der Familie Schehâb in den Drusenbezirken, soweit sie zu ihrer Kirche gehören, und die Scheiche vom Geschlechte der Abi el-Lema im Belâd el-Metn, und die vom Geschlechte der Khazen Habeisch und der Dehdah, im Kesrâwan und el-Futuh.

Auch bei den Drusen ist der Adel in hoher Geltung und man hält streng auf die den verschiedenen Ständen zukommenden Titulaturen. Der Großemir schrieb z. B. an die Emire ersten Ranges seine Briefe stets auf einem halben, an die Geringeren auf einem Viertelbogen und unterschied sehr wohl, wen er mit „hochedler Theurer", oder „Gottesbedürftiger", oder blos „unser Theurer" anreden mußte. Eine im Dschebel el-Batrûn lebende Bettlerfamilie, welche von einem mächtigen Emirgeschlecht abstammt und sich nie mit gemeinem Volk verheirathet, führt nach ihrem Wohnorte Nahas den Titel „Fürsten von Ras Nahas", und kein Glied derselben wird, obwol dem Bettel obliegend, einen Zuruf oder eine Anrede beachten, wenn nicht der Titel „Emir" pflichtschuldigst beigefügt wird. Eine andere, eben so hochgeborene und armselige Familie sind die Mukaddami Dschessin (d. h. Vorangestellte von Dschessin), welche als Emire an gemeine Leute, von denen sie Arbeit oder Almosen nehmen, der Etikette gemäß, stets nur auf einem Achtelbogen schreiben. — Der fürstliche Rang ist eben nur Erbadel und konnte nicht von den Großemiren, wie der eines Scheichs, durch die Anrede „Theurer Bruder" verliehen werden, und diese bevorzugende Erbschaft nutzen die guten Leutchen nach Kräften aus — tout comme chez nous. —

Der Militärstand ist bei den Libanesen deshalb von großer Bedeutung, weil Jedermann ihm angehören will, um in der Waffenführung unterrichtet zu werden. Jedoch verstehen sich diese Krieger nicht dazu, als reguläre Soldaten außer Landes zu gehen, wohl aber lassen sie sich innerhalb desselben zu allen Diensten aufbieten.

Vom Libanon steigen wir hinab in die Thalebene der Beka'a, des breiten Gebirgsspaltes, welcher den Libanon vom Antilibanon der Länge nach scheidet. Sattelförmig gestaltet, fällt sie aus ihrer Mitte, der Gegend von Baalbek, nach Süd und Nord ziemlich gleichmäßig, wenn auch nach Norden schneller ab, ihre zahlreichen Wasserläufe in die Rinnen des Leontes und Orontes leitend. Die Gehänge dieses Satteltbales zeigen eine merkwürdige Symmetrie: der nördliche Theil des Libanon- und der südliche des Antilibanongehänges sind mehrfach von Längenthälern unterbrochen, während die jenseitigen Gebirgsabfälle, diese Gliederung entbehrend, einfache, steile Formen zeigen. Jene Längenthäler sind ebenfalls Entwässerungszüge, indem die nördlichen den Nahr el-Chalid, die südlichen den Jordan und Barada entsenden.

Die Beka'a, das frühere Cölesyrien im engeren Sinne, ist sehr fruchtbar und war ehemals die Kornkammer Syriens; heute ist sie nur wenig an-

gebaut, und ihre spärlichen Ortschaften haben keine oder nur eine historische Bedeutung. Da ist vor Allem **Baalbek** zu erwähnen.

Baalbek, d. i. Stadt des Baal oder des Sonnengottes, daher bei den Griechen und Römern Heliopolis genannt, gegenwärtig ein kleiner, 5—600 Einwohner zählender Ort, am Fuße des Antilibanon, ist wegen der großartigen Ruinen seiner alten Prachtbauten merkwürdig. Dieselben erheben sich, von Baumgärten umgeben, auf einem mächtigen 6 und mehr Meter hohen Unterbau und bestehen in den Ueberresten eines großen Tempels mit zwei Vorhöfen und eines kleineren, des **Sonnentempels**. Auf einer nicht mehr vorhandenen Treppe gelangte man auf der Ostseite durch einen Portikus in einen sechsseitigen Vorhof von 60 und von Winkel zu Winkel 76 m. Länge. Aus diesem führte ein dreifaches Portal in den zweiten, 135 m. langen und 113 m. breiten Vorhof, dessen Seiten von Säulengängen und nischenartigen Gemächern (Exedren) eingefaßt waren. An der Westseite erhob sich einst der prachtvolle **Große Tempel**. Derselbe bildete ein längliches Viereck von 87 m. Länge und 47,4 m. Breite und zählte in seinem Peristyl 54 korinthische Säulen. Nur sechs derselben stehen noch und diese messen im Umfange gegen 7 m., in der Schaftlänge 16 und mit dem Fußgestelle und dem darauf ruhenden Gebälke 23,4 m. Alles Uebrige liegt in Trümmern, von denen der ganze Boden bedeckt ist. Südlich von diesem großen Tempel steht der ebenfalls in länglichem Vierecke gebaute Sonnentempel, dessen Peristyl und Umfassungsmauern der Cella größtentheils noch erhalten. Beide Tempel, die der Grundform nach den griechischen sich anschließen, sind so wie die Vorhöfe in einem prunkhaften, sich schon dem Phantastischen zuneigenden römischen Stile aus Kalkstein gebaut. Ein anderer kleiner Tempel, von acht Granitsäulen getragen und noch wohl erhalten, steht im heutigen Dorfe.

Die älteste Geschichte Baalbeks liegt in völligem Dunkel. Nur so viel ist gewiß, daß es seit uralten Zeiten ein Hauptsitz des Sonnenkults gewesen, wie schon sein Name beweist. Unter Augustus hatte Baalbek eine römische Besatzung, Antonius Pius baute den großen Tempel. Nachdem das Christenthum unter Konstantin zur herrschenden Religion geworden, ward der Tempel in eine christliche Kirche umgewandelt. Mit der Einnahme der Stadt durch die Araber beginnt der Verfall. In den darauffolgenden Kriegen ward der große mit dem kleinen Tempel in eine Festung umgewandelt, von der man noch die Zinnen sieht, weshalb der Platz, auf dem beide stehen, den Namen Kastell führt. Auch die Stadt selbst sank durch die unglücklichen Schicksale, die Syrien das ganze Mittelalter hindurch bis zur neuesten Zeit betrafen, immer mehr herab. Was das Schwert der Araber, Tataren und Türken noch verschont hatte, wurde 1759 von einem furchtbaren Erdbeben meist zerstört.

„Um zu begreifen“, sagt Graf Vogué, „was die Willenskraft der Menschen leisten kann, muß man nach Baalbek gehen, zwischen den fabelhaften Trümmern umhersteigen, die dort auf dem Boden liegen, die Steinladungen sehen, welche die Araber auf Kameelen aus diesem unerschöpflichen Steinbruche fortschleppen; man muß vor Allem die noch aufrecht stehenden sechs Säulen des großen Tempels betrachten, diese Steinstämme, die einzig in der Welt sind, neben

denen unsere Pappeln und Eichen wie schwache Weiden sich ausnehmen und die das Himmelsgewölbe zu tragen scheinen. Man muß diese Säulen aus der Ferne sehen, wie sie sich von dem klaren Himmel Cölesyriens abheben, und bedenken, daß sie im Ganzen, Untergestell, Schäfte, Kapitäle und Architrave, aus etwa dreißig Steinblöcken zusammengefügt sind, um zu begreifen, was das Alterthum zu leisten vermochte. Die Baumeister hatten die Schwierigkeit zu überwinden, Monumentalbauten in einer engen und niedrigen Ebene zwischen zwei hohen Bergketten aufzuführen, ohne daß die Wirkung der Bauten durch solche Nachbarschaft litte. Sie haben ihre Aufgabe so glücklich gelöst, daß die Berge selbst, durch die Säulenreihen hindurchgesehen, kleiner erscheinen, und daß der Beschauer, wohin er immer sich stelle und seinen Blick wende, den Himmel zwischen den Friesen und Plafonds erschaut. Und wenn man diese staunenswerthen Räume nach allen Richtungen durchmessen hat, dann muß man auch noch in den Unterbau hinabsteigen, der sie auf seinen Wölbungen trägt. Diese gehen wie das Uebrige über alle gewohnten Maße hinaus, sie kreuzen und verschlingen sich und verlieren sich in unabsehbarer Weite. Sie sind von kolossalen Pfeilern gestützt, zwischen welchen sich Zugänge zu den Räumen für die Mysterien öffnen.

„Wer waren aber die Baumeister, welche solche Werke geschaffen?

„Wenn Baalbek eines der erstaunlichsten und großartigsten Denkmäler entschwundener Kulturepochen ist, so ist es auch eines der schwierigsten Räthsel, welche diese den späteren Geschlechtern hinterlassen haben. Lange Zeit haben die Reisenden, Alterthumsforscher und die Araber, welche in diesen Ruinen hausen, eine fabelhafte Legende darüber zusammengestellt, zu der Salomo, sein Tempelbaumeister Hiram, die Königin von Saba und alle mythischen Persönlichkeiten des orientalischen Alterthums herbeigezogen wurden. Ohne Zweifel reicht der Sonnenkultus in den Ebenen Cölesyriens in ein fernes Alterthum zurück, und der Gott, dem vom Euphrat bis zum Mittelmeere Altäre errichtet wurden, ward auch schon in früherer Zeit am Fuße des Libanon verehrt. Seine Verehrer haben zur Erhöhung seiner Tempel den künstlichen Hügel aufgeführt, dessen unterste Schichten ihre unbekannte Signatur aufweisen. Die griechisch-römische Welt hat die orientalische sich unterworfen, deren Glaubenslehren und Städte sich angeeignet und nach ihrer eigenen Weise gestaltet. Helios nahm die Altäre des Baal ein und aus den Baustücken von Baalbek erbauten die neuen Ankömmlinge Heliopolis nach den Bauregeln Vitruv's. Die altsyrischen Steinblöcke behielten aber doch Etwas von ihrer Eigenart bei. Man konnte sie wol nach dem klassischen Muster behauen und ziseliren, sie mit dem Reichthum korinthischen Schmuckes verzieren, die Kaiserbilder an ihnen herausmeißeln, welche noch heute von der Felderdecke des Sonnentempels herabsehen, sie geben dennoch wenigstens durch ihre Größe und durch die außergewöhnliche Pracht, zu welcher sie die Bearbeiter nöthigten, von einem noch vornehmeren und älteren Ursprunge Kunde und Zeugniß. Die Eigenthümlichkeit Baalbeks ist die Verbindung der griechisch-römischen Kunst in ihrer vollendeten Konstruktion und Dekoration, mit dem orientalischen Geschmacke am Riesenhaften, mit der assyrischen und

egyptischen Bauart, welche durch unbegreifliche Kräfte im Kampfe gegen den Widerstand der Materie unterstützt waren. Das Gleichgewicht zwischen der örtlichen Ueberlieferung und der fremden Kunstform stellte sich in einem glücklichen Verhältnisse her; Baalbek und Palmyra verdanken dieser Verbindung ihren Glanz. Was heute noch von Heliopolis aufrecht steht, kann man kaum über das 3. oder 2. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung zurückversetzen. Ein Theil wenigstens rührt von den Antoninen her, und die Inschriften zu Ehren des Kaisers Hadrian auf den Propyläen lassen darüber keinen Zweifel bestehen. Vielleicht wurden dieselben unter der Regierung der Königin Zenobia vollendet und verschönt. Man weiß ja, mit welcher Leidenschaft die prachtliebende Königin der Wüste alle Feinheiten und Praktiken der Kunst, Kultur und Politik der Cäsaren sich aneignete. Arbeiter aus Rom kamen und meißelten mit geübter Hand die ungeheuren Blöcke, welche die Maurer in Palmyra aufgethürmt, in Steinspitzen, Karnieße und Caissons aus. Wie sollte man nicht von der Gleichheit des Grundgedankens überrascht sein, nach welchem die Bauten von Baalbek und Palmyra ausgeführt sind, und beide der gleichen Zeit und denselben Urhebern zuschreiben?" —

Der Antilibanon beginnt mit dem 2750 m. hohen Dschebel esch-Scheich oder Großen Hermon im Süden und verläuft nach Nordosten in der Gegend von Hôms mit niederen Hügelzügen in die Wüste. Er bildet in dem nördlich vom Barada-Querthal sich erstreckenden Theile, bei 1240 m. mittlerer Höhe, einen fast eine Tagereise breiten Gebirgsrücken, der, aus einer Menge kleiner Plateaux bestehend, von mehreren bis zu 2500 m. hohen Gipfeln überragt wird. Der westliche Abfall in die Beka'a ist steil und wenig fruchtbar, die Plateaux und Thäler auf dem breiten Rücken hingegen prangen in der nassen Jahreszeit in herrlichem Kultur- und Weidenwuchs. Die Berggehänge, zumal in den oberen Regionen, sind meist baumlos und nur mit niederem Gras und etwas Strauchwerk und Zwergeichen bewachsen. Gegen Ost fällt der Antilibanon langsam terrassenartig gegen die Syrische Wüste ab; erst die letzte Stufe in die 650 m. über dem Meere gelegene Ebene von Damaskus ist wieder steil und prallig. Hierher nehmen der Barada und all die zahlreichen Wasserbäche des Ostgehänges ihren Lauf, um Damaskus als Paradies des Morgenlandes erblühen zu lassen.

Damaskus ist eine der heiligsten und gepriesensten Städte der Orientalen. Das Paradies schildert Mohammed als einen Baumgarten, in welchem „Bäche fließenden Wassers" laufen und die Früchte den Seligen in den Mund hängen. Dieses auf der Arabischen Halbinsel so selten erreichte Ideal schien in Damaskus mit seinen Wasserläufen und Gartenhainen (Ghuta) verwirklicht, und Mohammed soll bei dem herrlichen Anblick der Stadt sie nicht eingenommen haben, weil dem Menschen nur ein Paradies bestimmt sei und er das seinige im Himmel finden werde.

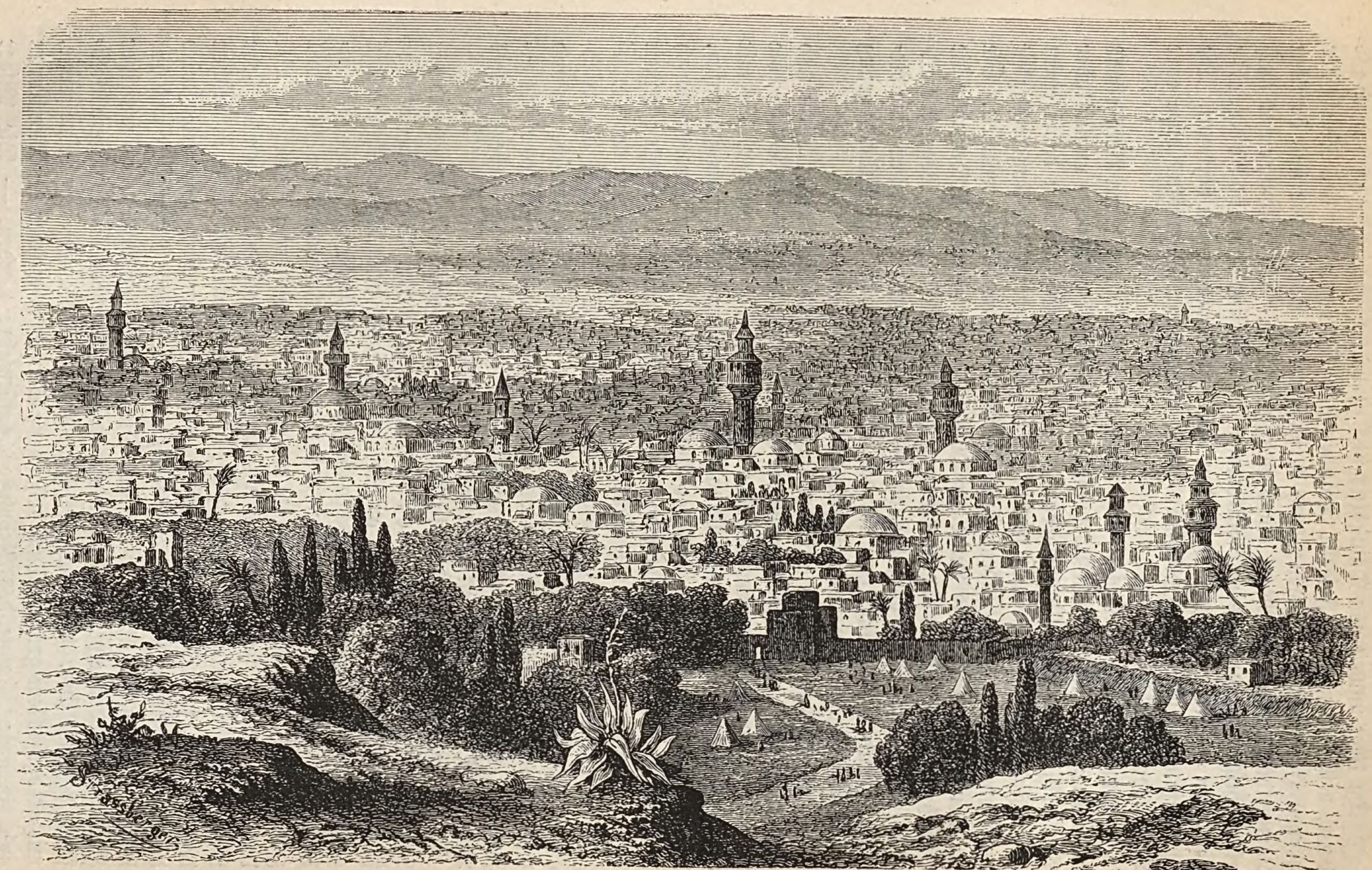
Der Europäer kann nur bedingungsweise in diese Schwärmerei einstimmen. Die Ghuta, welche sich um Damaskus nach Süd und Nord etwa drei Stunden weit ausdehnt, macht auf ihn nicht den überwältigenden Eindruck wie auf den Orientalen, der aus der Wüste kommt. Der Frühling tritt

infolge der hohen Lage der Stadt erst im März ein, wenn auch Ende Februar schon wärmere Tage vorkommen. Im Mai aber, wenn die Nußbäume in vollem Laube stehen und der Wein, der sich in gewaltigen Ranken von Baum zu Baum schlingt, Blätter getrieben hat, oder später, wenn über dem saftigen Grasteppich die großen Aprikosenbäume ihre unzähligen gelben Früchte tragen, wenn die Granaten in voller Blüte stehen, dann sind die Gärten wirklich schön.

Damaskus heißt bei den Eingeborenen esch-Schâm, obwol der Name Dimischk nicht ganz unbekannt ist. Die Stadt liegt am westlichen Rande der großen Syrischen Wüste, auf drei Seiten von Bergen umgeben: im Westen und Norden der Antilibanon mit seinen Vorlagen, im Süden die vulkanischen Hügelrücken der Dschebel Aswad und Mânia. Aus den Gebirgsschluchten des Antilibanon strömen eine Anzahl Bäche in die Ghuta hinunter; der vorzüglichste derselben ist der Barada (der Kalte), der bei den Griechen Chrysorrhoas (Goldstrom) hieß. Alle Bäche der Damaskusebene laufen zuletzt in die sogenannten Wiesenseen (Bahr el-Ateibeh), 24 km. östlich von Damaskus. Im Frühjahr und Sommer sind diese Seen ziemlich groß, im Herbst und Winter aber können sie nur als Steppensümpfe bezeichnet werden.

Damaskus ist die Hauptstadt des Vilajets Sûria und zählt 110—150,000 Einwohner, darunter etwa 18,000 Christen (Armenier, Griechen u. s. w.) und 6000 Juden; auch hier wohnen die Christen und Juden in besonderen Stadtvierteln. Die Straßen sind krumm, staubig und schmuzig und führen nach orientalischer Weise zwischen kahlen, fensterlosen Lehmwänden hin, aber wegen der inneren Einrichtung seiner Häuser steht Damaskus in hohem Rufe. Die Höfe sind sehr geräumig, mit verschiedenfarbigen Steinen gepflastert; in der Mitte befindet sich stets ein großer Springbrunnen. Gruppen von Orangen-, Citronen-, Granatbäumen, Jasminsträucher und allerhand Ziergewächse verleihen den Höfen einen sehr anmuthigen Anblick. Auf der Südseite, gegen Norden geöffnet, zieht sich meistens eine hohe Halle mit Spitzbogen hin, der sogenannte Liwân, ein herrlicher Platz zum Rauchen, Kaffeetrinken und Träumen, den Lieblingsbeschäftigungen der Orientalen. Bei Alledem sind aber die Damascener ein ziemlich rühriges Völkchen, wie ihre mannichfaltigen Gewerbeerzeugnisse in den Bazaren bekunden: Seidenwebereien, Tischdecken, Metall- und Silberarbeiten, Wasserpfeifen, besonders sogenannte Dschosen aus Kokosnußschalen, Pfeifenrohre aus Korkholz, Gold- und Silberarbeiten, Bäckereien, Erfrischungen u. s. w. Spaßhaft ist mitunter die Art und Weise, wie die Verkäufer ihre Waaren ausrufen; so preist der Händler des Chuschâf, eines aus Rosinen, Orangen oder Aprikosen bereiteten kühlenden Getränkes die Kälte desselben mit den Worten an: „Bâlak snûnak", d. h. nimm deine Zähne in Acht; — oder ein Kressenverkäufer ruft: „ʿOrra tarîye min ʿain ed-duʿiye, tâkulha lʿadjûz tisbish sabîye", d. h. zarte Kresse von der Quelle ed-Du'iye; wenn die alte Frau sie ißt, so ist sie am andern Morgen wieder jung; — Blumensträuße werden feilgeboten mit dem Mahnrufe: „Sâlih hamâtak", d. h. besänftige deine Schwiegermutter (indem du ihr einen Strauß kaufst).

Der Humor der Damascener spricht sich auch in ihren Erzählungen vom syrischen Schilda aus.



Damaskus.

Da liegt unweit von Damaskus das zauberisch schöne Thal von Halbun, dessen Bewohner Feigen, Trauben und Granaten auf den Markt der großen Handelsstadt bringen; auch verfertigen sie Spinnräder und bereiten Lampendochte aus dem Mark einer Gebirgspflanze. Die Halbuner sind auch als tüchtige Holzhauer überall willkommen, denn sie sind stark und kräftig, aber sie haben — große Ideen und werden von den Damascenern verkannt. Die Gassenjungen rufen den Halbunern nach: „Was wäre Damaskus ohne eure Lampendochte?"

Einmal, so erzählt man sich, wollten die Halbuner einen Berg etwas abseits rücken, weil er ihrem Dorfe die Mittagssonne entzog, aber unglücklicher Weise riß der an einen Baum gebundene Strick und Viele thaten dabei einen bösen Fall. — Ein andermal wollte sich die Gemeinde an der Ungerechtigkeit der Damascener rächen, indem sie diesen ihre Lampendochte vorenthielt. Sie meinten, nun müßten die Leute im Dunkeln herumtappen. Leider war die Berechnung falsch, denn die Stadtbewohner fanden Mittel und Wege, der allgemeinen Verfinsterung vorzubeugen. — Einst wollten die Halbuner eine Republik gründen. Sie scheiterte nur daran, daß im Dorfe nicht Männer genug für die Staatsämter waren, welche man schaffen wollte. —

Fortwährend herrscht auf dem Bazar Leben und Thätigkeit, Lärm und Geschrei. Das geschäftige Getreibe der Händler, Handwerker und Käufer, die Müßiggänger, die Bettler, die laut singen, und die Gebetsrufer, die mit hoher Stimme von Minaret zu Minaret sich das Glaubensbekenntniß zurufen, die fremdartigen Gestalten aus der Wüste und aus fremden Ländern, durch den Karawanenverkehr zusammengeführt, die unverhüllten tätowirten kleinen Beduinenweiber aus der Umgegend, mit heißem Blick die Schätze der Magazine bewundernd, die vermummten, watschelnden Städterinnen, der reichgeschmückte Druse, der stolze türkische Efendi, die Kameelzüge, welche hin und wieder durch die Bazarhallen harmlos ihren Weg nehmen — Alles wirkt zusammen, um den Bazar von Damaskus als ein anziehendes, lebensfrisches Bild des Orients erscheinen zu lassen.

Besonders lebhaft wird es in Damaskus zur Zeit des Auszuges und der Rückkehr der Pilgerkarawanen nach und von Mekka. Die Pilgerfahrt fängt eigentlich bei Damaskus an, wenn auch jetzt, beim Dampfschiffverkehr auf dem Rothen Meere und Persischen Golfe, nur noch für die nördlichen, binnenländischen Völker. Im Jahre 1873 kam die Pilgerkarawane am 16. April zurück; jedes folgende Jahr wird sie um circa 12 Tage früher eintreffen. Bei dieser Gelegenheit sieht man jene wunderlichen Kameelsänften, ziemlich hohe hölzerne Gestelle, mit buntem Zeug überzogen und nach vorn offen, in welchen die Insassen, jederseits je eine Person, auf Betten kauern. Bisweilen wird die Sänfte von zwei Kameelen getragen, von denen dann das vordere und das hintere gleichen Schritt halten müssen. Die „Schiffe der Wüste" sind mit einer Haube aus Lederriemen geschmückt, auf welchen Muscheln, Schellen und Goldstücke befestigt sind. Ein edles, reich aufgezäumtes Kameel trägt eine große, mit goldgesticktem grünen Tuch behangene Sänfte, in welcher ein alter Koran und die grüne Fahne des Propheten aufbewahrt werden. — Die Pilger

verbinden die Frömmigkeit mit dem Nützlichen und bringen von Mekka Waaren zurück, die in Damaskus verhandelt werden. Früher waren die Pilgerkarawanen bis zu 50,000 Köpfen stark und wurden von 5000 Mann Soldaten als Schutzgarde begleitet. Zur Unterkunft der Pilger dienen in Damaskus mehrere große Khane, von denen einer, der größte, 2000 Kameele und 5000 Menschen fassen soll.

Der Hauptreiz von Damaskus liegt in dem regen orientalischen Treiben, weniger bemerkenswerth ist aber diese Stadt in ihren öffentlichen Gebäuden, unter welchen nur die Moschee der Ommajjaden ein größeres Interesse beansprucht. Ursprünglich war sie eine Kirche des heiligen Johannes, welche von Kaiser Arkadius (395—408) an der Stelle eines korinthischen Tempels errichtet und später unter dem Khalifen Welid, dem Sohne Abd el-Melik's, von griechischen Baukünstlern in eine prächtige Moschee in arabischem Stil verwandelt wurde. Die Rechnungen über die Moschee sollen Welid auf 18 Maulthieren vorgeführt worden sein. Zwei Reihen Serpentin-, Granit-, Porphyr- und Marmorsäulen theilen die Moschee, die in ihrer ganzen Anlage noch die Basilika verräth, in drei Schiffe; über dem Querschiff wölbt sich eine hohe Kuppel, unter welcher in einem besonderen Bau die größte Reliquie, das angebliche Haupt Johannis des Täufers, ruht. Von den drei Minareten genießt das „Minaret der Braut" besondere Verehrung wegen der Sage, daß am Jüngsten Tage Jesus auf demselben vom Himmel zur Erde steigen werde.

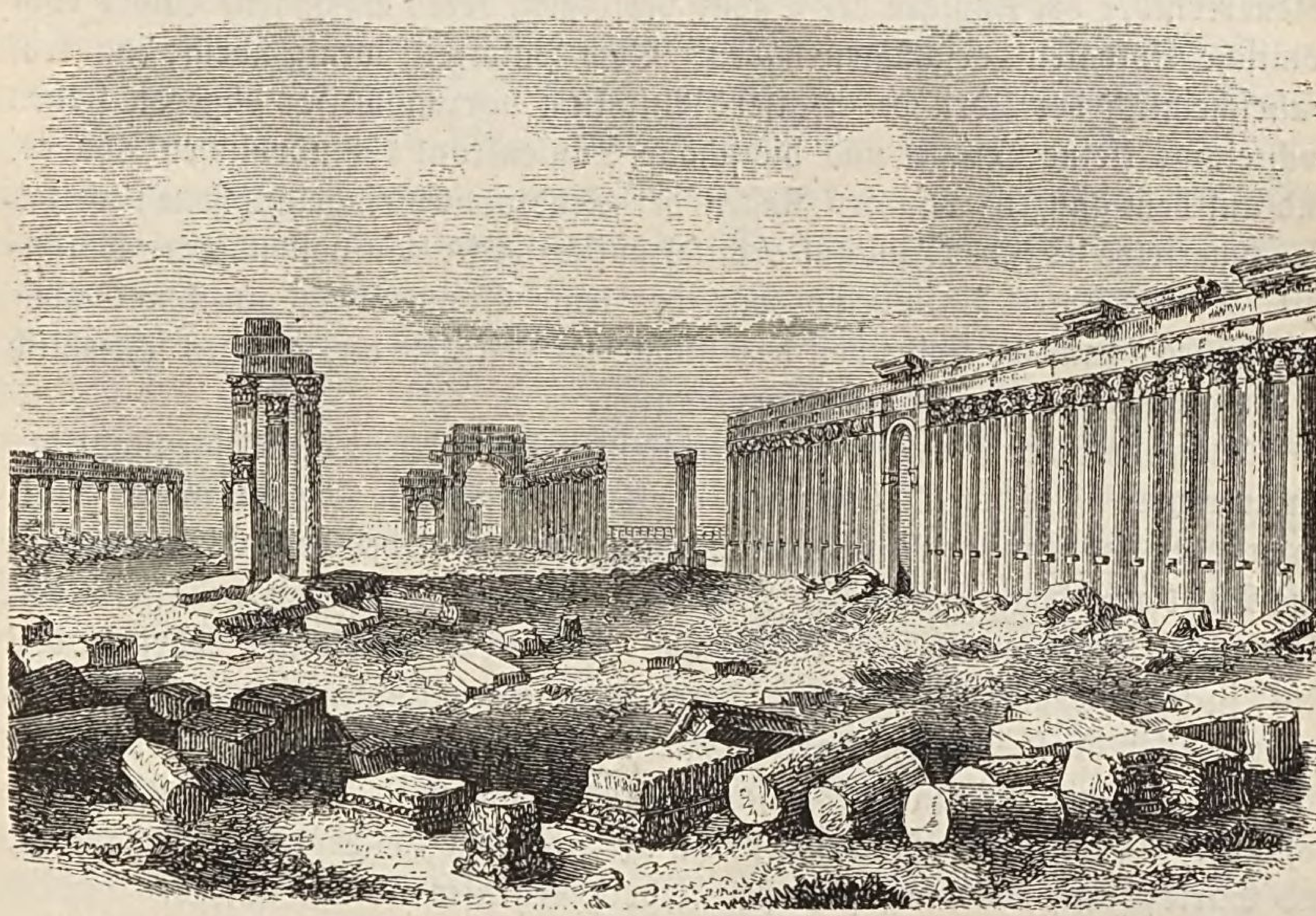
Durch das Tûma- oder Thomasthor verlassen wir Damaskus, den „Aufenthalt der Seligen", „Das Muttermal auf der Wange der Welt", die „paradiesduftende Dimischk". Unser Weg führt in nordöstlicher Richtung durch die Wüste nach Palmyra. Bis zum Jahre 1870 war eine Reise dahin ein unsicheres und kostspieliges Unternehmen. Nur ein sehr reicher Mann konnte sich die dazu nöthige Beduinenbegleitung verschaffen, für die er 6000 und mehr Francs zu zahlen hatte. Jetzt halten aber türkische Garnisonen mit ihren Hinterladern die Kinder der Wüste wirksam in Respekt, und der treffliche Bädeker belehrt uns über die billigste und beste Weise des Fortkommens. So sagt er über die Reisen nach Palmyra: „Man kann sich jetzt durch Soldaten der türkischen Regierung begleiten lassen und ist den Plackereien der habsüchtigen Beduinen nicht mehr ausgesetzt. Jedem berittenen Soldaten werden täglich etwa 2 Francs Trinkgeld berechnet, das man ihnen am besten persönlich einhändigt. Ist man mit ihnen zufrieden, so wird man ihnen gern Essen und Tabak zukommen lassen; man hüte sich indessen, sie gleich von Anfang an zu verwöhnen; — dem Reisenden wird auffallen, wie wenig Nahrung diese Leute bedürfen. Ohne Dragoman, oder doch wenigstens einen Koch, und ohne Zelt läßt sich diese Tour nicht gut machen. Hier ist noch besonders das Mitführen genügenden Trinkwassers nicht zu vergessen, denn auf der Strecke von Karyatên bis Palmyra findet sich kein Wasser oder ist doch nur durch einen Umweg von 3 Stunden zur Quelle Ain el-Wuʿûl zu erlangen. Man bedinge sich in dem Kontrakte besonders aus, daß der Dragoman auf seine Kosten in Karyatên Kameele zum Mitführen des Wassers miethe; wir bezahlten für ein Kameel auf $5^1/_2$ Tage 20 Francs und für drei Schläuche noch 25 Piaster extra. Die Leute sind

gewohnt, direkt aus dem Schlauch zu trinken, der Reisende wird daher gut thun, ein eigenes Gefäß zu seinem Privatgebrauch mitzunehmen ..... Für ein Kameel nach Palmyra hin und zurück wird man etwa 100 Francs bezahlen." Dieses Beispiel der sorglichen Berathung Bädeker's mag uns zeigen, mit welch geringen Umständen und Kosten man heut zu Tage eine Reise nach „Tadmor in der Wildniß" ausführen kann. Wir übergehen die Einzelheiten dieser zu Kameel oder Pferde 3—5 Tage währenden Wüstentour und erwähnen nur die Oasendörfer Kuteifeh, Dschêrûd und Karyatên als Hauptstationen am Wege, der sich längs einer kahlen Bergkette, einem Ausläufer des Antilibanon, bis Palmyra hinzieht. Unter den zahlreichen Beschreibungen der Wüstenstadt wählen wir als die kürzeste und übersichtlichste die des Freiherrn von Thielmann in seinem schon mehrfach angezogenen schönen Reisewerke.

Palmyra war einst eine wohlhabende Oase, ein Stapelplatz des Handels nach dem Osten und die Erste und Führerin der kleinen syrischen Städte. Große Palmenhaine müssen sie damals umgeben haben, wie ihr semitischer Name Tedmur (auch Tadmor), die Palmenstadt, besagt; er wurde zu Palmyra romanisirt, wie das lateinische Wort palma aus dem semitischen tamr entstanden ist. Zu Zeiten der Partherkriege gelangte Palmyra auf den Gipfel seiner Größe; sein Bürger Odenathus besiegte an der Spitze der syrischen Hülfstruppen die Parther und verwandte die erbeuteten reichen Schätze zum prachtvollen Aufbau der Stadt. Allein der Neid der Römer wurde bald rege und schon seine Wittwe Zenobia wurde vom Kaiser Aurelian besiegt und die Stadt zerstört. Seitdem liegen die Trümmer ihrer Bauwerke in der Wüste da, und die trockene Luft hat sie wohl erhalten, daß man oft meinen möchte, jener Fries oder jene Inschrift sei erst gestern gemeißelt worden. Der Wohlstand ist versiecht und nur ein kleines Dorf, zum Schutz gegen räuberische Beduinen in den Hofraum des großen Tempels hineingebaut, nutzt den Boden, den eine starke Quelle leicht schwefeligen Wassers trefflich befruchtet. Die Menge des Wassers würde auch für eine weit größere Fläche ausreichen, als die jetzt angebaut ist, allein es fehlt an arbeitenden Händen und die bis in die letzten Jahre andauernde Unsicherheit der Gegend hinderte ein Wiederaufblühen des Ortes. Die Bevölkerung besteht aus Syrern, die ihr kräftiger Bartwuchs und ihre stämmige Gestalt leicht von den hageren, bartlosen Beduinen unterscheidet; doch hat die arabische Eroberung hier, wie vielfach in Asien und Afrika, dem Volke die arabische Sprache aufgezwungen und Syrisch wird nicht mehr verstanden.

Die Gewaltigste unter Palmyra's Ruinen ist der Große Tempel, welcher jetzt das ganze Dorf einschließt. Ein Quadrat von 250 Schritt Seitenlänge (235 m. im Innern) ist von einer an 15—16 m. hohen, aus schön behauenen Steinen aufgeführten und mit korinthischen Halbsäulen dekorirten Mauer umschlossen. An drei Seiten lief auf der Mauer eine doppelte Säulenhalle von je 60 Säulen Front, während die Eingangsfront auf der Westseite eine einfache Kolonnade von 45 gewaltigen Säulen trug. In der Mitte des so gebildeten Tempelhofes stand das Heiligthum, ein mäßig großer Peripterostempel (dem Baal, dem Sonnengott gewidmet) von 16 und 8 Säulen, dessen

Eingang an der westlichen Breitseite mit einem vortretenden hohen Bogenthor geschmückt war. Wenn gleich die Anordnung in dieser Weise dem streng klassischen Stile nicht entspricht, und wenn auch die Längenverhältnisse der Säulen über das Vitruvische Maß hinausgehen, so ist doch der Eindruck des Ganzen nicht nur ein wegen seiner Größe überwältigender, sondern auch ein im höchsten Grade künstlerischer. Die Säulen, von denen ein Theil noch wohlerhalten aufrecht steht, tragen reiche korinthische Kapitäle und sind nicht kannelirt; die Kapitäle derjenigen am eigentlichen Tempel scheinen aus kostbarem Metall bestanden zu haben, denn sie sind sorgfältig von dem Schaft abgelöst worden.



Ruinen von Palmyra.

Das Innere des Heiligthumes bietet gewölbte Räume mit schönen Kassettendecken, und von vorzüglicher Arbeit sind an ihm sowol wie an dem vorgeschobenen Eingangsthor die reichen Ornamentirungen an Friesen und Bändern, meist Blätter und Früchte behandelnd und völlig erhalten. Das äußere Eingangsthor in der Mitte der westlichen Mauerfront, welches gleichfalls großartig monumental gewesen sein mag, ist im Mittelalter so umgebaut worden, daß seine einstige Form nicht mehr zu erkennen ist.

Der Nordwestecke des Tempels gegenüber liegt die Eingangspforte zu den großen Kolonnaden, dem Konstantinsbogen in Rom nicht unähnlich und durch eine Anlage mit zwei schräg auf einander stoßenden Fronten sehr geschickt so disponirt, daß dem Auge der Brechungswinkel, welchen die Achse der Kolonnaden mit der Gesichtslinie vom Tempel aus bildet, entzogen wird. Die Kolonnaden erstrecken sich bis zum nördlichen Thore der Stadt (der große Tempel liegt im Osten derselben), und zu beiden Seiten schließen sich daran große offene Säulenhallen und der königliche Palast. Noch jetzt, da von den

2—3000 Säulen, welche einst dort standen, nur noch der zehnte Theil erhalten, ist der Anblick des steinernen Waldes ein über alle Maßen großartiger, um so mehr, als das, was Menschenhand und Erdbeben nicht zerstört haben, Dank der trockenen Luft und der Festigkeit des hellgelben Kalksteins völlig unversehrt ist. In einem Theile der großen Kolonnaden hat jede Säule in ihrer Mitte ein Konsol, mit der betreffenden Säulentrommel aus einem Stück gehauen, welche einst die Büste eines Palmyreners trug; eine Inschrift darunter zeigt in griechischer und palmyrisch-syrischer Sprache Namen und Stand des so Geehrten an. In langer Reihe kann man die einstigen Stadträthe und Steuererheber der Königin des Ostens verfolgen, deren marmorne Bilder rohe römische Soldaten zerschlagen haben. Vom Palast ist wenig übrig; ihn traf wahrscheinlich der Zorn des Kaisers Aurelian vorzugsweise; dagegen stehen noch einige kleine Tempel und die schöne Säulenfront des nördlichen Thores, und auf dem ganzen, von den Resten der Stadtmauer eingeschlossenen weiten Trümmerfelde stößt der Fuß auf architektonische Reste von vollendetster Schönheit. Die Blütezeit Palmyra's war der letzte Sonnenstrahl antiken Schönheitssinnes; nach ihr fing schon das nüchterne Zeitalter an, welches schließlich in den grämlichen Byzantinismus überging.

Außerhalb der Mauern, in einem kleinen Thale, liegt die Todtenstadt der Palmyrener. Sechzig Thürme aus großen, behauenen Steinen stehen dort, deren jeder das Erbbegräbniß einer Familie birgt. Ueber dem Eingang zeigt eine Tafel mit doppelsprachiger Inschrift, häufig von Genien gehalten, den Namen der Familie und ihre Würde an. Eine steinerne Treppe führt zu den fünf, ja sechs Stockwerken hinauf, deren jedes einen kleinen Vorsaal zeigt, zu dessen Seiten die steinernen Sarkophage in die Wand eingelassen sind. Manche schöne Ornamente und auch verwaschene Fresken finden sich auf diesen Treppenabsätzen. Außer diesen Thürmen sind auch zahlreiche Felsengräber vorhanden, und Sarkophage, meist von plumper Arbeit, stehen in Menge umher.

Von Palmyra gelangen wir in drei Tagemärschen über Beida und Karnein nach Hôms am Orontes (Nahr el-Asi). Hôms ist das alte Emesa, welches zuerst von Ptolemäos erwähnt wird, doch dürfte seine Geschichte bis in die Zeiten des alten Aram Zoba zurückreichen, welcher Staat von einigen Gelehrten in diesen Gegenden (von anderen in der Beka'a) gesucht wird. Bei Emesa schlug im Jahre 272 n. Chr. Aurelian die Palmyrener und verfolgte sie durch die Wüste nach ihrer Hauptstadt. — Hôms liegt in schöner, fruchtbarer Gegend $1/4$ Stunde vom Fluß und zählt etwa 20,000 meist arabischer Einwohner. Die Stadt bietet ein klägliches Bild arger Verwahrlosung. Ein uralter Ruinenhügel ist noch phönikischen Ursprungs. Monumentale Bauten besitzt Hôms keine; die stattliche Kavalleriekaserne (zwei Regimenter), welche unweit der „Straße" nach Tripoli gelegen ist, stammt von Ibrahim Pascha her, und das kleine Häuschen nebenan mit dem Garten bewohnte noch vor Kurzem, wie J. Černik im Jahre 1873 berichtet, eine Engländerin, eine Lady Dicby, welche die Lady Stanhope, die sogenannte „Königin von Palmyra", kopirte und mit verschiedenen Männern, darunter solche mit wohlklingenden Namen, Heirathen auf Kontrakt schloß, bis sie sich mit einem

arabischen Räuber, Namens Medschuel, verständigte, der ihr die letzten Lebenstage in diesem für eine Europäerin etwas entlegenen Asyle angenehm verkürzte.

Von Hôms sind es durch das Thal des Nahr el-Kebîr (Eleutheros der Alten) drei Tagemärsche bis Tripoli. Genanntes Thal ist in mehrfacher Beziehung bemerkenswerth: einmal als geographisch-geologische Scheide, dann als Durchgang zwischen dem Binnenlande und dem Meere und endlich als Bevölkerungsgrenze. — Mit Rücksicht auf ersteres Verhältniß haben wir das Nahr el-Kebîrthal bereits als Gebirgstheilung angesprochen, denn es stellt sich dar, nicht etwa als Querthal, welches einen gegebenen Gebirgszug nur spaltet, sondern als eine tiefe Mulde, welche von den Kopfabhängen zweier verschiedenalteriger Gebirgszüge gebildet wird. Es trennt den der mittleren Kreide angehörenden Libanon vom Nasairegebirge, welches zwar ebenfalls eine Kreidebildung ist, jedoch erst in der Tertiärzeit gehoben wurde. Von Hôms aus steigt der Weg, aus 420 m. Seehöhe auf 480 m. sich erhebend, über ein schmales, zwischen dem Libanon und dem Nusairehgebirge eingelagertes Plateau und senkt sich dann zu 180 m. Seehöhe in eine Thalweitung hinab, in welcher die beiden Quellarme des Nahr el-Kebîr sich vereinigen. Der nördliche Arm, der Nahr el-Ruwaid, windet sich durch die Schluchten des Nusairehgebirges und tritt unterhalb des alten Kreuzritterkastells Kalaat el-Hößn, mit seinem durch Nebenflüsse verstärkten Unterlaufe in ein $1\frac{1}{2}$ Stunde breites und drei Stunden von Nord nach Süd sich erstreckendes fruchtbares Thal, die sogenannte kleine Beka'a. Dieselbe mündet in die erwähnte Thalweitung aus und empfängt hier den südlichen Quellarm des Eleutheros, den im Libanon entspringenden Nahr el-Chalid. Das Flußthal desselben, schmal und schroff, ist geologisch merkwürdig, indem es die eigentliche Grenze bildet zwischen den großen Trappgängen der westlichen Libanonhänge und dem Trümmerbasalt der östlichen, ein Abschnitt, der zwar nicht unbedingt nothwendig erscheint, immerhin aber auffallend genug, um seiner zu gedenken. — Der Nahr el-Kebîr verläßt bald nach der Vereinigung seiner Quellarme die Thalkessel und fließt dann durch eine wilde Thalenge, während oberhalb derselben der Weg auf einem mit Basalttrümmern bedeckten Plateau des Nasaire-Abhanges hinzieht, der Küste zu, die als fruchtbare Ebene vor dem Thale sich ausbreitet. — Die ganze Thalstrecke von Hôms bis zur Küstenebene, obwol als Durchgang in der Mitte des Syrischen Gebirges überaus wichtig, zeichnete sich durch Oede und Verwahrlosung aus. Nur hin und wieder trifft man auf den kahlen Höhen und Lehnen armselige Dörfer, deren Häuser aus schwarzen Basaltsteinen erbaut sind, und nur selten erblickt man einen Menschen. Die Bewohner dieser Gegend sind versprengte Metawile aus dem Libanon, die hier ein unglaublich schmuziges Dasein fristen. Ingenieur Černik, der auf seiner Studienexpedition nach dem Euphrat und Tigris das Nahr el-Kebîrthal durchzogen, sah einige Kinder, deren Aussehen er ein wahrhaft bedauernswerthes nennt. Den halbnackten Würmern hatten Fliegen und Mücken die Gesichter in solch dichten Massen bedeckt, daß von der Hautfarbe kaum noch Etwas zu entdecken war,

während die Augen unheimlich angeschwollen schienen und an beständiger Eiterung litten. Bei den Weibern machte er ähnliche Beobachtungen. Ihr ganzes häusliches Walten streift an unbeschreibliche Schmutzwirthschaft. Brot backen sie in großen Thongefäßen und zwar auf die etwas ursprüngliche Weise, daß sie die frischen Fladen an die innere Gefäßwand kleben und durch ein seitlich angebrachtes Loch Kameelmist als Heizstoff einführen. Durchdrungen vom salmiakhaltigen Rauch des Kameeldüngers wird dann das zu Stein erhärtete Brot fast als einziges Nahrungsmittel genossen. (Vgl. Petermann's „Mittheilungen", Ergänzungsheft Nr. 44.)

Wir bezeichneten das Thal des Nahr el-Kebîr auch als Völkerscheide, denn es trennt die Bevölkerungsgruppen des Libanon von den Nasairiern und Ismaeliern, welche das Nordsyrische Gebirge bewohnen.

Von den Nasairiern wußte man bis vor Kurzem nur sehr wenig, da sie Alles auf ihre Religion Bezügliche streng geheim halten. Erst dem ausgezeichneten Kulturhistoriker des Orientes, A. v. Kremer, gelang es, indem er durch Zufall von einem Religionsbuche der Nasairier Kenntniß nehmen konnte, Licht über ihr Glaubensgebäude zu verbreiten. Er veröffentlichte darüber im „Ausland" 1872 einen sehr eingehenden Aufsatz, dem wir Folgendes entnehmen:

Vom Nahr el-Kebîr, dem Eleutherus der Alten, die ganze nordsyrische Küste entlang über die amanischen Pässe nach Kilikien hinein, bis Adana und Tarsus, bildet das räthselhafte Volk der Nasairier die Hauptbevölkerung des meistens in geringer Entfernung von der Küste, parallel mit derselben, sich hinziehenden Gebirgswalles.

Es sind unwegsame, selten von einem Reisenden durchwanderte Gebiete, wo an den Abhängen und in den Schluchten, auf den Spitzen und Kuppen der Berge, in zahlreichen Dörfern und Gehöften die Nasairier hausen, bis vor Kurzem noch fast ganz unabhängig von der türkischen Regierung und nur von Zeit zu Zeit ihre Abgaben und Tributzahlungen entrichtend. Sie leben und sterben in ihren heimathlichen Bergen, die sie fast nie, und dann nur gezwungen, verlassen. Der Ackerbau und die Viehzucht geben ihnen die Mittel zu einem, wenn nicht üppigen, so doch genügenden Lebensunterhalt.

Am dichtesten wohnen sie um Ladakia und Antiochien, und in beiden Städten halten sich viele Nasairier des Handels halber auf; aber wo immer sie mit Mohammedanern zusammenkommen, verbergen sie ihren Glauben und geberden sich in Allem als rechtgläubige Moslemin: ihre Sprache ist die arabische, in dem Dialekte der syrischen Gebirgsbewohner.

In Adana und den umliegenden Dörfern beträgt ihre Zahl an 5000, ebenso sind sie in Tarsus selbst und der Umgegend ziemlich zahlreich. Die Gesammtzahl der Nasairier in Syrien wird auf 120—180,000 angegeben. Hiervon kommt ungefähr die Hälfte auf das Gebiet von Tripolis und Ladakia.

Von den Mohammedanern werden sie gründlich gehaßt, als Fellahin, d. h. Bauersleute, gescholten und bei jeder Gelegenheit mißhandelt; die Nasairier erwiedern diese Gefühle im vollsten Maße. Dabei stehen sie in ganz Syrien im Rufe unverbesserlicher, verwegener Räuber, und eine Reise durch ihr Gebiet wird immer als ein gefährliches Unternehmen bezeichnet. Von ihrer

Religion, ihren Sitten werden die abenteuerlichsten Dinge berichtet. Sie selbst halten ihre Glaubenslehren sehr geheim und beobachten darüber ein unverbrüchliches Stillschweigen.

Die Glaubenslehre der Nasairier wurden von einem Scheich wie folgt zusammengefaßt: „Der Himmel ist der Körper Ali (unseres Gottes); sind wir einmal befreit von diesen irdischen Körperhüllen, so erheben sich unsere Seelen zu dem Sternenheer in der Milchstraße und kleiden sich in Lichthüllen. Wer aber zweifelt, dessen Seele muß in Thierkörpern die irdische Wanderung fortsetzen. Die Andersgläubigen und Fremden aber gehen auch in Thierkörper über und sind für ewig verdammt. Die Sonne ist Mohammed und der Mond ist Selmân, und alle die Sterne am Himmel sind Engel, die schon vor Erschaffung der Welt bestanden."

Wir ersehen hieraus, daß eine Trias der höchsten Mächte angenommen ward: Himmel = Ali, Sonne = Mohammed, Mond = Selmân, und diese Trinitätsidee fand eine allgemeine Entwicklung, die zu den sonderbarsten Abirrungen führte, indem die Nasairier eine gleichzeitige dreifache Menschwerdung der Gottheit annahmen, die sich ins Unendliche wiederholt. Diese dreifache Inkarnation bezeichneten sie in ihren drei Stufen mit den Namen Ma'na (d. i. die Idee), Bâb (d. i. das Thor) und Higâb (d. i. der Schleier). So sagen sie: Ali = Sonne sei der Bâb und Selmân = Mond sei der Higâb.

Ganz demselben Ideengange entspricht es, wenn sie den angeblichen Stifter ihrer Religion, den Scheich Chasyby, der ein politisch-religiöser Agent des alidischen Imams Hasan 'Askary (847—873 n. Chr.) gewesen zu sein scheint, den Bâb dieses Letzteren nennen, während Hasan 'Askary selbst eine Inkarnation der Gottheit (Ma'na), also deren Higâb gewesen sein soll.

Die Gebräuche ihres Kultus sind sehr merkwürdig. Bei ihren Gebeten wenden sie sich gegen die auf- oder untergehende Sonne, wobei sie eine gewisse Anzahl von Prosternationen verrichten. Der Kelch mit Wein nimmt im religiösen Ceremoniel eine wichtige Stelle ein. Die Einweihung des Jünglings in die Geheimnisse der Religion findet gewöhnlich im 18. Jahre statt. Der Priester reicht ihm in Gegenwart der Gemeinde einen Kelch mit Wein, den er zu leeren hat, dann wird ihm der Schuh des Priesters aufs Haupt gelegt, während derselbe ein Gebet über ihn verrichtet. Nach vierzig Tagen wird der junge Mann abermals in die Gemeinde berufen, der Priester reicht ihm wieder den Kelch und befiehlt ihm denselben zu leeren, mit den Worten: „Ich trinke auf das Geheimniß von 'Ams." — Das 'A bedeutet 'Ali, den Ma'na, M bedeutet Mohammed, den Bâb, und das S bedeutet Selmân, den Higâb. Dann befiehlt der Priester dem Firmling, dieses heilige Wort täglich fünfhundertmal zu wiederholen.

Nach sieben Monaten erfolgt der Schluß der Einweihung. Der Jüngling wird durch seinen Pathen (Wakyl) vorgeführt, dieser selbst hat einen Vikar (Nakyb) rechts und einen Priester (Negyb) links vor sich. Jeder hält einen Kelch mit Wein. So führen sie den jungen Mann dem Imâm (Oberpriester) entgegen, unter Absingung frommer Lieder, dann wenden sie sich zum Religionslehrer (Morschid) und legen ihm die Hände auf, er aber erhebt sich, nimmt den

Becher aus der Hand des Pathen, verrichtet eine Prosternation, rezitirt einige Gebete und leert den Kelch. — Dann wird der Firmling dem Imam vorgeführt, der ihn fragt: ob er auch Kraft und Muth besitze, das Geheimniß seiner Religion zu bewahren. „Bist du", fragt er, „bereit, dir Hand und Fuß abhauen zu lassen, ohne dies gewaltige Geheimniß zu verrathen?" Dann verlangt der Imâm, daß der Jüngling Bürgen stelle. Diese treten nun vor, und zu ihnen sich wendend, spricht er: „Verräth er dieses Geheimniß, so bringt ihn mir, daß wir ihn in Stücke zerhauen und sein Blut trinken." — Trotzdem läßt der Imâm zum Schlusse den jungen Mann einen Eid auf das heilige Buch schwören, daß er das Geheimniß bewahren wolle, und fügt hinzu: „Die Erde, o Jüngling, wird deinen Leib ausspeien und nie wieder wirst du in das Gewand eines menschlichen Körpers zurückkehren, wenn du dies Geheimniß verrathest, sondern du wirst die Gewänder der Thierkörper anziehen und auf ewig daraus keine Errettung finden!"

Hierauf läßt man ihn niedersitzen, entblößt sein Haupt und breitet ein Tüchlein darüber, dann legen die Bürgen ihm die Hände auf und beten, leeren den Kelch, verrichten einige Gebete, lassen dann auch ihn den Kelch leeren mit den Worten: „Im Namen Gottes, bei Gott und bei dem Geheimniß des Herrn Abu Abdallah, desjenigen, der Gottes Erkenntniß in der tiefsten Erinnerung trägt, des Frommen, den Gott beseligen wolle!"

Nun erst erfolgt der eigentliche Religionsunterricht. Das erste Gebet, das er lernt, ist die sogenannte Fluchlitanei, worin die vier ersten Khalifen, viele andere Gefährten Mohammed's, ferner Mo'âwija, der erste omajjadische Khalif, dessen Sohn Jazyd, Haggâg, der Statthalter von Irak, Abdolmalik und Harun ar-Raschyd verflucht werden, ebenso aber auch andere, spätere Heilige des Islam, z. B. Scheich Ahmed Badawy, Amed Rifâ'y, Ibrahim Dasuky u. s. w., zum Schlusse aber sogar Johannes Maro, der Schutzpatron der Maroniten.

Zu bemerken ist, daß die eben beschriebene Art der Einweihung nur für Söhne edler Leute gilt, für solche aus dem gemeinen Volke ist die Ceremonie noch umständlicher und langwieriger.

Auch bei den sonstigen religiösen Festen, deren es eine große Zahl giebt und die mit dem Namen „Koddâs", d. i. Messe, bezeichnet werden, spielt der Priester (Nakyb) mit dem Weinkelch eine hervorragende Rolle. Die Frauen sind vom Religionsunterricht ganz ausgeschlossen und nur eine einzige Gebetformel lernen sie auswendig; sie lautet:

„Ich strecke meine Hand in das Wasser, das fließende, das leitende, das von einer Perle zur andern, bis zur strahlenden Fâtima gleitete. Ich besprenge damit meine rechte Seite und vertraue auf Ali, den Fürsten der Rechtgläubigen; ich besprenge damit meine linke Seite und vertraue auf den Erhabenen, Gewaltigen; ich besprenge damit mein Haupt und all meine Glieder: o mein Herr, Herr der Menschen! Hebe von mir diesen Schmuz hinweg, von meinen.... bis zu meinem Haupte und allen meinen Gliedern — sowie der Himmel von der Erde hinweggehoben worden ist. Ich sprenge hinter mich und vertraue auf den Mond und auf die Sonne; ich sprenge nach vorne und

vertraue auf die Plejaden und die Wage; ich sprenge auf . . . ., der in der Person des N. N. ist (und nun folgt der Fluch auf die genannte Person)." Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß wir hier eine uralte Beschwörungsformel vor uns haben, die nur insofern umgestaltet worden ist, daß man statt der heidnischen Götter, die man anrief, mohammedanische und andere Namen eingefügt hat.

Zu den religiösen Gebräuchen der Nasairier gehört es auch, daß die edle Klasse der Schimâlysekte sich den Bart nicht schert; dann enthalten sie sich des Genusses der gelben Kürbisse, der Bamia (Hibiscus esculentus), des spanischen Pfeffers und der Paradiesäpfel, sowie des Tabakrauchens. Die Kilâsy-Sekte ist aber weniger streng hierin. Das Verbot des Genusses weiblicher Thiere ist allgemein.

Ihre Hierarchie ist einfach gegliedert. An der Spitze jeder Gemeinde steht ein Oberpriester, der Imâm, dessen Befehlen das Volk mit abergläubischer Verehrung gehorcht und den es für unfehlbar hält; unter ihm stehen Geistliche niederen Ranges (Nakyb, Negyb). Alle sind verheirathet. Die Masse des Volkes selbst zerfällt in Edle und Gemeine.

Im Verkehr mit Fremden ist es den Nasairiern gestattet ihre Religion zu verbergen. Sie erkennen sich an gewissen geheimen Losungsworten; eines davon ist, daß man fragt: „Wo sind sie?" Die richtige Antwort lautet: „Vor dem Thore der Stadt Harrân!" Es bezieht sich dies auf Kapitel XIII ihres Korans, wo von dem Stifter der Nasairiereligion, dem Scheich Abu Abdallah Chasyby, und seinen 51 Aposteln die Rede ist, von denen es daselbst heißt: „Und sie stehen am Thore der Stadt Harrân."

Es braucht nicht bemerkt zu werden, daß sie überaus abergläubisch sind und eine große Zahl von Heiligen verehren. In ganz besonderem Ansehen als solcher steht ein Abkömmling Ali's, Namens Ga'far Tajjâr, der in zahlreichen Kapellen verehrt wird. Sie haben heilige Orte auf Hügeln und Bergen, wo sie Steine aneinander reihen, Opfer, Rauchwerk und Gebete darbringen. Die Sternschnuppen halten sie für Engel, welche die Gräber der Heiligen besuchen, oder für die Seelen dieser Heiligen selbst. Nicht zu vergessen ist, daß sie am Schlusse jedes Gebetes um baldige Vernichtung der türkischen Herrschaft beten.

Es ist bisher die bereits schon von S. de Sacy ausgesprochene Ansicht herrschend gewesen, daß die Nasairier eine Nebensekte der unter dem Namen der Ismaeliten und Karmaten bekannten ultraschiitischen Sekte seien. Leider kennen wir die Lehre der Karmaten sehr wenig, wir wissen nur, daß sie ihre geistlichen Oberhäupter als göttliche, unfehlbare Wesen verehrten. Auch nahmen sie mannichfache, successive Manifestationen der Gottheit in verschiedenen Gestalten an, so in Jesus, den sie mit dem Logos, mit Mahdy, mit dem Engel Gabriel u. s. w. für eine und dieselbe Erscheinung erklärten. Einer der ältesten karmatischen Missionäre erklärt sich selbst in einem Sendschreiben für eine und dieselbe Verkörperung des göttlichen Geistes, der schon früher in Gestalt des Kameels (der Tamuditen), des mythischen Thieres der Erde, Johannis des Täufers und des heiligen Geistes sich geoffenbart haben sollte.

Ebenso nahmen sie, wie die Nasairier, eine große Zahl von Propheten an (Adam, Noah, Araham, Jesus, Mohammed und Ibn al-Hanafiyeh). Auch die Speiseregeln der Karmaten bieten einige Aehnlichkeit mit jenen der Nasairier, doch nähern sich die ersteren mehr jenen der Sabier von Harrân, und im Ganzen kann man nicht übersehen, daß diese Berührungspunkte zu unbestimmt sind, um einen sichern Schluß zu gestatten. Hingegen treffen sie darin zusammen, daß beide gleich roh, gleich widerspruchsvoll in ihren Glaubenssätzen sind, beide sind Bauernreligionen im vollsten Sinne des Wortes und konnten nur bei einer ganz unwissenden Menge Anklang finden.

Die Geschichte liefert aber in der That den Beweis, daß die religiösen Bewegungen, aus der die Karmaten und die Nasairier hervorgingen, nur die untersten Volksschichten ergriff, sowie daß diese Lehren ihren Ursprung in jener Provinz des Khalifenreiches nahmen, wo, unter der Hülle des den alten Landesbewohnern gewaltsam aufgedrungenen Islam, die meisten Reste der heidnischen Kulte zurückgeblieben waren und im Verborgenen gegen die neue Religion reagirten. Die Schriften der Nasairier, so sehr sie auch überfüllt sind mit Zusätzen späterer Zeiten, lassen doch ganz deutlich diesen Ursprung erkennen, und wir finden in ihnen noch manche Reste, die in vormohammedanische Zeit zurückreichen.

Daß die Karmaten sowol als die Nasairier aber in Mesopotamien (Irak) entstanden, ist sicher. Nach allem Vermuthen war Kufa der Hauptplatz der antimohammedanischen Bewegungen. In Kufa war zur Zeit der ersten Abbasidenkhalifen die Zahl der Anhänger der alten Landesreligionen noch sehr beträchtlich, und man bezeichnete sie mit dem Namen „Zindyk“, der später die Bedeutung Atheist erhielt, zu jener Zeit aber der besonders in Babylonien sehr verbreiteten und zahlreichen Religionsgemeinde der Manichäer, sowie auch den von den Arabern mit jenen häufig verwechselten Anhängern der zoroastrischen Lehre zukam.

Diese Zindyk nun bildeten den Gährungsstoff für all die anti-islamischen Erhebungen, und daß auch die Lehre der Nasairier auf diese Art entsprungen sei, läßt sich leicht nachweisen durch den unzweifelhaft manichäischen Charakter ihrer religiösen Schriften, worüber Näheres in dem Aufsatze im „Ausland“ 1872, Nr. 24, zu finden ist.

Die Nasairier (Einzahl Nusairi), in der syrischen Vulgärsprache auch Ansairieh genannt, sind nach Fr. Walpole („The Ansayrii“) ein großer, schöner Menschenschlag, mit stärkerem Knochenbau und Muskeln, als sie im Orient gewöhnlich sind, brauner als die Osmanli, aber mit hellfarbigerer, schönerer Haut als die Araber, öfter mit braunen Haaren. Die Weiber sind in der Jugend als Mädchen schön und haben oft helles Haar mit schwarzen Augen. Durch schwere Arbeit, die sie verrichten müssen, und durch den Brauch, die Kinder zwei bis drei, ja selbst vier Jahre zu säugen, verlieren sie schon frühzeitig ihre Reize und erliegen ganz der Roheit ihrer gedrückten Verhältnisse. — Die Kleidung der Nasairier unterscheidet sie wenig von den Türken. Weiß ist ihre heilige Farbe, sagen sie, mit der sie bekleidet sein müssen; ihr Kopf trägt den weißen Turban, ihr weißes Baumwollenhemd ist mit Roth und Schwarz umgürtet, doch bleibt es auf der Brust offen, weil Zuknöpfen eine

Sünde gegen Gott sei, da der Schöpfer zu allen Zeiten das Recht habe, in das Herz zu schauen. Eine syrische Jacke und weite kurze Hosen von Baumwollzeug vollenden den Anzug. Die Weiber sind ähnlich gekleidet, tragen auch Hosen und keinen Schleier, doch halten sie sich im Hause stets zurückgezogen. — Die Häuser sind ärmlich und schmuzig; sie zeigen über dem Eingange zwei kleine Fenster, die bei etwa gleichzeitig eintretenden Geburts- und Todesfällen der kommenden und entfliehenden Seele als bequemer Zu- und Ausgang dienen sollen. Auch in jeder Stube läßt man noch mehrere kleine Löcher offen, damit die Geister kommen und gehen können, ohne sich zu begegnen. Es wäre zu wünschen, daß die in Bildung strotzenden Europäer zu Gunsten ihrer Gesundheit diesem Aberglauben huldigten.

Die Nasairier haben die Beschneidung wie die Mohammedaner; sie geschieht in verschiedenen Altersstufen wie bei jenen mit Musik und Festen. Dieselbe sei ein alter Brauch, sagen sie; ohne ihn würden sie Christen sein. — Ihre Blutfehden heißen Hack el-Dum und werden nur in Friedenszeiten ausgetragen. Im Kriege fordert der Todtschlag keine Blutrache. Tödtet ein Mann Jemand aus einem andern Stamme, so kann die That durch eine Geldbuße gesühnt werden, wenn jedes Glied des Mörderstammes eine bestimmte Summe an den verletzten Stamm auszahlt; meist beträgt dies an 1600 Piaster oder ca. 320 Mark.

Seltsam sind die Verlobungsbräuche. Wie bei den Mohammedanern kauft der Mann seine Frau, indem er ihrem Vater 100—1000 Piaster, oder eine Stute, eine Kuh oder einen Esel zustellt; dann muß er noch dem Hirce, dem Dorfeigenthümer, ein Abstandsgeld (meist 500 Piaster) geben, um die Erlaubniß zur Hochzeit zu erlangen. Ist der Handel geschlossen, so besteigen die Freunde des Bräutigams, mit Stöcken bewaffnet, das Hausdach der Braut, deren Freunde, ebenfalls mit Stöcken versehen, so schnell als möglich in das Haus zu dringen suchen, um sie vor Schlägen zu schützen. Gelangt aber der Bräutigam doch bis zu ihr, so schlägt er sie, bis sie so laut schreit, daß sie von außen gehört wird. Dann zieht sich Alles zurück und die Verlobung ist vollzogen. Die Hochzeitsfeier selbst ist einfach. Scheidung ist nicht gestattet, aber die Polygamie bis zu vier Weibern erlaubt. (Vgl. Ritter's „Asien“ XVII.)

Bekanntlich stehen die Nasairier im Rufe, dem berüchtigten Kult der „Quelle des Lebens“ zu huldigen, indem sie zum Feste der „Lichtauslöschung“ in dunklen Höhlen sich versammeln und einem auf einem Altar sitzenden schönen Weibe in eigenthümlicher Weise Verehrung darbringen. Dann huschen verschleierte Weiber durch die Vorhänge in den geheiligten Raum, worauf plötzlich alle Lichter erlöschen und die wildesten Orgien stattfinden. —

Wenn die Nasairier in ihren jetzigen Wohnsitzen schon seit dem 10. Jahrhundert nachzuweisen sind, so sind ihre Mitbewohner im südlichen Theil desselben Gebirges, die Ismaëlier erst später, nach S. de Sacy 1128, eingewandert oder durch Sendboten gewonnen worden. In Persien hatte ein alidischer Wühler, Hassan ibn Sebbah, sich der Burg Alamut (in hoher und rauher Lage am Südrande des Kaspischen Meeres) bemächtigt und sich mit dem Nimbus des erwarteten Mahdi zu umkleiden gewußt. Von da gingen seit dem 10. und 11. Jahrhundert die furchtbaren Banden der Assassinen im

Dienste ihres Oberhauptes aus und übten mit unerhörter Frechheit den Meuchelmord, wo er ihnen geboten war und wozu sie sich mittels Geld dingen ließen. Nicht nur in Persien und Vorderasien, sondern auch in Egypten und selbst in Europa traten sie unter allen Formen und Verkleidungen auf, um die Fürsten auf den Thronen, die Khalifen selbst, wie die Ritter und Führer der Kreuzfahrer, mit dem Dolch aus dem Weg zu räumen. Aus jener Zeit stammt der Name Assassinen, den die Kreuzritter dieser Mördersekte beilegten.

Der Name Ismaëlier oder Ismailiten rührt vom Stifter der Sekte Abd Allah ibn Meimun her, der, ein Nachkomme des siebenten Imâms Mohammed ibn Ismaël, den Volksglauben an dessen einstige Rückkehr als Mahdi, d. h. Führer, Erlöser, zu einem Dogma entwickelte und so jene Schule gründete, aus welcher die Ismaëlier, Karmaten, Nasairier, Drusen, Metawile rc. hervorgingen. Abd Allah's Sohn setzte das Missionswerk fort und bekehrte u. A. Hamdan ibn Aschath Karmat zu seiner Lehre, der für ihre Verbreitung im Irak thätig war und nach dem die um 890 zuerst in Kufa auftretenden Sektirer Karmaten genannt wurden. Nicht minder erfolgreich war die Uebertragung der ismaëlitischen Lehren nach Afrika. Dort gelang es dem Fürsten von Kairawan, Obeid Allah, eines Urenkels Abd Allah's, des Gründers der Schule, sich als Mahdi anerkennen zu lassen. Seine Nachkommen, die Fatimiden, wählten Kairo zur Residenz und unterhielten dort ein „Haus der Wissenschaft", d. h. eine Schule des Ismaëlierthums, wo nachgewiesen wurde, wie Ali's göttliche Natur in seiner Familie, den Fatimiden, ewig sich neu verkörpern. Hakim, der fünfte Nachfolger des Mahdi Obeid Allah, machte Ernst mit dem Anspruch, ein Gott zu sein, und fand Propheten, denen es, wie wir gesehen haben, wenigstens in Syrien gelang, ein ganzes Volk, die Drusen, zur Anerkennung dieser Gottheit zu bringen.

Die Ismaëlier hießen auch Haschischi und zwar nach dem dämonisch bezaubernden Narkotikum des Hanfkrautes, dem Haschisch der Araber. Haschisch bezeichnet nach Sacy eigentlich einen Mann, der durch Genuß eines Trankes in Begeisterung und Entzückung geräth. Der Gebrauch des Hanfes zu diesem Zwecke ist aus Indien überkommen, wo die, welche Umgang mit den Göttern haben, Haschischi genießen.

Die Dogmen Hassan's, des „Alten vom Berge", charakterisiren sich als ein Gemisch von Schiitismus und altem Heidenthum. Allegorische Auslegung des Korans, Seelenwanderung, menschliche Gottheit Ali's (Mohammed's Schwiegersohn), Wanderung desselben in die nachfolgenden Imâme und Verheißung eines üppigen irdischen und noch besseren jenseitigen Paradieses, das sind die Kernpunkte, um welche der ismaëlische Glaube sich dreht.

In Persien wurden die Ismaëlier im Jahre 1256 durch den mongolischen Dschingiskhaniden Hulaku Khan ausgerottet und bald darauf, 1271, wurde auch ihrer Herrschaft in Syrien durch den egyptischen Sultan Bibars der Untergang bereitet. Sie waren hier während anderthalb Jahrhunderten sehr mächtig und besaßen viele feste Schlösser. Ihr Oberhaupt, welches ebenfalls der „Alte vom Berg" (Scheich, d. h. Greis und Fürst, al-Dschebal) genannt wurde, stand mit den Kreuzfahrern bald auf freundlichem, bald auf feindlichem

Fuße, wodurch es ihm gelang, seiner Sekte immer mehr Gewalt und Anhang zu verschaffen. Was jetzt noch unter dem Namen Ismaëlier im Nordsyrischen Gebirge lebt, — ihr Häuptling wohnt in der Burg Cadmus — ist in ewiger Blutfehde mit den ihnen doch so nahe verwandten Nasairiern begriffen und soll jetzt noch nach Rey (1864) etwa 10,000 Köpfe zählen.

Die Glaubenslehren der heutigen Ismaëlier scheinen von den ursprünglichen in mehreren Punkten abzuweichen, wenigstens berichtet de Sacy nach den Angaben Rousseau's, welcher Anfangs dieses Jahrhundert als französischer Konsul in Syrien die Ismaëlier kennen zu lernen Gelegenheit hatte, daß diese zwar noch die Gottheit Ali's sowie die verschiedenen Inkarnationen und die Seelenwanderung anerkennen, daß sie aber Mohammed's Paradies, die Göttlichkeit des Korans, die Wallfahrten nach Mekka und andere mohammedanische Lehren verwerfen. Rückhaltlose Sinnlichkeit, wie die Mystik sie großzieht und erfinderisch mit den frömmsten Phrasen heiligt, charakterisirt auch jetzt noch ihre Feste. Genaueres weiß man über ihre Religion nicht, da sie sehr verschwiegen sind. Im Uebrigen ist über sie noch zu erwähnen, daß sie keine Tempel haben, jeden Verkehr mit den Türken meiden, sehr gehorsam gegen ihre Häuptlinge und im Allgemeinen gastfreundlich sind. (Vgl. K. Ritter's „Erdkunde", Bd. XVII, und J. Braun, „Die Sekten des Islam", „Globus" XIV.)

Vom Nasairegebirge wenden wir uns zurück zum Orontes (Nahr el-Asi), den wir bei Hôms verließen. Bald nach seinem Austritt aus der Bekaʿa durchfließt er den kleinen See von Hôms und nimmt dann, nachdem er letztere Stadt passirt hat, seinen Lauf in nördlicher Richtung zwischen den steilen bewaldeten Abhängen des Nasairegebirges und den kahlen Hügelketten des syrischen Steppenhochlandes. Bei Hamah, dem alten Epiphania, tritt der ruinenreiche Dschebel-Alah an den Orontes. El-Alah ist wie der Haurân ein ausgedehntes Basaltgebiet im Kreideland; es erstreckt sich vom Flusse aus gegen Osten auf zwei bis drei, von Nord nach Süd, von Kinnesrin bis Salamieh, auf fünf Tagereisen und soll nach Angabe der Araber 365 Städteruinen tragen, eine Summe, die wol etwas arabisch übertrieben sein dürfte. Immerhin ist aber das ganze Land östlich vom Orontes bis zum Euphrat überaus reich an Ruinenstätten und man kann sich einen Begriff von dem Unterschied zwischen Einst und Jetzt machen, wenn man erfährt, daß man jetzt in diesem Gebiete eben so viel Einwohner rechnet, als sich dort selbst — Ruinenstädte befinden. Am Südrande des Basaltgebietes liegt, wie erwähnt, Salamieh oder Sulemieh, das alte Salaminias, die Pflanzschule des Ismaëlitenthums.

Das Orontesthal unterhalb Hamah wird von den Arabern el-Ghâb genannt, ist sehr fruchtbar, aber wenig angebaut. „Man sieht diesem Thale", sagt v. Schweiger-Lerchenfeld, „noch heute seine Ueppigkeit, die es einst besessen, an, aber die Kultur ist auch hier tief gesunken. Die letzte Blüte-Epoche, die über dies Gebiet heraufzog, war jene unter der Herrschaft Ibrahim Pascha's von Egypten, der bekanntlich Syrien den Türken wegnahm. Damals schien Alles plötzlich wie auf Zauberwort umgestaltet, durch die Kulturen zogen

Wasserleitungen, in den Sümpfen arbeiteten Entwässerungsmaschinen, und der Landmann, von langem, schwerem Drucke wieder erwacht, bestellte den ergiebigen Boden wie nie vorher. Diese Zeit war, wie eben angedeutet, nur eine vorübergehende. Als die Türken wieder als Sieger in das Land einzogen, waren sie barbarisch genug, all die Schöpfungen, die ja nur dem Lande zugute kommen konnten, wieder zu zerstören und das alte Elend Platz greifen zu lassen."

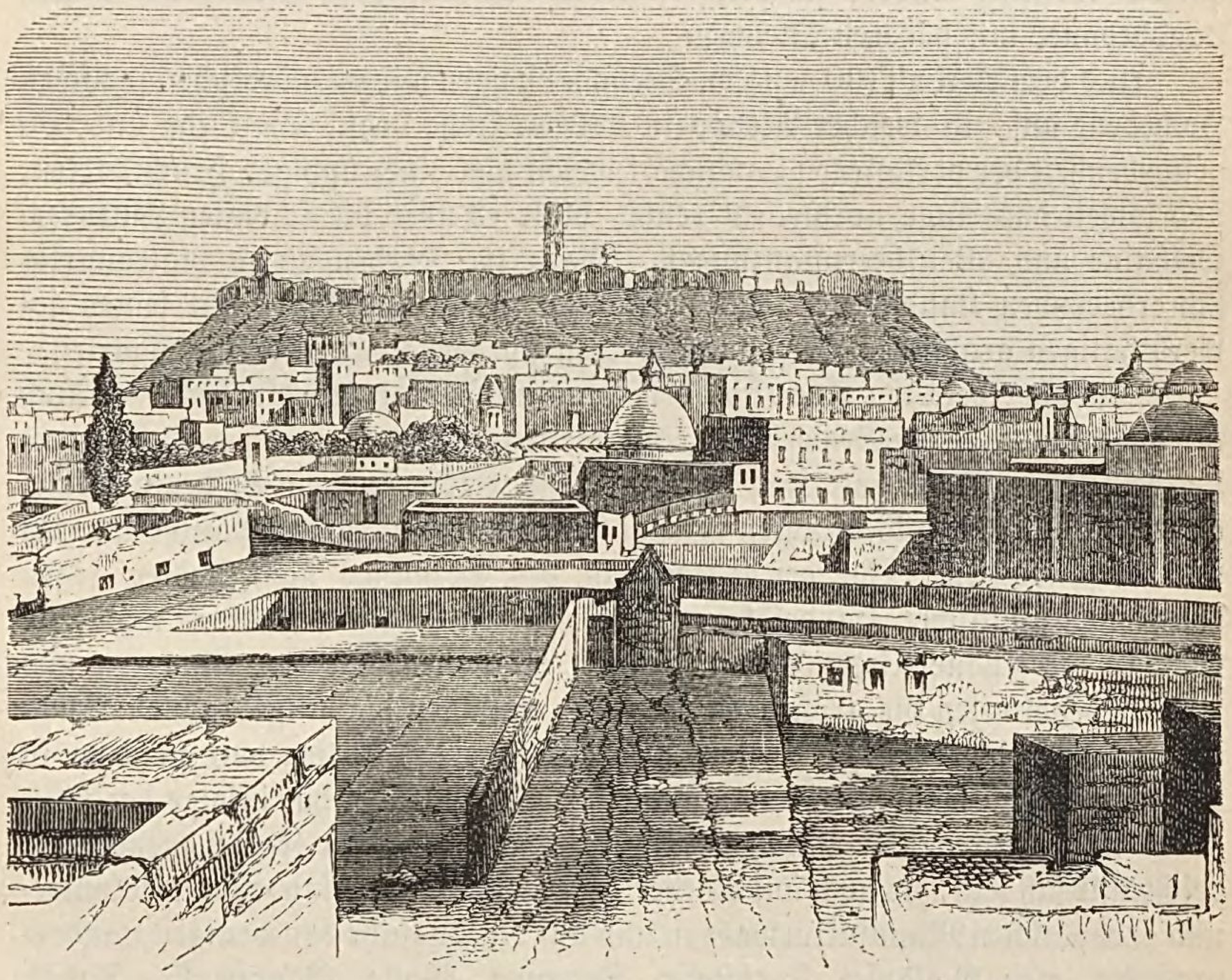
Am Westlaufe des Orontes erhebt sich unter den Trümmern des alten, glänzenden Antiochia die nüchterne Häusermasse Antakieh's, eines durch den Fanatismus seiner Bewohner verrufenen Ortes. Nördlich von Antakieh dehnt sich zu Füßen des Alma-Dagh (Amanus) um den See von Antiochia ein weites Sumpfland aus, in welchem eine armselige Bevölkerung, beständig mit Mangel und Krankheit kämpfend, ein elendes Leben fristet. Ebenso trostlos stellt sich die Gegend des altberühmten Völkerdurchganges an der Küste dar. Hier, wo einst die Seleukiden eine prächtige Hafenstadt gegründet hatten, erheben sich jetzt an den Plätzen der stolzen Paläste elende Fischerhütten, und eine Sandbarre versperrt selbst den kleinsten Seefahrzeugen den Zugang zum Orontes, der einstmals ganze Flotten sah. Der Verkehr hat sich denn auch aus jenem Völkerdurchgange zurückgezogen und nimmt jetzt seinen Weg von Alexandrette (Iskanderun) über den wilden Beilanpaß des Amanusgebirges und durch das Fieberland des Antiochiasee's. Aber auch diese Route versteht das sträfliche Ungeschick der türkischen Verwaltung möglichst ungünstig zu machen. So berichtet T. Kotschy über seine Reise in den Amanus im Jahre 1862 (Petermann's „Mittheilungen", 1865, S. 340), daß eine Gesellschaft Aleppiner Kaufleute das von Ibrahim Pascha begonnene Werk der Entsumpfung der Umgegend von Alexandrette, der besten Rhede an der kilikischen und syrischen Küste, fortzusetzen versucht hätte, daß aber die Arbeiten auf Befehl der türkischen Regierung wieder eingestellt werden mußten, trotzdem die Versuche für den Gartenbau von bestem Erfolg waren. Der Aufenthalt in Alexandrette ist daher bei dem herrschenden Sumpfklima den Fremden sehr unzuträglich und Kotschy rathet Jedem, so schnell als möglich nach Beilan im Gebirge aufzubrechen.

Die Küste von Alexandrette ist ebenfalls wie die von Jaffa, Tyros, Sidon ꝛc. im Aufsteigen begriffen, wie Kotschy feststellen konnte. Er fand an einem 1000 Schritt vom Ufer entfernten Kastell aus der Zeit Gottfrieds von Bouillon metallene Ringe in die Mauer eingelassen, die nur zum Anbinden von Schiffen gedient haben können, und von alten Leuten wurde ihm versichert, daß jener Saum des Strandes, auf welchem sich mehrere Häuser von Europäern erheben, noch vor 40 Jahren vom Meeresspiegel bedeckt war.

Von Alexandrette führt die Karawanenstraße über Beilan nach Aleppo, zunächst durch die $1\frac{1}{2}$ Stunde breite Küstenebene und steigt dann steil durch Schluchten am Gebirge auf. Diese Schluchten bieten den räuberischen Bewohnern des Dorfes Kürdli sichere Verstecke, von wo aus sie trotz der türkischen Reiterposten die Straße fort und fort bedrohen. — Beilan, ein von Kurden, Griechen und Armeniern bewohnter Marktflecken (2000 Einwohner), liegt malerisch an der steilen Lehne des aus Thonschiefer und Kalk bestehenden

Gebirges; die Häuser sind, wie im Libanon, auch hier zum Theil in den Berg hineingebaut, sind aber mit großen Fenstern und freundlichen Balkonen versehen, von wo aus man eine herrliche Aussicht über das Gebirge und das Meer genießt.

Der Alma-Dagh besitzt eine mittlere Kammhöhe von etwa 1200 m. und gipfelt mit 1668 m. im Dschebel Musa am Ras el-Chansir und mit 1843 m. im Akma-Dagh. Der ganze Gebirgszug ist reichlich bewässert und bewaldet, in der Nähe der Ortschaften mit Wein und Gemüsen gut angebaut, und zeigt vielfache Spuren römischer Bauwerke.



Aleppo.

Nach Černik hängt er gegen Nordosten mit dem Dolomitmassiv des Karadede-Dagh zusammen, der als der Hauptstock mehrerer sich hier treffender Gebirgszüge des nördlichen Syriens zu betrachten wäre. Indessen läßt sich bei der mangelnden Bestimmung der geologischen Horizonte dieser Gebirge nichts entscheiden.

Oberhalb Beilan überschreitet die Straße auf einem tief und steil eingeschnittenen Passe in 686 m. Höhe den Kamm des Gebirges und steigt dann theils südwärts gegen Antiochia, theils ostwärts gegen Aleppo, in wilden, schroffen Schluchten in die Niederung des Baluk-Göl (Fisch-See), des See's von Antiochia hinab. Der Weg nach Aleppo umgeht dieses el-Am'k, d. h. „die Tiefe" genannte Sumpfgebiet im Norden, während der nach Antiochia am Westrande hinzieht. Der Anblick des Am'k ist sehr niederschlagend. Hier und da erheben sich aus dem Röhricht und den grünen Sumpfflächen einzelne Basalt-

kuppen, auf denen, gleich Storchnestern, die ärmlichen Ansiedelungen angeklebt sind. Die Bewohner derselben, bleiche, kränkliche Gestalten, ziehen als Araber den schrecklichen Aufenthalt in dieser Fieberebene dem gesunden Wohnen auf den benachbarten Höhen vor; sie leben vom Ertrage ihrer Büffel, die im Sumpfe ein beschauliches Dasein führen. — Obwol durch Tieferlegung des Orontes-laufes, nach welchem der Antiochiasee seinen Abfluß nimmt, die Entsumpfung der Gegend ohne große Kosten bewerkstelligt und so ein fruchtbares Land gewonnen werden könnte, so denkt doch die türkische Regierung keineswegs an einen solchen Schritt, der den Wohlstand des Volkes heben und neue Hülfsquellen eröffnen würde; sie belastet lieber bei größerem Bedarf die armen Landbebauer mit höheren Steuern.

Aus dem el-Am'k (90—95 m. Seehöhe) steigen wir zur nördlichen syrischen Hochebene auf, in welcher Aleppo in 380 m. Höhe liegt. Die Oede und Abgestorbenheit der verlassenen Landschaft weicht hier einer üppigen Fruchtbarkeit, und soweit das Auge nordwärts reicht, blickt es über die schönsten Kulturen, Oelhaine und Maulbeerpflanzungen. Ganz im Norden dieses plateauartig sich erhebenden Landes liegt das freundliche Städtchen Kilis mit seinen gewerbthätigen arabischen Bewohnern, seinen Lorberhainen und Blütengärten.

Wir aber betreten Aleppo, den Hauptstapelplatz Nordsyriens. — Auch für diese Stadt, dessen Gewerbfleiß einst Weltruf besaß, — meint v. Schweiger-Lerchenfeld — ist die gute Zeit vorüber. Die weitberühmten Seidenfabrikate, die auf 30—40,000 Webstühlen erzeugt wurden, sind durch europäische Waaren verdrängt worden. Vor der Entdeckung des Seeweges nach Indien zogen die großen asiatischen Handelskarawanen mit den Schätzen Indiens und Persiens in die Khane Aleppo's ein. Indier, Afghanen, Perser, Khiwesen und Araber bevölkerten die großen Bazare, und tauschten die mitgebrachten Reichthümer gegen die Waaren Syriens aus. Nicht ein Schatten von all' dem ist heute in Aleppo wahrzunehmen. Der Durchgangshandel hat infolge der billigeren und sicheren Seeschiffahrt ganz aufgehört, und der Karawanenverkehr beschränkt sich jetzt nur noch auf die Versorgung des Binnenlandes mit Kolonial- und europäischen Manufakturwaaren und auf die Ausfuhr der wenigen Landesprodukte, als: Galläpfel, Farbstoffe, Droguen, Wolle, Baumwolle, Tabak, Seife, Brokat- und Seidenstoffe.

Aleppo oder Haleb ist die Hauptstadt des gleichnamigen Vilajets und zählt zwischen 70- und 120,000 Einwohner, wovon ein Viertel etwa Christen und zwar meist unirte Griechen sind. Die gewaltige Häusermasse breitet sich, von ausgedehnten Obstgärten umgeben, in der Thalebene des Kuek aus, eines Steppenflusses, welcher sich südlich, bei Kinnesrin, in den kleinen See el-Melak ergießt. Ziemlich in der Mitte der Stadt erhebt sich auf einem Hügel eine alte Veste, von deren Thurme man einen weiten Blick über die Umgegend genießt. Im Jahre 1822 wurde Aleppo durch ein Erdbeben zum größten Theil zerstört, und seit dieser Heimsuchung und der bald darauf wüthenden Pestseuche ist der alte Glanz verschwunden und nur wenige Bauwerke erinnern noch an die einstige Größe.

Arabien und die Sinai-Halbinsel.



Karawane in der Wüste.

VI. Arabien. Geographie und Geschichte.

Geographisch-geologische Charakterisirung der Halbinsel. — Die Wadi. — Vormals feuchteres Klima. — Die gegenwärtigen meteorologischen Verhältnisse. — Die Wüstengebiete. — Die nördliche Grenze Arabiens. — Die Sinai-Halbinsel ein Theil der arabischen. — Bodenkultur. — Die Dattelpalme. — Das Pferd. — Das Kameel. — Alte Eintheilung Arabiens. — Arabia Peträa. — Arabia Felix. — Arabia Deserta. — Die älteste Bevölkerung. — Das Sabäerreich. — Das Himjarenreich. — Das Minäerreich. — Die Qodhâ'a und Hadramaut. — Die Gerräer. — Der Dammbruch zu Mârib. — Die nördlichen Araber. — Die Araber, das Stammvolk aller Semiten. — Zustände in Arabien vor der islamitischen Zeit. — Die Kaaba. — Die Dschorhomiten. — Mohammed's Abstammung. — Mohammed, der Prophet. — Der Kulturwerth des Islam. — Das Khalifat. — Verbreitung des Islam. — Omar, der Gründer des islamitischen Staates. — Trennung Arabiens vom Khalifat. — Die Karmaten. — Die Türkenherrschaft. — Statistik der türkischen Besitzungen in Arabien.

Wenn auch Arabien nur mit einem kleinen Theile und dieser fast nur namentlich der türkischen Herrschaft untersteht, so ist doch dieses Land so vielfach und bedeutungsvoll mit dem Osmanenstaate verknüpft, daß es bei einer Schilderung des letzteren immer in näheren Betracht gezogen werden muß. Ist doch Arabien das Wiegenland des Islam, der geistigen Macht, die das Türkenreich vor Allem emporhob und erhielt, ging doch von Arabien die Herrschaft der Khalifen aus, deren Erbe die Osmanen waren, und empfingen

doch diese hauptsächlich von den Arabern, das was sie an Kultur besitzen! Und Mekka ist der heilige Mittelpunkt der islamitischen Welt, deren Vormacht die Türkei ist!

Ist somit eine geistige Zusammengehörigkeit Arabiens und des osmanischen Orientes unverkennbar vorhanden, so fragt es sich: in welchem Bezug steht die wüste Sinai-Halbinsel, die politisch zu Egypten gehört, zu Arabien, daß wir beide Länder hier zusammen nennen dürfen? Die Antwort erhellt aus folgenden geographisch-geologischen Betrachtungen.

Soweit Arabien bekannt ist, bildet es ein 800—1000 m. hohes Hochland, welches, an seinen Rändern und in seinem mittleren Theile von höheren Gebirgszügen überragt, terrassenförmig zu einem meist schmalen, flachen Küstenlande abfällt. Das vorherrschende Auftreten von Granit, Gneis und Glimmerschiefer in den Küstengebirgen und das Vorkommen tertiärer Gebilde im Hochlande läßt im Verein mit anderen Beobachtungen den Schluß ziehen, daß die arabische Halbinsel, gleich der anatolischen, vorzüglich ein Hebungsergebniß der Ur- und Tertiärzeit ist. Archolithische Gebirgsmassen bestimmten als Inselgruppen die Gestalt des Landes, welches die Tertiärperiode erhaben entwickelte. Wie in Kleinasien finden wir auch hier zahlreiche und gewaltige Zeugen vulkanischer Thätigkeit: Lavenfelder, Krater, massive Kegelberge und Aufhäufungen basaltischer und anderer Durchbruchsmassen. Auch die Salzrückstände der vom Meere abgetrennten Tertiärseen fehlen nicht auf der arabischen Halbinsel, die namentlich im Binnenlande und an der Ostküste mächtige Steinsalzlager aufweist. Im östlichen Arabien benutzt man das Steinsalz zum Bauen der Häuser. Wo Urgebirge sind, giebt es Erzgänge, und so werden denn auch in Arabien eisen-, kupfer- und bleiführende Erze angetroffen, und auch mit der Erzählung der Alten, daß in Jemen große Massen gediegenen kugelförmigen Goldes gefunden worden seien, scheint es seine Richtigkeit zu haben, obgleich gegenwärtig nur noch in Cirhwa etwas Goldwäscherei betrieben wird. Es ist dies wol nur eine Folge des Mangels an Wasser, welches das Gold aus den verwitterten ursprünglichen Lagerstätten fortführt und im sogenannten Seifengebirge oder in den Flußbetten bequem zum Finden anlagert.

Dieser Wassermangel ist ein Hauptzug des physischen Charakters Arabiens. Mit Ausnahme der Landschaft Asir, des südöstlich von Mekka gelegenen Theiles des Küstengebirges, dessen bis zu 2500 m. messende Erhebungen — die höchsten der Halbinsel — einigen in die Wüste verrinnenden Flüßchen ein beständiges Dasein sichern, giebt es im ganzen Lande keinen fortwährend fließenden Wasserlauf. Zahllos sind aber die Wadi, die trockenen Flußbetten, die nur zur Regenzeit ihren Zweck erfüllen können. Nicht nur in den Gebirgsgegenden bezeichnen tiefe, geröllführende Einschnitte allenthalben die Wege der Wildwasser, sondern selbst die Wüsten sind nach ihren tiefsten Stellen hin von diesen trockenen Rinnsalen durchfurcht. Die Wadi Arabiens sind aber nicht immer, wie die meisten syrischen und mesopotamischen, kurze Bachrinnen, sondern sie bilden oft ein weitverzweigtes Entwässerungssystem, dessen Hauptstrang viele hundert Kilometer Länge mißt, der einen Fluß gleich der Donau oder dem Rhein enthalten könnte. Im nördlichen und centralen

Hochlande sind drei solche ausgedehnte Wadi-Züge bekannt geworden: der Wadi-Sirhân im Nordwesten, der Wadi er-Rumem und der Wadi Dauâsir im mittleren Theile. Der erstere beginnt im Haurân und endigt nach einem Laufe von 500 km. Länge in der Oase el-Dschauf am Nordrande der Sandwüste Nefûd, die, wie wir später sehen werden, als ein sanderfülltes großes Becken sich darstellt. — Der Wadi er-Rumem nimmt seinen Ursprung im nördlichen Theile des Rothen Meer-Gebirges, wie wir die ganze Gebirgsentwicklung längs der arabischen Küste des Rothen Meeres nennen wollen, und zieht in einem großen Bogen zuerst nach Süden bis zur Landschaft Nedschd und dann nach Nordosten bis zum untern Euphrat. Seine Länge beträgt etwa 1300 km. Die Wassermassen, die ihm sein weitverzweigtes Zuflußsystem zur Zeit der Winterregen zuführen, sind ganz bedeutend, sodaß der Wadistrom mit der Fülle des Rheins manchmal den Euphrat erreicht; meist verliert er sich aber noch vor diesem Ziele in den Sand. — Der Wadi Dauâsir ist noch wenig erforscht; man weiß von ihm, daß er als breiter Reiseweg zwischen der Landschaft Asîr und Nedschd benutzt wird und auf dieser Strecke an die 600 km. Länge mißt.

Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß solche mächtige Flußbetten lediglich durch periodische Wasserfluten ausgehöhlt worden wären, sondern man muß annehmen, daß sie die Rinnsale vormaliger, beständiger Flüsse sind. Eine solche Annahme setzt natürlich für jene Vergangenheit ein anderes Klima als wie das gegenwärtige voraus. Hierfür sprechen verschiedene Umstände und Betrachtungen.

Zunächst steht fest, daß, wenn auch in den geschichtlich bekannten Zeiten nicht mehr jenes flüssebedingende Klima geherrscht hat, in diesen Zeiten aber doch ein bedeutender Rückgang in den Bewässerungs- und Vegetationsverhältnissen Arabiens sich bemerkbar gemacht hat. So wird z. B. vom südwestlichen Theile des arabischen Hochlandes, das jetzt durch große Trockenheit sich auszeichnet, berichtet, daß es, als die Reiche der Handelsvölker der Sabäer und Minäer hier blühten, große Waldungen von Myrrhen, Weihrauch, Zimmt, Palmen und Kalmus und einen hochentwickelten Ackerbau bei Ueberfluß an Wasser besessen habe. Die arabischen Schriftsteller gedenken auch in jenen Gegenden einer Zauberstadt in der Wüste Irem dât el-imâd, d. i. Irem die Säulenreiche, die von jeher die Phantasie der Orientalen beschäftigt hat und die wol Nachklänge der einst so blühenden und reichen sabäischen Hauptstadt enthält. Das Land, worin Gärten, Anlagen Wiesen zwischen Brücken, Brunnen und Bauwerken abwechseln, von Bächen und Flüssen bewässert, hatte eine solche Ausdehnung, daß ein guter Reiter eines Monates bedürfte, um dasselbe nach jeder Seite hin zu Pferde zu durchkreuzen. Man reiste mitten durch diese Gärten in beständigem Schatten, ohne die Sonne zu sehen. In der so gesegneten Natur lebte ein lebens- und genußfrohes Volk unter gut geleiteter Staatsverwaltung, sodaß sein Land zum Sprüchworte ward. Niemand wagte es anzufeinden oder zu bekriegen, das Land, das nach Macudy das Diadem der Erde ist. Andere rühmen die Sabäerhauptstadt Mârib als den schönsten Fruchtgarten, wo es weder Kranke noch Blinde giebt, wo die Frauen ohne Schmerzen

gebären und ewig jung bleiben. In dem gemäßigten paradiesischen Klima brauchte man das Sommerkleid nicht mit dem Winteranzuge zu vertauschen. (Vgl. A. Sprenger, „Alte Geographie Arabiens" und Goergens, „Der Handel der Araber", „Ausland" 1877, 650.) — Heute bewohnen verwilderte Beduinenhorden jene Gegenden, die nur in der Nähe der Brunnen etwas Ackerkultur zulassen. Schafzucht, Salzhandel, Brandschatzungen der Karawanen und Raub ergeben den regelmäßigen Lebensunterhalt der verkommenen Sabäerstämme.

Wie wir später näher erfahren werden, glaubt O. Fraas annehmen zu dürfen, daß die Sinai-Halbinsel, jetzt der „Typus der Wüste", zu den Zeiten des Aufenthalts der Israeliten eine fruchtbare Alpenlandschaft mit guten Weiden gewesen sein muß, und in Egypten fand dieser scharfblickende Forscher verschiedene Anzeichen, daß in den ersten egyptischen Kulturzeiten noch *keine* Wüste im Westen des Landes bestanden haben kann. Fügen wir noch hinzu, daß *Petra*, die Hauptstadt der Nabatäer und der späteren römischen Provinz Arabia Peträa, wol schwerlich mit ihren Prachtbauten in eine vegetationsarme Wildniß, wie die gegenwärtige Landschaft, angelegt worden ist; erinnern wir uns aus dem vorigen Kapitel der weiten Ruinengebiete zwischen dem Orontes und Euphrat in der nördlichen Syrischen Wüste, welches Gebiet mithin zur Zeit jener Bauten noch keine Wüste gewesen sein kann, so erhalten wir einen weiteren Beweis, daß in Arabien früher ein anderes Klima, als wie jetzt, geherrscht hat, denn *alle diese Länder*, welche gegenwärtig einen vorwiegenden Wüsten- und Steppencharakter tragen, *stehen in der Hauptsache unter denselben meteorologischen Einflüssen.*

Der *Passatwind* und die vom Mittelmeere, beziehungsweise vom Indischen Ozean kommenden Luftströmungen sind es, welche diesen Gebieten den Stempel der Wüste und der Steppe aufdrücken.

Alle meteorologischen Vorgänge sind lediglich die Folgen der Herstellung des durch Erwärmung gestörten Gleichgewichts der Atmosphäre. Dieselbe wird im Tropengürtel und dort besonders auf weiten vegetationsarmen Landgebieten am stärksten erhitzt und mithin sehr aufgelockert und verdünnt. Zur Herstellung des Gleichgewichts der Erdatmosphäre fließt von den Polen oder anderen Oertlichkeiten, wo die Luft am kältesten und schwersten ist, ein beständiger Luftstrom nach den Aequatorgegenden. Auf der nördlichen Erdhalbkugel wird diese nordsüdliche Strömung infolge der Drehung der Erde in eine *nordöstliche* und auf der Südhälfte die südnördliche Windrichtung in eine *südöstliche* abgelenkt. Diese beiden beständig fließenden Luftströme sind die *Passatwinde*. Muß ein solcher Wind auf seinem Wege zum Aequator weite und besonders gebirgige Landgebiete überwehen, so findet er in den Gebirgen, die immer kälter als das Tiefland sind, Gelegenheit, seinen Wasserdampf zu verdichten und als Regen, Schnee &c. abzugeben, und er muß also sehr trocken in den heißen Gegenden anlangen. Hier erwärmt er sich und gewinnt dadurch noch mehr die Fähigkeit, Wasser in Dampfform aufzunehmen, d. h. er *trocknet aus*. Arabien liegt nun während des größten Theiles des Jahres in der Flußrichtung des aus Nordostasien kommenden Passates, und es kann also von diesem nicht nur wenig oder gar keine Feuchtigkeit empfangen, sondern es muß

sogar an denselben Wasserdämpfe abgeben. Im Hochsommer aber, wenn auf den starkerhitzten Ebenen Centralasiens selbst ein barometrisches Minimum (d. h. stärkste Luftverdünnung) eintritt, sodaß dorthin nicht blos aus Norden, sondern von allen Seiten, wo höherer Barometerstand herrscht, Luft strömen muß, erhalten Arabien und die benachbarten Gebiete (Syrien) von dem schon selbst stark erhitzten Mittelmeerbecken ihren Luftzuschuß. Diese Strömung ist mit Wasserdämpfen zwar beladen, aber sehr warm, und kann daher im sonnendurchglühten Arabien erst nach Zurücklegung eines längeren Weges durch das Küstengebirge zu einer Verdichtung ihres Dunstgehaltes gelangen. Diese Kondensation geht in Jemen vom Juni bis September als Sommerregen vor sich.

Die Auflockerung der Luft während des Sommers ist aber in Arabien so stark, daß auch die über dem Indischen Ozean lagernde Atmosphäre, welche ihre Hauptströmung als Monsun nach dem afrikanischen und centralasiatischen Barometerminimum nimmt, zum Ausgleich herangezogen wird. Dieser feuchte Monsun äußert sich in den Gebirgen des südlichen und centralen Arabiens als starker Thaufall und gelegentliche Sommerregen, und diesem Umstande verdanken Omân (im Südosten), Hadramaut (im Süden), Jemen (im Südwesten) und Nedschd (in der Mitte) ihren bevorzugten Pflanzenwuchs. Die Seeluft des Indischen Ozeans bedingt aber auch mit Eintritt des regelmäßigen Nordostpassates im Winter die Regenzeit in den südlichen Gebirgsländern, während dieselbe in den vom 24.° Br. nördlich gelegenen Theilen durch das Niedersinken des abgekühlten, ozeanischen feuchten Antipassates (d. i. die nach Nordost fließende Aequatorialströmung) veranlaßt wird.

Wie schon bemerkt, geben die Winde ihre Feuchtigkeit vorzüglich an die kälteren Höhen ab, die man somit als Regenfänge bezeichnen kann. Sind die Gebirge sehr steil oder ausgedehnt und hoch und die Winde wenig dampfhaltig oder sehr warm, so tritt der Fall ein, daß die Luftströmungen bei Uebersteigung des ihr im Wege stehenden Hindernisses ihre Feuchtigkeit so weit verlieren, daß die hinter dem Gebirge, also im Windschatten liegenden Landstriche nicht mehr von Niederschlägen betroffen werden. In Arabien finden wir nun mehrere solche Gebiete, welche infolge ihrer geschützten Lage gegen die regenbringenden Winde immer trocken bleiben und daher vollständige Wüsten sind. Im Süden der Halbinsel dehnt sich im Osten, Süden und Westen, von den hohen Küstenzügen umschlossen und im Norden von den Gebirgen von Nedschd begrenzt, eine weite Sandwüste aus, welche Roba el-Khâlî oder Dehnâ (rothe Wüste) genannt wird. Sie ist noch gänzlich unerforscht; nur wenige Reisende haben ihre Ränder berührt und nach dem, was durch diese bekannt geworden ist, scheint sie ein weites, tiefes, mit Sand und Verwitterungsstaub erfülltes Becken zu sein.

v. Wrede machte auf seinen Wanderungen im Hadramaut 1843, von Sahwa aus, einen Ausflug in diese Wüste, welche dort den Namen el-Ahkâf (d. h. schiefe Sandebene) führt. Nach einem beschwerlichen Marsche in einem von steilen Wänden eingefaßten sandigen Wadi erreichte er den Rand der Hochebene, welche etwa 300 m. jäh zur Ahkâf abfällt. Wir lassen den Reisenden selbst berichten:

„Und vor mir weit unten die Ahkâf, die unabsehbare Sandfläche, die mit ihrer unendlichen Menge wellenförmiger Hügel einem bewegten Meere gleicht. Keine Spur von Vegetation, sei es auch die kümmerlichste, belebt die weite Oede, und kein Vogel unterbricht mit seinem Gesange die Todtenstille, welche auf dem Grabe des sabäischen Heeres ruht. (Der Sabäerkönig Safy ist, der Sage nach, mit seinem Heere auf einem Zuge nach Hadramaut in den nach ihm benannten „Sandbrunnen" versunken. Dieselben sollen auf einer Strecke von acht Tagereisen hier vorkommen.)

„Das ist Bahr es-Safy", sagten meine Beduinen, indem sie auf die drei blendendweißen Stellen hindeuteten, um die sich hier und da dunkle Felszacken über die Sandfläche erheben. „Geister bewohnen ihn und haben mit trügerischem Sand die Schätze bedeckt, welche ihrer Wachsamkeit anvertraut sind. Ein Jeder, der sich ihnen nähert, wird hinabgezogen; darum gehe nicht hin." — Da die Beduinen nicht zu bewegen waren, ihm nach jenen Stellen zu folgen, so entschloß sich Wrede, allein die gefährliche Wanderung dahin anzutreten; er nahm ein Kilogewicht an einer 60 Faden langen Schnur mit. Die zunächst gelegene Stelle hatte etwa ½ Stunde Länge und 25 Minuten Breite und dachte sich, wahrscheinlich als eine Wirkung des Windes, nach der Mitte hin ab. „Mit aller nur möglichen Vorsicht", berichtet Wrede, „näherte ich mich dem Rande, den ich mit einem Stocke sondirte. Aus dieser Untersuchung ergab sich, daß der Boden des Randes steinig ist und dann plötzlich abfällt. Beim Hineinstoßen des Stabes in den den Abgrund bedeckenden Staub fühlt man fast gar keinen Widerstand, sodaß es mir vorkam, als stieße ich ins Wasser. Ich legte mich dann der Länge nach hin, um den Sand oder vielmehr Staub zu untersuchen, welchen ich beinahe unfühlbar fand. Hierauf warf ich das Gewicht, an welchem ich die Schnur befestigt hatte, soweit als möglich hinein; es sank auf der Stelle und mit abnehmender Geschwindigkeit und nach Verlauf von fünf Minuten verschwand das Ende der Schnur, welches mir beim Wurfe entschlüpft war, in dem Alles verschlingenden Grabe." Der Staub hatte eine weiße, etwas ins Graue spielende Farbe und stach von dem gelblichen Sande der Wüste scharf ab. Die Felsen, welche hier und da an der Oberfläche des Sandes erscheinen, bestehen aus einem schwärzlich-braun gefärbten Sandstein, welcher an seiner Oberfläche stark verwittert ist. („Adolph v. Wrede's Reise in Hadramaut rc.", von Heinrich Frhr. von Maltzan. Braunschweig 1873, S. 241—244.)

Die Roba el-Khâlî setzt sich nordwärts zwischen dem Küstengebirge am Persischen Golf und der Berglandschaft Nedschd, in einem schmalen Wüstenstreifen fort und geht dann in die Wüste Nefûd (auch Dehnâ genannt) über. Dieselbe breitet sich nördlich von Nedschd und dem Dschebel Schammar bis zur Oase Dschauf und weiter nordwärts, mit einzelnen Armen weit in die Syrische Wüste reichend, als ein großes sanderfülltes Becken aus, dessen mittlere Tiefe nach Palgrave 120 m. betragen soll. „Ein ungeheures Meer von lockerem, röthlichem Sande, zu endlosen Bergreihen aufgehäuft, die einander parallel von Nord nach Süd laufen, ein wellenförmiger Hügel hinter dem anderen, jeder im Durchschnitt 60—100 m. hoch. In den Tiefen zwischen diesen Hügeln

erscheint sich der Reisende wie in einer tiefen Sandgrube eingekerkert und von brennenden Mauern umschlossen, während er von oben scheinbar ein weites Feuermeer erblickt. Kein Schatten, keine Ruhe für das Auge oder die Glieder in den Strömen von Licht und Hitze.“

Nach Palgrave's Beobachtungen besteht das Becken dieses Sandmeeres aus Granit, der hier und da in niederen Höhenzügen, wie z. B. den beiden Parallelketten des Dschebel Schammar, oder einzelnen Kuppen, oder ebenen Flächen zu Tage tritt. Aus dem Vorkommen von Brunnen und Oasen in dem die Nefûd (d. h. lose Sandfläche) umgebenden Wüstengebiete darf man schließen, daß hier ebenfalls der Granit, als eine wasserundurchlässige Felsart, den Untergrund bildet, denn Brunnen sowol als Oasen setzen eine undurchdringliche Bodenschicht voraus, auf welcher sich das spärliche, zurückgebliebene Naß der Winterregen sammeln kann. Als erste Bedingung ist aber hierzu nothwendig, daß der Boden, welcher die Niederschläge aufnimmt, derart beschaffen ist, daß er die empfangene Feuchtigkeit aufsaugt und nicht zu schnell durch Verdunstung oder Ablauf verliert. Besonders günstig zeigt sich in dieser Hinsicht der Sandstein, und diese Felsart treffen wir vor Allem neben Kalken in dem tertiärbedeckten arabischen Urgebirge, und so kommt es, daß hier im Wüstenland Sandsteinberge sich immer als Wassermarken, als Anzeichen vorhandener Brunnen erweisen, daß Oasen, selbständiger Pflanzenwuchs, meist in den tiefsten Stellen der in Sandstein eingeschnittenen Wadi gefunden werden.

In die Oase el-Dschauf (d. h. Niederung) sahen wir den Wadi Sirhân (W. der Wölfe) münden. Diese Oase ist nach Wallin, welcher 1845 das nördliche Arabien bereiste, eine kesselförmige Einsenkung von $5^1/_2$ km. Durchmesser, bei einer Randhöhe von etwa 150 m. Sandstein bildet die Umwallung, mit Ausnahme der westlichen Seite, wo Kalkgebirge auftritt, auf dessen letzter Stufe, inmitten des Kreises, die Stadt el-Dschauf gelegen ist. Die Häuser, aus getrockneten Lehmziegeln erbaut, reihen sich zu engen, unregelmäßigen Gassen. In jedem der 12 von verschiedenen Stämmen bewohnten Stadtviertel findet sich ein Platz, wo die Bewohner sich am Abend zu geselligem Gespräch versammeln. Keinem Hause fehlt der Kahwa, der Kaffeesalon, zum Empfang der Gäste. Die Gärten sind alle außerhalb der Stadt, von Mauern umgeben, dazwischen Gäßchen mit den Wasserkanälen für die Tag und Nacht fortdauernde Bewässerung, die, im Verhältniß zur Größe des Gartens gemiethet, bei Tage nach den Stunden des Gebetes, bei Nacht aber nach den Sternen berechnet wird. Außerdem befinden sich in den Gärten noch besondere Brunnen, deren Wasser weniger tief als in den Wüstenstrichen rings umher ist. Der Baum aber, dem alle diese Sorgfalt gilt, ist die Dattelpalme, die einzige Kulturpflanze in diesen Wüstengebieten. Datteln bilden die Hauptnahrung neben halbgebackenen Mehlklumpen, mit Datteln bezahlt man in Dschauf die Steuern, den Tribut und die von auswärts zu beziehenden Bedürfnisse, wie Kaffee von Jemen, Vieh, Butter, Wolle rc. aus dem Dschebel Scherâ. — Die Bewohner von Dschauf gehören hauptsächlich zu den Stämmen der Schammar, Ruwalla und Scherârât und sind dem Fürsten von Schammar unterthan, obgleich sie auch an Beduinenstämme Tribut entrichten müssen.

Dschauf liegt im Nordrande des arabischen Hochlandes und es scheint, daß mit diesem das tertiärbedeckte Granitgebiet abschließt. Die Grenze gegen das syrische Kreideland dürfte im nördlichen Scherâgebirge, das noch granitisch ist, beginnen und über die nördliche Umgebung el-Dschauf's in im Allgemeinen östlicher Richtung, nach dem Euphrat oder persischen Golf, zu verlaufen. Diese geologische Scheidelinie müssen wir als die Grenze zwischen Syrien und Arabien betrachten: im Norden derselben Kreideland, im Süden Urgebirge, theilweise von Tertiärgebilden überlagert.

Das syrische Kreideland erstreckt sich jenseit des Dschebel esch-Scherâ, welcher im Osten das Wadi el-Araba begleitet, südwärts als Wüste e'-Tih bis zu den Granit- und Syenitmassen des Sinaigebirges, welches, von Arabien durch den schmalen Meerbusen von Akaba getrennt, eine Halbinsel bildet. Bei der petrographischen Uebereinstimmung des Sinaigebirges mit den an der gegenüberliegenden arabischen Küste sich erhebenden Bergzügen glaubt O. Fraas aus dem Fehlen von Kreide- und älteren Tertiärgebilden an den Ufern der Akababucht mit Recht schließen zu müssen, daß die Trennung des Sinaigebirges von der arabischen Halbinsel erst in den späteren Tertiärzeiten vor sich gegangen ist. — Die nördliche Fortsetzung des Akabaspaltes ist das Wadi el-Araba, das Ghôr mit dem Todten Meere und die Beka'a. — Die Sinai-Halbinsel gehört also zu Arabien und nicht zu Syrien und Palästina, wozu sie ihres Oberflächenzusammenhanges wegen von vielen Geographen gerechnet wird.

Wir haben noch in der Betrachtung der arabischen Wüstengebiete der Tahâma oder Tehâma (d. i. Küstenebene) zu gedenken, des langen Landstreifens, welcher sich zwischen dem Rothen Meere und dem Küstengebirge hinzieht. Trotz der Nähe des Meeres gehört dieser Strich doch infolge seiner tiefen und windgeschützten Lage zu den heißesten und trockensten Gebieten der Halbinsel; jeder sich ihm nahende Regenwind verliert seinen Wassergehalt an das hochragende Gebirge, und so kommt es, daß, während in den Bergen Regen fällt, der Himmel der Tehâma in ungetrübtem Glanze erstrahlt. Indessen fehlt es an der Küste nicht an Pflanzenwuchs und auch die landeinwärts gelegenen Strecken entbehren desselben nicht, da zahlreiche Wadi und Brunnen eine Bodenkultur wohl gestatten. Man baut in diesem Tieflande Getreide und Durrah (Hirse), doch erntet man auch die Früchte der Dattel- und Kokospalme. — Das Klima der Tehâma ist im Gegensatz zu dem des Hochlandes, wo die Menschen nicht selten ein über 100 Jahre zählendes Alter erreichen, ein sehr ungesundes, fieber- und pestschwangeres. Die Bevölkerung unterscheidet sich auch von den Hochlandsbewohnern durch dürftigeres Aussehen und dunklere Hautfarbe, eine Erscheinung, die sehr häufig am Typus der Küsten- und Bergvölker heißer Länder beobachtet wird. Die Hitze an der arabischen Westküste ist aber auch ganz außerordentlich; 35° R. im Schatten und 48—50° in der Sonne kommen in den Sommertagen des Oefteren vor.

Das Klima des Hochlandes ist zwar auch noch sehr heiß, aber doch infolge des beständigen Luftzuges und der kühlen Nächte wohl zu ertragen. Es ist, wie schon bemerkt, sehr gesund, namentlich für die Lunge, da Schwindsuchtsfälle

im Hochlande als Seltenheiten betrachtet werden. Dagegen sollen Augenübel bei dem die Luft erfüllenden feinen Staube nicht selten sein.

Obwol das Wüstengebiet den größten Theil des Hochlandes einnimmt und dürrer Sand die Küstenebene bildet, so beträgt doch immerhin der anbaufähige Boden zwei Drittheile des ganzen, auf 3,156,558 □km. berechneten Flächeninhalts der Halbinsel.



Dattelpalmenwald.

Natürlich unterliegt nicht aller kulturfähige Boden einer Ausbeutung, aber wo dieselbe angetroffen wird, liefert sie sehr schätzbare Ergebnisse. Die Hauptprodukte sind: Datteln, Kaffee, Gummi, Kokosnüsse, Weihrauch und verschiedene Gewürze, doch gewinnt man auch Getreide und Hirse, Zuckerrohr, Baumwolle, Indigo, Aloe, Balsam, Obst, Südfrüchte, Manna, Reis, Tabak, Bohnen, Linsen, Senna, Sesam, Safran, Ricinus, Koloquinten, Trüffeln, Gurken, Melonen u. s. w.

Bei der hohen Bedeutung der Dattelpalme für Arabien dürften einige Betrachtungen über diesen Baum hier wol am Platze sein. Selbstverständlich entlehnen wir dieselben der Ritter'schen „Erdkunde" (XIII, S. 760—858).

Die Dattelpalme gehört der ganzen Halbinsel Arabiens und ihren nächsten Umgebungen ebenso an wie das Kameel. In dem arabischen Florenreiche, welches vom Industhale im Osten bis zum Nilthale im Westen, vom unteren Mesopotamien bis zur Südspitze der arabischen Halbinsel reicht, ist die Dattelpalme das Charaktergewächs, das allen Landschaften ihre Physiognomie, allen Bewohnern ihre Hauptnahrung durch ihre Dattelfrucht, allen Kulturen durch die Dattelgärten ihren Mittelpunkt giebt. In den einzelnen Pflanzungen oder den weithin ziehenden Palmenhainen liegen alle größeren und kleineren Ortschaften, alle einzelnen Hütten im Schatten der hohen, schlanken Säulenreihen mit den säuselnden Kronen, von denen die großen Datteltrauben golden und purpurfarben zu Tausenden herabhängen. Mit ihrem Ambrosiaduft, ihrem Honigsaft, ihrem berauschenden Spiritus, ihrem reich nährenden Mehl und ihrem Wohlgeschmack, den nichts überbietet, sind die Datteln für die Bewohner des arabischen Florenreiches ein unersetzbares Nähr- und Genußmittel. Jeder ausgebildete Palmbaum ist ein wahres Fruchtfeld, hinreichend für eine ganze zahlreiche Familie, denn von den 10 Rispentrauben, welche rings um die Blattkrone hängen, enthält eine jede bis 2000 der köstlichsten Datteln. Keine Quelle ist in ganz Arabien, und sollte es auch eine brakische (salzhaltige) sein, deren Dasein nicht aus weiter Ferne sich schon durch eine Gruppe von Palmenbäumen dem Auge des schmachtenden Reisenden verkündete.

Kein Wunder, daß der Araber, der sich in seiner Selbstschätzung für den Mittelpunkt der Schöpfung hält, den Dattelbaum, der ihm so werthvoll und dessen Früchte auch Mohammed im Paradies verheißt, für eine nur den islamitischen Ländern gespendete Gabe betrachtet, daß er diesem Baume eine besondere Hochachtung, Verehrung widmet. Der arabische Schriftgelehrte Al-Wardi leitet aus dem Koran das die Dattelpalme betreffende Gebot ab: „Liebet sie als eure Base!" Diese Aufforderung ist aus der Vorstellung hervorgegangen, daß der Mensch mit den zahmen Gewächsen und Thieren, wie dem Kameel, näher verwandt sei, weil diese aus dem Rest des Thones, der bei der Schaffung Adam's noch übrig blieb, gebildet worden seien. Von dieser Anschauung geht Kaswini, ein anderer arabischer Gelehrter, aus, wenn er in der Beschreibung der Dattelpalme sagt: „Der Palmbaum gleiche in vieler Hinsicht dem Menschen: durch seine gerade, schlanke, aufrechte Gestalt und Schönheit, durch seine Scheidung in zweierlei Geschlechter, durch seine Befruchtung, durch sein Beilager. Schlage man dem Palmbaum den Kopf, d. i. die Krone, die Endknospe ab, so sterbe er. Seine Blüte, wie ein Embryo in eine Thiermembran eingehüllt, habe einen spermacetischen Geruch. Seine Zweige, wenn man sie abbreche, wachsen so wenig wieder wie die Arme dem Menschen. Seine Fasern und Netzgewebe bedecken ihn, wie der Haarwuchs den Mann. Alle weiblichen Palmen, die einen männlichen Baum umstehen, werden von ihm befruchtet."

Von den Krankheiten der Palme wird eine Eschq, die Liebe, genannt. Sie besteht darin, daß die weibliche Palme den Pollen ihres männlichen Nachbars aus Abneigung nicht aufnimmt, aber unter den fernstehenden sich einen Liebling auswählt und sich nach diesem hin stark neigt, womit aber ein Verkümmern und Verwelken zusammenhängen soll, das nur durch Verbinden mit einem Strick aus Palmenfasern, sowie durch Vertheilung des Blütenstaubes der einen auf die Blüte der liebeskranken Palme geheilt werden kann.

Daß die Palme in den Zeiten vor Mohammed bei den Arabern ein heiliger Baum war, der auch göttliche Verehrung genoß, geht aus alten Sagen deutlich hervor, und daß sie auch bei den Hebräern, Egyptern, Babyloniern und Persern in hohem Ansehen stand, beweisen verschiedene Bibelstellen und Angaben Strabo's und Herodot's.

Aeußerst mannichfaltig ist zu allen Zeiten die Verwendung der Palme gewesen. Abgesehen von den Früchten als Nahrungs- und Genußmittel, wozu auch der Palmenwein und Dattelschnaps zu rechnen sind, dienen der Stamm, die Blätter, die Blattrippen, der Bast, die Fasern u. s. w. zum Bauen der Häuser, Schiffe und zur Herstellung der verschiedensten Geräthschaften und Werkzeuge. Dupré bemerkte zu Abuschir an der Mündung des Schatt el-Arab, daß die dortigen Araber es rühmten, wie allein aus dem Palmbaum ein ganzes Schiff mit allem Zubehör und Takelage erbaut und obenein mit Proviant für die Mannschaft und Waare für den Großhandel versehen und ausgerüstet werden könne. Und wirklich gingen jährlich von Bassora auf diese Weise viele Hunderte von Schiffen als Dattelflotten nach Jemen und kehrten als Kaffeeflotten zurück. — Der Palmenstamm gab wahrscheinlich, indem man ihn zum Stützen der Dächer benutzte, das Vorbild zur Säule, und die in einem Winkel zusammengestellten Stämme, die unter dem Drucke der auf ihnen ruhenden Last sich krümmten, deuteten den Spitzbogen an, den schon die antike babylonische Architektur für ihre Backsteinbauten anwandte. Die Krone des Palmenbaumes führte zum Säulenkapitäl, die Schuppenansätze am Stamme, die Trauben und Blätter zu architektonischen Verzierungen.

Die Dattelpalme, welche nach Burckhardt in 130 verschiedenen Sorten in Arabien bekannt ist, findet sich über die ganze Halbinsel verbreitet, sowol im Hochlande von Nedschd als auch in der tiefliegenden Tehâma. Am massenhaftesten tritt sie an der Ostküste, in Omân auf, wo nordwestlich von Maskat, längs dem Meere ein 2—300 km. langer, 1—2 Stunden breiter Palmenwald sich hinzieht. Die Bäume sind hier sorgfältig registrirt, da sie das Haupteinkommen ihrer Besitzer bilden; man giebt Palmen als Mitgift bei Verheirathungen, man erbt sie und führt, wie um jedes andere werthvolle Gut, heftige Streite um den Baum mit dem Zeichen des Friedens.

Betreffs der anderen für Arabien so werthvollen Pflanze, des Kaffeebaumes, verweisen wir, soweit wir nicht später auf dieselbe zu sprechen kommen, auf Ritter's „Arabien", und betreffs des arabischen Kaffeehandels auf einen sehr lehrreichen Aufsatz der „Oesterreichischen Monatsschrift für den Orient", 1877, S. 187. — Wenden wir uns jetzt zu den hauptsächlichsten Vertretern des arabischen Thierreiches.

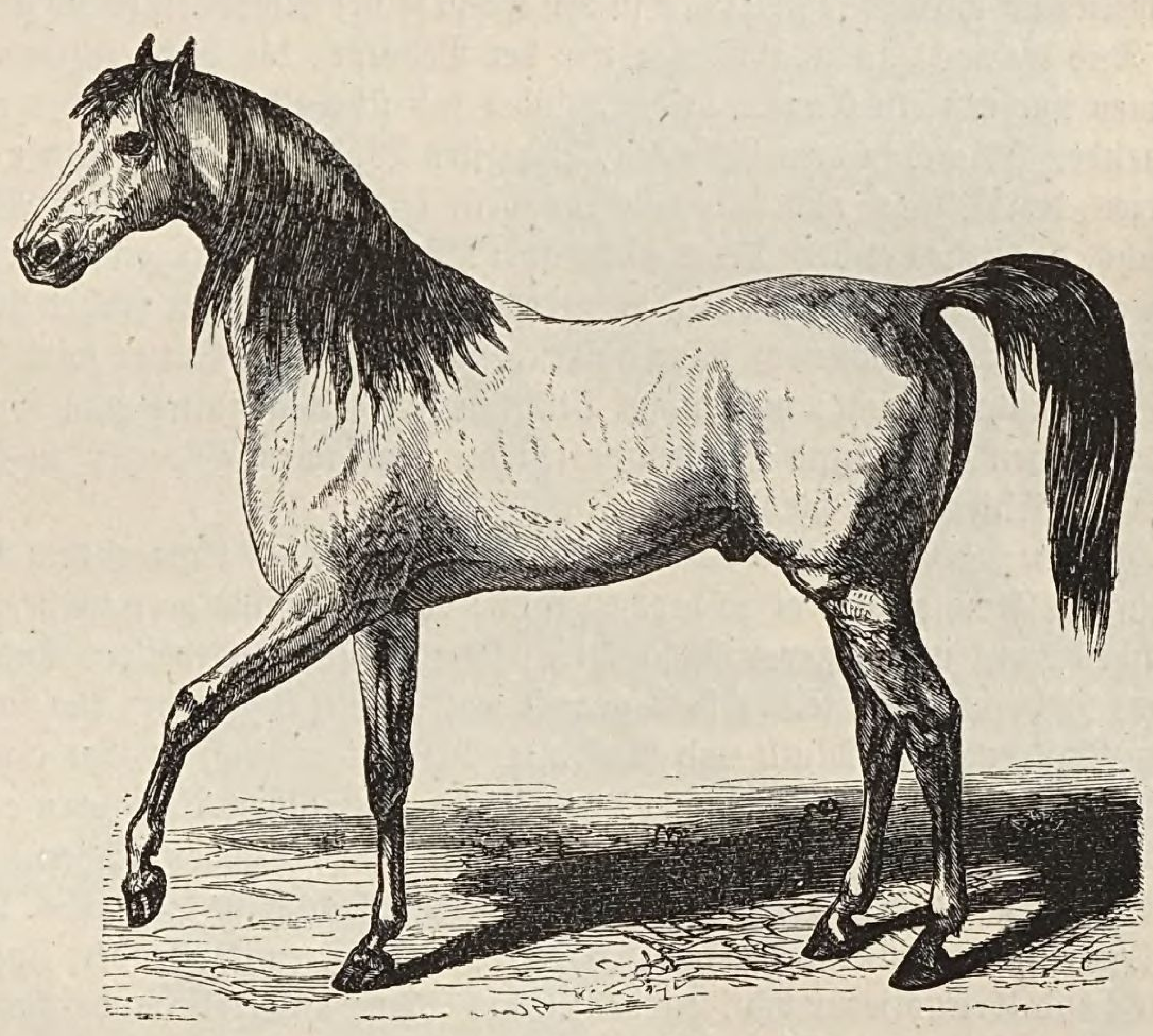
An erster Stelle ist hier das Pferd zu nennen, das sowol an Schönheit als an Ausdauer, Gelehrigkeit und Schnelligkeit als das vorzüglichste seiner Art gilt. Sein scharf geschnittener Kopf, sein feuriges Auge, seine weitgeöffneten Nüstern, sein wohlgeformtes Widerrist, seine vollen, kurzen Flanken mit dem langen Kreuz sichern ihm im Verein mit dem schön getragenen vollen Schweif und den feinen, sehnigen Beinen die Palme der Schönheit unter allen Rassen, die es an Feuer, Beweglichkeit, Genügsamkeit und allen sonstigen guten Eigenschaften weit übertrifft. Die Beduinen unterscheiden fünf edle Pferdestämme, die nach ihrer Meinung von den fünf Lieblingsstuten des Propheten abstammen. Bei der Geburt eines Fohlens edlen Schlags versammeln sich mehrere Männer des Stammes beim Besitzer der braven Stute, um den Stammbaum des jungen Pferdes festzustellen und zu bescheinigen, welches Dokument das Thier dann alle Zeit in einem ledernen Beutel verwahrt um seinen Hals trägt. Nunmehr hat es vollen Rang unter den Kokhlani oder Koheile, dem Pferdeadel, dessen Abstammung seit 2000 Jahren bekannt ist. Die Kadischi oder die ahnenlosen Pferde gelten bei den Rittern der Wüste ebenso wenig, als bei den blaublütigen Europäern die Leute „ohne Namen", ohne Stammbaum, mag derselbe auch nur im Dunkel der Lakaiendienste wurzeln. Die Beduinen leiten die Herkunft ihrer bevorzugten edlen Rosse aus dem Gestüte des Königs Salomo her, der bei den Arabern überhaupt in hohem Ansehen steht.

Die besten Pferde trifft man im Nedschd und Dschebel Schammar an, doch findet man auch sehr gute Thiere in el-Hasâ und Omân an der Ostküste und in den Steppen am unteren Euphrat. Keineswegs sind in Arabien die Pferde sehr zahlreich, denn in den westlichen Berglandschaften von Hedschâs und Jemen giebt es deren nur wenige und in einigen Gegenden Asîr's fehlen sie ganz. Im Nedschd zählt man etwa 10,000 Stück, eben so viel mögen die Stämme der Anese im Nordwesten und die Montefik in den Euphratländern haben. Die Pferdezucht ist in Arabien an die Steppenvegetation gebunden, deren würzige Frühjahrskräuter zum Gedeihen der Fohlen nothwendig sind. Indessen füttert man in Dschôf, d. i. im südlichen Arabien, die Pferde während der ersten vier Jahre fast nur mit Datteln und Milch, und im Nedschd und in el-Hasâ zieht man auch die jungen Thiere mit Kameelmilch auf.

Erst im 30. Monat beginnt man die Fohlen zu reiten und zum Kriegshandwerk einzuüben; sie werden dann jeder Hitze und Kälte ausgesetzt, aber nie zum Lasttragen benutzt; sie bleiben immer unter freiem Himmel. Die Preise der Pferde schwanken zwischen 2000 und 3000 spanischen Dollaren; Stuten werden fast nie verkauft, da man sie immer zur Züchtung zurückbehält, es müßte denn einem Besitzer gerade sehr schlecht gehen.

Ein anderes für Arabien sehr wichtiges Thier ist das Kameel, denn ohne dieses genügsame, 4—5 Tage ohne Wasser auskommende „Schiff der Wüste" würde man hier zu Lande nicht reisen können. Das Dromedar (Delûl, in Egypten Hadschîn genannt) ist ein Kameel besserer Zucht als das gewöhnliche, gleichsam ein Rassethier; es hat feineres Haar, leichteren, schnelleren Gang und kann mehr Durst ertragen als das dick bewollte und schwer

gebaute, plumpe Lastthier, das seine 4—5 Centner trägt. Das eine wie das andere hat nur einen Höcker; das zweihöckerige oder baktrische Kameel gehört bekanntlich dem mittleren Asien an. Dromedare besserer Zucht sieht man nur in Arabien, namentlich in Omân und Nedschd, welch letzteres jährlich 8—10,000 Kameele allein nach Syrien ausführt und Omm el-Bel, „die Mutter der Kameele", genannt wird. Auch im Hadramaut giebt es gute Kameele, die wegen ihrer Gelehrigkeit gepriesen werden, aber als die schnellsten gelten immer die Delûl el-Omâni, die omanischen Dromedare.



Arabisches Pferd.

Der gewöhnliche Dromedarschritt, ein Paßgang, beträgt nach Guarmani 86,21 m. in der Minute (d. i. fast genau der deutsche Exerzierschritt), oder 5,172 km. in der Stunde; die omanischen Kameele laufen aber in einem kurzen Trabe meist 11—15, bei größerer Anstrengung aber 22—27 km. in der Stunde; den ersten Trab halten sie 20—24 Stunden hintereinander aus.

Ein gutes Delûl legt den Weg von Bagdad nach Aleppo, zu welchem die Karawanen 25 Tage brauchen, in sieben Tagen zurück, und Eilboten von Kairo über Land nach Mekka haben nicht selten für diesen auf 45 Karawanen-Tagereisen berechneten Marsch nur 18 Tage nöthig gehabt, ohne dabei nur einmal ihre Kameele gewechselt zu haben.

Kein Thierleben, sagt Ritter, ist so eng anschließend mit einer gewissen ursprünglichen Entwicklungsstufe des Menschenlebens durch Naturbande gepaart und durch so viele Jahrtausende hindurch historisch festgestellt, als das des Kameels an den Beduinenstand; die Existenz keines Menschenlebens aber

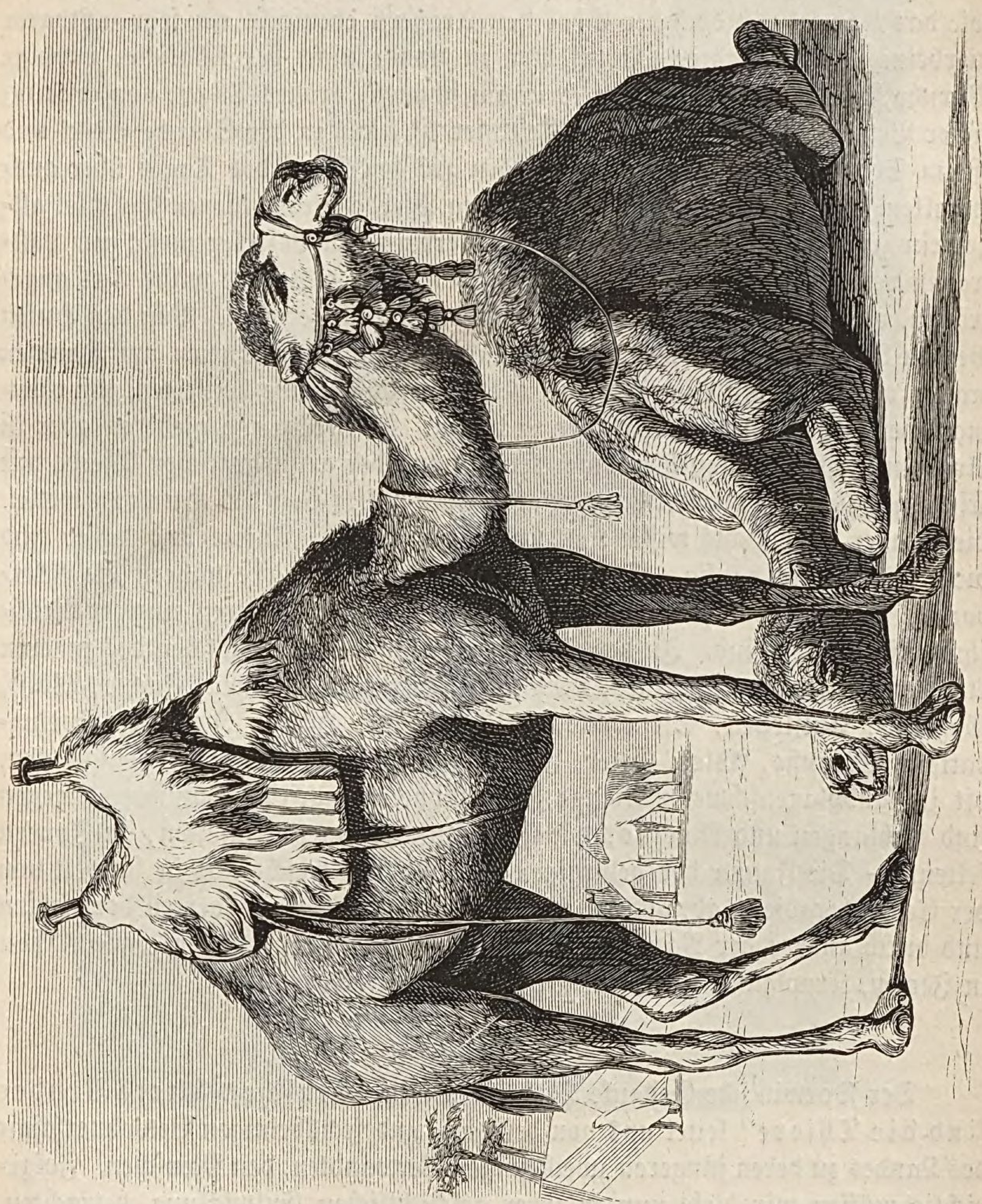
ward in solche lokal-nothwendige Abhängigkeit von einem geselligen Thierleben gestellt, als die des Wüstenbewohners von der Kameelherde. Auch ist diesem nach Herders bekanntem Ausspruche „Der Menschen ältere Brüder sind die Thiere“ dieses selbst bewußt genug. Wirft die Kameelin ihm ein Junges, so begrüßt er es freudig mit dem Ausruf: „Uns ist wieder ein Kind geboren.“ Trifft sich dies auf dem Wanderzuge durch die Wüste, so nimmt er es für einige Zeit auf den Arm, läßt es dann einige Stunden auf dem Rücken der Kameelmutter ruhen; auf der nächsten Station stellt er es ihr schon zur Seite und weiterhin wird es sogleich mit in den Kreis seines Nomadenlebens gezogen.

Das Kameel, so unabhängig wie der Beduine, die beide zusammengenommen nur erst ein Ganzes bilden, findet fast überall, auch auf der nacktest scheinenden Fläche, in dem härtesten, holzigsten Wüstengestrüpp, in den Salzpflanzen, den Disteln und Tamariskennadeln wie in dem dornigsten Akaziengewächs, das jedes andere Thier unberührt läßt, wie im steinigen Dattelkerne, wenn er ihm gereicht wird, durch die zermalmende Kraft seiner Zähne und sein knorpeliges Gebiß doch noch seine hinreichende Nahrung. Futter wird ihm in der Regel nicht gereicht; nur einige Stunden Freiheit gestattet man ihm, sich selbst zwischen Sand und Klippenspalten die sparsamen Pflanzen zu suchen, die andere Thiere verachten.

In den Einsamkeiten des langen Wüstenzuges ist das Kameel dem Araber der einzige Freund, dem er zusprechen kann; er erzählt ihm gern während des Marsches von seinen eigenen Geschichten, Thaten und Thorheiten, und freut sich des Zuhörers, der seinen stets gemessenen Schritt in gleicher Art fortsetzt. Dessen Anstrengung, Muth und Ausdauer belohnt er, daß er ihm nun auch von seiner Rasse und Abstammung, von seinen rühmlichen Vorfahren erzählt, von deren Freundschaft und Begebenheiten mit seinen eigenen Ahnen. Dann lobt er es als sein bestes Kameel, bläst ihm Tabakrauch in die weiten Nasenflügel, verspricht ihm eine baldige Heirath, nennt es Freund, Bruder, singt ihm Liebes- und Kriegslieder vor, zu denen das Thier aufmerksam horchend die Kinnladen zusammenpreßt, mit den Zähnen knirscht und den Kopf nach dem Sänger hinwendet. Dann, scheint es, vergißt das Kameel seine Last und Ermüdung; es legt mit seiner Bürde ganz unglaubliche Strecken zurück zur Freude seines Gebieters.

Wird das Thier störrig und auch wol widerspenstig, zumal in der Brunstzeit, so fehlt es dem feurigen Araber nicht an Zorn, Schimpfreden und Vorwürfen, wie gegen einen menschlichen Widersacher; es muß sich die Namen Ibn el-Kelb (Hundssohn), Ja'udi (Jude), Nasserani (Nazaräer), Kâfir (Ungläubiger) gefallen lassen und oft hören, daß es seinen Wohlthäter vergessen habe, der ihm Amulete gekauft und zum Schmucke umgehängt, um es gegen den „bösen Blick“ zu schützen u. a. m. Aber sein Kameel oder Dromedar zu prügeln, dazu läßt sich der edle Araber nie herab. Nur durch das Wort lenkt er das mächtige, so kolossale und doch so willige Reitthier, oder durch den Fuß, mit dem er ihm von seinem Sattel aus sanft auf den Nacken tritt, oder durch den Stab, mit dem er es nur zu berühren braucht, um ihm die Richtung zu zeigen, die es gehen soll, ohne Zaum, Zügel und Gebiß, ohne Rückhalt oder Antrieb.

Nicht nur der Mord, auch schon die Beschimpfung des Kameels wird, wie die seines Herrn selbst, blutig geahndet. Hamed, des Reisenden Wellsted's Führer in Omân, schrie im Hohn einem begegnenden Beduinen zu: „Allah breche den Fuß Deines Kameels!“ und sogleich wäre es ohne die einschreitende Vermittlung zur Blutfehde gekommen. Denn dieses Thier gehört ja mit zu dem Hause, zu der ganzen Familie.



Kameel.

In keinem Lande der Erde lebten sich Mensch und Thier gegenseitig so in einander, wie hier, da beide, durch Instinkt geleitet, wohl fühlten, daß sie zu ihrer gegenseitigen Existenz sich auch unentbehrlich wären. Denn wild, ohne des Menschen pflegenden Beistand, ist noch keine Kameelherde auf der arabischen Halbinsel vorgefunden worden, und ohne das Kameel würde ein großer Theil derselben auch für den Menschen ganz unbewohnbar geblieben sein.

Daher mußte dieser Gefährte seiner Heimat ihm, seinem Gebieter, auch als die größte Wohlthat des Himmels erscheinen, und schon Mohammed fordert seine Gläubigen wiederholt auf, ihrem Schöpfer für diese außerordentliche Gabe aus dem Paradiese ihren besonderen Dank darzubringen. (Weiteres siehe Ritter's „Erdkunde", XIII, 609—759.)

Wenn auch nicht so hoch geschätzt wie das Pferd oder so unentbehrlich wie das Kameel, ist doch der Esel den Arabern ebenfalls ein sehr achtbarer vierbeiniger Verwandter. Er ist hier zu Lande nicht der klägliche, ruppige Bursche, wie bei uns, sondern er ist ein schönes, großes Thier, von erstaunlicher Beweglichkeit. Er legt als Reitthier $5^1/_2$ km. in der Stunde zurück und ist im Stande, diese Geschwindigkeit den größten Theil des Tages über auszuhalten. In den Gegenden, wo es wenig Pferde giebt, dienen die Esel allgemein zum Reiten, während sie in den pferdereichen Bezirken mehr zum Lasttragen verwendet werden. — Im Nedschd werden zahlreiche wilde Esel angetroffen, von den Scherârât gejagt und heimlich auch gegessen. Von den Hufen werden Ringe gemacht, welche die Fellahin im östlichen Syrien am Daumen tragen oder auch mit einer Schnur unter der Achselgrube befestigen, um rheumatische Uebel zu vertreiben oder zu heilen. Maulthiere giebt es aber in Arabien nicht, da man hier eine Vermischung der aristokratischen Pferde mit Eseln als eine ganz unstatthafte Mesalliance hält. Von den Hunden wollen die Araber auch nichts wissen; es sind ihnen unreine Thiere und daher sind diese auch wenig häufig. Rinder, Ziegen und Schafe nähren die Ackerbauer, die Bergbewohner und die Beduinen der Oasen, deren einziger Reichthum die Herden sind. In den Bergen und auf den Sandflächen des inneren Arabiens trifft man Panther, Leoparden, Schakale, Hyänen, Füchse, Wölfe, Gazellen, Antilopen, Steinböcke, wilde Ziegen, Hasen, Jerboas (Springratten), Strauße, Adler, Geier, Falken, Rebhühner, Eidechsen, Heuschrecken, oft in landplagenschwerer Menge, Skorpione und giftige Spinnen, dagegen sind Schlangen und Moskito, wie überhaupt geflügelte Insekten, im Innern selten. — Die Fauna der gebirgigen Küstenländer weicht nur in so weit von der Centralarabiens ab, als die an die Wüste gebundenen Formen dort fehlen und durch andere der Natur dieser Gebiete entsprechende Thiere, wie Affen in Jemen, Kropfgänse an den Küsten, vertreten werden.

Der Darwin'sche Gedanke Herder's „Der Menschen ältere Brüder sind die Thiere" leitet uns von der vier- und sechsbeinigen Bewohnerschaft des Landes zu deren jüngeren zweibeinigen Verwandten, den Menschen. Folgerichtig müssen wir diese nun in ihrer geschichtlichen Entwicklung betrachten, um nach der Vergangenheit die Gegenwart besser zu beurtheilen. Doch bevor wir einen Einblick in die verwickelte Geschichte der arabischen Völker zu gewinnen suchen, wollen wir uns zum besseren Verständniß erst mit der alten Eintheilung des Araberlandes kurz bekannt machen.

Arabien, die Dschesireh el-Arab (Insel der Araber), zerfällt nach der Aufstellung des alexandrinischen Kartographen Claudius Ptolemäus in

drei Theile: Arabia Peträa, das sogenannte steinige Arabien, Arabia deserta, das Wüste, und Arabia felix, das Glückliche Arabien.



Ruinen von Petra.

Ersteres ist, vom Todten Meere aus gerechnet, die südliche Fortsetzung des syrischen Kalkplateau's, welches in diesem Theile im Osten vom Scherâ-gebirge begrenzt, und vom Wadi el-Araba durchzogen, bis zur Bucht von Akaba reicht. Es ist das Land der alten Idumäer (hebräisch Edom), welche von den Israeliten durch die genealogische Zurückführung auf den älteren Bruder Israel's als dasjenige Volk, aus welchem sie selbst hervorgegangen, anerkannt wird. Halbwegs zwischen beiden Meeren, in hohem, felsumschlossenem, wasser-

reichen Gebirgsthal, lag die alte Hauptstadt Edom's, die einheimisch wol wie hebräisch Sela (d. i. Fels) und gleichbedeutend aramäisch Reqem genannt wurde, welchen Namen die griechischen Eroberer in Petra übersetzten. Zu ihrer Zeit war das Idumäervolk mehr nach Nordwesten ins südliche Judäa gedrängt, und in ihrem alten Wohnsitze im östlichen Gebirge die Nabatäer eingerückt. Wie es scheint, war dieses arabisches Volk unter dem Namen Nabatu schon um 700 v. Chr. in viel östlicheren Wohnsitzen von den Assyrern unterworfen worden. Jenseit des Scherâgebirges gründete es, auch über das südliche Küstenland und über die westliche Sinai-Halbinsel sich ausbreitend, ein selbständiges Reich, welches nach der Hauptstadt von den westlichen Kulturvölkern gewöhnlich den Namen des Peträischen führte. Unrichtig ist es also, dieses Wort auf die Beschaffenheit des Landes, welche es ja mit dem übrigen Arabien gemein hat, zu beziehen und durch „steinig" zu verdeutschen.

Da wir dieses Gebiet geographisch zu Syrien rechnen und in diesem Kapitel dasselbe nicht weiter ins Auge fassen, so wollen wir zur Geschichte des Landes nur kurz bemerken, daß es im 3. Jahrhundert v. Chr., von den Griechen mehrfach bedrängt, im Jahre 105 n. Chr. unter Trajan als römische Provinz erklärt und im 4. Jahrhundert durch Wüstenstämme seiner Kultur beraubt wurde. Das Christenthum fand zeitig Eingang in Peträa. Die großentheils in den lebendigen Felsen gehauenen Prachtbauten von Petra, der durch Handelsverkehr zwischen Südarabien, Syrien und Egypten reichgewordenen Hauptstadt, gehören zum kleineren Theil noch dem selbständigen Königreiche, größtentheils erst der Römerherrschaft an, und zeigen alle phantastischen Ausartungen des sinkenden Architektur- und Skulpturstiles des 2. u. 3. Jahrhunderts.

Geht man von Petra zwei Tagereisen südlich, also bis 29° 50′ nördl. Br., so sinkt das Land plötzlich um etwa 600 m., und man steigt von den Maschârif al-Schâm, d. h. den Höhen des Landes der Linken (Syriens), in das eigentliche Arabien hinunter. Die Alten, welche nur die bewohnten, vegetationsreichen Küstengebirge, nicht aber die Wüstengebiete des Innern kannten, bezeichneten hiernach die ganze Halbinsel als das Glückliche Arabien (Arabia felix, Ἀραβία ἡ εὐδαίμων) im Gegensatz zu der nördlich desselben zwischen dem syrischen Kulturland und dem Euphrat sich ausbreitenden Wüste, welche sie Arabia deserta oder Wüstes Arabien nannten.

Der steile Absturz vom syrischen Hochland zur Halbinsel charakterisirt sich nicht nur als eine geographische, sondern auch als eine ethnographische Grenze, denn die ackerbautreibende und städtische Bevölkerung Arabia Peträa's war immer wesentlich von der echt arabischen verschieden und hatte syrische Sitten und syrisches Wesen angenommen. — Sprachlich müßte, wie A. Sprenger bemerkt, „den Höhen des Landes der Linken" ein Ausdruck, etwa wie „Niederung des Landes der Rechten" (Asâfil al-Yaman), entgegenstehen. So etwa war auch der Sprachgebrauch, denn die südlichen Nachbarn der Idumäer wurden Thimanäer geheißen, welches wie Jamaniter, „Volk der Rechten", bedeutet. Die Griechen und Römer haben dann Teman oder Jaman mit Eudämon und Felix wiedergegeben und sie bezeichnen damit alles Land südlich von Schâm; bei Vopiscus heißt die Bevölkerung Eudemones

Arabes zum Unterschied von den Arabern östlich vom Jordan, in Schâm (Syrien). Nach einer Tradition bestieg Mohammed bei Tebûk einen Hügel und sagte nach Norden deutend: „Alles dieses ist al-Schâm", und dann nach Süden gekehrt: „Alles dieses ist al-Yaman". Die moslemitischen Geographen beschränken die Benennung al-Yaman auf Südarabien, weil ihr imaginärer Standpunkt Mekka ist. Folgerichtig sollten sie alles Land südlich von der Provinz Mekka al-Yaman (Jemen) und das Land nördlich davon al-Schâm heißen.



Karte von Arabien.

Das thun sie auch; doch um mit dem hergebrachten Sprachgebrauche, nach welchem al-Schâm oberhalb des erwähnten Absturzes anfängt im Einklang zu bleiben, dachte man sich die Provinz Mekka bis zu jenem Abhange ausgedehnt und hieß sie al-Higâz (Hedschâs), d. i. Mittelland zwischen al-Schâm und al-Yaman. Dieses war Anfangs nur eine Theorie, die gegen den Sprachgebrauch sündigte; denn die Gegend von Mekka hieß zwar al-Higaz, Mittelland, doch hatte sie diesen Namen deshalb, weil sie weder zum Hoch-

lande (Nagd, Nedschd) noch zum Küstenstrich (Tihâma) gehörte. Diese Annahme hat aber im Laufe der Zeit allgemeine Geltung bekommen. Sie hat den Vortheil, daß, während den Alten die Halbinsel sich als ein ungegliedertes Ganzes darstellte, darin eine geographisch und ethnographisch begründete Gliederung ihren Ausdruck findet. (Vgl. A. Sprenger: „Die Alte Geographie Arabiens als Grundlage der Entwicklung des Semitismus", Bern 1875, und H. Kiepert: „Lehrbuch der alten Geographie", Berlin 1877.)

Die ältesten Bewohner Arabiens bezeichnet die Sage als Bajediten oder Untergegangene, im Gegensatz zu den Muteachira oder Späterlebenden. Die Ersteren wären die Stämme der Themûd, Ad, Dschorhom (nicht zu verwechseln mit dem späteren gleichnamigen Volke), Tasm, Dschadîs, Amlâk u. A. gewesen, welche Gott wegen ihrer Sündhaftigkeit von der Erde vertilgt habe. An Kahtân, den Abkömmling Sem's im fünften Gliede, knüpft wieder die Sage eine neue Bevölkerung an. Dieser Kahtân, der Joktân der Bibel (Genesis X, 26, 29), gilt für den Stammvater der Muteariba, oder der zweiten Generation der Araber, welche das Glückliche Arabien, besonders den südwestlichen Theil und die ganze Südküste bis an den Persischen Meerbusen, bewohnten und uns unter dem Namen der Kahtâniten oder Joktâniten bekannt sind. Ihnen folgten im nördlichen Arabien die Ismaeliten, welche, wie ihr Name andeutet, ihren Ursprung von Ismaël, dem Sohne Abraham's, und der Hagâr (d. h. Flucht), ableiten. Ismaël soll eine Tochter aus dem Kahtânitenhause Dschorhom geheirathet haben und von ihnen soll in irgend welchem Grade Adnân, der Stammvater der Koreïschiten und mithin der Ahnherr Mohammed's, abstammen. Nach dieser Vermischung des in Ismaël vertretenen jüdischen Elements mit den Kahtaniten, welche sich als Arab el-Ariba, d. i. reine Araber, halten, werden diese nördlichen Völker auch Mostariba, d. h. Gemischte, Eingepfropfte genannt, während eine andere Bezeichnung derselben, Maʿaditen, auf Maʿad, einen Abkommen Ismaël's, Bezug nimmt.

Obwol die Bibel vor den Joktâniten und Ismaeliten auch noch von einer Einwanderung von Kuschiten, der Nachkommenschaft des Sohnes des Ham, spricht, so wissen doch die arabischen Ueberlieferungen nichts davon zu berichten. Indessen glaubt der französische Orientalist Fresnel, welcher in der vom gewöhnlichen Arabischen sehr abweichenden Ehkilisprache der Mahrastämme an der Südküste mancherlei Anklänge an das Hebräische gefunden hat, daß in diesen Stämmen, oder doch wenigstens in ihrer Sprache, ein Rest des Kuschitenthums sich erhalten habe. Gestärkt wurde diese Annahme durch die Thatsache, daß eine Volkssage der Phönikier, deren Sprache bekanntlich mit dem Hebräischen sehr ähnlich war, diese unternehmenden Küstenbewohner vom Persischen Golfe, dem Centrum des Kuschitenlandes, herstammen läßt. In Verbindung mit anderen Forschungsergebnissen scheint aber aus all' Diesem hervorzugehen, daß die Länder am Persergolf, und wahrscheinlich auch das Irak, überhaupt eine Entwicklungsstätte für alle Semitenvölker gewesen sind.

Die Geschichte Arabiens zeigt uns, in welch hohem Grade die Natur und Beschaffenheit des Landes Einfluß auf die Geschicke seiner Bewohner nehmen kann. Wo anbaufähiger Boden, finden wir Ansässigkeit, Staatenbildung und Geschichte, wo Steppe, da Nomadenthum, Stämmezersplitterung und Kulturstillstand, während Wüste Abschließung und Vereinzelung der Völkerleben bedeutet. So erklärt es sich, daß die Araber nie ein einheitliches Volk gewesen, nie eine gemeinsame Geschichte, nie eine zusammenhängende Entwicklung gehabt haben, und so kommt es, daß, während die Kultur der arabischen Khalifenzeit den Orient mit Glanz erfüllte, Arabien selbst einem Rückgange verfallen konnte.

Bei den günstigen klimatischen Verhältnissen und der großen Fruchtbarkeit seiner Stufenländer konnte es nicht fehlen, daß in Jemen die Wanderstämme sich zuerst seßhaft niederließen, hier die ersten Staatswesen entstanden. Als das bedeutendste und auch das älteste wird das Sabäerreich genannt, dessen Gründung dem Enkel Jarub's (Kahtân's Sohne) Sabâ zugeschrieben wird. Derselbe hatte „sehr viele" Söhne, unter denen zumal zwei: Himjar und Kahlân, eine sehr zahlreiche Nachkommenschaft hinterließen, die als die Stämme der Himjariten (Homeriten bei den Griechen und Römern) und Kahlâniten, Erstere als Städte-, Letztere als Wüstenbewohner, weit auseinander gingen. Zur Unterscheidung dieser Namen geben die arabischen Genealogen folgende Anweisung: Alle Nachkommen von Sabâ heißen Sabäer, ausgenommen die Söhne von Himjar und Kahlân, deren Söhne sich von der großen Familie trennten. — Die Himjariten, welche eine eigenartige Sprache entwickelten, nahmen als Wohngebiet den südwestlichen Theil von Jemen ein, der im Norden vom 15. Breitengrad und im Osten vom Wadi Maifat begrenzt wird. Von hier aus breiteten sie ihre Macht über die Nachbarstaaten aus und unterwarfen auch später, etwa einige Jahre vor Christo, die Sabäer.

Das Sabäerland, das von der Natur schon gesegnet, war wegen seiner im Aromenhandel gewonnenen Reichthümer in der alten Welt sprüchwörtlich berühmt. Als die Königin von Saba (Bilkis) Salomo besuchte, brachte sie als Geschenk 110 Talente Goldes, kostbare Edelsteine und Gewürze, daß nach dem Berichte der Bibel nie mehr so viel nach Jerusalem gebracht wurde, als damals Salomon erhielt. Agatharchides berichtet über die Lebensweise dieses alten Handelsvolkes, über seine Reichthümer; er kennt seine Staatseinrichtungen, das Hofleben, dessen strenge Etiquette dem Könige nie erlaubt, seine Gemächer zu verlassen. Die Bewohner schildert er als einen starkgebauten, gesunden Menschenschlag, voll Unternehmungsgeist im Frieden wie im Kriege. Das Land ist überreich an köstlichen Erzeugnissen; die Luft füllt sich mit Wohlgerüchen ob den großen Waldungen von Myrrhe, Weihrauch, Zimmt, Palmen, Kalmus. Ein hochentwickelter Ackerbau gewann, wie schon früher erwähnt, dem so fruchtbaren Boden die reichsten Ernten ab, bei Ueberfluß an Wasser. Auf kleinen und größeren Fahrzeugen sich aufs offene Meer hinaus wagend, legten sie Kolonien an entfernten Küsten an. Auf Schlauchflößen holten sie Gewürzmengen aus Aethiopien; Larimnon nahmen sie aus der Ferne.

Niemand besaß wie sie Schätze, die den Gesammthandel mit Egypten, Syrien ꝛc. in den Händen hatten. Sie füllten das Reich des Ptolemäos mit Gold, und versorgten die phönikischen Bazare mit den kostbarsten Einfuhrstoffen. In diesem alleinigen Betriebe des alten Welthandels beruhten Sabâ's Goldquellen, die so lange reichlich flossen, als keine Mitbewerbung um den üppigen Gewinn stattfand. Dem entsprechend herrschte auch ein ungeheurer Aufwand im täglichen Leben statt; die Sabäer besaßen Häuser, deren Säulen mit Gold und Silber bedeckt, deren Thüren mit Zierrathen ausgelegt waren. Sie bedienten sich, nach einem Bericht, den allerdings Plinius als unrichtig bezeichnet, des Gewürzbaumes als Reisig- oder Brennholz. Ihre Wohnungen waren mit goldenen und silbernen Gefäßen, Ruhebetten, Dreifüßen, Schalen und Trinkbechern angefüllt, die Wände und Decken in den Häusern mit Elfenbein und edlem Metall eingelegt.

Artemidor, der auch von zahlreichen Viehherden spricht, verlegt die Weihrauch- und Myrrhenwaldungen in das südliche Gebiet (die eigentlichen Weihrauchgegenden sind in den Berglandschaften des südöstlichen und südlichen Theiles der Halbinsel zu suchen, von Omân bis Hadramaut). Als Gegenmittel gegen die starken Wohlgerüche bediene man sich des Peches und des Bockbartes. Zu dieser naiven Auffassung Artemidors über die zu starken Düfte ließen sich Seb. Muenster's Worte als Seitenstück anführen, wenn er sagt: „Durch das ganze Land geht ein edler Geschmack von Thymian, Myrr und wohlschmeckenden Rosen, welche man legt zu dem Feuer, so man ein gut Geruch machen will. Und so der Wind kommt in die wohlschmeckenden Bäume, geht der süße Geschmack weit aus dem Lande, daß auch die, so in dem roten Meere schiffen, einen wunderlustigen Geruch davon empfahen."

Die Hauptstadt des Sabäerreiches war Mariaba (in Inschriften Marjab, neuarabisch Mârib); sie lag auf einer Anhöhe und galt als die schönste und reichste unter allen arabischen Städten. Sie war berühmt wegen ihrer Dammbauten, welche in einem durch sie zu einem großen Becken abgeschlossenen Thale die periodischen Wässer sammelte, die während der trockenen Jahreszeit zur Benetzung des Landes verwendet wurden.

Die Ruinen des alten Mariaba wurden 1842 durch den französischen Reisenden Arnould fünf Tagreisen von Sana entdeckt. Manche Quadern der alten Stadtmauer hatten Inschriften. Eine halbe Stunde von der Stadt abgelegen trägt ein 300 Fuß umfassender Ovalbau den Namen Harem Bilkis, Palast der Königin Bilkis. Acht Pilaster, Monolithe ohne Kapitäle, unweit noch fünf anderen mit solchen, stehen in der Nähe des nördlichen Einganges. Die Außenwände des Palastes sind mit Inschriften bedeckt. Ein Schleußenzusammenbruch oberhalb Mâribs, der in der Zeit zwischen 150 und 170 n. Chr. stattgefunden haben soll, führte die Verödung und den Verfall der Residenz herbei. Arnould war sehr erstaunt über die großartigen Ruinen des Dammes, der die beiden Anhöhen Balak in einer Breite von 200 m. verband, sodaß, aus den Trümmern zu schließen, die Sabäerhauptstadt noch bedeutender gewesen sein muß, als selbst Agatharchides es vermuthete.

Das Sabäische Reich dehnte sich zwölf Tagreisen an der Weihrauchstraße hin, westlich bis zum Arabischen Busen, wo die Farasân wohnten und den

Waarentransport zur See nach allen Seiten hin besorgten, umfaßte außerdem noch die Stämme der Akk, Hakam, Al-Asch'ar nebst den zwischen der Residenz und der Küste wohnenden Hamdânstämmen, welche von den Sabäern unterschieden werden. So erklärt sich der einst so blühende und mächtige Sabäerstaat als ein gewaltiger Völkerbund, der auf der Grundlage der Familien- und Stammesrechte fußte, im Uebrigen aber ein sehr lockeres Gefüge hatte, wie schon aus der Unbestimmtheit der Grenzen hervorgeht. Zwischen den drei großen Völkern, wie sie Eratosthenes anführt, den Minäern, Kattabanen und Chatramotitis gelegen, hatte sich um die Dynastie der Schebâ von Schabwat, die in Mârib ihre Hauptstadt hatten, allmählich eine Anzahl von Stämmen gruppirt, die den Kern des Sabäischen Bundes bildeten.

Das Verhältniß der einzelnen Fürsten zum Oberherrscher war etwa dasselbe, wie das des Bey von Tunis zum türkischen Sultan. Auch in Bezug auf innere Organisation standen die arabischen Reiche auf einem sehr ursprünglichen Standpunkt. Strabo berichtet auf die Autorität des römischen Prokurators von Egypten, Aelius Gallus, welcher 24 v. Chr. einen Kriegszug nach Hedschâs, Jemen und Hadramaut unternahm, Folgendes: Die Araber sind nicht einmal zu Lande große Krieger, sondern bessere Kramhändler und Kaufleute, viel weniger zur See. Diese völlig unkriegerischen Menschen verstanden nicht den Gebrauch der Waffen, nämlich Bogen, Lanzen, Schwerter und Schleudern; die Meisten aber bedienten sich zweischneidiger Aexte. Es war also nicht die Spur von einer regelrechten bewaffneten Macht vorhanden. Auch fehlte es gänzlich an Zusammenwirkung.

Als Aelius Gallus in seinem kühnen Feldzug Nedschrân erreichte, war der König (d. h. Bürgermeister) geflohen. Die Einwohner setzten den Römern einigen Widerstand entgegen, aber vergebens. Nur im dichtbevölkerten Dschauf (im Hamdângebiet) waren die Massen, die ihnen entgegentraten, bedeutend, aber ohne alle Organisation und einer Schafherde ähnlich, und so gelang es Gallus, ohne ernstliche Kämpfe Mârib zu erobern und dem alten Sabäerreiche den Gnadenstoß zu geben.

Da alles Regiment vom Stocke ausgegangen ist, so konnte es mit der Aufrechterhaltung der Ordnung und dem Schutze der Schwächeren nicht viel besser aussehen, als vor dem Islam in Mekka, wo jede Familie für den Schutz ihrer Angehörigen selbst sorgen mußte. Was immer die Verdienste der alten Handelsvölker Arabiens für den Fortschritt der Kultur sein mögen, so gehören gewiß die Gründung eines geregelten Staatswesens und die Herrschaft der Gesetze nicht dazu. Die Stelle genau begrenzter Staatsgesetze nahmen Sunna, Herkommen, Familien- und Stammesrechte und die Religion ein, welche gerade, weil sie mehr in Observanzen als in Dogmen bestand, eine große Macht auf die Gemüther übte und ein Band des Friedens unter den Horden war.

Die auch im Koran unter der Benennung Seil el-Arim (d. h. Dammdurchbruch) erwähnte Zerstörung von Mârib bezeichnen die orientalischen Schriftsteller als den Beginn einer neuen arabischen Geschichtsperiode. Infolge jenes Ereignisses seien viele Sabäerstämme zur Auswanderung gezwungen

worden, wodurch eine Verschiebung der Machtverhältnisse unter den einzelnen Staaten und mithin eine Umgestaltung Arabiens veranlaßt worden sei. Wenn auch dieser einzelne Dammbruch nicht unmittelbar eine große Umwälzung hervorgerufen haben kann, da Jemen sehr viele solcher für die Bodenkultur wichtiger Dammbauten zählte, so mag aber doch die Zerstörung jener Stadt, mit dem Wassermangel im Gefolge, den ersten Anstoß zu einer Völkerbewegung gegeben haben. Sicher ist, daß seit jener Zeit, wie wir im vorigen Kapitel gesehen, im Haurân und an anderen Punkten in Syrien, am Euphrat (Hira), ferner in der Landschaft Omân, im Nedschd, auf den Perleninseln Bahrein u. s. w. Kahtanidenstämme auftraten, und daß das mächtige Himjarenreich seinem Verfall sich näherte.

Die staatliche Gliederung des Himjarenreiches war eine ähnliche wie die des sabäischen, indem hier über die einzelnen Tyrannen (Qayl) ein durch Wahl erkorener König (Tobba) herrschte. Nach dem Fall des Sabäerreiches infolge des erwähnten Feldzuges der Römer unter Aelius Gallus gründeten auf den Trümmern dieses Staates die demselben unterthan gewesenen Hamdânstämme, welche mit den Sabäern genealogisch nichts gemein hatten, ein selbständiges Reich, das jedoch bald wieder zu Grunde ging. Einige Jahre vor Christo erlangten mit der Unterwerfung der Hamdân- und Sabäerstämme die Himjariten die Vormacht in Jemen und sogar bis nach Hadramaut (im Osten von Jemen, südlich der großen Sandwüste) dehnten sie ihre Gewalt aus. Die Hauptstadt des Tobba war Zafâr, südlich von Mârib, im westlichen Hadramaut gelegen. Das Himjarische Reich muß nach den noch erhaltenen Ruinen bedeutende Städte und Burgen besessen haben. Die Felsburgen, wie Hisn Ghorâb, Rabenschloß von der dunklen Farbe ꝛc., waren zum Schutze der Verkehrsstraßen und der Stapelplätze errichtet, ähnlich wie die von Damask und Kairo nach Mekka führendem Pilgerstraßen befestigte Stationen haben. Seetzen entdeckte im Rabenschlosse einen sieben Fuß langen Porphyrquader ohne Mörtel, in einem steilen Abhange eine ausgehauene Felstreppe und in Stein gesprengte Wasserbehälter. Botta fand auf dem Berge Sabr eine aus Steinquadern ohne Mörtel aufgerichtete Treppe, Dammbauten und Pflasterwege. Die weite Verbreitung himjarischer Denkmäler und Inschriften — Wrede fand solche im Wady Doʿân — führen zu dem Schlusse, daß ganz Jemen mit Hadramaut zum himjarischen Sprachgebiete gehört hat. Die Aehnlichkeit der Sprache Jemens und Aethiopiens läßt auf eine Kolonisation der gegenüberliegenden Küste durch südarabische Stämme schließen. Die Bibel erwähnt schon ein jenseitiges Schebâ, das echt arabisch ausgesprochen immer Saba ist; die nordarabische Sage hat in den Kriegszügen der Tobba gegen Aethiopien noch dunkle Erinnerungen der sabäischen Niederlassungen bewahrt.

Die Sprache der Himjariten war nach der Ansicht des arabischen Geographen und Historikers Hamdâny, der auch Sprenger beipflichtet, ein durch mahrische Wörter bereicherter Bauerndialekt des Koran-Arabischen, welches mit Ausnahme von Mahra, der Landschaft an der Südostküste, und einigen Inseln, wie Masyra und Sokotra, in ganz Arabien von den Nomaden gesprochen wurde. Was die sogenannten himjarischen Inschriften

anlangt, so hält der berühmte Arabist A. Sprenger dieselben für sabäische, da sie in sabäischen Ländern gefunden worden und über die himjarische Periode zurückreichen.

Bis gegen das Ende des 4. Jahrhunderts ist nur wenig über die Himjariten bekannt geworden, unter Anderem, daß bei ihnen Juden- und Christenthum (arianisches) Eingang fand. Im ersten Viertel des 5. Jahrhunderts tritt in Jemen ein letzter König des Himjarenvolkes, Dhu-Novâs auf, der ein fanatischer Anhänger des Judenthumes war und unter dem Vorwande, die Verfolgung seiner Glaubensbrüder im Römischen Reiche zu rächen, die sein Land besuchenden christlichen Kaufleute ermorden ließ. Dies erbitterte den benachbarten christlichen König von Abessinien, den Negusch jenes mächtigen, seit 333 zur christlichen Kirche übergegangenen Reiches, so sehr, daß er seinen Nachbar jenseit der Meerenge mit Krieg überzog. Elesbaan, so hieß dieser Negusch, besiegte den Dhu-Novâs in einer Schlacht in der Nähe von Aden und setzte alsdann einen Christen, Abraha, als Statthalter über Jemen. Hierauf soll Dhu-Novâs noch einmal die Herrschaft an sich gerissen und mit verdoppelter Grausamkeit gegen die Christen seines Landes gewüthet haben. 20,000 hätten damals im südlichen Arabien den Märtyrertod durch „Verbrennen in Gruben" erlitten. Am ärgsten soll die Verfolgung in der Landschaft Nedschrân (im Hochlande nördlich von Jemen) gewesen sein, da hier allein 12,000 Christen dem Feuertode verfallen wären. — Diese Schandthaten hätten dann einen neuen Zug der Aethiopier herbeigeführt, der mit der Unterwerfung Jemens endete. Die Aethiopische Periode währte von 530—601; sie wird durch ein mißglücktes Unternehmen gegen Mekka — den Elefantenzug — worauf der Koran Bezug nimmt, und durch mehrfache Kämpfe gegen die Perser gekennzeichnet. Letztere erlangten schließlich die Herrschaft und in Jemen regierten nunmehr persische Statthalter. Der letzte derselben, Bâdân, der Zeitgenosse und Bewunderer Mohammed's, lieferte das Land der andringenden Macht des Islam aus, mit welcher eine für ganz Arabien gemeinsame Periode anhebt, die wir weiter unten beleuchten werden.

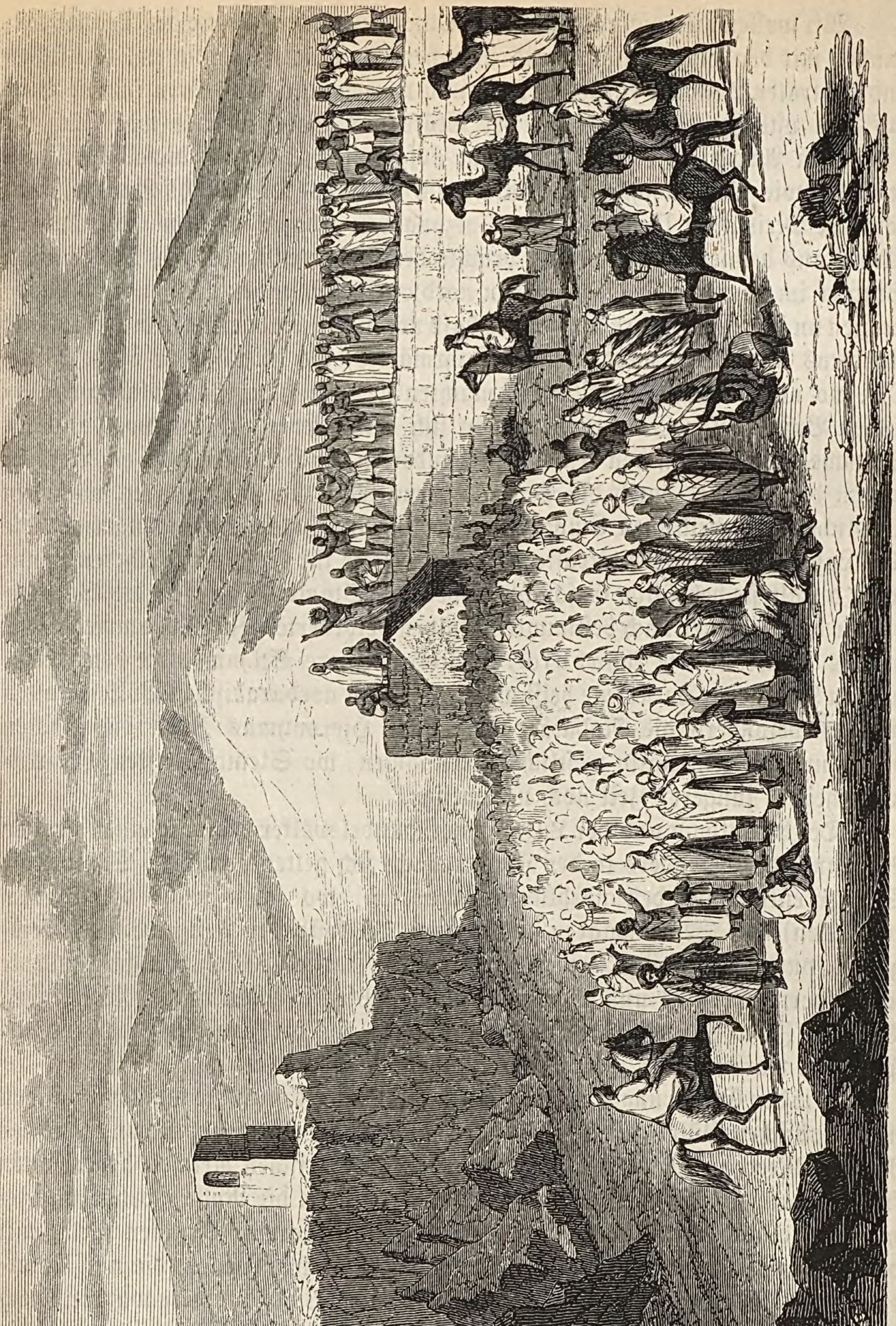
Neben den Sabäern und Himjariten gab es in Südarabien noch mehrere andere Völker, welche durch ihren Handel und Wandel eines hohen Ansehens sich erfreuten. Da waren vor Allen die Minäer oder Kinditen, deren Reich nördlich vom Sabäerland die westlichen Gebirgslandschaften bis gegen Medina hin und das Nedschd umfaßte. Ein einheitliches Volk waren die Minäer nicht, sondern ein Bund verschiedener Stämme unter der Führung der in frühester Zeit aus dem Lande der Hadramaut nach dem Nedschd eingewanderten Kinditen. Letztere waren ein militärisch organisirter Stamm, wie die heutigen Drusen im Libanon und Haurân, die Dhu Mohammed und Dhu Hosayn im südlichen Arabien. Die kinditischen Herrscher hatten den Titel Könige der Ma'add und Raby'a; ihnen lag mit ihrem kriegerischen Stamme die Sicherheit der handel- und viehzuchttreibenden Minäervölker und der Schutz der Weihrauchstraße ob, welche aus den südlichen Theilen der Halbinsel durch Jemen und Hedschâs über Petra nach dem Mittelmeer führte. Die bedeutendsten Städte im Kinda-Minäer-Reiche waren Benât-Harb, Mekka (Makoraba),

Karna (Qarn), Mina (ein wenig abseits von der Straße zwischen den beiden letzteren Orten), Okâz, Ghamr, Tâif.

Die Sicherheit, welche die Kinditen den anderen Minäerstämmen leisteten, reichte aber bei der großen Zahl der beutelustigen Beduinenhorden, welche die Weihrauchstraße immer bedrohten, keineswegs aus, und so kam man auf den Gedanken, jene wilden Gesellen durch ein jährliches religiöses Fest, für eine kurze Zeit wenigstens, für den Frieden zu gewinnen. Dieses Fest ist insofern auch für die Gegenwart merkwürdig, als aus ihm das Pilgerfest von Mekka hervorgegangen ist.

Diese religiöse Feierlichkeit zu Mina — ungewiß ist, ob der Stamm den Namen dem Marktplatze oder umgekehrt gegeben hat — war mit Schlachtopfern verbunden und fiel auf den zehnten Tag der Frühlingslunation. Der Zweck dieses in ein religiöses Gewand eingekleideten Jahrmarktes sollte der sein, mit Hülfe der Religion einen Eindruck auf die dafür empfänglichen Gemüther der Nomaden zu machen, deren unbändig wilder Sinn nur vor der Macht der Geister (Dschinn) sich beugte, und dadurch die nördlichen Straßen dem Verkehre zu öffnen. In Mitte der zahlreich erscheinenden Stämme, die gastlich bewirthet wurden, fand ein Tauschhandel statt. Dieses sehr alte Fest, das in seiner wesentlichen Satzung eine Art Gottesfriede, eine treuga Dei für Verkehr und Handel statuirte, machte eine allgemeine Waffenruhe während vier Monaten von Februar bis Mai und September zur Pflicht. Den Königen der Kinditen lag das erbliche Amt ob, den Anfang und das Ende der Friedensmonate zu bestimmen und den Landfrieden zu verkünden. Eidbrüchige Stämme verfielen der Acht. Als mit Verödung der Weihrauchstraße die Kinditen ihre Wohnsitze wechselten und nach dem Nedschd zogen, fiel der geringfügige Handel den beiden Städten Mekka und Tâif zu, welche sich von der Kindaherrschaft frei gemacht hatten, und von nun an besorgten die Mekkaner das Minafest. Da Mekka unter dem Einflusse syrischer Kultur stand, erhielt das Fest eine jüdisch-christliche Färbung. Unmittelbar vor dem Islam beging man es zu Ehren Allah's, für welchen, trotzdem man viele Götzenbilder hatte, nirgends eine Bildsäule oder Tempel errichtet war; er war die gemeinsame Gottheit, welche durch den Islam auch zur einzigen wurde. — Ob man schon in der Minäischen Periode dieselben Begriffe von Allah hatte, oder die Sonne oder den Mond darunter verstand, wissen wir nicht. Auffallend bleibt, daß man das Fest in der Frühlingsnachtgleiche, im ersten Viertel des Mondes feierte. Diese Erscheinung wird durch das jüdische Opferfest nicht erklärt, weil der arabische Kultus älter ist. Wir kommen später auf die religiösen Zustände der alten Araber zurück.

Vom Minäerreiche trennten sich in echt kaufmännischer Weise gelegentlich einzelne Stämme ab, um ein eigenes Geschäft, d. h. einen Handelsstaat, zu gründen. Gegen 200 v. Chr. bildete sich ein solches Reich aus Minäern, Qodhâa- und Hadramautstämmen mit der Hauptstadt Thamna zwischen der Sabäerresidenz Marib und dem hadramautischen Sabota. Bei der eigenthümlich gezwängten Lage konnte sich dieses Reich nicht des sabäischen Einflusses lange erwehren, es machte „pleite“ und die Errungenschaft dieses Konkurrenzunternehmens, das Transportmonopol, kam an die Gebaniten.



Aufruf zur Steinigung des großen Teufels.

Auch dieses Reich, ein Stämmebund, umfaßte die Qodhâa, dann die Gebaniten, die Sarw-Madzhig (d. h. Höhe, Berglandschaft der Madzhigstämme), ferner die äußere Myrrhenregion, und erstreckte sich südlich bis Aden.

Wir wollen hier nicht alle Staaten näher erwähnen, welche der Transporthandel mit den einheimischen und indischen Waaren im südlichen, westlichen und centralen Arabien entstehen ließ, und werfen nur noch einen kurzen Blick auf den östlichen Theil. — In der Blüte des Sabäerreiches war auch im östlichen Arabien ein Völkerstamm aufgetreten, der hier dieselbe Mission erfüllte, wie die Großhändler Maribs im Westen. Die Stadt Gerra, fünf römische Meilen im Umfange, aus Salzquadern erbaut, Thürme und Wohnhäuser aus demselben Materiale, brachte den Gesammthandel der Maken (ein Stamm im heutigen Omân) auf den nordwärts führenden Wasser- und Landstraßen an sich, so daß ihre Bewohner bald neben den Sabäern als die Kaufleute Arabiens aufgeführt werden. Die Jahrmärkte, die in al-Gerʿâ (d. h. ein Ort, wo nichts wächst) stattfanden, machten sie zum Hauptstapelplatz am Persischen Busen. Die Gerräer bedienten sich beim Ueberlandtransport anderer Stämme, wie z. B. in den ersten Jahrhunderten der Hedschira noch ein Berberstamm den Handel durch die Sahara vermittelte, um die Waaren nach den nördlichen und westlichen Emporien zu bringen. Solche Handelsstämme, die ihre Lastthiere und Arbeitskräfte oder ihr Geleite für Geld vermietheten, kennt schon die älteste hebräische Geschichte, indem der Stamm Issachar die Waarenballen der Sidonier nach bestimmten Plätzen beförderte. Zu Mohammeds Zeit gab es in Mekka die Ahâbysch, mehrere kleinere Stämme, die den mekkanischen Kaufherrn im Kriege beistanden. Von den nordarabischen Völkerschaften sind es besonders die Nabatäer, die nach Hieronymus Züge bis Indien östlich und bis Kyrenaika westlich unternahmen, wo Steininschriften ihre Anwesenheit in jüngerer Zeit noch nachweisen.

Der Reichthum und der Luxus jener Handelsvölker bedingte einen großen Aufwand, der besonders in der Kleiderpracht sich geltend machte. Sie wie die Sabäer entnahmen den nördlichen Emporien, wo schon frühe die Soren (Chinesen) ihre Seidenwaaren hinbrachten, die kostbaren Festgewänder, Leibgürtel, purpurne Kleider, feine Linnen, dann Saffian, Eisen, Kupfer, goldene und silberne Geräthe und Becher, Sklaven, Pferde, Maulthiere, Wein, Oel, Weizen, Zinn, Silber ꝛc. Die Hauptstapelplätze für arabische und indische Produkte waren Sure, Kilmad, und besonders Palmyra.

Mit der Eroberung Egyptens durch die Römer kamen die meisten indischen und arabischen Güter zur See nach Qosayr an der unteregyptischen Küste des Rothen Meeres. Mit dem Aufblühen des Himjarischen Reiches beherrschten fremde Handelsschiffe seine Meere und übernahmen die Rolle, welche die Jemeniten solange mit solchem Erfolge durchgeführt hatten. Arabien verlor mit dem Ueberlandtransport seine bedeutendsten Einnahmequellen, die nun Unteregypten, namentlich Alexandrien, zu Gute kamen. Viele Stämme wurden durch diesen Verlust derart betroffen, daß sie ihr Leben nicht mehr fristen konnten und deshalb nach Norden auswanderten. Der Seil el-Arim, welcher den Beginn einer neuen Geschichtsperiode bezeichnet, bedeutet somit wol einen doppelten „Krach“, den des Dammdurchbruches zu Marib und den im arabischen Handel. (Vgl. A. Sprenger, „Die alte Geographie Arabiens“, Bern 1875 ꝛc.)

Die nördlichen Araber, welche, wie Eingangs erwähnt, ihren Ursprung von Ismael, dem Sohne Abraham's und der Hagar ableiten, bewohnen seit den ältesten Zeiten als Hirtenvölker die Steppen und Wüstengegenden zwischen Syrien und dem Euphrat und auch den nördlichen Theil der Halbinsel. Ihre Könige werden in der assyrischen und altbiblischen Geschichte erwähnt und arabische Sagen lassen sogar Nimrod, den Gründer Babylons, einen Nabatäer sein. Neben den Nabatäern, die von der Syrischen Wüste aus die Edomiter im peträischen Arabien verdrängten, machten sich von den ismaelitischen Stämmen die Qêdâr (d. h. die „Schwarzen", nach der Farbe ihrer Filzzelte) und Hadschâr (Hagâr, d. h. die Flucht) durch ihre Raubeinfälle in das offene Kulturland des östlichen Palästina besonders bekannt und auch die Jetûr, als Ansiedler auf syrischem Boden. Die Griechen erwähnen diese Stämme unter den Namen Kedräer oder Kedarener, Agräer oder Agarener und Ituräer. Südlich von den Nabatäern, aber innerhalb der Grenzen des peträischen Reiches, wohnten die als Führer des Karawanenverkehrs zwischen Syrien und Egypten genannten Midianiter (Madianiter bei den Griechen). Sie bildeten den nördlichen Anfang einer Reihe von Stämmen, welche nach Sprache und Kultus den Ismaeliten und Edomitern nahe gestanden haben müssen, weil sie gleichfalls auf den mythischen Stammvater Abraham zurückgeführt werden, und zwar mittels einer Stammmutter Ketura, welche eine Kebsfrau desselben gewesen sein soll. Selbstverständlich ist diese Aufstellung nur Schwindel, den die ahnenlustigen Araber zur Erlangung berühmter Abkunft begangen haben. Diese Beni-Qtûra (d. h. „Söhne des Weihrauchs", weil durch ihr Land der Weihrauchhandel nach Syrien und Egypten ging) sind ebenso wie die sogenannten Ismaeliten echte Araber, also keineswegs hebräischen Ursprungs; A. Sprenger ist sogar der Ueberzeugung, daß die Araber überhaupt das Stammvolk aller Semiten seien. Er sagt auf S. 293—296 seiner „Alten Geographie Arabiens" über diesen Punkt Folgendes:

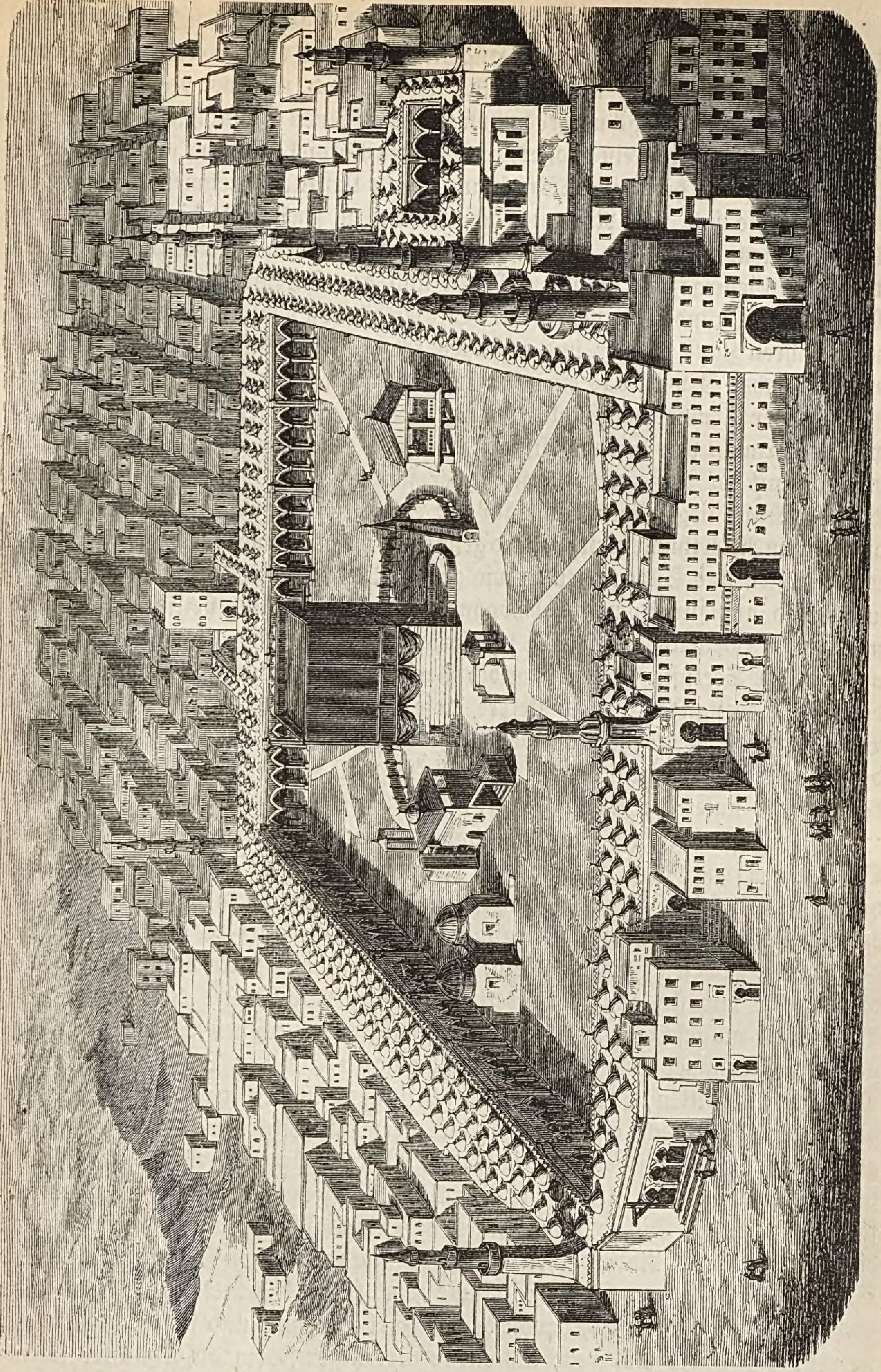
„Alle Semiten sind nach meiner Ueberzeugung abgelagerte Araber. Sie lagerten sich Schichte auf Schichte, und wer weiß, die wie vielte Schichte z. B. die Kanaaniter waren, welche wir zu Anfang der Geschichte wahrnehmen. Die Centralaraber, namentlich die Bewohner Jamâma's und des Schammargebietes mit Einschluß des Nagd (Nedschd) scheinen, vermöge ihrer geographischen Lage, den Beruf zu haben, Mesopotamien und bisweilen auch das bestrittene Terrain von Babylonien zu befruchten, die Südaraber hingegen Syrien. So finden wir zu Anfang des Islam Dijar (Wohnplätze der) Modhar und Dijâr Raby'a im Norden Mesopotamiens; während der Eroberungskriege wandten sich die Centralaraber mit Vorliebe (aber keineswegs ausschließlich) nach jenen Regionen, und gegenwärtig sind Tajy und Schammar in der Nähe von Mosul und Nisibis, und die aus Wadt Dauasir stammenden Agêl (Oqayl) bewohnen die westliche Vorstadt Bagdad's. In Syrien hingegen hatten sich nach der moslemitischen Eroberung die Südaraber so zahlreich niedergelassen, daß Baalbek eine himjarische Stadt genannt wurde. — Mehrere südarabische Ortsnamen kehren in Syrien wieder. Sûr (Tyrus) ist auch ein Seehafen in Omân, Omân selbst kehrt in wenig veränderter Aus-

sprache in Ammân wieder, so Hamidha (im südlichen Hedschâs) in Hims (Hôms, Emessa), Akk (in Jemen) in Akkâ, und merkwürdiger Weise ließen sich während der Eroberungskriege besonders Akkiten im syrischen Akkâ nieder. Ma'ka ist in Omân und im Transjordanlande. In Südarabien haben wir ein Mayfa und ein Mayfa'at, in Syrien war ein Mefa'at.... Den Maqra bei Damaskus entspricht das Michlâf Mogra, südlich von Sana, und dem bekannten Hesban, nicht weit vom Todten Meere, Hasaba am Rothen Meer. Centralarabische Namen hingegen finden sich nur wenige hier."

Bei der Stämmezersplitterung und dem Beduinenleben der nördlichen Araber ist natürlich von einer einheitlichen Geschichte keine Rede. Nur die an Palästina, Syrien und Mesopotamien grenzenden Stämme, wie die Edomiter (Idumäer), Nabatäer, Haurânier ꝛc., treten, mit der Geschichte jener Länder verflochten, aus dem Dunkel hervor. Die Binnenvölker aber blieben, Dank der Unzugänglichkeit ihrer Wohnsitze, vor der Berührung mit der geschichtlich bekannten Welt verschont, und so wurde es ihnen möglich, ihre Vergangenheit vor der plaudernden Klio zu verheimlichen. Erst mit dem Aufkommen und der Verbreitung des Islam verlassen sie das Sagendunkel.

Da auch für die Südaraber mit der Annahme des Islam eine neue, hochwichtige Periode anfängt, so wollen wir, zur besseren Würdigung derselben, zunächst einen Blick werfen auf die Zustände, unter welchen Arabien in die große Zeit des Prophetenglaubens eintrat.

In politischer wie in religiöser Beziehung herrschte in Arabien im 6. Jahrhundert die größte Zersplitterung. Im Süden machten sich, wie wir gesehen, Juden und Christen die Herrschaft streitig, mehrere östliche Provinzen waren dem Persischen Reiche, und ein Theil des Nordens dem Byzantinischen unterthan. Nur in Mittelarabien behaupteten die Beduinen ihre alte Freiheit, waren aber unter sich selbst in zahlreiche Stämme und Familienhäupter getheilt, und nicht selten in lange blutige Kriege gegen einander verwickelt. — Gleiche Bewandtniß hatte es mit dem Glauben der Bewohner der Arabischen Halbinsel. Manche Stämme, die in nähere Berührung mit Juden und Christen gekommen waren, hatten sich zum Juden- oder Christenthum bekehrt, während die Binnenstämme ihren alten Götzen in Menschen- und Thiergestalt treublieben. Auch wurden Sonne, Mond und Sterne verehrt, und die Religion der Magier hatte ebenfalls ihre Anhänger, wie sich auch Spuren von Heroendienst, Baum- und Steinkultus bei den heidnischen Arabern nachweisen ließ. — Im Allgemeinen nahm aber die Religion im Leben der Beduinen nur einen untergeordneten Platz ein, so daß der Mohammedanismus mehr gegen religiöse Gleichgiltigkeit, Zweifelsucht und Eigennutz als gegen Anhänglichkeit an den alten Glauben zu kämpfen hatte. Der Götzendienst war zur Zeit Mohammed's schon dem Verfalle nahe; die Götzen wurden von den Dichtern und anderen denkenden Arabern als machtlose Wesen angesehen, die sie höchstens als Vermittler zwischen dem höchsten Gotte (Allah) und den Menschen anbeteten. Auch war in Arabien der Glaube an ein Jenseits schon vor Mohammed nicht mehr neu, wenngleich dessen allgemeine Verbreitung allerdings erst als eine Frucht des Islam zu betrachten ist.



Die heilige Kaaba.

Der Mittelpunkt des arabischen Götzendienstes war aber die Stadt Mekka mit ihrem alten Tempel, der Kaaba. (Vgl. G. Weil: „Geschichte der islamitischen Völker.")

Mekka liegt in einem sandigen, von Nord nach Süd sich erstreckenden Thale, das westlich von niedrigen Hügelketten, östlich von einer etwas höheren Reihe von Granitbergen umsäumt ist. Unwirthlich, trostlos, vegetationsarm, wie dieses Thal ist, rings umgeben von wildzerrissenen Steinhügeln und dürren Sandflächen, scheint es ein großes, unlösbares Räthsel, wie hier eine Menschenansiedelung, wie hier eine Kultusstätte ihren Ursprung nehmen konnte. Da die Thalsohle sich von Norden nach Süden zu senkt und die verschiedenen Terrainfalten, welche von dem 600—1000 m. über dem Meeresspiegel emporsteigenden Gebirgszuge zwischen Mekka und der Seeküste auslaufen, in das Mekkathal einmünden, so nehmen im Winter die von dort abfließenden Wassermassen ihren Lauf hierher und erzeugen oft plötzlich Wildfluten, die mit unwiderstehlicher Gewalt das enge Thal herabstürmen und jede Ansiedelung zerstören. Der Tempel von Mekka steht gerade an einer gefährlichen Stelle und ward mehrmals von den ungestümen Wassern erheblich beschädigt. Die Verbindung mit der Außenwelt muß immer schwierig und unsicher gewesen sein. Von der Küste liegt Mekka ungefähr 12 Stunden entfernt. Beduinenstämme machten im Alterthume diese Gegend gewiß für jeden Fremden sehr gefährlich. — Gegen Osten und Süden eben so wie gegen Norden umgeben weite, zum Theil wüste und nur für Nomaden bewohnbare Landstriche die heilige Stadt und machten es zweifellos noch viel schwieriger, sie von jener Seite zu erreichen, als von der Seeküste. Wenn dennoch hier einer der mächtigsten Sammelpunkte der Völker entstanden ist, so liefert diese Thatsache nur einen überzeugenden Beweis für die weltbeherrschende Macht der intellektuellen Strömungen, die das Menschengeschlecht sich unterwerfen. (Vgl. A. v. Kremer: „Kulturgeschichte des Orients unter den Khalifen" II, 3, Wien 1877.)

Die Sage berichtet, daß die Amalekiter ein verlaufenes Kameel hier am Quell Samsam, den ein Engel für Ismaël und Hagar aus dem Boden hervorgerufen, wieder gefunden und sich infolge dessen an diesem Quell niedergelassen hätten. Ismaël und Abraham wären die Erbauer des heiligen Hauses, der Kaaba, gewesen. Es mag sein, sagt v. Kremer, daß ein einsamer Gottesdiener, ein mit sich und der Welt zerfallener Anachorete, hier zuerst seine Wohnstätte aufgeschlagen hatte, daß allmählich die wilden Stämme der Umgebung in frommer Scheu diese Stelle besuchten, um den Segen des heiligen Mannes zu erbitten, oder was wahrscheinlicher ist, es mag hier ein seltsam gestalteter Steinblock, ein vom Himmel herniedergestürzter Meteor die abergläubische Verehrung der umwohnenden Hirtenstämme genossen haben, denn dieser ursprüngliche Kultus ist eine uralte, allen semitischen Stämmen gemeinsame Gewohnheit. Sicher ist nur Eines, daß nämlich schon in den fernsten Zeiten diese Stelle als ein Nationalheiligthum der nordarabischen Stämme galt. Die Kaaba war, wie auch schon der Name zeigt (Ka'b bedeutet so viel als eckige Erhöhung, ein Auswuchs, davon der Knöchel am Fuße und später der Kubus) ursprünglich nichts Anderes, als ein in viereckiger Form aufgehäufter Steinhügel, auf dessen Spitze vermuthlich der heilige Stein, jener unter feuriger Erscheinung vom Himmel gefallene Aërolith ruhte, der noch jetzt als schwarzer Stein eine so maßlose Verehrung genießt. An die Stelle des Steinhaufens

trat in einer Zeit, in welcher die nordarabischen Stämme schon eine höhere Stufe der Gesittung erreicht hatten, ein roher, dachloser, viereckiger Steinbau, in dessen inneren Räumen der Tempelschatz verwahrt wurde, während der alte schwarze Stein, um ihn der allgemeinen Verehrung zugänglich zu machen, an der Außenseite des Gebäudes eingemauert ward, wo die Andächtigen ihn berühren und küssen konnten. Dieser alte viereckige Steinbau erfuhr im Laufe der Zeiten vielfache Umgestaltungen und Erneuerungen, denn Feuer- und Wassersnoth beschädigten ihn mehrmals. Die letzte größere Restauration, aus der das Gebäude ungefähr in seiner heutigen Form hervorging, nahm Haggâdsch vor, der Statthalter des Khalifen Abdalmalik. Wir werden bei der Schilderung Mekka's eine genaue Beschreibung der heutigen Kaaba folgen lassen. Um dieses altheidnische Heiligthum, welches auch der Islam in richtiger Würdigung des menschlichen Aberglaubensbedürfnisses mit übernahm, dreht sich nun hauptsächlich die Geschichte Mekka's.

Noch bei Ismaël's Lebzeit, berichtet die Sage (vgl. Ritter's „Arabien" I, 19) wurden die Amalekiter wegen Entweihung des Tempelheiligthums von den Stämmen Dschorhom und Qtûra vertrieben und vertilgt, womit dieses Urvolk aus der Sagengeschichte verschwindet und seine Erinnerung nur noch als Schimpfname übrig bleibt.

Die genannten Dschorhomiten sollen die Nachkommen Dschorhom's, des Bruders oder Verwandten Jarub's, des Sohnes Kahtân's, gewesen sein. Trockenheit, erzählt man, habe sie veranlaßt, aus Jemen nach Hedschâs auszuwandern und sich unter ihrem Stammhaupte Modhâdh in dem Thale von Mekka und in der Tihâma festzusetzen. Sie unterjochten bald nach der Vertreibung der Amalekiter die Keturäer und wurden so unumschränkte Herren von Mekka. Ismael blieb aber die Verwaltung des Tempels; er heirathete eine Tochter des Königs Modhâdh und die von ihm und dieser Königstochter stammenden Nachkommen waren nun die „Arab Mostariba" oder die durch Verschwägerung gewordenen Araber, im Gegensatz zu den von Kahtân abstammenden Arab el-Araba.

Nach dem Tode Nabit's (des Nebajoth's der Bibel), Ismael's Sohn, hätten die Dschorhomiten die Würde der Tempelverwaltung an sich gerissen und sowol den alten Amalekitergötzen Hobal als auch andere Götterbilder im Raume der Kaaba aufgenommen, sodaß man daselbst mehr als 300 Götzen gezählt habe. Erst nach langer Zeit wäre es den Ismaeliten mit Hülfe der nach dem Dammbruch von Mârib eingewanderten Stämme gelungen, die Herrschaft der Dschorhomiten abzuschütteln und wenn auch nicht die Tempelverwaltung, doch das Recht der Bestimmung der vier heiligen, fehdelosen Monate an sich zu bringen und dadurch großen Einfluß auf die nördlichen Stämme zu gewinnen. Die Herren von Mekka und Verwalter des Tempels waren aber die südarabischen Eroberer. Dieselben erhielten später den Namen Chusaiten (d. i. die Getrennten), weil sie in Mekka zurückblieben, während die anderen Stämme nach Syrien und Mesopotamien zogen.

In der Mitte des 5. Jahrhunderts n. Chr. starb die Chusaitendynastie aus und die Obergewalt ging nach harten Kämpfen an den Ismaeliten Kosai

über, der eine Tochter des letzten Chusaitenfürsten zur Frau hatte. Er allein hatte fortan das Recht, die zur Kaaba kommenden Pilger mit Lebensmitteln und Wasser zu versorgen, von allen nach Mekka gelangenden Gütern den Zehnten zu erheben, das nach Mekka verlegte Minafest zu leiten und auszubeuten. Er verwaltete den Tempel, schrieb die Heerfolge aus und führte den Vorsitz im Rathhaus, wo alle Staatsangelegenheiten besprochen, alle feierlichen Handlungen, wie Beschneidungen, Hochzeiten stattfanden, und auch die Jungfrauen mit ihrem ersten weißen Oberhemde bekleidet wurden. — Um sich als Gebieter gegen die verschiedenen Stammesansprüche zu behaupten, theilte er alle seine Verwandten in 12 Stämme und erhielt deshalb den Namen des Sammlers, Koreïsch, nach welchem seine Nachkommen, zu denen Mohammed im vierten Gliede gehörte, Koreïschiten genannt wurden. Diese Bezeichnung wurde später von Abu Bekr und Omar, die gern zu diesem Stamme gerechnet sein wollten, erweitert und erhielt dadurch den Begriff des Adels.

Kosai oder Koreïsch starb etwa 100 Jahre vor Mohammed's Geburt und sein ältester Sohn Abd al-Dâr erbte die Herrschaft. Um blutige Familienfehden zu vermeiden, trat er mehrere Rechte an seine Verwandten ab, so die Pilgerbewirthung an Hâschim und das Feldherrnamt an Abd Schems, die seine Neffen waren. Man erzählt von ihnen, daß sie Zwillingsbrüder und bei der Geburt mit der Stirn zusammengewachsen gewesen seien und das Blut, das bei ihrer Trennung zwischen ihnen so zeitig floß, wäre ein böses Omen für den Haß und die Feindschaft ihrer nachfolgenden Geschlechter gewesen; denn Abd Schems' Sohn war Ommeija, der Ahnherr der berühmten Ommeijaden, der Vertilger Alî's; Haschim's Großenkel aber waren Mohammed und Ali.

Haschim's Sohn Abd Almuttalib, der lange Zeit nur einen einzigen Sohn, Hârith, hatte und deshalb bei seinem Volke nach der Regel „zehn Söhne, zehn Brüder und zehn Oheime habe", wenig geachtet war, nahm sich später, als er durch Hebung eines im Samsamquell verschütteten Dschorhomitenschatzes in eine bessere Lage kam, dieses Sprüchwort sehr zu Gemüth und zeugte eine zahlreiche Nachkommenschaft, von welcher Abbas, als Stammvatter der abbasidischen Khalifen, Abu Tâlib, als Vater Alî's und Mohammed's Erzieher, und Abd Allah, als Mohammed's Vater, hervorzuheben sind.

Als Abd Almuttalib's Ansehen wieder gestiegen war und er unter den Koreïschiten an der Spitze der Geschäfte stand, ward ihm sein Enkel Mohammed geboren, in demselben Jahre, 571, da der Abessinier Abraha, Statthalter von Jemen, auf Elefanten mit einem christlichen Heere gegen Mekka zog, aber noch ehe er die Stadt erreichte, wahrscheinlich durch Wüstensturm oder Krankheit sein Heer einbüßte und so unverrichteter Sache wieder nach Sana heimkehren mußte. Dieses durch die Elefanten den Mekkanern so merkwürdige Ereigniß wurde als der Anfang einer neuen Zeitrechnung, der sogenannten Elefantenperiode, angenommen, und somit hatte Mohammed Anlaß genug, seine Geburt besonders ausgezeichnet und bedeutungsvoll erscheinen zu lassen.

Mohammed (d. h. der Gepriesene) Abul Kasem Ben Abdallah, der bald nach seiner Geburt (20. oder 22. April) seinen Vater verlor und von diesem nur fünf Kameele, eine abessinische Sklavin und ein Haus erbte, wurde von seiner Mutter Amina nach mekkanischer Sitte (die auch heute noch geübt wird) zu einer Beduinenamme in Pflege gegeben, um im Zeltlager rüstiger und tapferer aufzuwachsen. Unter den Beni Saad, so hieß der Stamm seiner Amme, verlebte er mehrere Jahre, ehe er seiner Mutter zurückgebracht wurde. Mit dieser machte er, in einem Alter von sechs Jahren, eine Reise nach Jathrib (dem späteren Medina), ihrer Heimatstadt. Auf der Rückreise starb sie und das verlassene Kind wurde von seinem Großvater Abd Almuttalib aufgenommen. Als auch dieser nach zwei Jahren starb, lebte er bei seinem Oheim Abu Talib, der jedoch durch die Ausübung des Pilgerbewirthungs-Rechtes so verarmt war, daß er nicht für seinen Neffen sorgen konnte und dieser deshalb durch Schafhüten seinen Lebensunterhalt gewinnen mußte, eine Beschäftigung, der nur die niederste Volksklasse sich unterzog, während die begüterten Mekkaner Karawanenhandel trieben. Mohammed selbst soll in seiner Jugend, wahrscheinlich als Kameeltreiber, nach Syrien gekommen sein, wo er mit dem christlichen Mönch Dscherdschis (Georgius) bekannt und befreundet wurde. Als historische Thatsache gilt aber, daß er in einem Alter von etwa 25 Jahren in den Dienst der wohlhabenden Wittwe Chadîdscha trat und für sie in Handelsgeschäften eine Reise nach Südarabien machte. Diese Wittib heirathete er schließlich und erlangte dadurch eine unabhängige, gesicherte Lebenslage. Er trieb zwar noch einige Zeit Handel, doch wie es scheint mit wenig Glück, und nach und nach sagte er sich ganz von den Geschäften los, zog sich immer mehr in die Einsamkeit zurück und verbrachte manche Woche in einer Höhle bei Mekka, wo er sich religiösen Betrachtungen hingab.

An Kenntnissen war Mohammed sehr arm, seine Erziehung war eine vernachlässigte, wie es bei der damaligen geringen wissenschaftlichen Bildung der Araber nicht anders sein konnte. Die Schreibkunst war noch wenig verbreitet, und es ist zweifelhaft, ob Mohammed selbst in späteren Jahren sie sich aneignete. Er kannte das Juden- und Christenthum nur aus mündlichen Berichten, vielleicht aus der Darstellung eines Vetters seiner Frau, der zu denen gehörte, welche schon dem Götzendienste entsagt hatten, ohne sich einer der beiden anderen Religionen anzuschließen. Von diesem angeregt, mochte er über Gott, Jenseits und Offenbarung nachgeforscht, die ihm aus mündlicher Ueberlieferung bekannten Religionssysteme durchmustert und aus denselben eine für Arabien passende neue Religion zu schaffen gesucht haben. Das Dasein eines einzigen Gottes ohne Trinität, die Offenbarung Gottes, aber nur durch Propheten, die, wenn auch durch Prophetengaben ausgezeichnet, doch allen anderen Menschen gleich waren, und ein Jenseits, in welchem die Tugend belohnt und das Laster bestraft wird, das waren die Grundelemente der neuen Religion. Dieselbe war aber nach Mohammed's Ansicht keine neue, sondern vielmehr diejenige, welche schon Abraham gelehrt habe, „der weder Jude noch Christ war", von dem nach biblischer und arabischer Sage die Araber abstammen und der schon damals im heiligen

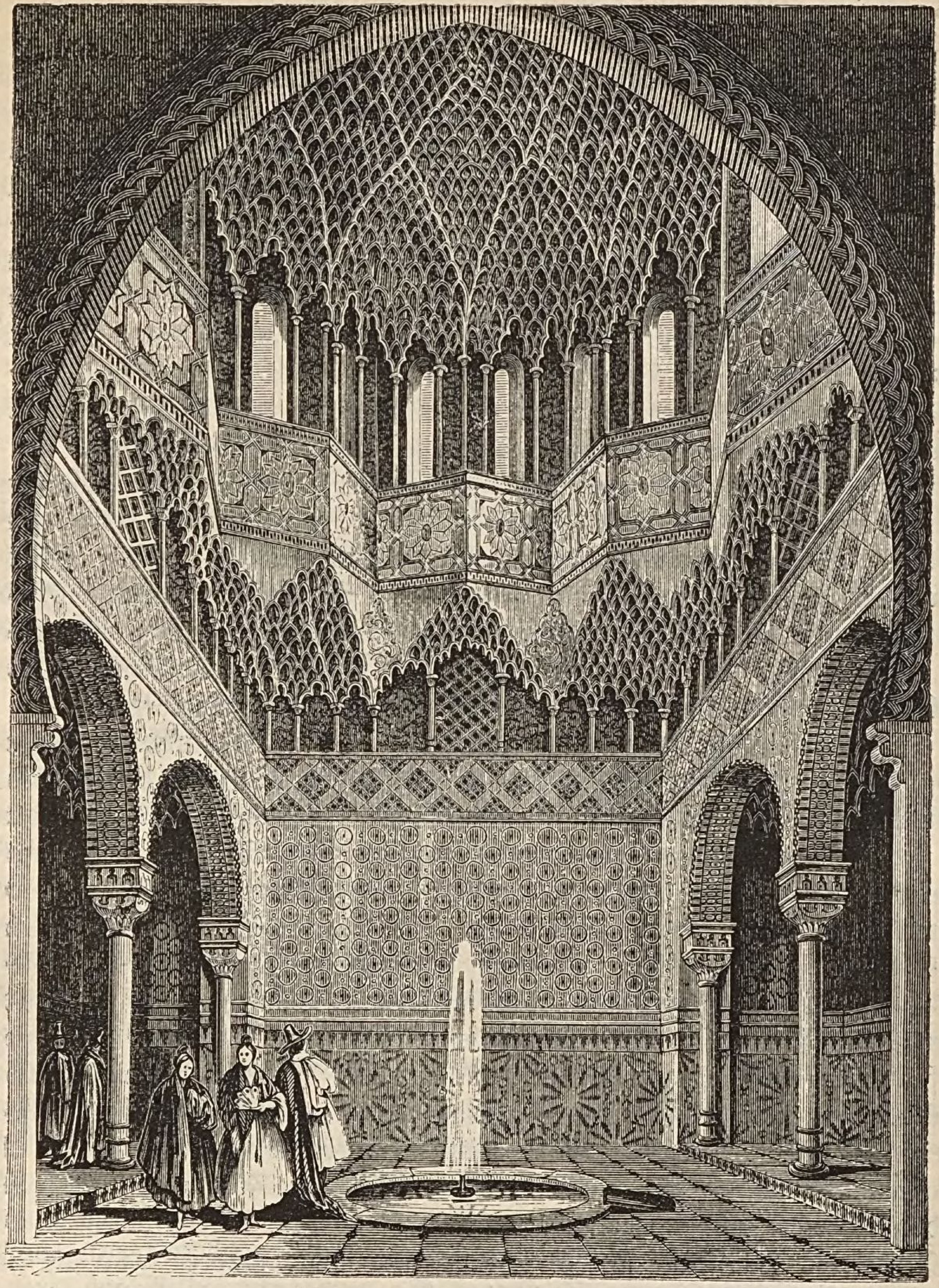
Tempel als ein Mann Gottes verehrt wurde. Moses und Christus galten Mohammed als große Propheten, aber ihre Offenbarung erschien ihm als eine von Juden und Christen getrübte und verfälschte, darum sollten aus dem Alten Testamente die für Arabien nicht passenden Gesetze und Ceremonien, und aus dem Neuen diejenigen Dogmen beseitigt werden, die an Polytheismus grenzen. — War einmal Mohammed auf dem Wege der Prüfung und des Nachdenkens zu diesem Ergebniß gelangt, so mochte er mit seinem frommen Gemüthe und seiner lebhaften Phantasie, bei seinem krankhaft erregten Körperzustand und seinen im Aberglauben befangenen Vorstellungen, wol gern die Ueberzeugung fassen, daß er ein von Gott begabter Prophet sei, berufen, die Menschheit zu erleuchten. Seine epileptischen Anfälle begünstigten sein Vorgeben, daß er mit Engeln im Verkehr stehe und von diesen Offenbarungen empfangen.

In den ersten Jahren mußte sich Mohammed damit begnügen, seine Offenbarungen nur den nächsten Verwandten und Freunden vorzutragen. Unter diesen ist besonders Abu Bekr, der Vater seiner nachmaligen Frau Aïscha, und sein junger Vetter und späterer Schwiegersohn Alî zu nennen. Beide nahmen später als Khalifen eine hervorragende Stellung in der Geschichte des Islam ein. Die große Masse der Mekkaner, darunter selbst Mohammed's Oheime, hielten ihn für einen Narren und wiesen ihn zurück. Nur unter den niederen Volksklassen, weil er sich der Armen und Schwachen annahm und in seinen Reden den Geiz und den Hochmuth der Aristokratie von Mekka geiselte, gewann er nach und nach einige Anhänger, während er die Feindschaft der Koreïschiten mehr und mehr sich zuzog; schließlich verfiel er und die Seinigen dem Stammesbanne.

Die Geächteten zogen sich in ihre Quartiere zurück, welche in einer Schlucht des Hauptthales lagen, und lebten hier in großer Bedrängniß, denn nur aus der Ferne oder vermittels heimlicher Freunde konnten sie sich die nöthigen Lebensmittel verschaffen. Dieser Zustand dauerte mindestens zwei Jahre, und nicht ohne Mühe setzten Mohammed's Freunde die Aufhebung des Bannes durch. Der Prophet mußte sich wol nun sehr ungemüthlich in seiner Vaterstadt fühlen, denn bald nachher verließ er sie und reiste nach Tâif (östlich von Mekka), in der Hoffnung, dort ein geneigtes Ohr für den Islam zu finden. Enttäuscht kehrte er aber nach Mekka zurück.

Erst im 11. Jahre seiner Sendung und im 51. seines Lebens trat durch die Bekehrung einiger Pilger aus Jathrib eine günstige Wendung für Mohammed und seine Religion ein. Die Bekehrten verbreiteten die neue Lehre in ihrer Heimat und erschienen im folgenden Jahre wieder in größerer Zahl beim Feste, und im dritten Jahre, als der Islam bei ihnen noch weitere Fortschritte gemacht hatte, luden sie Mohammed ein, ihnen zu folgen, und schwuren ihm, ihn wie ihre eigenen Frauen und Kinder zu beschützen. — Die rasche Annäherung der Jathribenser an Mohammed ist daraus zu erklären, daß erstens seine Mutter aus Jathrib stammte und ihr Geschlecht es daher als eine Ehrensache ansah, ihm Schutz zu gewähren, daß ferner die Bewohner dieser Stadt durch ihren Umgang mit den unter ihnen lebenden jüdischen Stämmen, die ihren Messias erwarteten, längst auf das Erscheinen eines neuen Propheten

vorbereitet waren, und daß endlich das auf Mekka eifersüchtige Jathrib hoffen mochte, durch Mohammed und seine Religion das Uebergewicht zu erlangen.



Abencerragenhalle in der Alhambra.

Mohammed schickte seine Anhänger voraus, während er selbst mit Abu Bekr nach einigen Monaten heimlich entfloh, wahrscheinlich weil er zurückgehalten oder auf der Reise überfallen zu werden fürchtete. Mit dieser Auswanderung, arabisch Hidschra, beginnt die mohammedanische Zeitrechnung. Sie wurde, obgleich die Flucht im September 622 stattfand, auf den 16. Juli zurückgeschoben.

Mohammed's erste Sorge nach seiner Ankunft in Jathrib, das von nun an Medîna an-Nabî (d. h. die Stadt des Propheten) oder nur Medîna, die „Stadt" genannt wurde, war, den ausgewanderten Mekkanern eine neue Heimat zu verschaffen. Er stiftete daher eine Verbrüderung zwischen den geflüchteten Mekkanern (Mohâdschirin) und den bekehrten Medinesen (Anßar, Hülfsgenossen), welcher Bund sich bis zur gegenseitigen Beerbung, mit Ausschluß der Blutsverwandten, erstreckte. Er ordnete auch bald den Kultus und ließ ein Gebethaus (arabisch Mesdschid, italienisch Meschita, französisch Mosquée und daraus das deutsche Moschee) bauen, in welchem täglich fünfmal ein Gebet (Idân, wovon der Gebetausrufer Mueddin) verrichtet wurde. Um die Juden für seine Religion zu gewinnen, hatte Mohammed Anfangs Jerusalem als Kibla (Gebetrichtung) bestimmt; später wählte er Mekka als den Ort, wohin der Betende sein Gesicht zu wenden habe. Ferner setzte er die Fasten auf den Monat Ramadhân, verordnete den Almosenzehnten Sakât und erklärte den Krieg gegen die Ungläubigen als eine heilige Pflicht.

Die ersten Kriegsunternehmungen der Mohammedaner, welche kaum einige hundert Mann ins Feld stellen konnten, denn die größere Zahl der Bewohner Medîna's war noch nicht zum Islam übergetreten, waren eigentlich nur Raubzüge gegen mekkanische Karawanen, die auf dem Wege nach oder von Syrien in die Nähe von Medîna kamen. Selbst in den heiligen Monaten, da alle Welt sorg- und schutzlos wanderte, ließ Mohammed die Mekkaner überfallen, was natürlich bei Freund und Feind große Entrüstung erregte.

Ueberhaupt war Mohammed keineswegs ein edler Charakter; er log und trog, beging in jesuitischer Weise arge Treulosigkeiten und selbst der Anstiftung zum Meuchelmord, sogar gegen Frauen, machte er sich schuldig. Dabei fröhnte er stark den Freuden des Harems, der bei ihm stets mit einer ausgesuchten Garnitur rechtmäßiger und anderer Frauen besetzt war; selbst Schwarze verschmähte er nicht. Dafür scheinen ihm seine Frauen auch nicht immer treu gewesen zu sein, wenigstens wird von seiner Lieblingsgattin Aïscha, die er als halbes Kind noch heirathete und deren grüner Bettvorhang als „Fahne des Propheten" so berühmt wurde, berichtet, daß sie einst von einem Kriegszuge, auf welchem sie Mohammed begleitete, mit dem Führer der Nachhut allein nach Medîna zurückgekehrt sei und daß darüber die ganze Stadt geklatscht habe. Sehr übel vermerkt wurde es u. A. auch dem Propheten, daß er seinem ehemaligen Sklaven und späteren Adoptivsohne Sa'îd die Frau abspenstig machte und heirathete. Mohammed wußte aber sich immer zu helfen, indem er seine Fehlthaten durch Offenbarungen nicht nur beschönigte, sondern sogar als Verdienste hinstellte. Jeder ihm glückliche Zufall wurde für sein Prophetenthum und seine Religion ausgebeutet. Den Sieg z. B., den seine Anhänger 624 bei Bedr über die ihnen überlegenen Mekkaner erkämpften, stellte Mohammed als die Erfüllung seiner Gebete dar, die er während des Kampfes in einer Hütte verrichtet habe.

Sein Ansehen wuchs durch Glück und Schwindel mehr und mehr und es konnte selbst die 625 am Berge Ohod erlittene Niederlage der Mohammedaner durch die Mekkaner und sogar die Belagerung von Medîna durch ebendieselben

leidlich verwinden, da kleinere Unternehmungen gegen schwächere Stämme mit Erfolg gekrönt waren. Eine maßlose Grausamkeit beging er gegen den Judenstamm Beni Kureisa, dessen 6—900 Köpfe zählenden Männer er sämmtlich in Medîna hinrichten ließ. Theils der Schrecken, den so die Mohammedaner verbreiteten, theils die Aussicht auf Beute durch Anschluß an die emporstrebende Macht führte die Medîna benachbarten Stämme immer mehr in das islamische Lager, sodaß schon im sechsten Jahre der Hidschra Mohammed es zu wagen glauben durfte, eine Pilgerfahrt nach Mekka zu unternehmen. Wurde ihm und seiner 700 oder 1400 Mann zählenden Kriegerschar für dieses Mal noch der Zutritt zum heiligen Gebiet verwehrt, so kam doch mit Mekka eine 10jährige Waffenruhe zu Stande mit dem Recht, vom nächsten Jahre ab das Pilgerfest besuchen zu dürfen. Hiermit war viel gewonnen, da das stolze Mekka die Mohammedaner somit als eine ebenbürtige Macht anerkannte. Durch religiöse Sendboten und durch Kriegszüge wurden immer mehr Stämme für den Islam gewonnen und schon 630 konnte Mohammed mit 10,000 Mann vor Mekka erscheinen, um die Stadt sich unterthan zu machen. Nach altheidnischer Sitte umkreiste er den Tempel siebenmal und trat dann in das Heiligthum ein, um die darin aufgestellten Götzenbilder zu zertrümmern. Er ließ sich dann auf einem Hügel der Stadt huldigen und nahm den Huldigenden das Gelöbniß ab, ihm in allen Kriegen gegen die Ungläubigen willig zu folgen; zugleich erklärte er Mekka wieder als eine heilige Stadt.

Schon lange war Mohammed der festen Ueberzeugung, daß der Islam nicht nur von allen Arabern, sondern von allen Völkern der Erde angenommen werden müsse. Noch vor der Eroberung von Mekka sandte er Boten an die benachbarten Fürsten von Persien, Byzanz und Abessinien, sowie an den christlichen Statthalter von Egypten, sie aufzufordern, sich zu seinem Glauben zu bekennen. Diese Gesandtschaften blieben ohne Erfolg und wurden mehr oder weniger grob abgewiesen. Nur der byzantinische Statthalter von Egypten nahm die Gesandten freundlich auf und schickte — ohne sich zum Islam zu bekehren — dem Propheten kostbare Geschenke, worunter auch zwei Sklavinnen, von denen die eine, Mariam oder Marie, ihn so sehr bezauberte, daß er um ihretwillen seine übrigen Frauen — etwa ein Dutzend — vernachlässigte. Die Revolte, die darauf hin in seinem Harem ausbrach, dämpfte er durch Offenbarungen, die ihn, wenn seine Weiber widerspenstig blieben, verpflichteten, an ihrer Stelle bessere und gehorsamere Frauen und Jungfrauen zu heirathen. Ueberhaupt mußte Mohammed sich in Sachen seines Harems öfters mit Offenbarungen begaben lassen, um den vielen Mißhelligkeiten, die ihm aus der Vielweiberei erwuchsen, zu begegnen. So sagte er über seine anstößige Heirath mit der Frau seines Adoptivsohnes, daß ihm Gott dieselbe ausdrücklich befohlen habe, und zwar erstens um zu zeigen, daß wer nach dem Willen des Herrn handele, das Gerede der Menschen nicht zu fürchten brauche, und dann zweitens, daß er durch sein Beispiel dem von ihm erlassenen Gesetze, daß Adoptivkinder keine rechtmäßigen Kinder seien, mehr Kraft verleihe.

Bei Gelegenheit dieser Vermählung wurden noch andere Koranverse offenbart, welche Mohammed's Frauen von der übrigen männlichen Welt

gänzlich abschlossen und auch die anderen gläubigen Frauen durch einen dichten Schleier jedem fremden Männerblicke entrückten. So wurde durch seine bis über das Grab hinaus sich erstreckende Eifersucht — denn er verbot seinen Gattinnen, nach seinem Tode sich wieder zu vermählen — die Frauen vom öffentlichen Leben gänzlich ausgeschlossen und nur noch auf ihr Haus, und selbst in diesem auf den Umgang mit dem weiblichen Geschlechte und ihren nächsten Verwandten beschränkt. Die Frau wurde dadurch nahezu zur Sklavin des Mannes, während sie unter den heidnischen Arabern noch seine Lebensgefährtin war. Sie durfte nur noch an häuslichen Freuden Theil nehmen, während sie früher das gesellige und öffentliche Leben würzte. Sie war bei den Beduinen wie bei den abendländischen Rittern des Mittelalters ein Gegenstand der Verehrung und Anbetung, und verwandelte sich durch den Islam in einen Gegenstand des Mitleids und des Mißtrauens. Sie wurde zwar Harim (ein Heiligthum) genannt, aber man verstand darunter ein solches, das nur Schleier, Riegel und Eunuchen, nicht eigene Tugend, vor Entweihung schützen könnten.

Selbstverständlich änderten Mohammed's Gebote die Stellung der Frauen nicht mit einem Schlage und in den ersten Jahrhunderten des Islam finden wir unter den Araberinnen noch manche edle, selbstbewußte Gestalt, aber die Verlotterung des Volkslebens durch die Vielweiberei und die griesgrämigen Theologen des Islam brachten es zu Stande, das Weib auf die tiefe Stufe der Anschauungen des Korans herabzudrücken. — Es ist unbegreiflich, wie nur nach diesem einen Ergebnisse des Islam englische und andere Querköpfe von einem Kulturwerth der mohammedanischen Religion zu schwatzen vermögen! Wenn die koranbegeisterten Gelehrten mancher deutschen türkenfreundlichen Zeitungen in der Anbetung des Halbmondes die Entwürdigung der „besseren und schöneren" Hälfte des Menschengeschlechts durch den Islam übersehen, so ist das bei dem engen, qualmigen Horizont dieser Bierbankpolitiker einigermaßen erklärbar, unfaßlich ist aber — von den Pfeffersack-Interessen abgesehen — diese Schwärmerei für den frauenverachtenden Islam bei den Engländern, die das weibliche Geschlecht im besten Lichte bewundern können.

Wollen wir uns über den Werth des Islam als Kulturmittel ein Urtheil bilden, so müssen wir unterscheiden, was an ihm eigenthümlich und was an ihm aus anderen Religionen entlehnt ist und wo und wann er seine Erfolge gehabt hat. Wie wir schon aus der kurzen Charakterisirung des Korans im 1. Bande dieses Buches ersehen können, stammt der größte Theil der Sittengesetze, die den Islam den heidnischen Religionen gegenüber kulturfördernd erscheinen lassen, aus dem Juden- und Christenthume, während die das gesellschaftliche Leben regelnden Bestimmungen und das centralisirende, theokratische Prinzip, welches den Prophetenglauben zu seiner Macht allein geführt hat, in den gegebenen Formen als charakteristische Eigenthümlichkeiten des Islam zu bezeichnen sind. „Kein Gott außer Allah und Mohammed ist sein Prophet" ist die Formel, welche den Geist und die Kräfte dieser „Ergebung" (Islam) bedeutenden Religion zusammenfaßt und sie gleich der abendländischen Nationalitätsidee zu einem kräftigen politischen Machtmittel gestaltet. Da bei den Arabern Konfession und Nationa-

lität eine und dieselbe Sache sind und Mohammed seinen Glauben den Bedürfnissen und dem Charakter seiner Landsleute vollständig anpaßte, so war es natürlich, daß bei der Stämmezersplitterung mit der Annahme einer gemeinsamen Religion eine Art Volksbewußtsein und mit diesem der Staat sich bildete. „Der mohammedanische Staat der patriarchalischen Epoche", sagt A. v. Kremer in seiner „Kulturgeschichte des Orients", S. 382, „war nichts Anderes als eine große religiöse Assoziation der arabischen Stämme zu gemeinsamen Raubzügen und Eroberungskriegen unter dem religiösen Banner des Islam und dem Losungswort: „Kein Gott außer Gott, und Mohammed sein Gesandter!" Die Araber überfluteten unter dem Vorgeben, die einzig wahre Religion zu verbreiten, die reichen Nachbarländer und machten nebenbei vortreffliche Geschäfte für eigene weltliche Rechnung. An der Spitze dieser plötzlich zu einer Weltmacht angewachsenen Masse der durch gemeinsame Interessen geeinigten Stämme stand der Khalife, welcher in der ersten Zeit einfach als Stellvertreter des dahingeschiedenen Propheten galt."

Die Verquickung von Staat, Volk und Religion bedingte die Erfolge des Islam, die nur politische Machtentfaltung bedeuten. Kultur verbreitete diese Religion mittels ihrer dem Juden- und Christenthum entlehnten Elemente nur unter den ganz ungebildeten Völkern, während Kulturnationen, durch den für halbwilde Araberstämme zugeschnittenen Islam eingeengt, mit dessen Annahme zurückschritten. Was ist aus den Ländern, wo auf dem Boden der griechischen und römischen Kultur das Christenthum blühte, unter dem Zeichen des Propheten geworden? Es sind Ruinengebiete! Und die Völker, welche durch den Islam Sittengesetze und Rechtsgrundsätze erhielten, blieben infolge der mohammedanischen Zuthaten zum jüdisch-christlichen Element auf der durch letzteres erreichten niederen Stufe stehen. Nur ein so geistig begabtes Volk, wie die Araber, konnte im Zenith seiner politischen Machtfülle am Leitseil fremder Kultur diese unterste Stufe übersteigen und eine selbständige hohe Civilisation entwickeln. Daß die Araber nicht dem Islam als Kulturlehre, sondern demselben nur als politisches Machtmittel diese Blüte verdanken, geht aus der Geschichte der Kahtânidenreiche hervor, die ihren Glanz durch ein anderes stämmeverbündendes Mittel, den Handel, erlangten.

Die Frage, wo und wann der Islam seine Erfolge erzielte, beantwortet uns die Geschichte dahin, daß überall, wo die Religionen noch ganz unentwickelt oder, wie in den christlich-byzantinischen Gebieten, fadenscheinig geworden waren, wo eigennützige Kleinstaaterei und Ohnmacht herrschte, daß dort überall der Islam seine Macht entfalten und Eingang finden konnte. Der Islam ist ein Armuthszeugniß der Menschheit!

Nach der Besitznahme Mekka's unterwarf Mohammed noch die Bewohner von Tâif und die Hawasinstämme und kehrte darauf nach Medîna zurück. Hier starb er, in der Vorbereitung eines Feldzuges und zwar des dritten gegen die Byzantiner begriffen, nach 14tägigem Fieberleiden, am 8. Juni des Jahres 632, in einem Alter von 63 Mond- oder 61 Sonnenjahren.

Mohammed war nach der Schilderung arabischer Biographen von mittlerer Statur, hatte einen großen Kopf, einen starken Bart, ein rundes Gesicht

mit röthlichen Wangen. Seine Stirn war hoch, sein Mund weit gespalten, seine Nase lang, mit einer kleinen Erhöhung in der Mitte. Er hatte große schwarze Augen, eine Ader zog sich von der Stirne über seine Augenbrauen herab, die anschwoll, so oft er in Zorn gerieth. Auf seiner unteren Lippe hatte er kleines Mal. Seine Haare hingen bis zu seinen Schultern herab und behielten ihre dunkle Farbe bis zu seinem Tode; er färbte sie zuweilen braun und feuchtete sie häufig mit wohlriechendem Oele an, und nur bei seiner letzten Pilgerfahrt ließ er sie ganz abscheren. Seinen Schnurrbart stutzte er aber jeden Freitag vor dem Gebete, ebenso die Haare unter dem Arme und die Nägel an den Fingern. Das Schönste an ihm war der Hals, der sich wie eine „Silberstange" über seiner breiten Brust erhob. Zwischen den Schultern hatte er ein Mal, über dessen Aussehen die Berichte von einander abweichen und das von den Moslemin als „das Siegel des Prophetenthums" angesehen wird. Ein Arzt wollte es ihm einst vertreiben, aber er sagte: „Derjenige, der mich so geschaffen, soll mich auch heilen." Seine Hände und Füße waren sehr groß, doch hatte er einen so leichten Gang, daß seine Füße keine Spuren im Sande zurückließen. (Vgl. G. Weil: „Geschichte der islamitischen Völker".)

Am Tage nach Mohammed's Tode wurde dessen Schwiegervater Abu Bekr als Nachfolger oder Stellvertreter (Khalifa) des Propheten erwählt. Ein schlichter, kluger, glaubenseifriger Mann, verstand er es, theils durch festes, entschiedenes Auftreten, theils durch Ueberredung und List die allerwärts nach Mohammed's Tode ausgebrochenen Aufstände und Abfallsbewegungen zu unterdrücken. Bei seinem Ableben im Jahre 634 bezeichnete er den feurigen und thatkräftigen Omar, ebenfalls ein Schwiegervater des Propheten, als seinen Nachfolger. Dieser war der eigentliche Gründer aller jener Einrichtungen, die durch Jahrhunderte das Khalifat zur herrschenden Weltmacht erhoben.

Wir müssen hier auf Omar's Schöpfungen, als die Grundlagen des islamitischen Staates, näher eingehen.

Obschon Mohammed dem alten Jathrib den Namen al-Madina, welches „die Stadt" (in Spanien haben wir noch ein Almaden) und auch der „Rechtsstaat" heißt, gegeben hat, so war doch seine Gemeinde, wie wir gesehen haben, nichts weiter als eine Räuberbande. Dabei hatte sich aber der Islam nicht als die Religion eines Volksstammes, sondern als Weltreligion angekündigt, und Omar war entschlossen, ihn dazu zu machen. Er sprach daher den Grundsatz aus: Wer unsern Glauben anerkennt, soll für seine Verbreitung kämpfen; wer ihn verschmäht, soll seine Vertheidiger nähren. So oft die Moslemin eine Stadt berannten, ließen sie vorerst eine dreimalige Aufforderung an sie ergehen: „Nehmet den Islam an und ihr tretet in dieselben Rechte und Pflichten, wie die, welche wir haben." — Kein einziges Volk, keine einzige Gemeinde außerhalb Arabiens entsprach dieser Einladung, und Omar kam daher zum Schluß, daß die Araber es seien, welche den Beruf haben, den Islam siegreich zu machen, und er traf folgende Verfügung: Er bestimmte die Grenze Arabiens und ließ den Heiden, welche noch innerhalb derselben sein

mochten, die Wahl zwischen Tod und Bekehrung; den Christen von Nedschrân, mit welchen Mohammed ein Bündniß geschlossen hatte, wies er Ländereien außerhalb der arabischen Grenze an und zwang sie, dahin auszuwandern. Arabien, welches nun blos von Moslemin bewohnt war, sollte die Pflanzstätte der islamitischen Wehrkraft sein, und um diese zu organisiren, führte er die Taguydbildung stehender Heere, sowie Tadwyn, Gehaltsvertheilung ein, und legte dadurch die Grundlage zu einem dauernden Staat.

Die stehenden Heere Omar's bestanden nicht aus Soldaten in unserem Sinne des Wortes. Er befahl den Kriegern, welche Babylonien erobert hatten, außerhalb der Grenze Arabiens, aber doch möglichst nahe bei der Wüste, zwei stehende Lager zu errichten, welche in kurzer Zeit zu blühenden, reichen Städten (Bassora und Kufa) heranwuchsen. Es waren dieses zwei stehende Heere und solche gab es auch in Syrien und Egypten. Jedem Araber war es frei gegeben, sich in einem solchen Lager niederzulassen; ja, es war der Wunsch Omar's, daß recht viele Beduinenstämme das Hirtenleben mit dem Waffenhandwerke vertauschen möchten. In diesen Lagern und Städten waren die Bewohner immer noch in Stämme gesondert und hatten ihre Scheichs, und im Falle eines Krieges war auch jetzt noch die Verpflichtung, die Waffen zu ergreifen, nur eine moralische, welcher nie Alle nachkamen.

In der Vertheilung der Staatseinkünfte bedachte Omar zuerst die Personen, welche dem Propheten nahe gestanden oder für den Islam besondere Verdienste hatten. Jede Wittwe Mohammed's erhielt jährlich 12,000 Drachmen oder Dirhem; die Männer, welche bei Bedr mitgefochten, erhielten je 5000, und diejenigen, welche sich damals schon bekehrt, aber den Feldzug nicht mitgemacht hatten, je 4000 Drachmen. Zu den Ersteren gehörte auch Omar und wahrscheinlich eignete er sich, trotzdem er der Beherrscher eines der mächtigsten Reiche der Welt war, keine höhere Besoldung zu. Die Einwohner von Medîna und Mekka bezogen alle Sold, denn dort waren die Sammelplätze kriegslustiger Araber, und zwar die Reserve der Armee. Auch einige nomadische Stämme zwischen Medîna und Mekka wurden mit Besoldungen bedacht, denn das Geld war ja im Ueberfluß vorhanden. Wäre aber jeder Araber dafür, daß er Moslem war, bezahlt worden, so würden sich wol Wenige dazu entschlossen haben, gefährliche Kriegszüge nach Transoxanien, Armenien und Kleinasien mitzumachen. Außer den Genannten bezogen nur die Stämme Sold, welche außerhalb Arabien ansässig waren und den Krieg zum Handwerk gewählt hatten. Die Scheichs solcher Stämme erhielten je nach ihrem Ansehen 6—9000 Drachmen. Sobald ein Knabe geboren wurde, bezog sein Vater für ihn 100 Drachmen und monatlich zwei Garybe Weizen. (Das Garyb war ein altbabylonisches Flächenmaß zu 3600 arab. □Ellen = 1164,64 □m. — 1 arab. Elle = 0,57 m.) — Auch für die Frauen und selbst für die Sklaven wurden Naturalien vertheilt.

Die in Garnisonen lebenden Araber bildeten die Ecclesia militans, und sie betrachteten die Staatseinkünfte als ihr Eigenthum, ohne an die Theilnahme an denselben die persönliche Verpflichtung zum Kriegsdienst zu knüpfen. Gesetzt, der Khalife hatte einen Feldzug nach Sind beschlossen oder wenigstens

gebilligt, so ernannte er einen Führer und dieser ließ einen Aufruf an die in Bassora ansässigen Stämme ergehen. Die Scheichs, welche Vertrauen auf ihn setzten, folgten ihm, und der moralische Druck auf ihre Untergebenen war hinlänglich groß, Alle, die nicht unabkömmlich waren, zur Theilnahme zu bewegen. Daß alle Stämme eines stehenden Lagers ausgerückt wären, ist — ausgenommen in den Bürgerkriegen — wol nie vorgekommen, noch war es wünschenswerth.

Die Heloten (jetzt Rajah, früher amtlich Ahl adzimma, d. i. Schützlinge; verächtlich Olug, d. i. Barbaren, genannt) hatten auf Schutz seitens der Moslemin Anspruch und brauchten selbst nicht zu kämpfen. Sie waren aber allerlei Erniedrigungen ausgesetzt, sie durften keine Waffen tragen und mußten sich in der Kleidung, besonders in der Farbe des Turbans, auszeichnen, waren verpflichtet, jeden Moslim, der es wünschte, drei Tage bei sich zu beherbergen und zu verpflegen, mußten die Mohammedaner im Kampfe mit den Andersgläubigen mit Rath und That unterstützen und überdies auch noch Kopfsteuer entrichten und zwar die Reichen $34\frac{1}{2}$, die Mittelklasse $17\frac{1}{4}$ und die Armen $8\frac{1}{2}$ Dirhem. (Diese Münze hatte ungefähr einen Werth von 66—80 Pfennigen; Anfangs waren 10, später 12 und noch später 15 Dirham gleich einem Goldstück, welches Dynar hieß und etwas über 10 Mark werth war.) Die Heloten waren aber nicht wie Leibeigene an die Scholle gebunden und die Gemeinden waren frei von Maßregelungen, doch war das Aussaugungssystem der Steuereinnehmer im Orient stets die größte Landplage. Wenn sich ein Helote zum Islam bekehrte, war er von der Kopfsteuer und anderen Erniedrigungen befreit und er hatte auf den moslemitischen Armenfond Anwartschaft, seine Ansprüche auf Sold aus der Staatskasse hingen aber von der Aufnahme in einem militärischen arabischen Stamme ab. Wenn sich ein ganzes Dorf bekehrte oder auf eine andere Art Grundbesitz in die Hände der Moslemin überging, so mußte die Landsteuer dennoch fortbezahlt werden, denn sie wurde als Pachtzins angesehen und haftete am Lande.

Die Gewährung von Staatsmitteln an Personen und Körperschaften mußte natürlich eine Listenführung über dieselben nothwendig machen, die auch, wie es scheint, sehr genau gehandhabt wurde. Jeder arabische Stamm war in einer besonderen Liste mit all seinen Mitgliedern eingetragen, und die Veränderungen durch Todesfälle und Geburten wurden durch besonders angestellte Aufseher, also Standesbeamten, sorgfältig vorgemerkt.

Ueberblickt man diese Thatsachen, so wird man wol bekennen müssen, daß man hier vor einer der eigenthümlichsten Erscheinungen der Geschichte steht. Auch in altasiatischen Reichen, sowie im Römischen, hatte man allgemeine Volkszählungen vorgenommen, aber dieselben hatten nur den Zweck, schwerere Auflagen einzuführen und zu verhindern, daß Niemand ungerupft den Steuerbeamten entgehe. Omar führte seinen Census in entgegengesetztem Sinne durch, um allen Jenen, die zum Koran sich bekannten, aus dem Staatseinkommen den damals rechtlich erachteten Antheil zuzuweisen.

Es braucht wol nicht näher darauf hingewiesen zu werden, welchen Eindruck auf die Massen, welche Anziehungskraft diese Politik ausüben mußte. Die religiöse Begeisterung mag im Beginne des Islam viel zur Befestigung

des neuen Glaubens beigetragen haben, aber der sichere Gewinn an Geld und Gut, den Omar den Gläubigen zuwendete, hat gewiß, sagt A. v. Kremer, den größten Antheil an der riesigen und unaufhaltbar raschen Verbreitung der Religion Mohammed's, sowie an dem fabelhaft schnellen Anwachsen des islamitischen Staatswesens. Die unterjochten Völker mußten säen und arbeiten. Die Moslemin aber ernteten, genossen und trieben nur das edle Kriegshandwerk. Jene zahlten Kopf- und Grundsteuer und mußten noch Naturallieferungen leisten. Die Moslemin aber entrichteten 2½ Prozent Vermögenssteuer als Armentaxe, eine Grundsteuer von 10 Prozent, erhielten aber dafür vom Staate nebst vier Fünfteln der Kriegsbeute noch feste Jahresgehalte. Ein gemeinsames Lebensinteresse vereinigte die ganze, überaus schnell angewachsene Staatsgemeinde der Moslemin, ein Gedanke belebte sie.

Auf diese Art gründeten sie ihr Weltreich auf der festesten, unwandelbarsten Grundlage der menschlichen Dinge; auf dem stets gleich regen materiellen Vortheil, wozu als nicht minder wichtiger Kitt das von Omar eigentlich erst geschaffene und mit sicherer Hand bis zur schwungvollsten Leistungsfähigkeit entwickelte Nationalgefühl des arabischen Volkes und die auch immerhin ins Gewicht fallende Begeisterung für die durch so wunderbare Erfolge gerechtfertigte neue Religion hinzutraten.

Um jedoch die Araber als herrschende Kriegerkaste, fahren wir mit Kremer fort, möglichst unvermischt zu erhalten, traf Omar eine weitere wichtige Anordnung. Er verbot nämlich aufs Strengste den Arabern, in den eroberten Ländern, außerhalb Arabien, Grundbesitz zu erwerben und Ackerbau zu treiben.

Den Anstoß zu diesem in alle Lebensverhältnisse tief eingreifenden Entschluß gab die Eroberung jenes reichen Landstriches des Euphratgebietes, den wir Babylonien nennen, welchen die Araber aber mit dem Namen Sawâd bezeichnen und hierunter das ganze Gebiet verstehen, das von der Südostgrenze der Syrischen Wüste bei Odaib und Kadesia bis an den Gebirgszug von Holwân, das Sagrosgebirge der Alten, in der Breite von Osten nach Westen, und von Abbadân am Persischen Meerbusen von Süd nach Nord, bis in die Nähe von Mosul sich ausdehnt. Es umfaßt das Sawâd also nicht nur Babylonien und Chaldäa, sondern auch Theile von Mesopotamien und Assyrien. Vom Euphrat und Tigris bewässert, war es seit dem höchsten Alterthum eine der fruchtbarsten und, wie die Sage vom Thurmbau von Babel beweist, auch am dichtesten bevölkerten Landstriche von Asien. Eine der belebtesten Handels- und Verkehrsstraßen führte hier von Syrien, Kleinasien und Persien hinab ans Meer, von wo zu Schiffe von Apologos (dem arabischen Obolla) ein sehr reger Waarenumsatz mit Hinterasien und Indien sowol als mit Ostarabien, der ostafrikanischen Küste und den Ländern am Rothen Meere stattfand. In diesem Gebiete lagen im Alterthum die prachtvollen Königsstädte der verschiedenen weltbeherrschenden Dynastien: Babylon, Ninive, Seleukia, Ktesiphon. Unter der Herrschaft der Sassaniden, welche den Parthern gefolgt waren und den alten persischen Feuerkultus wieder in seiner ursprünglichen Reinheit hergestellt hatten, war, nachdem die verheerenden Kriege zwischen Römern und Parthern

viel zum Verfalle der alten Wohlhabenheit dieser Provinzen beigetragen hatten, eine Zeit der Ruhe eingetreten, und der hochentwickelte, durch Kanalanlagen geförderte Feldbau hatte sich rasch wieder gehoben.

Arabische Stämme hatten schon im Alterthum dieses Gebiet bewohnt, das Christenthum hatte unter ihnen Verbreitung gefunden, und eine reiche, von vielen Christen bevölkerte Stadt Hira war der Sitz einer Dynastie arabisch-christlicher Könige, die als Vasallen der Perser dieses Gebiet beherrschten, während in dem benachbarten Anbâr die persische Rentkammer und ein Stapelplatz von Regierungsvorräthen sich befanden.

Schon unter Abu Bekr beginnen die Moslemin, verstärkt durch centralarabische und jemenische Stämme, Kriegszüge in diese reichen Landstriche zu unternehmen. Abu Bekr und nach ihm Omar organisirten diese Bewegung und bald überfluteten die arabischen Horden das ganze Gebiet. Die dreitägige Schlacht von Kadesia (635) lieferte dem arabischen Heerführer Saʿad Ibn Abi Wakkaß das ganze Sawâd, oder wie es später mit dem altpersischen Namen wieder benannt wurde und noch jetzt bei den Türken heißt, Irâk, in die Hände. Hira ward von den Arabern, nachdem sie einmal schon verdrängt worden waren, wieder besetzt, Anbâr ward genommen, Obolla, der wichtigste Hafen am Persischen Golfe, erobert und die Stadt Bassora zuerst als stehendes Lager gegründet.

Saʿad schlug sein Hauptquartier im Weißen Palaste zu Ktesiphon auf und ließ die Beute an Gold, Silber, Edelsteinen, Waffen und Kunstwerken jeder Art dahin bringen; sie war so werthvoll, daß nach Ausscheidung des gesetzlichen Fünftheils für den Staatsschatz doch noch so viel übrig war, daß der Antheil jedes Kriegers 12,000 Dirhem betrug. Wie unerfahren aber dabei noch die Araber in der Werthschätzung ihrer Beute zu Werke gingen, zeigt uns folgendes von Kremer mitgetheilte Beispiel. Ein arabischer Krieger hatte bei der Einnahme von Hira die Tochter eines der edelsten Männer der Stadt mit als Beuteantheil erhalten. Als nun ihre Angehörigen kamen, um sie auszulösen, ging er auf ihre Vorschläge um so bereitwilliger ein, da die Dame nichts weniger als schön und jung war. Er stellte sich mit einem Lösegeld von 1000 Dirham zufrieden. Als seine Waffengefährten dies hörten, machten sie ihm über das billige Abkommen Vorwürfe, denn er hätte von den Hirensern leicht den 10fachen Betrag erhalten können. Er aber entgegnete darauf: „Bei Gott, ich wußte nicht, daß es eine größere Zahl gebe als zehnmal Hundert.“

Aber auch Gold, Schmuck, Teppiche und Seidenstoffe, kostbare Geräthe und all die tausenderlei Luxusgegenstände, welche einem in der Kultur vorgeschrittenen Volke so werth und theuer sind, galten der großen Masse der arabischen Krieger nichts. Das, worauf sie sich verstanden und was besonders von den an Ackerbau und Viehzucht gewöhnten Stämmen geschätzt ward, war Grund und Boden, Herden von Kameelen, Schafen und edle Rosse. Da auch an diesem das Sawâd große Reichthümer besaß, so mußte Omar bei der Vorliebe seiner Krieger für solche Güter Sorge tragen, daß nicht die landwirthschaftlichen Neigungen durch die Beute genährt und dadurch der Kriegergeist

geschwächt werde. Er erklärte daher, als Streitigkeiten unter den Stämmen über den Grundbesitz ausbrachen, das ganze Sawâd für ewige Zeiten als unveräußerliches Staatsgut (es ergab jährlich 50 Millionen Dirhem) und verbot dann weiter den Arabern überhaupt außerhalb Arabien jeden Grundbesitz.

Omar stellte auch eine geordnete Verwaltung und Rechtspflege her, indem er Beamte und Richter ernannte und ihnen feste Gehalte auswarf. Er ließ die Ländereien vermessen, regelte das Zollwesen, eröffnete Kanäle, u. a. auch den alten, vom Nil zum Rothen Meere führenden Kanal, und traf noch eine Menge anderer den Staat und die allgemeine Wohlfahrt fördernden Einrichtungen. (Vgl. A. Sprenger über A. v. Kremer's „Geschichte der herrschenden Ideen des Islam", „Ausland" 1868, Nr. 50, und A. v. Kremer: „Kulturgeschichte des Orients", I. Bd., S. 70—99.)

Omar's staatsorganisirende Bestrebungen gingen mit der Ausbreitung seiner Macht Hand in Hand; die äußeren Erfolge bedingten die inneren und umgekehrt. Die Kräftigung des arabischen Staatswesens durch die Eroberung des reichen Zweistromlandes setzte Omar in den Stand, zur besseren Behauptung des neuen Besitzes auch die Nachbarländer siegreich zu bekriegen. Der letzte Sassanidenkönig Jezdedjerd wurde nach Verlust seiner mesopotamischen Provinz auch aus Persien vertrieben und dieses Land unterworfen, ebenso Armenien und selbst weite Gebiete am Oxus. Die Züge gegen Syrien, welche schon unter Mohammed und Abu Bekr begonnen hatten, wurden unter Omar kräftig fortgesetzt und brachten auch dieses Land in arabischen Besitz. Hier waren es Châlid, „das Schwert Gottes", und nach diesem Obeida, welche den Siegeslauf mit der Einnahme von Damaskus, Baalbek, Hôms, Hamah, Jerusalem, Haleb, Antiochien und Cäsarea vollführten. Nach der Unterwerfung Syriens kam Egypten an die Reihe. Der erprobte Feldherr Omr Ibn Aaß brach im Dezember 640 von Syrien auf und erstürmte mit 4000 Mann, die er bei sich hatte, die Grenzfestung Farma, drang dann ungehindert bis Bilbeis vor und nahm dann, als Verstärkungen zu ihm stießen, die Feste Babylon am Nil und die ihr gegenüberliegende Hauptstadt Memphis mit stürmender Hand. Die Kopten schlossen hierauf Frieden mit Amr, der ihnen, gegen Entrichtung mäßiger Abgaben, volle Glaubensfreiheit und Sicherheit des Lebens und des Besitzes verbürgte, während sie unter griechischer Herrschaft Gewissenszwang und Erpressungen jeder Art zu dulden hatten. Nach der Eroberung Alexandriens dehnte Amr die Herrschaft des Islam weiter nach Westen bis nach Tripoli aus und fand hier an den Berbern, wie in Egypten an den Kopten, hülfreiche Bundesgenossen.

Obwol Omar an der Spitze eines Reiches stand, das sich vom Oxus und Indus bis weit über den Nil hinaus ausdehnte, so blieb er doch ganz in der patriarchalischen Weise seines Vorgängers ein sittenstrenger, einfacher Mann. Er übertraf noch Abu Bekr an Mäßigkeit und Sparsamkeit. Seine Nahrung bestand aus Gerstenbrot und Datteln oder Oliven, sein Getränk nur aus Wasser und sein Lager aus einem mit Palmenfasern gefüllten Polster. Er besaß nur zwei Röcke, einen für den Sommer, einen für den Winter, beide vielfach geflickt. Bei den Pilgerfahrten, von denen er keine einzige versäumt haben soll, bediente

er sich nie eines Zeltes, sondern beschattete sich mit seinem Kleide oder mit einer an einen Baum oder Pfahl befestigten Matte. Ein Augenzeuge erzählt Folgendes von Omar: „An einem sehr heißen Sommertage befand ich mich mit Osman auf einem Gute dieses Letzteren bei Medîna, da sahen wir in einiger Entfernung einen Mann kommen, welcher zwei Kameelfüllen vor sich hertrieb. Die Hitze war aber so groß, daß die Erde mit einer Staubkruste bedeckt war. Wir wunderten uns sehr, daß bei solcher Sonnenglut Jemand sich ins Freie wage. Aber als der Mann näher kam, erkannten wir zu unserem Erstaunen in ihm den Khalifen Omar. Da stand Osman auf und steckte den Kopf aus seinem schattigen Platze hinaus in die Sonne, zog ihn aber schnell wieder zurück, denn der Glutwind that ihm zu wehe. Als Omar herankam, frug ihn Osman, weshalb er denn bei dieser furchtbaren Hitze sich ins Freie wage. Omar antwortete, die beiden Kameelfüllen gehörten zu den als Steuer eingelieferten Thieren und er wolle sie selbst auf die Staatsweide treiben, damit sie sich nicht verliefen."

Den Glauben rein bewahren und ihm die Weltherrschaft sichern, Gerechtigkeit üben und dem moslemischen Staate Reichthümer erwerben, das war das eifrigste Bestreben Omar's. Namentlich das Schätzesammeln für den Staat ließ er sich sehr angelegen sein, indem er die Statthalter zum Ausschreiben höherer Steuern fortwährend anhielt, und diese Habgier mußte er mit dem Leben büßen. Ein Handwerker, welchem der Statthalter von Kufa täglich die allerdings etwas unverschämte Steuer von zwei Silberdirhem (also etwa 1 Mark 60 Pfennige) auflegte, reiste nach Medîna, um sich bei Omar über diese Härte zu beklagen, und als er von ihm abgewiesen wurde, fiel er ihn in der Moschee mit einem Dolche an und brachte ihm mehrere Wunden bei, an denen er am 3. November 644 starb.

Nur noch unter Omar's Nachfolger, Osman, dem Koransammler, bildet Arabien das Herrschaftscentrum der islamitischen Welt, denn schon der vierte und letzte Wahlkhalife Ali mußte sich im Kampfe gegen seinen syrischen Statthalter Muâwija auf die Irakaner stützen, und mit der Verlegung des Khalifensitzes nach Damaskus unter Muawia, dem Ommeijaden, im Jahre 661, verlor das Stammland des Islam immer mehr seine politische Bedeutung. Gleichwol feierten aber unter den Ommeijaden die Araber hohe Triumphe. Cypern, Rhodos und Kleinasien fühlten ihre Waffen, und selbst die Hauptstadt des Byzantinischen Reiches, Konstantinopel, hatte von ihnen sieben Angriffe und Belagerungen auszuhalten (668—675). — Okba, des berüchtigten Abd Almalik's Feldherr, eroberte gegen Ende des 7. und zu Anfang des 8. Jahrhunderts die ganze Nordküste Afrika's bis an die Meerenge und vertilgte in einem langen Kriege die christliche Kultur und Religion. Die nomadischen Berberstämme, die Abkömmlinge der alten Numidier und Mauretanier, traten mit den Ueberwindern, denen sie an Sitten, Charakter und Lebensweise ähnlich waren, in ein inniges Verhältniß, und von nun an schied Nordafrika, einst der Sitz römischer Bildung, aus der Reihe der Kulturländer. Erbärmliche Fürstensöhne und Pfaffen führten 711 die moslemitischen Horden nach Spanien, wo sie aber zu einem hochcivilisirten Volke sich entwickelten. Ein Gleiches geschah auf

Sizilien, das im Jahre 827 von den Arabern in Besitz genommen wurde; doch hinderte hier die Kultur nicht, daß Raubzüge nach dem italienischen Festlande, u. a. auch nach Rom, unternommen wurden, Züge, die sich selbst bis Hochburgund und zum Genfer See ausdehnten.

Auch noch in der ersten Zeit des Khalifats zu Bagdad waren die Araber das herrschende Volk im islamitischen Orient, aber schon mit dem berühmten Harun ar-Raschîd begann ein Umschwung. Unter ihm — der nebenbei gesagt nichts weniger als den Beinamen der „Gerechte" (Raschîd) verdient, denn er war einer der abscheulichsten Tyrannen — und seinen Nachfolgern wurde der ganze Charakter des Khalifats zu Bagdad ein anderer; die arabischen Unterthanen fühlten sich demselben immer mehr entfremdet. Am glänzenden Hofe kamen allerhand fremde, namentlich persische Sitten und Bräuche auf und überwucherten dann auch in der Verwaltung. Bei dem nun steifen Hofceremoniell wurde der Khalife unzugänglicher; ein Araber, der nach Bagdad kam, fühlte sich dort wie ein Fremdling. Die Trennung Arabiens vom Khalifat begann und blieb dann dauernd.

Zuerst erhob sich Abu Tâhîr, das Oberhaupt der Karmaten. Diese Sekte soll 888 von Abu Saʿîd el-Dschenabî, auch el-Karmat genannt, zu Kufa gestiftet worden sein. Nach dem Wenigen, was vom Karmatenthum bekannt geworden ist, scheint es als ein natürlicher Gegensatz zu dem schon damals in Formelkram und Fatalismus versumpften Islam entstanden zu sein, wenigstens galt Karmat bei den Rechtgläubigen für einen Atheisten und Freidenker. Nach anderen Berichten soll diese Sekte aus der zu Salamia aufgekommenen Schule der Ismaelier (s. über dieselben im vorigen Kapitel) hervorgegangen sein, indem ein gewisser Hamdân el-Karmat die ismaelischen Lehren angenommen und mit einigen Aenderungen in der Gegend von Kufa verbreitet habe. Er führte u. a. die Güter- und Weibergemeinschaft ein, welch letztere ihm als „die Vollkommenheit und der letzte Grad der Freundschaft und brüderlichen Vereinigung" galt. — Bei solchen Grundsätzen konnte es nicht fehlen, daß die Karmaten, wie alle Kommunisten, fremdes Eigenthum als Diebstahl betrachteten und demgemäß beflissen waren, Anderer Gut so viel als möglich sich anzueignen. Plündernd fielen sie über die Karawanen her, raubend gründeten sie sich unter ihrem Oberhaupte Abu Tâhîr zu el-Katîf am Persischen Meerbusen einen starken Sitz. Mit der Beutelust ging natürlich religiöser Fanatismus Hand in Hand, und mit Hülfe dieses Ansporns gelang es ihnen, ihre Herrschaft fast über ganz Arabien und einen großen Theil von Syrien und Mesopotamien auszudehnen. 923 wurde Bassora erobert, dann Bagdad, der Khalifensitz, eingeschlossen, Aleppo genommen, und selbst Mekka, das islamitische Heiligthum, gerieth in die Hände der Karmaten. Aus der Kaaba wurde der schwarze Stein gebrochen und der heilige Brunnen Samsam mit Leichen gefüllt. Zwei Drittel Arabiens gingen für den Islam verloren.

Erst nach einem bitteren Kampfe von mehr als 100 Jahren gelang es den Mohammedanern, die Herrschaft den Karmaten zu entreißen, doch blieb das östliche Arabien für immer dem Islam entfremdet. Dort findet man in religiöser Beziehung noch heutzutage ein Haufwerk karmatischer, islamitischer

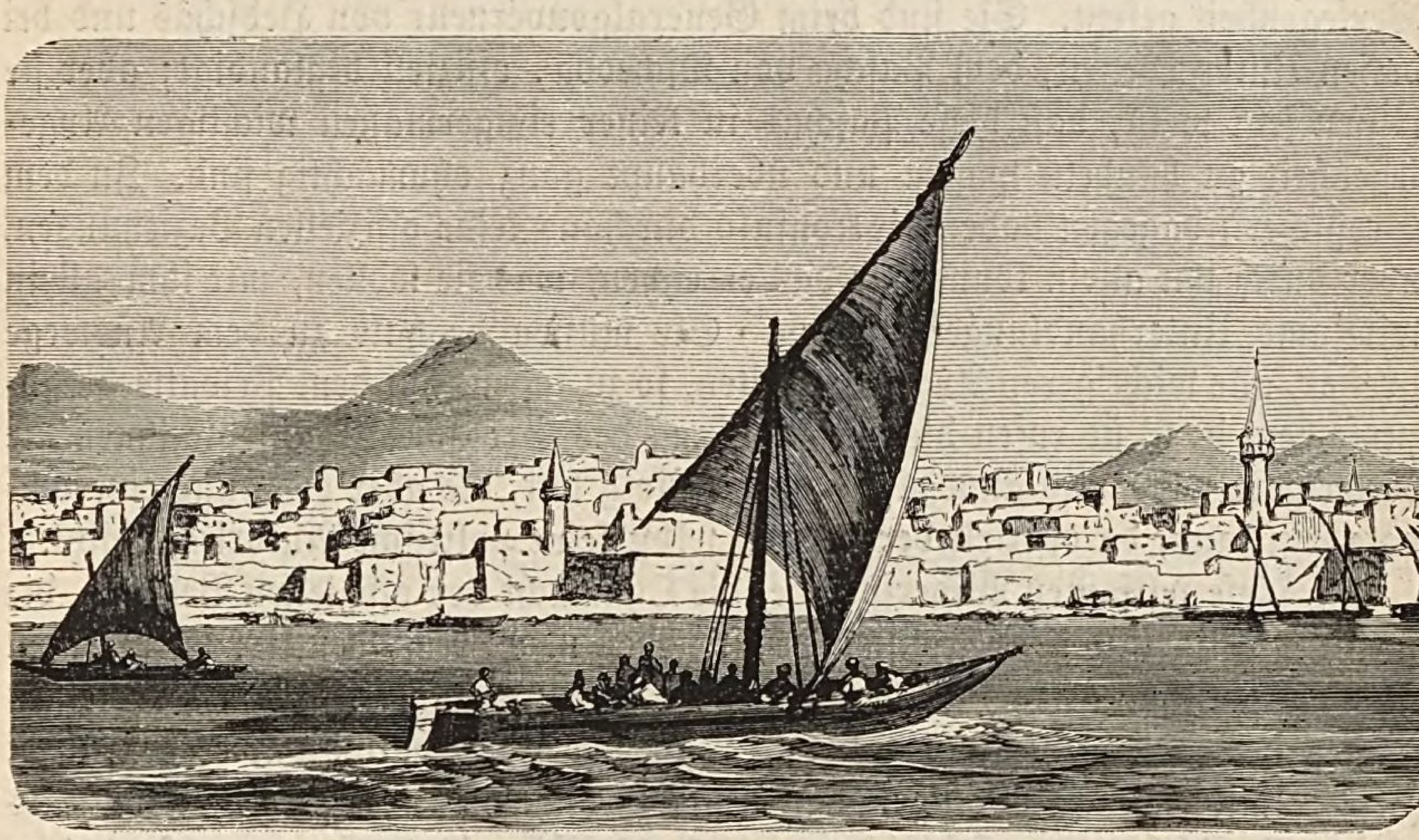
und altheidnischer Ansichten, eine seltsame Mischung von materialistischen Anschauungen, schiitischen Vorstellungen von Seelenwanderung, Fleischwerdung der Gottheit, mit uraltem Gestirnkultus und allerlei Fetischthum; selbst christliche Elemente finden sich, wenn auch nur in schwachen Spuren.

Nach dem Fall des Khalifats blieb Arabien sich selbst überlassen und es zersplitterte in eine Menge Staaten und Gemeinwesen, aus welchen Omân, Nedschd, Jemen, Schammar und Hedschâs als größere Staatswesen und mit selbständiger, bemerkenswerther Geschichte hervorragen. Mit der Uebernahme der Khalifenerbschaft durch die Osmanen beginnt auch die Ausbreitung der Türkenherrschaft über Arabien. Aber nur geringen Erfolg haben diese Bestrebungen gehabt, denn nur wenige Landstriche im Norden und Westen der Halbinsel, wo die Türken mit größeren Truppenmassen auftreten konnten, beugten sich, wenn auch meist nur namentlich, dem osmanischen Joche und oft genug schüttelten sie dasselbe ganz ab. Wenn heutzutage auch die türkische Statistik von den Vilajeten Hedschâs und Jemen spricht und dem Ejalet Baßra neben einem Sandschak Montefik auch die Landschaft el-Hasâ (an der arabischen Ostküste) unter dem Namen Sandschak Nedschd zutheilt, so besteht dieser türkische Besitz zumeist doch nur auf dem Papier, denn in Wirklichkeit reicht die Macht der Regierung nicht über das von ihren Truppen besetzte Gebiet hinaus, beschränkt sich also nur auf einige Garnisonsorte. Recht deutlich geht dies Verhältniß aus Maltzan's Reiseberichten über Arabien hervor. So schreibt dieser ausgezeichnete Forscher der „Allgemeinen Zeitung" (8. Januar 1871) aus Dschedda u. A. Folgendes:

„Man hatte versucht mich glauben zu machen (und ich denke, fast jeder Europäer würde dieselbe Fabel geglaubt haben, da sie in unseren Schulbüchern über Geographie steht), als bestehe jetzt in Hedschâs und Jemen eine regelmäßige türkische Verwaltung mit Autoritäten, die sich bei der Bevölkerung in Respekt zu setzen wissen und dem Reisenden die Mittel bieten und die Wege bahnen können, um das Land zu sehen. Auch hatte ich mich durch die Güte eines Gesandten mit Empfehlungsschreiben für diese türkischen Autoritäten ausstatten lassen, denn diese Würdenträger existiren in der That. Ihre Persönlichkeit ist keine Fabel, wohl aber ihre Macht. Von dieser Macht hatte ich mir freilich nicht viel erwartet, da ich das Land von früher kannte. Aber möglicherweise konnte sie ja in den letzten Jahren zugenommen haben. In der Hoffnung, daß dies der Fall sei, übergab ich, kaum hier angelangt, meine Empfehlungsschreiben und erwartete von ihnen, wenn auch keinen großen, so doch wenigstens einigen Erfolg. Es war aber ganz dasselbe, als ob ich an die hier begrabene Mutter Eva einen Empfehlungsbrief gehabt hätte. Der Pascha von Dschedda nahm zwar das Schreiben, las es oder gab vor es zu lesen (böse Zungen wollen behaupten: er könne gar nicht lesen), tauschte einige banale, nicht einmal sehr höfliche Fragen mit mir aus und — dabei blieb es. Von einer Anerbietung, mir zur Reise nach den den Europäern zugänglichen Gegenden von Hedschâs behülflich zu sein (und ohne solche Hülfe, namentlich

ohne Eskorte, sind diese Reisen unmöglich), war keine Rede. Ein Anderer würde sich über diesen Mangel an Zuvorkommenheit vielleicht geärgert haben. Ich aber erkannte bald, daß, wenn auch vielleicht ein wenig böser Wille im Spiele war, der Hauptgrund dieses Benehmens doch die Unfähigkeit bildete, mir wirklich nützliche Hülfe zu gewähren.

„Dschedda zwar ist fast wie eine türkische Stadt unterworfen und in Händen der Regierung. Aber über seine Mauern hinaus reicht die Macht des Pascha nicht. Es existirt freilich außer dem Pascha von Dschedda noch ein anderer, welcher den pomphaften Titel „Generalgouverneur von Hedschâs" führt und in Mekka residirt. Er ist der Vorgesetzte des Pascha's von Dschedda,



Dschedda.

aber der wahre Gouverneur von Hedschâs ist Niemand anders als der Großscherîf von Mekka, welcher zwar offiziell gar keine Regierungsgewalt, sondern nur eine religiöse Autorität besitzt, der aber in Wirklichkeit Alles in Allem ist, höchste Justiz-, Finanz-, Administrativbehörde, Alles in einer Person, und zwar ohne irgendwelche offizielle Befugniß diese Macht auszuüben. Da aber Mekka ein heiliges Land ist, in welchem nur religiöse Erbtitel geachtet werden, so gilt sein religiöser und Familienrang (indem er sich rühmt das Oberhaupt der Nachkommenschaft Mohammed's zu sein), sowie sein Reichthum, sein Besitz einer großen Klientel dort so viel, um ihm auch ohne offizielle Verleihung alle thatsächliche Regierungsgewalt zu sichern. Der Generalgouverneur von Hedschâs, in dessen Händen diese Regierungsgewalt offiziell liegt, kann in der That keinen einzigen selbständigen Akt vornehmen. Er und alle seine türkischen Beamten sind ebenso viele Nullitäten, die sich resigniren müssen, alle diejenigen Geschäfte, welche ihnen offiziell obliegen, vom Scherîf und dessen Dienern vollzogen zu sehen. Diese Diener des Scherîfs besitzen weder einen offiziellen Rang noch ein Amt. Sie sind offiziell nichts Anderes als die Verwalter der Güter und Einkünfte von Stiftungen,

die dem Scherîf gehören und deren in jeder Stadt von Hedschâs viele sind. Aber wie sich die Sachen in der Praxis gestalten, so vermögen sie in Justiz- und Verwaltungsangelegenheiten viel mehr als die offiziellen Beamten. Man sieht, es bestehen also in Hedschâs neben einander zwei Regierungen, jede mit ihrem vollzähligen Beamtenstab: die eine, die offizielle, allein von der Pforte anerkannte, die aber de facto null und nur nominell ist; die andere, die keinerlei politische oder juristische Autorität besitzt, aber in Wirklichkeit die Befugnisse der Regierung ausübt, welche ihr die erste nicht streitig zu machen wagt.

„Die hier akkreditirten Konsuln werden durch diesen Dualismus oft in Verlegenheit gesetzt. Sie sind beim Generalgouverneur von Hedschâs und bei dessen Untergebenen, dem Pascha von Dschedda, offiziell beglaubigt; aber sie wissen sehr wohl, daß diese Paschas in keiner einigermaßen wichtigen Angelegenheit zu handeln wagen und überhaupt ganz ohnmächtig sind. Zu dem Großscherîf dagegen haben die Konsuln durchaus keine offiziellen Beziehungen, aber durch ihn allein können sie das erreichen, was sie wollen, mit ihm allein wirksame Unterhandlungen pflegen. Sie müssen deshalb zu dem Auswege greifen, alle wichtigeren Angelegenheiten, so zu sagen, auf dem Privatwege abzumachen, d. h. sie rufen die Vermittelung des Großscherîfs an, die ihnen nie verweigert wird und auch fast immer Erfolg hat, die aber eben nur eine private sein kann, da offiziell der Scherîf selbst keine politische Autorität besitzt.

„Diese seltsamen Widersprüche, die Ohnmacht der offiziellen Behörde, die faktische Autorität des Großscherîfs, wurden u. A. recht deutlich durch einen Fall an den Tag gelegt, welcher sich vor Kurzem ereignete. Beim Tode eines reichen indischen Kaufmannes, der in Dschedda gelebt hatte, war es dem Kadi (dem religiösen Richter) eingefallen, dessen Erbschaft ganz so zu behandeln, als ob der Verstorbene ein Dscheddaner, d. h. türkischer Unterthan, gewesen wäre, und folglich die Siegel auf dessen Nachlaß zu legen. Dies konnte der englische Konsul, unter dessen Schutz alle Inder stehen, nicht dulden. In einer weniger fanatischen Provinz der Türkei hätte es gar keine Schwierigkeit gemacht, diese Siegel, die den Verträgen zuwider aufgelegt waren, ablösen zu lassen. Aber in dem fanatischen Hedschâs konnte Niemand so etwas wagen; denn ein Kadi ist eine religiöse Respektsperson, dessen Würde von allen Orthodoxen heilig gehalten wird, und das gewaltsame Erbrechen seines Siegels hätte vielleicht ernstliche Unruhen hervorrufen können. Wenigstens schienen die beiden Paschas dies zu glauben. Sie geriethen in Todesangst, als der englische Konsul ihnen zumuthete, durch ihre Polizeisoldaten die Siegel lösen zu lassen. Nach vielem Hin- und Hergeschreibe erklärten endlich die Paschas: die Sache sei ganz unmöglich, das Siegel eines Kadi heilig und das Verlangen des englischen Konsuls gegen die Religion des Islam gerichtet. Um ihre Schwäche zu maskiren, hatten sie sich selbst auf die Seite des Fanatismus geschlagen, vielleicht auch nebenbei in der Hoffnung, sich dadurch Freunde in dem fanatischen Hedschâs zu machen. Der Konsul konnte sich dabei natürlich nicht beruhigen. Seine Pflicht gebot ihm die Sache an den Gesandten in Konstantinopel zu berichten, und er stand im Begriffe dies zu thun. Da gab ihm jedoch ein Kenner des Landes

den Rath, vorher die Sache dem Großscherîf mitzutheilen und um dessen Rath zu bitten. Diese Mittheilung wirkte Wunder. Der Großscherîf schickte ganz einfach seinen Gutsverwalter hin, und dieser löste die Siegel. Er, als höchste religiöse Respektsperson, konnte sich das erlauben; der Pascha hätte es nicht gekonnt. Ihm allein konnte ein solcher Bruch der Satzungen hingehen, da selbst der Kadi gewissermaßen sein Untergebener ist; denn auch der Kadi, wie fast alle geistlichen Beamten, sehen im Großscherîf ihr, wenn auch nicht offizielles, so doch faktisches Oberhaupt. Jeden Andern hätte dieser Schritt unpopulär gemacht. Nicht so den Scherîf. Im Gegentheil, man rechnete es ihm noch hoch an, daß er dadurch den Konflikt, welchen die Klage beim Gesandten hervorrufen mußte, vermieden habe. Beim Pascha aber würde man, hätte er dasselbe gewagt, dies ganz anders beurtheilt und sein Benehmen einer Lauheit im Glauben und strafbarer Nachgiebigkeit gegen die Europäer zugeschrieben haben. Die Türken, welche bekanntlich eine sogenannte Reform, die europäisch sein soll und hier zu Lande wirklich für europäisch gilt, angenommen haben, stehen bei den fanatischen Bewohnern des Hedschâs ohnehin nur zu sehr im Verdacht, schlechte Moslemin und Freunde der Europäer — was sie, nebenbei gesagt, durchaus nicht sind — zu sein, und müssen deshalb streng Alles vermeiden, was auf Laxheit in der Orthodoxie oder Bevorzugung der Ungläubigen schließen lassen könnte.

„Der Sultan sieht zwar seine nominelle Oberhoheit in Mekka anerkannt, aber er erreicht auch dies nur durch die Geschenke und hohen Gehalte, die er dem Scherîf, seiner Familie und allen religiösen Beamten in Mekka und Medîna giebt. In Wirklichkeit ist seine Autorität in dem heiligen Gebiete mehr geduldet als anerkannt. Wollte er es versuchen auch nur einen Piaster Steuer hier zu erheben, so wär' es um seine Oberherrlichkeit gethan. Selbst diese Oberhoheit muß sich offiziell in das Gewand der religiösen Demuth kleiden. Der Sultan führt nämlich nicht etwa den Titel „Herr des heiligen Gebietes", sondern einen solchen, wie er dem „Knecht der Knechte Gottes", dem Papst, entspricht, nämlich denjenigen: „Diener der heiligen Städte". Ein Mekkaner, den ich fragte, ob der Sultan Steuergelder aus Mekka beziehe, antwortete mir entrüstet: „Wie soll er Steuern aus einer Stadt beziehen, deren Diener er sich nennt?" Aus einem ähnlichen Grunde unterläßt es auch wol der Großherr, zahlreiche Truppen hieher zu schicken und das Land definitiv zu erobern, was ihm freilich die Beduinen sehr schwer, wenn nicht unmöglich machen dürften. Er würde durch einen solchen Schritt allen religiösen Nimbus einbüßen, der ihn als Oberhaupt des Islam umgiebt, und als Entschädigung selbst im glücklichsten Falle sehr wenig weltlichen Vortheil erzielen; denn Hedschâs ist eine arme Provinz, und die Bevölkerung vielleicht eine der unlenksamsten des ganzen Türkischen Reiches, zu dem sie nominell gehört. Der Sultan findet es daher zweckmäßiger die Sachen in dem alten Schlendrian fortgehen zu lassen, und begnügt sich den Schein seiner Oberhoheit durch eine Anzahl hier sonst ganz unnützer Beamten und Militärs aufrecht zu erhalten.

„Welch erbärmliche Rolle spielen aber diese Beamten in Arabien! Welch ein Kontrast gegen ihr übermüthiges Auftreten und ihre Gelderpressungen für

den eigenen Beutel in den anderen Provinzen! In diesen bereichern sich die Beamten, in Hedschâs sind sie die Zahlmeister der Gehalte und Geldgeschenke, die der Sultan den Eingeborenen macht, und können weder für ihren Herrn noch für sich selbst einen Pfennig einstecken. Darum gilt auch eine Beamtung in Hedschâs keineswegs für einen beneidenswerthen Posten. Die Soldaten sehen ihre hiesige Garnison geradezu als eine Verbannung an.

„Gelingt es der Pforte schon mit Mühe ihre Autorität dem Scheine nach in dem angeblich unterworfenen Hedschâs, d. h. der so betitelten türkischen Provinz (denn der arabische Begriff „Hedschâs" ist ein viel umfassenderer), aufrecht zu erhalten, so sind bis jetzt alle Bemühungen fruchtlos gewesen, die Beduinen, namentlich die mächtigsten Stämme dieses Theiles von Arabien, zur Anerkennung der Oberhoheit des Sultans zu bewegen. Jährlich werden Versuche gemacht, diese Beduinen durch Geschenke, Ehrenbezeugungen, Versprechungen zu gewinnen, aber mit sehr schlechtem Erfolge. Am meisten war der Pforte daran gelegen, die große Gruppe der Asîrstämme, welche das Bergland zwischen Hedschâs und Jemen bewohnt, günstig zu stimmen. Die Asîr sind im Westen Arabiens die einzige kompakte, militärisch wichtige Stammesgruppe und spielen hier ungefähr dieselbe Rolle wie die Wahâbîten, zu deren Sekte sie sich übrigens auch bekennen, in dem östlichen Theil. Der Häuptling der Asîr, der den bescheidenen Titel eines „Schêch" (Aeltesten) führt, ist in der That einer der mächtigsten Fürsten Arabiens, der an 70,000 nach hiesigen Begriffen wohlbewaffnete Krieger ins Feld führen, Festungen und, was für einen Beduinenchef fast unerhört ist, sogar Kanonen besitzen soll. Für eine solche Macht sind die Provinzen Hedschâs und Jemen gleichsam offene Tummelplätze, in welche die Asîr nach Belieben einfallen und sie ausplündern können. Daß Hedschâs bis jetzt von ihnen verschont blieb, ist lediglich der Armuth dieser Provinz zuzuschreiben. Das von Natur reiche Jemen dagegen bietet ihnen Verlockungen, denen sie nur zu bereitwillig nachgeben. Ihre Einfälle in diese Provinz sind Raub- und Verwüstungszüge. Es ist bekannt, daß das einst so blühende Mocha, das Hauptemporium des Kaffeehandels, von ihnen in einen Schutthaufen verwandelt wurde und sich seitdem nie wieder erhoben hat, indem jetzt Hodeida das Emporium geworden ist. Aber auch Hodeida, Loheija und die übrigen Küstenstädte und Landschaften, welche die türkische Provinz Jemen bilden, leben beständig in Angst vor den Einfällen der Asîr, die sie alljährlich bedrohen. Die 2000 türkischen Soldaten, die in Jemen stehen, sind ein wahrer Kinderspott gegenüber der Macht der Asîr."

Die Einfälle der Asîrstämme in Jemen führen denn auch, wenn die gewöhnlichen Beschwichtigungsmittel der türkischen Pascha — Geschenke, Orden — nichts fruchten, zu einem Kriegszuge, der dann in der Regel zu einem entscheidenden Schlage aufgebauscht wird, obwol er die Zustände in der Hauptsache beim Alten läßt. Ein solches Ergebniß hat auch der letzte „siegreiche" Feldzug gegen Asîr, im Jahre 1871, gehabt, denn im November 1876 berichtet z. B. ein türkischer Beamter in Jemen, daß die Verbindung zwischen Jemen und Asîr „bis jetzt" nur zu Wasser möglich sei, weil die dazwischen liegende große Stadt Saade, die über 6000 Häuser habe, und der Stamm Suda die

Landverbindung unterbräche und sich bisher noch nicht vor der türkischen Herrschaft gebeugt hätten. Auch aus den unterworfenen Bezirken dürfe die Regierung noch nicht wagen Rekruten auszuheben; die türkischen Beamten und Offiziere verständen es nicht, die arabische Bevölkerung an die osmanische Oberhoheit zu fesseln. Bemerkt sei auch, daß die Araber der Halbinsel keinen Antheil an der Komödie des türkischen Parlaments genommen haben.

Nicht viel besser steht es mit der türkischen Herrschaft in Jemen, das seit dem Feldzuge von 1872 als Vilajet organisirt worden ist. Der Sitz des Wali's ist San'â, die natürlich gegebene Hauptstadt. Hier in Jemen, wo sich bis Ende des 16. Jahrhunderts nach Auffindung des Seeweges nach Indien um das Vorgebirge der guten Hoffnung ein äußerst lohnender Zwischenhandel eingerichtet hatte, in welchem Kaufleute aus Kleinasien, Egypten und Europa sich in die Waaren theilten, welche kühne arabische Seefahrer bis aus dem fernen China herbeigeschafft hatten, begann der Kampf der Türkei über die zahlreichen, Selbständigkeit beanspruchenden Einzelstämme der Araber vor fast vierzig Jahren; er dauerte mit wechselndem Glücke fort, wandte sich aber in den letzten Jahren so sehr zum Nachtheile der Türken, daß augenblicklich alle bisherigen Erfolge in Frage stehen. Von der Stadt San'â aus waren Vorstöße gegen die umliegenden Beduinen gemacht worden. Seit einigen Jahren erlitten die Türken bedeutende Schlappen, die erbetenen Verstärkungen mußten wegen der Verwicklungen in Europa verweigert werden, und nun stellt sich unter den zuversichtlich gewordenen Arabern eine bisher noch nicht beobachtete Vereinigung heraus, deren Seele ein im Rufe der Abstammung von einem der alten Vorkämpfer des Glaubens stehender Sa'id vom Stamme der Schehari, nördlich von San'â ist. Die Araber folgen seiner Weisung, den Tribut zu verweigern und führen ackerbauverachtend das freie Leben des Krieges. Jene Schehari sind vermuthlich Abkommen der von Niebuhr als im Norden von San'a herrschend erwähnten Haschid und Bekil, der freien Söldnerstämme der Imâme von San'a; von beiden Völkern werden auch die in Jemen viel genannten Dhu Mohammed und Dhu Hosain abgeleitet. Daß der ganze Osten von Jemen — das Hauptgebiet der Halewy'schen Entdeckungen — von den Osmanen nicht besetzt worden ist, versteht sich von selbst. Hier hausen unabhängige Völker, theils in einzelnen Gruppen, theils zu einer Art von Stämmebund vereinigt. Auch der Versuch der Türken auf Laheg im Jahre 1873 mißglückte infolge der drohenden Haltung der Engländer, welche in Aden sich festgesetzt haben, gänzlich, sodaß es eine offenbare Aufschneiderei ist, wenn Laheg als türkische Eroberung bezeichnet wird. Noch dreister ist die Unwahrheit in Bezug auf Nedschrân. (Vgl. A. Zehme: „Aus und über Arabien", „Globus" XXIX, 295 und „Kölnische Zeitung" vom 17. Januar 1878.)

Ueber die Statistik der türkischen Besitzungen in Arabien gehen natürlich die Angaben sehr auseinander. Während der im Irrgarten der ottomanischen Statistik gläubig arbeitende Renegat Achmed Nuri Bey, vormals Helle von Samo („Die Völker des Osmanischen Reiches", 1876, Wien 1877) den beiden Vilajeten Hedschâs und Jemen bei einem Flächeninhalt von 567,798 □km. eine Gesammtbevölkerung von 1,143,375 Köpfen zuweist,

giebt Halet Bey, der Sekretär des türkischen Unterrichtsministeriums, im Salname (d. i. Almanach) für 1294 (der Hedschra), d. i. 1877, folgende Daten:

Sandschak	San'â:	94,000	Einwohner
„	Hodeida:	65,000	„
„	Asîr:	82,000	„
„	Taïs:	25,000	„
Vilajet	Jemen:	266,000	„
„	Hedschâs:	240,000	„
	Summa:	506,000	Einwohner.

Ueber das Vilajet Jemen wird amtlich berichtet, daß „dessen Längenausdehnung von Aden bis zur Grenze des Vilajets Hedschâs 32 Marschtage, und dessen Breite vom Meere bis zu den Grenzen der centralarabischen Wüste 12 Marschtage“ betrage und in die genannten vier Sandschake mit zusammen 23 Kasa zerfalle.

Das Vilajet Hedschâs umfaßt das Emirat der heiligen Stadt Mekka (Mekkieh mekreme) mit den Kasa Raba, Lebed, Tâif und Dschedda und das Gebiet von Medîna mit dem Kasa Emba el-Dschar, letzteres mit 240,000 Einwohnern.

Bezüglich des Ejalet Baßra wird in dem erwähnten Staatskalender zugegeben, daß es von meist noch unabhängigen Araberstämmen bewohnt sei. Es enthalte die Sandschake Baßra mit 62,905, Montefik mit 300,000 und das sogenannte Nedschd (d. i. el-Hasâ) mit 32,619 männlichen (waffenfähigen) Einwohnern. Schließlich sei noch bemerkt, daß außer der Sinai-Halbinsel auch noch der Küstenstrich von Akaba bis el-Wedsch egyptischer Besitz ist und daß Aden seit 1839 den Engländern gehört.



Araber in der Wüste.

VII. Die Araber.

Einfluß des Landes und der Lebensweise auf den Volkstypus. — Eintheilung der Araber. — Die Nord- und Centralaraber. — Die Beduinen (Die Hauptstämme. — Typus. — Tracht. — Waffen. — Zelt und Lager. — Geräthe. — Kochkunst. — Beduinenmahlzeit. — Geistige Anlagen. — Religion. — Charakter. — Gastfreundschaft. — Mäßigkeit. — Tapferkeit. — Heeresordnung. — Kriegführung, Ueberfälle, Zweikampf. — Räuberwesen. — Der Dacheil. — Der Rabiet. — Stammes- und Rechtsverfassung. — Kadi el-Arab, Gottesurtheil. — Der Wasi. — Bruderbund. — Die Blutrache. — Gesellschaftliches Leben. — Hochzeitsgebräuche. — Stellung der Frauen. — Verhältniß zwischen Eltern und Söhnen.) — Die Südaraber. — Sabäer und Himjariten. — Typusunterschied zwischen denselben. — Trachten. — Das Sechsfingerthum der Fodli-Sultane. — Sektenwesen. — Dhu Mohammed und Dhu Hosain. — Die Völker im Osten von Jemen. — Die Mahra- und Hakilistämme. — Gesellschaftliche Gliederung der Südaraber: (Qobâyel. — Scherife. — Meschaich. — Raye. — Pariakasten. — Juden.) — Gesellschaftliche Rangordnung.

Von den Abstammungssagen abgesehen, dürfen wir nach der Entwicklungsgeschichte der Araber und nach den von der Natur des Landes gegebenen Lebensbedingungen mit Recht erwarten, daß die Bewohner der arabischen Halbinsel sich keineswegs als ein gleichartiges Volk darstellen. Die Völkerkunde sowol, als auch die Beobachtung der uns umgebenden Gesellschaft lehrt mit unzähligen Beispielen, daß die Geistes- und Charaktereigenschaften und

das Körperäußere des Menschen wesentlich von der Lebensweise, vom Beruf und vom Wohnsitz beeinflußt und gebildet werden. Welchen Unterschied bietet bei uns z. B. die Erscheinung eines städtischen und eines ländlichen Arbeiters, eines Tieflands- und eines Bergbewohners; wem ist nicht die Aehnlichkeit der Geistlichen, Schauspieler, Schullehrer, Kellner u. s. w. aufgefallen und wem die charakteristische Geistesstimmung der Schneider, Kaufleute, Künstler, Berufssoldaten u. a. entgangen. Ebenso wie auf den einzelnen Menschen äußern auch die Lebensweise und der Wohnort ihren unterscheidenden Einfluß auf die Völker. Die Niedersachsen, Thüringer, Schwaben und Schweizer sind germanischer Abkunft, und doch wie verschieden sind in ihrem äußeren und inneren Wesen diese Landsmannschaften. Man kann diese Unterschiede als „Stammeseigenthümlichkeiten" bezeichnen und sich dabei denken, daß die betreffenden Stammeltern eben ungleichartig gewesen seien. Beachtet man aber, daß die Sprachen der meisten europäischen Völker, und unter ihnen auch die der germanischen, auf eine Abstammung von einem gemeinsamen Volke, den Ariern, hinweist, so müßte dieses (ebenso die Urstämme der anderen Völkergruppen), wenn man der Natur der Wohnsitze und der Lebensweise einen wesentlichen gestaltenden Einfluß auf die Volkstypen absprechen wollte, eine wahre Mustersammlung von verschiedenen Menschenarten gewesen sein, eine Möglichkeit, die Niemand behaupten wird. Erinnern wir noch an die allgemein beobachtete Thatsache, daß die in einem Lande von fremdnationalen Eltern gezeugten Kinder immer, vom elterlichen Stammesgepräge abweichend, mehr oder weniger den Typus und Charakter des sie umgebenden Volkes annehmen, so muß man nothwendiger Weise zugestehen, daß der Typus und das innere Wesen der Völker vorzugsweise durch die Natur des Wohngebietes und durch die Lebensweise gebildet werden. Selbst ein so unvermischt gebliebenes und fast nur in einem Berufszweige thätiges Volk, wie die Juden, änderte seine Erscheinungsform nach der Natur des von ihm bewohnten Landes ab, denn ein englischer Israelite unterscheidet sich wohl von einem französischen, spanischen, deutschen oder gar orientalischen Hebräer.

Diese Betrachtungen sollen uns die Verschiedenheiten erklären, die wir im Typus, in der Sprache und im Charakter der Araber finden werden.

Die Bewohner Arabiens theilt man gewöhnlich in zwei große Hauptgruppen, in die sogenannten Ismaeliten oder Adnâniten (auch Ma'aditen und Moderiten) und die Kahtâniden. Wir brauchen hier den Ausdruck Ismaeliten, wie ihn die Araber brauchen, für die Völker Nord- und Central-Arabiens, diejenigen, aus denen der Islam hervorging. Dieser Name ist nur ein historisches Symbol, denn Sprenger u. A. haben nachgewiesen, daß diese Völker nicht von Ismael abstammen. — Diese sogenannten Ismaeliten sind zum größten Theil Nomaden und der Civilisation feind gewesen. Sie waren aber die Hauptkrieger des Islam, in ihnen lag seine Kraft und Energie, seine welterobernde Macht. Sie haben die Größe des Islam begründet, aber sie haben auch am meisten zu dessen Rückschritt beigetragen, denn sie waren unfähig, die Civilisation homogen zu gestalten. Diejenigen von ihnen, welche ansässig wurden, versanken bald in Trägheit und geistige Versumpfung.

Ganz anders ist es aber in dieser Beziehung mit den Südarabern, die wir nach arabischem Vorgange Kahtâniten nennen wollen. In Süd-Arabien bestand schon, wie wir gesehen haben, eine hohe Civilisation; Kunst, Wissenschaften, Gewerbe und Handel blühten und regelmäßige staatliche Einrichtungen bestanden dort. Nomaden gab es zwar einige, aber sie spielten keine Rolle. Die Südaraber besaßen eine Schriftsprache mit schönen, leicht lesbaren Buchstaben, sie hatten sogar die Wortabtheilung durch bestimmte Zeichen, was nur bei wenigen alten Völkern der Fall war. Sie hatten Statuen und Bildwerke in Stein und Bronze von einer gewissen künstlerischen Vollendung. Für die Südaraber war eigentlich die Annahme des Islam ein Rückschritt. Mit demselben nahmen sie den Fanatismus, die beschränkten Begriffe der Centralaraber an. Ihr Land wurde zum Theil auch von Letzteren erobert und bevölkert und die Civilisation ging merklich zurück; das Nomadenwesen fing an sich breit zu machen, die Staaten zerfielen; heutzutage sind sie ganz versunken. Die Herrschaft der Centralaraber verdrängte zum großen Theil selbst die südarabische Sprache. Die heutigen Südaraber stehen sogar so sehr unter dem Einflusse des centralarabischen Elements und der fanatischen Ansichten des Korans, die ja wesentlich auch centralarabisch sind, daß sie ihre eigene Abstammung verleugnen und einen lächerlichen Ruhm darin suchen, sich selbst eine centralarabische Abkunft zuzuschreiben. Dennoch kann es dem Beobachter nicht entgehen, daß die Südaraber noch heute, trotz der vielen ihnen beigemischten centralarabischen Elemente, ein ganz anderes Volk sind als die Centralaraber. (H. v. Maltzan: „Die Völker Süd-Arabiens", „Zeitschrift für Ethnologie", V, 58.)

So gestalten sich im Allgemeinen die ethnographischen Verhältnisse Arabiens. Wir gehen nun auf die Einzelschilderung der arabischen Völkerschaften ein und beginnen mit den sogenannten Ismaeliten oder Nord- und Centralarabern.

Durch die Lebensweise in zwei sich schroff entgegentretende Gruppen geschieden, bieten sie für eine gemeinsame Betrachtung ihres äußeren und inneren Wesens manche Schwierigkeit, denn bei aller Uebereinstimmung in vielen nationalen Zügen, gehen sie doch in nicht wenigen charakteristischen Eigenthümlichkeiten weit genug auseinander, um als ungleichartige Bevölkerungstheile sich darzustellen. Es ist die Trennung in ansässiges Volk (Hadarîje) und Zeltbewohner (Wabarîje) oder Beduinen, welche diesen Zwiespalt im arabischen Volksthume bedingt. Die Beduinen werden als die ursprünglichsten Vertreter des letzteren der Hauptgegenstand unserer Schilderungen sein, während die Ansässigen nur in so weit, als sie eigenartig erscheinen, in Betracht gezogen werden sollen.

Das Wort Bedawi (Mehrzahl: Bedu) bedeutet einen Bewohner der Wüste, doch darf man diese Erklärung nicht wörtlich nehmen, denn als Nomaden sind die Beduinen an Pflanzenwuchs gebunden und man trifft sie daher in der Steppe, in den Wadi, in den Oasen und auch an den Rändern der eigentlichen Wüste. Das Zusammenbleiben der Verwandtschaft bedingt die Gliederung in Stämme, deren jeder je nach seiner Kopfzahl und der Größe seiner Herden ein bestimmtes Wohn- und Wandergebiet einnimmt. Die Anzahl der

in Haupt- und Unterabtheilungen zerfallenden, von erblichen Scheichen regierten Stämme ist sehr groß und wir beschränken uns darauf, nur die wichtigsten derselben zu nennen.

Einen der mächtigsten und am weitesten verbreiteten Stämme bilden die Anêse. Sie bewohnen das große Steppen- und Wüstengebiet zwischen Syrien und dem Euphrat, nach Süden bis zum Dschebel-Schammar reichend; unterschieden von ihnen werden die Anêse von Nedschd. Jenes nördliche Volk zerfällt nach Burkhardt, soweit es die syrische Wüste bewohnt, in vier Hauptheile (Kabaïle) und zwar in: die Wuld Alî, el-Hessenne, el-Ruwalla oder Rualla (auch Dschela genannt) und el-Bêschr. Zu diesen treten auf der Halbinsel noch die Wuld Solimân und in unklarer Stellung, ob Kabeile oder Fende (d. i. Unterstamm der Kabaïle), die Fukara oder Fedschara. Alle diese Abtheilungen zerfallen in verschiedene Unterstämme, so die Wuld Alî in Aleidan, Meschatta, Hammâmede, Dschedaleme u. s. w. Diese Fende theilen sich nochmals in Unterstämme (Ascheire), so z. B. die Aleidan in: Fukara und Tuala.

Alle auf einen Stammvater zurückzuführenden Stämme bilden ein Tâife, d. i. Volk, wie z. B. alle Anêsestämme, welche ihren Ursprung auf einen gewissen Amir ben Asâd zurückführen, der, weil er einen Mann mit einer Anâza, d. i. eine kurze Lanze, getödtet hatte, den Beinamen Anâza oder Anêse erhielt. Die arabischen Geschlechter führen alle sehr sorgfältig, mit mehr oder weniger Wahrheitstreue, ihren Stammbaum und durch einen solchen erfahren wir denn nach Wüstenfeld's „Genealogischen Tabellen" (Göttingen 1852), daß der genannte Stammvater der Anêse im sechsten Glied von Ismael abstammt; seine Väter waren: Asâd, Rabî'a el-Farâs, Nisar, Ma'add, Adnân, der Sohn Ismael's.

Ein anderes Beduinenvolk sind die Ahl el-Schemâl (d. i. die nördlichen Völker), welche das einst kultivirte Wüstengebiet zwischen dem Haurân und Palmyra bewohnen; sie zerfallen in acht Fende und ungezählte kleinere Stämme. Dann kommt die Gruppe der Haurân-, Ledscha-, Dschôlân- und Kanetra-Araber, ebenfalls mit zahlreichen Unterstämmen. An diese schließen sich die Beka'a- und Ghôr-Araber an und an diese wieder die Ahl el-Kebli oder die südlichen Nationen der Ismaeliten. Zu diesen gehören u. A. folgende Hauptstämme: Scherârât, vom Dschebel Scherâ bis zum Wadi Sirhân und el-Dschauf, die Schammar im Dschebel Schammar und Umgegend. Ein großer Theil dieses Stammes ist ansäßig. Ferner die Huêtât im Dschebel e'Schefâ (im nördlichen Rothen Meer-Gebirge), die Ma'ase und Benu Atîe in der Hismâ-Ebene zwischen dem Dschebel Scherâ und Schefâ, die Ateibe oder Ektebe in der großen Ebene östlich von Medîna. Oestlich davon leben die Meteïr, früher die Herren des nordöstlichen Nedschd. Ihnen folgen gegen die Landschaft el-Hasâ, wo die Benu Hadschar sind, die Adschmân und Benu Khaled, an welche sich im Norden über das Irâk verbreitend, die Montefik anschließen. Letztere leiten ihre Herkunft von den uralten Amir des Nedschd ab. Von den Grenzen Syriens bis in die Thäler des Nedschd leben über das ganze nördliche Arabien zerstreut die Solibâ oder Selabâ, die wahrscheinlich syrischer Abstammung sind.

Unter diesen nördlichen Beduinenstämmen haben sich seit der Zeit der Auswanderung aus Jemen auch südarabische Völker eingedrängt, so die Benu Harb, der mächtigste Stamm in Hedschâs, die Belî im Dschebel Harra, einem Parallelzug zum Dschebel e'Schefâ. Ferner die Benu Kahtân am Wadi Dauâsir.

Ueber die Statistik der Beduinenstämme läßt sich natürlich nichts Genaues sagen, da die Beduinen in der Furcht, daß Zählen Unglück bringe, die Stärke ihrer Herden und Stämme gern unerörtert lassen. Palgrave beziffert die Beduinen des nördlichen Arabiens, ausschließlich der Anêse, auf 400,000 und Burckhardt schätzt das Anêsevolk auf 300,000—350,000 Köpfe. — Wir werden bei der Statistik des Schammar- und Wahâbîtenstaates noch einige Zahlenangaben über die diesen Reichen unterworfenen Beduinenstämme verzeichnen.



Typus eines Beduinen.

Die Beduinen haben sich im Gegensatz zu den städtischen Arabern, welche sich vielfach mit Abessinier- und Negersklavinnen vermischen, meist rein erhalten und sie dürften daher auch den arabischen Typus am besten zum Ausdruck bringen. Was sich über das Körperäußere nur im Allgemeinen sagen läßt, ist ungefähr Folgendes: Die Gestalt ist von mittlerer Größe, regelmäßig gebaut, namentlich bei den Frauen von schönen Verhältnissen. Die Haltung ist stolz, der Gang leicht. Fettleibigkeit wird selten beobachtet, dagegen herrscht bei den Beduinen Magerkeit und sehnige Muskelentwicklung vor. Die Hautfarbe schwankt je nach der Höhenlage des Wohngebietes vom Weiß der Europäer bis zum Chokoladenbraun, letzteres bei den Bewohnern der Küstenstriche. Natürlich ist bei den Beduinen des centralen Hochlandes infolge des beständigen Aufenthaltes in der freien Luft die weiße Farbe durch das Wetterbraun verdrängt worden. Das Gesicht ist oval, die Stirn breit und gewölbt, die Nase gerade und von mittlerer Größe; der Mund schön geschnitten und mit wohlgebildeten, weißen Zähnen besetzt. Die Ohren, ebenfalls wohl geformt, sind etwas nach vorwärts gebogen. Die Augenbrauen sind schwarz und buschig, die Augen schwarz, tiefliegend und lebendig, bei den Beduinen außerordentlich glänzend. Obwol das schwarze Haar vorherrscht, findet man auch blonde Araber. De Pagès, ein Reisender des vorigen Jahrhunderts, beschreibt nach Prichard die Beduinen der Wüste zwischen Damaskus und Baßora folgendermaßen:

„Sie laufen mit außerordentlicher Schnelligkeit, haben starke Knochen, eine tiefbraune Farbe, eine gewöhnliche Größe, sind aber mager, muskulös, gewandt und kräftig. Die Beduinen lassen Haar und Bart wachsen und in der That ist bei den Araberstämmen der Bart sehr stark. Der Araber hat ein großes, glühendes, schwarzes Auge, ein langes Gesicht, hohe und regelmäßige Züge und eine starre und ernste Physiognomie. Die Stämme, welche mitten in der Wüste wohnen, haben etwas krause, äußerst feine Haare, die sich dem Wollhaar des Negers nähern."

Ausführlicher schildert der verdienstvolle Reisende Richard F. Burton die Beduinen von Hedschâs. Er berichtet, daß sie kräftig gebaut seien, daß ihre Hautfarbe Abstufungen zwischen der dunkelsten der Spanier und dem Chokoladenbraun habe. Wegen der weitvorspringenden Jochbeine und der eingefallenen Wangen sehen Manche wie Todtenköpfe aus. Die Augenbrauen wären lang, buschig, geschwungen, die Augen klein, rund und tiefliegend, in ihrem Ausdrucke von feurigem Temperament und leidenschaftlichem Charakter zeugend. Das Auge sei dunkelbraun oder gräulich braun, die Pupille manchmal gesprenkelt. Der Blick wäre meist starr und finster, oft wilden Stolz ausdrückend. Wegen des heftigen Sonnenglanzes kneife der Beduine die Augen häufig zu, oft aber reiße er sie plötzlich auf, besonders in der Erregung. — Am Kinn läßt man zwei wirr herabhängende Büschel wachsen, während man an Stelle des Backenbartes mit einigen vereinzelten Haaren vorlieb nehmen muß.

Im Frühjahr, wenn Milch in Ueberfluß vorhanden ist, saugt sich der Beduine eine wohlgenährte, runde Erscheinung an, doch bringt er es bei der langen Zeit der Dürre nie zu einer Fettablagerung. Die dünnen Arme haben Muskeln wie Peitschenschnüre, Hand und Fuß bilden in Bezug auf Größe und Feinheit das Mittel zwischen jenen der Indier und der Europäer. Der Daumen der Araber ist wie der der Kelten sehr lang und reicht fast bis an das erste Glied des Zeigefingers; die innere Hand ist dünnknochig und sehr elastisch.

Dieser Typus ist, wie Burton sich etwas dunkel ausdrückt, „durch systematische Zwischenheirathen" seit uralter Zeit bewahrt worden. Die wilden Männer verweigerten ihre Töchter einem Fremden nicht, aber dann müsse der Schwiegersohn auch unter ihnen bleiben. Heirathen fänden auch unter nahen Blutsverwandten statt und man habe davon weder Ausartung noch andere üble Folgen verspürt. Jeder Beduine habe ein Vorrecht, seines väterlichen Oheims Tochter zu heirathen, bevor die Hand derselben einem Andern bewilligt werde; deshalb bedeute in der höflichen Ausdrucksweise Bent Amm, d. i. Base, soviel als Frau. Burton glaubt der Wahrheit die Ehre geben zu müssen, indem er sagt, daß die Beduinenfrauen im Hedschâs keineswegs hübsch seien.

Ueber die Bewohner von Mekka und Medîna berichtet Fraser in seinem „Narrative of a Journey in Khorasan": „Ebenso wie in Mekka sind auch in Medîna der bei weitem größere Theil der Einwohner Fremde, welche durch die berühmte Heiligkeit des Grabes von Mohammed angezogen werden. Wenige echte Araber der alten eingeborenen Rasse befinden sich in Mekka oder in Medîna. Beide Städte sind mit Kolonien aus jedem Lande der mohammedanischen Welt angefüllt. Die Individuen verschiedener Nationen, die sich in

Mekka niederlassen, werden alle in der zweiten oder dritten Generation ihren Gesichtszügen und ihrem Charakter nach Araber, sind aber doch von den Mekkanern zu unterscheiden. Sie sind nicht ganz so braun wie die Letzteren und bilden so das Zwischenglied zwischen den Bewohnern des Hedschâs und den nördlichen Syrern. Ihre Gesichter sind etwas breiter, ihre Bärte dicker und ihr Körper untersetzter als der der Mekkaner; aber das arabische Gesicht, der Ausdruck und Schnitt der Züge sind an beiden Orten dieselben." Die Mekkaner haben eine gelblich braune Farbe; es fehlen ihnen aber die schönen Adlernasen und die hübschen Gesichtszüge der Beduinen. (Vgl. Prichard: „Naturgeschichte des Menschengeschlechts", III, 2, S. 610.)



Leibgarde des Imâm von Maskat.

Die gewöhnliche Tracht der Beduinen besteht nach Burckhardt (vgl. „Bemerkungen über die Beduinen und Wahaby", Weimar 1831) aus einem langen, sehr schmuzigen Hemde, das oft bis zu den Knöcheln reicht. Darüber tragen die Reichen den Kombar, einen langen Rock von Seide oder Baumwollenstoff, allgemein üblich ist aber der wollene Mantel, der, aus einem leichten, weißen Stoffe verfertigt, Mesumi, aus einem gröberen, braun und weiß gestreiften Zeug hergestellt, Abbâ heißt. Die Abbâ aus Bagdad werden am meisten geschätzt. Dann giebt es noch eine Sorte Mäntel mit kurzen Aermeln; sie kommen von Hammah am Orontes und heißen Busch. In den nördlichen Theilen Syriens wird jeder wollene Mantel, mag er nun weiß oder schwarz oder gestreift sein, Meschlach genannt. Unter den Anêse hatte

Burckhardt keine schwarzen Abbâ gesehen, häufig aber bei den Scheichen der Ahl el-Schemâl.

Den Kopf bedeckt die Kesîje, jenes gestreifte Baumwollentuch, welches mittels einer Schnur aus Kameelhaaren festgebunden wird. Statt dieser Schnur (Akâl) bedienen sich die Beduinen auch eines Kranzes, aus Wachs, Theer und Butter zusammengeknetet, oder auch eines Shawls. Hin und wieder trifft man bei Scheichen rothe Kappen (Takie, in Syrien Tarbusch genannt) an, unter welchen dann eine kleinere aus Kameelhaaren getragen wird.

Die Anêse unterscheidet man auf den ersten Blick von allen syrischen Beduinen an ihren langen Haarflechten. Sie rasiren nie ihr schwarzes Haar, sondern pflegen es von Kindheit an, bis sie es in lange Flechten (Kerun) vereinigen können, welche bis auf die Brust herabhängen.

Das Hemd wird um die Hüften mittels eines Shawls zusammengehalten. Männer und Frauen tragen von Kindheit an einen ledernen Gürtel um den nackten Leib; er besteht aus vier oder fünf zu einer fingerdicken Schnur zusammengeflochtenen Riemen. Die Beduinen versichern, daß Mohammed einen ähnlichen Gürtel getragen habe. Beinkleider sind bei den Männern nicht üblich, man hält sie nur schicklich für Frauenzimmer. Obwol die reichen Beduinen auf gelbe Stiefeln und rothe Schuhe einen großen Werth legen, so gehen oder reiten doch Alle barfuß.

Die Hauptwaffen der Beduinen sind die Lanze und die Flinte. Erstere besteht aus einem Bambusschaft mit zwei eisernen Spitzen. Unfern der einen, zum Angriff dienenden Spitze befinden sich oft als Verzierungen zwei aus rothen Tuchstreifen zusammengewickelte Ballen, von denen oft der vordere mit kurzen Straußenfedern geschmückt ist. Die Lanze wird nur bei der Verfolgung eines Reiters auf kurze Entfernung geworfen. Der Fliehende stößt beständig mit seiner Lanze nach hinterwärts, sodaß sich das Pferd des Verfolgers nicht nähern kann. Kommt dem Beduinen die Lanze aus der Hand, so bedient er sich im Nahkampfe des Säbels, den er stets bei sich trägt. Als sonstige Handwaffe wird noch ein krummes Messer im Gürtel geführt. Die nicht berittenen Streiter gebrauchen eine kurze Lanze, die sie sehr weit zu werfen verstehen. Sollte ein Reiter keinen Spieß haben, so bewaffnet er sich mit einer Keule; dieselbe besteht entweder ganz aus Eisen oder aus einem hölzernen Stiel und einem eisernen Knopfe oder Hammer. Die Hirten führen noch wie zu David's Zeiten die Schleuder, mit welcher sie faustgroße Steine sehr geschickt zu werfen wissen.

Die Flinten sind immer sehr lang und von alter Konstruktion, vielfach noch mit Lunten- oder Steinschlössern versehen. Diese Gewehre, die zum Treffen meist ein ganz verschmitztes Abkommen nöthig machen und deshalb für einen Kulturmenschen völlig unbrauchbar sind, erweisen sich aber in den Händen der Beduinen als durchaus zuverlässig. Das Unberechenbare charakterisirt eben die Handlungen des Naturmenschen.

Bei vielen Beduinenstämmen sind auch Schutzwaffen gebräuchlich, und zwar für Kämpfer zu Fuß Schilde, aus Leder mit eisernen Schienen beschlagen, und Panzer für Reiter. Es giebt zwei Sorten von Panzern: die eine bekleidet

den ganzen Körper gleich einem langen Rocke, vom Elnbogen über die Schultern bis hinab zu den Knieen, die andere bedeckt nur den Oberkörper bis an den Unterleib, und die Arme sind von den Elnbogen bis gegen die Hände von zwei Stahlschienen geschützt.



Kaffeeschank in der Wüste.

Diese Schuppen- und Kettenpanzer sind Erbschaften aus alten Zeiten und finden sich wegen ihres hohen Preises — die beste Sorte kostet 2000—4000 Mark — nur in geringer Anzahl bei den größeren Stämmen vor.

Die Tracht der Frauen besteht aus einem weiten baumwollenen Rock von einer dunklen Farbe, blau, braun oder schwarz, einem ziemlich großen Kopftuche, das bei jungen Frauenspersonen roth, bei alten schwarz ist, und einem Ueberwurf im Winter. Bei den meisten Stämmen gehen die Frauen unverschleiert, denn die Beduinen kümmern sich um den Islam wenig; bei den mit der mohammedanischen Welt in Berührung kommenden Stämmen aber findet man den Schleier, der so gebunden ist, daß er Kinn und Mund verbirgt. Auch das schöne Geschlecht geht Winters wie Sommers barfuß. Alle Beduinenweiber sind wie versessen auf Ohr-, Nasen-, Arm-, Finger- und Fußringe, Glasperlen und sonstige Schmucksachen aus Silber, Bernstein, Korallen oder Perlmutter. Bei den Sinai- oder Tôr-Arabern oder Towara dürfen die Mädchen, sobald sie das Alter der Mannbarkeit erlangen, um den Kopf einen aus Perlmutterstücken, an einer Schnur aufgereiht, bestehenden Schmuck tragen, der in der Hochzeitsnacht vom Bräutigam gewaltsam genommen werden muß, da er ein Zeichen der Ledigkeit ist und von verheiratheten Frauen nicht getragen wird.

Die Haartracht des weiblichen Geschlechts ist fast in jedem Stamm anders. In Hedschâs und Jemen trägt man das Haar in Zöpfen geflochten, am Sinai in dicken Büscheln über der Stirne und bei den binnenländischen Stämmen läßt man auch vielfach das Haar frei herabhängen. Allgemein üblich ist aber die Tätowirung der Haut, und zwar nicht nur im Gesicht, sondern auch an der Brust, an den Armen und Füßen. Auch die Männer tätowiren sich oft am Arme.

Die Wohnung des Beduinen ist das Zelt. Der Stoff, aus welchem es besteht, ist ein wasserdichtes Gewebe aus schwarzen Ziegenhaaren, das in Breite von 3—6 Spannen und in Stücken bis zu 40 Ellen Länge verfertigt wird. Man kauft es nicht nach „Armen" (d. h. nach Ellen), sondern nach „Köpfen", denn die Beduinen messen das Zeug, indem sie es um den Kopf legen.

Die Abtheilungen eines Zeltes werden durch die Träger und Stränge gebildet; besitzt ein Zelt fünf Abtheilungen, so zeigt es, außer den beiden Seitenwänden im Innern, vier Träger und vier Stränge, von denen zwei auf die Familienwohnung, das Muharram oder Meharrem, einer auf das Fremdengemach und einer auf die Scheidewand zwischen beiden kommen. Die Roffa ist ein Theil der Seitenwand des Zeltes, welcher nicht gespannt ist, vom Luftzuge leicht bewegt wird und in warmen Nächten der kühlste Ort zum Schlafen ist.

Die Zeltlager werden je nach der Anzahl der Zelte (10—800) und je nach der Weide und der Kriegsgefahr in verschiedenen Formen aufgeschlagen. Sind es nur wenige Zelte, so errichtet man sie in einem Kreise, und ein solches Lager wird dann Dowâr genannt; eine größere Anzahl schlägt man in einer Reihe auf, besonders längs eines Baches, oder man ordnet sie auch in drei oder vier Reihen hinter einander an, und das Lager heißt dann Nesel. Im Winter, wenn es weder an Wasser noch an Weide fehlt, breitet sich das Lager in Gruppen von 3—4 Zelten weit über die Steppe aus und heißt Fereik. Im Dowâr wie im Nesel liegt bei den Anêse in der Syrischen Wüste das Zelt des Scheichs immer an der westlichen Seite, denn von Westen her erwartet

man dort die Feinde und Gäste. Ersteren entgegen zu treten und Letztere zu ehren, ist eine Hauptpflicht des Scheichs, und da ein Gast immer am ersten Zelte abzusteigen pflegt, so muß eben das des Scheichs auf derjenigen Seite liegen, von welcher her die meisten Fremdlinge eintreffen. Es ist sogar schimpflich für einen reichen Mann, sein Zelt auf der östlichen Seite aufzuschlagen.

Jeder Familienvater steckt seine Lanze neben seinem Zelte in die Erde und vor dem Eingange bindet er sein Pferd an. Hier lagern auch seine Kameele des Nachts. Die Schafe und Ziegen bleiben beständig unter der Obhut eines Hirten, der sie jeden Abend ins Lager treibt.



Arabische Musikanten.

Das Hausgeräth, insoweit es zur Kaffeebereitung gehört, besteht aus folgenden Stücken: 1) dem hölzernen Mörser nebst dem Stößel, 2) der eisernen Röstpfanne, an deren fast eine Elle langem Stiele ein Kettchen mit einem Löffel zum Umrühren der Bohnen hängt, 3) den drei Kannen von verzinntem Kupfer, einer, und zwar der größten, zum Gähren(?) der Mischung, einer anderen zum Kochen und einer dritten zum Ausschenken, 4) dem Service, einer runden hölzernen Büchse mit 6—12 Fächern für die Tassen und einem Fache für die zum Kaffee nöthigen Gewürze, wie: Cardemomen, Gewürznelken, Zimmt, Ambra, Zibeth; 5) dem Kaffeebret zum Vorsetzen der gefüllten Tassen.

Der Minsef, Tisch, ist eine Scheibe aus geschlagenem Kupfer mit einem zwei Finger breiten, umgebogenen Rande. Er hat, je nachdem er kleiner oder größer, drei, vier oder sechs kupferne Henkel zum Tragen; er wird beim Essen auf die bloße Erde gestellt. Oft ist er so groß, daß 16—20 Personen gleichzeitig an ihm essen können. Ein anderer Tisch ist die Sufra, ein gegerbtes, kreisrundes Fell mit einem Zuge, durch den es nach Art der Tabaksbeutel zusammengezogen und sammt den darin befindlichen Brocken nach dem Essen an den Kameelsattel gehängt werden kann. Den Minsef haben nur die reicheren, die Sufra dagegen alle Haushaltungen.

Der kupferne mit zwei Henkeln versehene Kessel zum Kochen des täglichen Essens ist das wichtigste Stück in der Nomadenküche. Thönerne Töpfe giebt es begreiflicher Weise bei Wandervölkern nicht. Alle zur Aufbewahrung von Wasser, Milch, Butter ꝛc. dienenden Gefäße sind Lederschläuche.

Der Sadsch ist der tragbare Backofen des Beduinen. Er besteht als einheimisches Erzeugniß aus Schmiedeeisen und als europäische Waare aus Gußeisen und hat die Form eines Abschnittes einer Hohlkugel von 1—1¼ Elle Durchmesser. Man stellt den Sadsch auf drei Steine, sodaß sein konkaver Theil der Erde zugekehrt ist; zwischen den drei Steinen wird mit Wüstenpflanzen oder getrocknetem Kameelmist Feuer gemacht, und wenn das Eisen heiß ist, werden auf seinen nach oben gekehrten konvexen Theil die frisch bereiteten Brote gelegt, welche den ungefähren Umfang und die Dicke eines mäßigen Dessertellers haben, also nicht lange zu backen brauchen. Die fertigen Brote werden immer durch frische ersetzt. (Vgl. Wetzstein: „Sprachliches aus den Zeltlagern der Syrischen Wüste", „Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft", 1868, Heft I und II, und Burckhardt's obengenanntes treffliches Werk.)

Die Kochkunst der Beduinen ist erbärmlich, denn durch die ganze Wüste findet man überall dieselben, hauptsächlich aus Mehl und Butter bestehenden Speisen. In jeder Gegend hat indessen dasselbe Gericht immer wieder einen anderen Namen; was z. B. die Anêse Ftita nennen, heißt bei den Sinai-Beduinen Medschelleh, oder wenn zu diesem in der heißen Asche gebackenen und mit Butter nachher angemachten Wassermehlbrei, statt des Wassers Milch genommen wurde, Merekeda. Die Dschereischa ist im Innern der Wüste ein sehr gewöhnliches Gericht und besteht aus grob zerstoßenem, gekochtem Reis, über welchen man Butter gießt. Mit einem Zusatz von Milch heißt dieses Essen Neka'a. — Wir wollen hier schon auf den großen Wortreichthum der arabischen Sprache aufmerksam machen; jede Sache hat fast immer mehrere Namen und jede kleine Abänderung oder Zuthat an derselben hat einen neuen Namen im Gefolge.

Ajesch ist Mehl und saure Kameelsmilch in einen Teig verwandelt und gekocht. Die Kameelsmilch erhält bald einen säuerlichen Geschmack, nachdem sie in den Seka oder Schlauch aus Ziegenleder gefüllt worden ist. — Behatta nennt man Reis oder Mehl in süßer Kameelsmilch gekocht. — Heneyne besteht aus Brot, Butter und Datteln unter einander gemischt und in einen Teig verwandelt. — Das Brot (Chubs), welches im Beduinendialekt Dschisre

genannt wird, ist meist ungesäuert (das gesäuerte heißt Chamîr) und wird auf dem obenerwähnten Blech oder auch erhitzten Steinen gebacken. Der Burgul ist das uns schon bekannte Gericht aus Weizen mit Sauerteig gekocht. Diese Masse wird auch an der Sonne getrocknet und dient dann das ganze Jahr durch, mit Butter oder Oel wieder aufgekocht, als die gewöhnlichste Speise.

Die Butter (frische Sibde oder Sebda, Schmalzbutter Semen) wird nach Burckhardt auf folgende Weise zubereitet: Die Ziegen- oder Schafsmilch (nie Kameelmilch) kocht man mit etwas saurer Milch oder einem Stückchen getrockneten Lammesdarm in dem kupfernen Kessel und füllt sie, nachdem sie sich geschieden, in den Seka (Ziegenlederschlauch), der dann an einem Zeltpfahle gehängt 1—2 Stunden geschwenkt wird. Die Butter scheidet sich ab und man preßt sie aus. Dann bringt man dieselbe über das Feuer und setzt eine Hand voll Burgul zu, worauf sich nach etwa einstündigem Kochen alle fremdartigen Stoffe abscheiden. Die Butter wird abgeschöpft und in einem Schlauch aufbewahrt. Der zur Klärung benutzte Burgul ist eine hauptsächliche Speise der Kinder. Die Buttermilch wird durch einen Sack von Kameelhaaren geseiht und der käsehaltige Rückstand an der Sonne getrocknet. Jede Familie sammelt von dieser Masse im Frühling 2—3 Lasten; sie bildet, mit Butter vermischt, ein geschätztes Nahrungsmittel.

Die Beduinen schwelgen in Butter. Alle Speisen schwimmen in diesem Fette, und wer einen solchen Aufwand machen kann, verschluckt jeden Morgen vor dem Frühstück eine große Tasse voll Butter, dieselbe gleichzeitig durch die Nasenlöcher einsaugend. Dies ist nach Burckhardt ein Lieblingsgebrauch der Bewohner von Mekka. Käse wird nur von manchen Beduinen in der Nähe der Ortschaften bereitet, um dadurch ein Stück Geld zu gewinnen. Viele Stämme halten es aber für eine Schande, Butter und Milch zu verkaufen, so die Beduinen bei Mekka, die, obwol zur Wallfahrtszeit dort die Milch sehr theuer ist, sich doch nicht dem Schimpfe des Spottnamens Lebbân, d. i. Milchverkäufer, aussetzen. Eine merkwürdige Ausnahme von dieser Regel bilden aber die Benu Koreisch, die Koreischiten, die sich für den edelsten Stamm der Araber halten; diese versorgen Mekka mit Milch.

Kemmaje oder Kim'a, im Beduinendialekt Dschême, eine Lieblingsspeise der Araber, ist eine Trüffelart, die in der Wüste zur Regenzeit in großen Massen wächst. Jede Familie sammelt dann vier oder fünf Kameellasten, und so lange dieser Vorrath dauert, lebt man ausschließlich von Trüffeln. Sie werden gebraten oder mit Wasser oder Milch zu einem Teige gekocht und mit Butter gegessen.

Die Araber genießen im Ganzen genommen nur selten Fleischspeisen; wenn sie eine Gazelle erlegen, oder einen Gast mit einer Ziege oder einem Lamm ehren wollen, oder einen Schmaus haben, zu dem auch wol ein Kameel geschlachtet wird, dann thut sich der Araber gütlich am Fleisch und er zeigt dann keineswegs die berühmte Mäßigkeit. Wenn es ein Lamm giebt, so wird es mit Burgul und Kameelmilch gekocht und in einer großen hölzernen Schüssel aufgetragen. Ein Holznapf, welcher das geschmolzene Fett des Thieres enthält, steht mitten auf dem Burgul, um welchen auf dem Schüsselrand die

Fleischstücke liegen. Jeder Bissen wird, ehe man ihn zum Munde führt, in das Fett getunkt. Da man hierbei nur der Hände sich bedient, so kann man sich denken, daß ein solches Essen zu einer höheren Schmiererei sich gestalten wird. Der biedere Burckhardt schildert eine arabische Mahlzeit mit folgenden Worten:

„Die Araber sind ziemlich unsauber bei ihrer Art zu essen; sie stecken die ganze Hand in das vor ihnen stehende Gericht, formen den Burgul in Kugeln von der Größe eines Hühnerei's und verschlucken ihn hierauf so. Sie waschen ihre Hände zwar vor der Mahlzeit, aber selten nachher und begnügen sich, das Fett von ihren Fingern zu lecken und ihre Hände an den ledernen Scheiden ihrer Säbel abzureiben, oder sie mit dem Roffe (ein als Handtuch dienender Zipfel) des Zeltes abzuwischen. Die gewöhnliche Stunde des Frühstücks ist gegen 10 Uhr. Das Mittags- oder das Abendbrot wird mit Sonnenuntergang aufgetragen. Giebt es reichliche Weide, so wird nach dem Mahle Kameelsmilch herumgegeben. Die Araber essen tapfer und mit vieler Gierde. Da die gekochten Speisen, welche ihnen aufgetragen werden, immer sehr heiß sind, so gehört einige Erfahrung dazu, um mit der gefräßigen Tischgesellschaft, ohne sich die Finger zu verbrennen, gleichen Schritt zu halten. Während meiner ersten Bekanntschaft mit den Arabern stand ich in der That selten ganz gesättigt von einer Mahlzeit auf. Unter den Arabern der Wüste, wie unter denen der Städte, ist die widerwärtige Gewohnheit des Rülpsens nach jeder Mahlzeit allgemein verbreitet.... Die Weibsleute essen im Meharrem, was die Männer übrig gelassen haben. Selten wird ihnen das Glück zu Theil, anderes Fleisch zu bekommen, als den Kopf, die Füße und die Leber der Lämmer. Während die Männer des Lagers sich nach dem Zelte begeben, in welchem ein Fremder traktirt wird, und an dem Mahle Theil nehmen, schleichen sich ihre Weiber in den Meharrem der Wirthin und betteln um einen Fuß oder um sonst eine geringe Portion des für diese Gelegenheit geschlachteten Thieres." Arme Weiber!

Die Beduinen, überhaupt alle Araber, sind geistig gut beanlagt, ja dieses Volk soll sogar, in so weit die Geistesfähigkeiten von der Natur des Gehirnes abhängig sind, in letzterem alle anderen Nationen übertreffen, wenigstens berichtet der durch seine anatomischen Untersuchungen über die physische Bildung der verschiedenen Rassen Egyptens bekannt gewordene Baron Larrey, daß die Windungen des Gehirns der Araber, dessen Masse im richtigen Verhältnisse zur Schädelhöhe stehe, zahlreicher und die dazwischen liegenden Furchen tiefer seien, als bei anderen Völkern, auch sei die Gehirnsubstanz bei jenen dichter und fester, ebenso die vom Rückenmark entspringenden Nerven. Ferner beobachtete der genannte Forscher auch, daß sich das Herz und das Arteriensystem bei den Arabern durch eine sehr vollkommene Entwicklung und merkwürdige Regelmäßigkeit auszeichne und daß die äußeren Sinne ausnehmend scharf und gut ausgebildet seien. — Trotz der guten Anlagen sind aber die Geisteskräfte der Beduinen bei dem Mangel an jedem Unterricht nur schwach entwickelt; der Beduine ist vollkommener Naturbursche, der keinen Geisteslurus kennt, der mit geringen Verstandesmitteln seine wenigen Bedürfnisse zu befriedigen weiß.

Nach Burckhardt kann in ganz Arabien ein Beduine so wenig schreiben und lesen als der andere. Als die Wahâbîten ihre Macht über die Grenzen Nedschd's weit hinaus ausbreiteten, entsandten sie Aïmma (Plural von Imâm, d. i. Geistlicher) unter die verschiedenen Stämme, um die Kinder zu unterrichten; aber ihre Bemühungen haben wenig Erfolg gehabt, und die Beduinen sind, wie sich auch erwarten ließ, ein höchst unwissendes Volk geblieben. Ihre ganze Wissenschaft beschränkt sich auf die zur Zeitbestimmung nöthige Kenntniß der Gestirnskonstellationen und auf einige medizinische Praktiken. Sie wissen die häufigen Verstopfungen durch den Gebrauch gewisser Kräuter und Blätter zu beseitigen, ein gebrochenes Bein zu schienen und Magen- und rheumatische Schmerzen durch Anwendung des Brenneisens zu vertreiben. Letztere Heilart ist merkwürdig. „Ich habe Personen gesehen", berichtet Burckhardt, „deren Körper mit den Spuren solcher Operationen ganz bedeckt waren; es ist aber ausgemacht, daß der Kei (das Brennen der Haut um den Sitz des Schmerzes mit einem rothglühenden Eisen oder einem heißgeriebenen Stück Eichenholz) zuweilen gute Resultate ergeben hat. Statt die Haut blos zu brennen, ziehen sie dieselbe manchmal zwischen zwei Fingern empor, durchbohren sie mit einem dünnen rothglühenden Eisen und ziehen einen Faden durch die Oeffnung, um die Suppuration zu erleichtern. Dieser Prozeß heißt Chelâl.... Wenn die Anwendung des Brenneisens nicht hilft, so überläßt man den Patienten der göttlichen Fürsorge." Vielfach werden auch Zauberheilmittel angewendet.

Ebenso unentwickelt wie im praktischen Wissen sind auch die Beduinen in religiöser Hinsicht. Sie haben vom Islam nur einige Aeußerlichkeiten angenommen, z. B. die Beschneidung, innerlich sind sie ihm fremd geblieben. Georg Wallin sagt z. B. von den Belî im Dschebel Harra, daß sie sich für Wahâbî erklärten, auch deren Gebete und Riten beobachteten, daß sie aber übrigens in den Fundamenten des Islam ebenso unwissend wie andere Beduinen wären. Die Beduinen huldigen noch, wie ihre Vorfahren der vormohammedanischen Zeit, dem Gestirndienst.

Diese Wüstenbewohner, berichtet Palgrave von den Scherârâtbeduinen, sind noch bis heute Sonnenanbeter geblieben, wie sie es vor der Zeit Mohammed's waren. Ihre Hauptandacht verrichten sie darum bei Sonnenaufgang. Kaum sind die ersten hellen Strahlen in gleicher Höhe mit dem Horizont, so wenden sie das Gesicht der aufgehenden Sonnenscheibe zu und fangen an, abwechselnd, aber ohne vorhergegangene Waschung, ja ohne selbst von ihren Kameelen zu steigen — wie es jeder Mohammedaner zum Gebet thun würde — gewisse Formeln der Anbetung und Anrufung herzusagen, mit denen sie nicht eher aufhören, als bis die ganze Scheibe hell über dem Rand der Wüste steht. Mohammed hatte nun zwar behauptet, daß die Sonne zwischen den Hörnern des Teufels aufgehe, daß also die Anbetung der Sonne auch dem Teufel gelte, jedoch alle diese Schreckmittel haben die Beduinen nicht vermocht, von ihrem alten Lichtdienst abzulassen. Auf die große Masse der nomadischen Bevölkerung hat die Religion Mohammed's wirklich im Laufe von 12 Jahrhunderten wenig oder gar keinen Eindruck gemacht; nur in der Nähe der festen Ansiedelungen haben es die Beduinen für gut gehalten, gelegentlich an Gebeten

und religiösen Aeußerlichkeiten des Islam Theil zu nehmen. Aber in der Wüste, wo sie sich völlig frei fühlen, zeigen sie ihren Kultus unverfälscht. Die Meisten wissen nichts von den gewöhnlichen Förmlichkeiten der mohammedanischen Gottesverehrung. Die Wallfahrt kennen sie nur als gute Gelegenheit zur Plünderung, gegen das Fasten im Ramadan sind sie völlig gleichgiltig — das Gegentheil sagt Burckhardt von den Anêse — dagegen kommen Opfer häufig vor, bei denen Schafe und Kameele andächtig auf den Gräbern ihrer Verwandten geschlachtet werden.

Von den Selabâ im nordöstlichen Theile der Halbinsel erzählt Oberst Pelly, daß sie den Polarstern verehren, den sie Jah (Jehova) nennen, weil er der unveränderliche Punkt ist, nach welchem alle Reisenden sich richten; außerdem sollen sie noch einem Stern Jedî, im Bilde des Widders, ihre Andacht widmen. Während des Betens kehrt der Selaïb dem Sterne das Gesicht zu und streckt die Arme so aus, daß sie mit dem Körper ein Kreuz bilden. Uebrigens glauben die Selabâ an Einen Gott und beten täglich dreimal.

Was für Vorstellungen sich die Beduinen von ihrem Gotte machen, geht aus folgendem Gespräche Palgrave's mit einem Scherârât hervor. „Was werdet ihr thun, wenn ihr nach einem so gottlosen Leben einst vor Gott zum Gericht treten müßt?" fragte er einen jungen Mann, dessen lange Schmachtlocken und etwas stutzerhaftes Wesen — denn auch die Wüste hat ihre Stutzer — sehr wohl zu seinen keineswegs erbaulichen Reden paßte. — „Was wir thun werden?" antwortete er ohne Zaudern: „nun, wir gehen hin zu Gott und grüßen ihn, und wenn er sich gastfreundlich erweist, so bleiben wir bei ihm, wenn nicht, so besteigen wir wieder unsere Pferde und reiten davon." Unter den echten Nomadenstämmen, bemerkt Palgrave weiter, ist mir nie Jemand vorgekommen, der irgend eine geistigere Auffassung der Gottheit oder der menschlichen Seele oder überhaupt eines unkörperlichen Wesens hatte; Gott ist in ihren Augen ein Häuptling, der, wie es scheint, hauptsächlich in der Sonne wohnt, mit der sie ihn gewissermaßen für gleichbedeutend halten, etwas mächtiger natürlich als ihre eigenen Oberhäupter, oder auch als Telâl, der Herrscher von Schammar selbst, in anderer Hinsicht aber ganz von derselben Art.

Bei all diesem rohen Materialismus wissen die Beduinen aber doch zwischen Tugend und Laster zu unterscheiden, wenigstens im Großen und Ganzen. Alle geben zu, daß Mord, Verrath, Raub und Ehebruch „Schejn", d. i. Schande, sind, obwol sich Alle dergleichen zu Schulden kommen lassen, namentlich die beiden letzteren Vergehen. Doch muß man ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen, sie sind nicht blutdürstig und vermeiden den Mord, so weit dies bei ihren gesellschaftlichen Zuständen nur immer möglich ist.

Man sollte glauben, daß ein Volk ohne jedes wissenschaftliche und religiöse Streben vollkommen barbarisch, roh und ungesittet sein müßte, und doch sind es die Beduinen bei ihrer Kenntniß- und Religionslosigkeit keineswegs. Wir müssen diese Ausnahme von der Regel der guten Beanlagung der Rasse zuschreiben. Wie die Pferde edlen Schlages auch ohne Erziehung und unter erbärmlichen Verhältnissen ihre sie auszeichnenden Eigenschaften zur Geltung bringen, so erweisen sich auch die Beduinen unter denselben Zuständen im

Charakter, in Sitten und Gebräuchen als ein Volk von „blauem Blut“. Mehr als die meisten wappenführenden Europäer verdienen diese Wüstensöhne die Anerkennung als edles Blut. Bei ihnen wird das „Noblesse oblige“ nicht durch die Rücksichten auf Andere bestimmt, sie üben ihre Verpflichtungen ohne Nebenabsichten, sie fühlen sich vollkommen frei und unabhängig und katzenbuckeln nicht um das Wohlgefallen eines Häuptlings. Auch machen sie aus ihren schlechten Seiten — in jedem Menschen steckt etwas Bestie — kein Hehl, sie sind zu stolz, besser scheinen zu wollen, als wie sie sind.

Hören wir, was der treffliche Schweizer Burckhardt von den Beduinen sagt:

„Mein erster Besuch bei den Beduinen in ihren eigenen Wohnungen in der Wüste“, berichtet der genannte Reisende, „fand gleich nach meiner Ankunft aus Europa statt, wo die Eindrücke, welche ich mitbrachte, noch sehr stark waren. Welchen Vorzug ich auch im Allgemeinen dem europäischen Charakter einzuräumen geneigt war, so mußte ich doch bald zugestehen, als ich die Beduinen kennen lernte, daß sie mit allen ihren Fehlern eine der edelsten Nationen sind, mit welcher ich je bekannt zu werden Gelegenheit hatte. Seit dieser Zeit hat ein siebenjähriger Aufenthalt im Morgenlande meine europäischen Eindrücke schon mehr geschwächt, und statt, wie ich es damals machte, die Beduinen mit den Europäern zu vergleichen, was in manchen Hinsichten ein günstiges Resultat für Erstere gab, vergleiche ich sie jetzt hauptsächlich mit ihren Nachbarn, den Türken, und in dieser Hinsicht erscheinen mir die Beduinen in einem noch vortheilhafteren Lichte. Der Einfluß der Sklaverei und der Freiheit auf die Sitten kann nirgends stärkere Belege finden, als in den Charakteren dieser beiden Nationen. Den Beduinen giebt man allerdings Raubsucht und Geiz schuld, aber ihre Tugenden sind reichlicher Ersatz für ihre Fehler, während der Türke mit denselben schlechten Eigenschaften wie der Beduine (obschon es ihm manchmal an Muth fehlt, denselben freien Lauf zu lassen) kaum eine gute Eigenschaft besitzt. Wer dem ungeordneten Zustand der Beduinenfreiheit den Vorzug giebt vor der Apathie des türkischen Despotismus, muß auch zugestehen, daß es besser ist, ein uncivilisirter Araber der Wüste zu sein, mit rohen Tugenden ausgestattet, als ein verhältnißmäßig abgeschliffener Sklave, wie z. B. der Türke, mit weniger ungestümen Lastern, aber auch mit wenigen, ja vielleicht mit gar keinen Tugenden. Die vollständige Unabhängigkeit, in deren Besitze die Beduinen sich befinden, hat sie allein in den Stand gesetzt, einen Nationalcharakter zu behaupten. Sobald sie diese Unabhängigkeit verloren, oder sobald dieselbe durch ihre Verbindung mit Städten wenigstens in Gefahr kam, verlor der Charakter der Beduinen bedeutend an Energie, und die Nationalgesetze wurden nicht länger streng beobachtet.“

Beduinen vom besten Charakter zeigen, wie Burton sich ausdrückt, ein wahrhaft edles Gemisch von Entschlossenheit, freundlicher Leutseligkeit und Edelmuth; insgemein sind aber die Leute zugleich pfiffig verschlagen, einfach und einfältig, reizbar und empfindlich, nicht ohne eine gewisse Gutmüthigkeit; dabei im Behaben etwas feierlich und würdig; bei allem Ernst lieben sie doch den Scherz, und mit Lachen und guten Worten kann man viel bei ihnen

ausrichten. Ihre leidenschaftliche Aufwallung läßt bald wieder nach, aber jede Beleidigung hat eine unversöhnliche Rachsucht im Gefolge.

Die edle Gemüthsanlage spricht sich in der aufopfernden Gastfreundschaft aus. „Ein Beduine sein, heißt auch gastfreundlich sein", ist ein treffendes Wort Burckhardt's, denn selbst unter den schwierigsten Umständen vergißt der arabische Nomade nicht, einen Gast mit Schutz und Pflege zu versehen. Freilich in Gegenden, wo ein großer Fremdenverkehr stattfindet, wie die von der syrischen und egyptischen Pilgerstraße durchzogenen Landschaften, darf man nicht eine uneigennützige Gastfreundschaft erwarten, aber in den weniger besuchten Strichen zeigt sich der Beduine im vollen Lichte seiner nationalen Tugend. Selbst ein armer, hungeriger Schlucker wird immer sein dürftiges Mahl mit einem Fremden theilen, ohne sich anmerken zu lassen, welch großes Opfer er oft damit darbringt. Der Beduine ist in der That unglücklich, wenn er sich so arm findet, daß er nicht einen Gast nach seinem Wunsche bewirthen kann; dann blickt er mit neidischen Augen auf seine glücklicheren Nachbarn, denen er es nicht gleich zu thun im Stande ist. Aber wenn er es möglich machen kann, Gastfreundschaft zu üben, so fühlt er sich dem reichsten Scheich gleichgesetzt, den er dann nicht mehr um seine zahlreichen Schafs- und Kameelherden beneidet, deren Besitz ihm keinen Zuwachs an Ehre und Genuß verschafft. Burckhardt erzählt mehrere Anekdoten über aufopfernde Gastfreundschaft und Mildthätigkeit; eine derselben wollen wir als besonders charakterisirend kurz mittheilen.

Dscherba, der mächtige Scheich der Benu Schammar in Mesopotamien, lagerte einst, als in Arabien große Dürre und Hungersnoth war, im Dschebel Schammar. Das ganze Vieh seines Stammes war bis auf zwei Kameele, welche ihm gehörten, umgekommen oder verzehrt worden. Da kehrten zwei angesehene Reisende bei ihm ein und man mußte ihnen ein Abendbrot vorsetzen. Keine Vorräthe irgend welcher Art waren vorhanden, eben so wenig bei seinen Arabern, denn schon seit mehreren Tagen hatte man sich nur noch von trockenen Stauden und Wurzeln genährt. — Dscherba konnte den Gedanken nicht ertragen, daß seine Gäste sich hungerig niederlegen sollten, und er befahl deshalb, eines der beiden Kameele zu schlachten. Dagegen wendet sein Weib ein, daß ihre Kinder zu schwach seien, um den folgenden Morgen zu Fuße zu wandern, und daß die Kameele unbedingt nothwendig seien, um seine eigene Familie und einige Weiber und Kinder seines Nachbars fortzuschaffen. „Wir sind zwar hungerig", sagte einer der Gäste, „aber wir sehen die Triftigkeit dieser Gründe ein und wollen der Gnade Gottes vertrauen, daß wir morgen irgend Etwas zu essen finden werden. Aber, fügte er hinzu, sollen wir Ursache sein, daß Dscherba's Feinde ihm den Vorwurf machen können, er habe einen Gast hungerig in seinem Zelte gelassen?"

Diese gut gemeinte Bemerkung drang dem hochherzigen Scheich tief in die Seele. Er verließ schweigend das Zelt, ergriff seine Stute (den einzigen Schatz, welchen er außer seinen Kameelen besaß), warf sie nieder und war eben im Begriff, sie für seine Gäste zu schlachten, als er aus der Ferne das Geräusch von herannahenden Kameelen vernahm. Er hielt inne und sah bald zu seiner

Freude zwei mit Reis beladene Kameele kommen, die ihm von der Landschaft Kasîm (im nördlichen Nedschd) als Geschenk gesendet worden waren.

Wie schon bemerkt, beschränkt sich die Gastfreundschaft nicht nur auf Bewirthung, sondern auch auf Beschützung des Gastes. Die Person desselben ist heilig, ebenso dessen Eigenthum, das der Wirth selbst im Falle einer etwa stattgefundenen Beraubung ersetzt, wenn ihm solches nur irgendwie möglich ist.

Fremdlinge, welche in einem Lager keinen Freund oder Bekannten haben, steigen am ersten Zelte ab. Mag nun der Eigenthümer zu Hause sein oder nicht, so breitet das Weib oder die Tochter augenblicklich einen Teppich aus und sorgt dann für ein Mahl. Eine gute Mahlzeit betrachtet der arabische Reisende als eine gute Vorbedeutung für den Erfolg seiner Reise. Bei einer armen oder herabgekommenen Familie liebt man nicht einzukehren; man fürchtet sich vor der Ansteckung des Unglücks. Zieht man an einem Reichthum verrathenden Zelt vorüber, so sagt man: Kommt, lasset uns bei diesem Haus ein gutes Omen holen! d. h. lasset uns in ihm essen! Erfordern die Geschäfte des Fremden einen längeren Aufenthalt, z. B. wenn er unter dem Schutze des Stammes die Wüste zu durchziehen wünscht, so fragt der Wirth nach Verlauf von drei Tagen und vier Stunden nach der Ankunft, ob der Gast ihn länger mit seiner Gesellschaft zu beehren gedenke. Wenn der Fremde dies bejaht, so erwartet man von ihm, daß er seinem Wirth in häuslichen Angelegenheiten, als Wasserholen, Melken der Kameele, Füttern der Pferde u. s. w. beistehe; aber wenn er auch dieses abschlägt, so kann er doch bleiben, wird aber deshalb von allen Arabern des Lagers getadelt werden. Dagegen kann er zu irgend einem anderen Zelt des Nesel gehen und sich daselbst als Gast erklären und nach jedem dritten oder vierten Tag sich einen neuen Wirth wählen, bis seine Angelegenheit erledigt oder er den Ort seiner Reise als Wüstennassauer erreicht hat.

Die Araber eines Stammes im Nedschd bewillkommnen einen Gast auf die Weise, daß sie ihm eine Schale geschmolzener Butter auf den Kopf gießen, und bei einem Stamme in Hedschâs besteht die unter Umständen nicht immer angenehme Sitte der gastlichen Prostitution seitens der Wirthsfrau. Noch andere Höflichkeiten erweist man hier und da dem Gaste, wie u. A. aus den Aufzeichnungen des Konsuls Wetzstein nach den Angaben der Eingeborenen hervorgeht. Während der Nomade vor dem Floh, der in den Zeltlagern nicht gefunden wird, eine lächerliche Furcht hat, und dieser Furcht wegen nicht leicht in einem Bauernhause schläft, so findet er jenes andere, den Kleidern anhaftende Ungeziefer (die Laus) nicht in einem so hohen Grad ekelhaft wie wir. Er kann sich bei seiner Lebensweise nicht frei davon halten, und in das Unvermeidliche fügt sich bekanntlich Jedermann. Man sagt, daß dieses Ungeziefer der Grund ist, warum der Nomade ohne Kleider schläft. Ein aufmerksamer Wirth läßt daher den Mantel seines Gastes durch seine Leute reinigen. Unterzieht sich diesem Dienst die Tochter oder die Schwester des Wirthes, so ist das ein Beweis von besonderer Auszeichnung des Gastes.

Der Araber ist, nach Burckhardt, in vertraulicher Unterhaltung freimüthig, munter, scherzhaft und anständig, der Türke dagegen einschmeichelnd, ernsthaft

und vorsichtig im Gespräch; er lacht selten und liebt im höchsten Grade zotige oder unzarte Anspielungen. Burckhardt bestätigt die Beobachtung Anderer, daß der Beduine in einer Stadt ganz anders erscheint als in der Wüste. Es ist ihm bekannt, daß die Städter, die er verachtet, alberne Ansichten über sein Volk haben, und deshalb bemüht er sich, ihnen dadurch zu imponiren, daß er eine Miene von schweigsamem Scharfblick und fester Entschlossenheit heraussteckt. Seine Ausdrücke sind dann darauf berechnet, die Unwandelbarkeit seiner Meinung zu bekunden. Aber diesen Charakter, den er zur Förderung seiner Geschäfte annimmt, legt er mit der Rückkehr zur Wüste ab. Wenn der Beduine unter dem Zwang der ihm lästigen städtischen Umgebung in seinem Auftreten etwas gemacht erscheint, so besitzt er doch sicherlich mehr Witz und Scharfsinn als der Städter; sein Kopf ist immer hell, sein Geist ungeschwächt durch Ausschweifung und seine Gesinnung nicht verdorben durch Sklaverei. Burckhardt behauptet nicht mit Unrecht, daß es wenige Nationen giebt, unter welchen natürliche Talente so allgemein verbreitet sind, wie unter den Beduinen.

In sinnlichen Genüssen ist der Beduine sehr mäßig und enthaltsam. Wenn er nur satt zu essen hat, so kümmert er sich wenig um die Güte seiner Küche. Er begnügt sich auch in der Regel nur mit seinem eigenen Weibe, denn Fälle von Treulosigkeit in der Ehe sind nach Burckhardt's Meinung, im Gegensatz zu der Ansicht Palgrave's, sehr selten, und öffentliche Weiber giebt es in keinem arabischen Lager. Dafür entschädigen sich die Beduinen bei der Leichtigkeit der Ehescheidung — „ent talek, Du bist geschieden", heißt die Formel die zu jeder Zeit der Mann aussprechen kann — durch oftmaligen Wechsel der besseren Hälfte, und man findet alte ehrwürdige Scheiche, welche 50—60 mal Hochzeit gemacht haben. Vielweiberei und Umgang mit Negersklavinnen treiben aber die Beduinen nicht, und man findet daher unter ihnen auch keine Negermischlinge (Mutawalladin), wie unter der städtischen Bevölkerung. Die Negersklaven werden meist nach einiger Zeit frei gegeben und leben dann, aber immer noch in einer untergeordneten Stellung, mit dem Stamme. Sie dürfen kein weißes Mädchen heirathen, und auch kein freier Araber nimmt eine Schwarze zur Frau. Die Sklaven und die Abkömmlinge derselben verheirathen sich unter einander oder mit den Handwerkerfamilien, welche sich im Stamme niedergelassen haben. Allmählich, bemerkt Burckhardt, geht etwas vom Aussehen der Neger verloren, besonders am Haar, aber immer behalten sie in den Zügen deutliche Spuren ihres Ursprungs.

Die Tapferkeit der Beduinen ist nach Burton von eigener Art und sehr unbestimmt, weil sie von Launen und Wallungen abhängt. Alle Naturvölker zeigen sich mißtrauisch und vorsichtig, weil Gliedmaßen und Leben ihr werthvollster Besitz sind. Dagegen hat der civilisirte Mensch hundert verschiedene Wünsche, Hoffnungen und Ziele, ohne welche das Leben keinen Werth für ihn haben würde. Der Araber hat andere Begriffe von Bravheit und Tapferkeit als wir. Das geht schon aus seinen Romanzen hervor, denen ein wahrhaft kriegerisches Volk keinen Geschmack abgewinnen könnte, ebenso wenig, wie es jene Freibeuter bewundern wird, die aus sicherem Verstecke in die Karawane

hineinfeuern. Auch sind die Kriege, welche die Araber unter einander führen, immer nur eine Reihenfolge von Scharmützeln, und 500 Mann ziehen sich vor dem Feinde zurück, wenn sie ein Dutzend Leute verloren haben. In solchen Gefechten wird der Sieg oft durch den ersten Anprall entschieden und der Besiegte flieht in wilder Eile, bis es dunkel wird.

Die Schlachten der Beduinen wollen demnach nicht viel bedeuten, aber diese Männer sind nicht etwa feig, sondern sie blicken dem Tode kühn ins Antlitz und benehmen sich, wenn mächtiger Anreiz vorhanden ist, wie Helden. Auf den Kriegszügen und bei den Blutfehden gewöhnen sie sich an Gefahren, ihre Existenz ist zumeist mehr oder weniger ungewiß, sie sind durch ihre Lebensweise abgehärtet, sind kühne Reiter und gute Schützen. Unter Umständen kämpft der Beduine wie toll und blind.

Wetzstein berichtet in seinem Werkchen über den „Haurân und die Trachonen" auch über die Zusammenstellung eines Heeres der Anêse. Den vornehmsten, wenn auch nicht größten Theil desselben bildet die Kavallerie (Chêl), auch Lanzenreiter (Ahl er-Rimâh) genannt. Sie sind mit Lanze und Schwert bewaffnet, mitunter noch mit einem Karabiner, den sie aber nur in der Noth und selten öfters als einmal abfeuern. Alle Anführer tragen eiserne Helme und Ringelpanzer, die mit großer Sorgfalt gearbeitet sind und aus Persien kommen. An der Spitze der einzelnen Reiterhaufen stehen die Fedawije oder dem Tode Geweihten; sie sind meist schwarze Sklaven von athletischem Körperbau und großer Kühnheit. In dem Stamme selbst geboren, sind sie stets bereit, sich für die Ehre desselben zu opfern. Die Reiterei beginnt immer das Gefecht und läßt dem übrigen Heere Zeit, seine Stellungen einzunehmen. Dieses besteht aus Kameelreitern (Dellâle) und Fußvolk (Sulm). Die Ersteren reiten das leichtfüßige Delûl je zu zweien, von denen der Vordermann mit einem kurzen Spieß und der Hintermann mit einer Luntenflinte bewaffnet ist. Im Treffen angekommen, springen sie vom Kameel, und während die Schützen sich Brustwehren von Steinen und Erde machen und am Boden kauernd ihr Feuer eröffnen, bemühen sich die Vordermänner neben der Beaufsichtigung der Kameele nach antiker Weise die herrenlosen Pferde aufzufangen, Waffen und Beute aller Art zusammen zu tragen, die Verwundeten weg zu bringen und den gefallenen Feinden den Gnadenstoß zu geben. Geht die Schlacht verloren, so springen der Vordermann und der Schütze wieder aufs Thier und entfliehen. — Vom Fußvolk endlich giebt es vier Arten von Streitern. Die eine Art ist mit dem Chuscht, einem kurzen starken Spieß bewaffnet, und die andere mit der Kanwe oder steineichenen Keule mit dickem Kopf. Die dritte Gattung sind die Medrubträger. Der Medrub ist eine gegen vier Ellen lange Stange, die an mehreren Stellen mit eisernen Ringen beschlagen und mit starkem Draht über Lederstreifen umwickelt ist, damit sie beim Schlagen nicht zerbricht. Die vierte Art sind die Schleuderer, welche die Schleuder (Mikla) führen. Außerdem tragen alle vier Gattungen Fußvolk die Akfe, das fast zwei Spannen lange krumme Messer, im Gurt, der das einzige Kleidungsstück, den Leibrock, zusammenhält. Dieser besteht aus einem meist schwarz und weiß gestreiften, ziegenhärenen Stoff, hat kurze Aermel und ist gerade so lang,

um nothdürftig die Blöße zu decken. Arme und Beine sind unbekleidet, und da die Fußtruppen im Kampfe auch weder Fuß- noch Kopfbedeckungen tragen, so geschehen ihre Bewegungen mit einer großen Leichtigkeit und Behendigkeit. Treffen sie mit dem Feinde auf steinigem Terrain zusammen, so wird auch der Stein in ihrer Hand zu einer gefährlichen Waffe. Geht aber eine Schlacht verloren, so wird gewöhnlich unter ihnen ein arges Blutbad angerichtet, da sie dann nur auf die Schnelligkeit ihrer Füße angewiesen sind und weder durch ihre Bewaffnung, noch durch die Taktik gegen die sie verfolgende Reiterei geschützt werden.

Alle diese Truppengattungen bilden besondere Schlachthaufen, die durch Hârât oder Gassen für die hervorbrechende oder sich zurückziehende Reiterei von einander geschieden sind, und einem alten Herkommen gemäß stehen sich im Treffen immer die gleichen Waffen gegenüber. In dem Gefechte am Hügel Gochadar ereignete sich, wie Wetzstein berichtet, die für uns wunderliche Erscheinung, daß die Reiterei eines Ruwalla- und eines Wuld Alî-Stammes sich $1\frac{1}{2}$ Stunde lang Selfe an Selfe (d. i. Lanzenspitze) unbeweglich gegenüber stand, beide in der Erwartung, daß der andere Theil sich eine Blöße geben werde; da dies nicht geschah, schwenkten endlich die Ruwalla rechts, die Wuld Alî links ab, ohne sich geschlagen zu haben. — Im Hintertreffen stehen gewöhnlich die Weiber und Mädchen, um durch die hellen Töne des Salagit (Frohlocken bei Hochzeiten) die Männer zur Tapferkeit und Todesverachtung anzuspornen, denn Feldmusik haben die Anêse nicht.

Regelmäßige Gefechte kommen indessen bei den Beduinen nur selten vor, dagegen sind Ueberrumpelungen und Lagerüberfälle die gebräuchliche Form der Kriegsführung. Bei denselben ist es weniger auf Schwächung oder Vernichtung eines feindlichen Stammes, als auf Beute abgesehen. Beutemachen ist bei der Unzulänglichkeit der von den Witterungsverhältnissen abhängigen Erträgnissen der Herden eine Lebensbedingung der Beduinen, und so befinden sich denn die Stämme in einem fast beständigen gegenseitigen Kampf ums Dasein. Den Endausgleich des Mangels haben natürlich die Landbebauer und die Handels-, gelegentlich die Pilgerkarawanen zu tragen.

Mag es nun das Gefühl sein, daß Raubzüge trotz aller Nothwendigkeit und allen Herkommens im Grunde doch eine schlechte Sache sind, oder mag es die Furcht vor der Blutrache sein, auf alle Fälle werden diese Beutekriege ziemlich unblutig ausgetragen. Auch sollen sich bei diesen Gelegenheiten, wie Burckhardt bemerkt, die Beduinen wie feige Memmen benehmen. Eine Menge Fälle könnte er anführen, in welchen Karawanenreisende und Bauern von einer dreifachen Uebermacht Araber angegriffen worden sind und dieselben dennoch in die Flucht geschlagen haben. In ganz Syrien hält man die Beduinen deshalb für elende Feiglinge, und in ihren Kämpfen mit den Fellahin beweisen sie sich nur als solche. Aber wenn der Araber seinem Nationalfeinde, dem Türken, gegenüber steht, wenn der Ruf und die Ehre seines Stammes gefährdet ist, dann giebt er Beweise heldenmüthiger Tapferkeit. Wir müssen die Ueberfälle der Beduinen, die Hauptform ihrer Kriegführung, näher betrachten und halten uns dabei an Burckhardt als unsern Gewährsmann.

Solche Unternehmen werden meist gegen entfernt wohnende Stämme ausgeführt, da auch die Beduinen mit der Nachbarschaft gern Frieden halten. Zehn, zwanzig Tagemärsche weit sucht man sich ein Opfer des Beutezuges, und gar nicht selten ist es, daß Anêse der Landschaft Haurân das Gebiet von Mekka unsicher machen, daß Dafîr aus der Gegend von Bagdad ein Lager der Anêse bei Damaskus plündern. — Zu einem entfernten Raubzug ladet jeder Reiter einen Freund zur Begleitung ein, mit welchem er, zur Schonung seiner Stute, die Reise zusammen auf einem Kameel zurücklegt. Wenn der Ghasu oder die fliegende Abtheilung dem zu überfallenden Stamme sich nähert, so bezeichnet der Anführer (Agîd; das Amt desselben ist erblich und von dem des Scheichs stets getrennt) in der Regel drei Sammelplätze, wo die Sammâl, die eingeladenen Gefährten, auf die Reiter warten, die sich zum Angriff begeben. Der erste Sammelplatz ist selten über eine halbe Stunde vom Lager des Feindes entfernt, in einem Wadi oder hinter einem Hügel. Wenn zur bestimmten Zeit ihre Leute nicht zurückkehren, so begeben sich die Sammâl zum zweiten weiter zurückliegenden Sammelplatz und warten hier einen ganzen Tag auf ihre Freunde. Ist dies erfolglos, so machen sie sich zum dritten, eine starke Tagereise vom Feindeslager entfernten Sammelplatz auf, wo sie drei oder vier Tage verweilen müssen. Wenn nach Ablauf dieser Zeit Niemand vom Stamme zurückkehrt, so eilen sie so schnell als möglich nach ihrer Heimat. Läuft die Expedition glücklich ab und wird gute Beute gemacht, so erhält der Sammâl eine Kameelstute als Belohnung, selbst wenn auch auf den Antheil seines Freundes nicht mehr als ein Kameel fallen sollte. Werden aber die Freibeuter geschlagen, so geht auch der Sammâl leer aus. Es ereignet sich manchmal bei solchen Zügen in die Ferne, daß alle Reiter umkommen, wenn sie, verfolgt von den Sammâl, die ihre Lebensmittel und Wasser bei sich führen, abgeschnitten und in die wasserlose Wüste gedrängt werden.

Wenn ein Ghasu aus der Ferne kommt, um ein Lager anzugreifen, so kümmert man sich nicht um dasjenige, was in den Zelten ist, sondern man treibt nur Pferde und Kameele fort. Ist dagegen das Lager des Feindes in der Nähe, so nehmen die Sieger auch die Zelte nebst Allem was sie enthalten. In solchen Fällen kann ein muthiges Weib eins der Kameele ihres Mannes wieder erlangen, wenn sie dem abziehenden Feinde nachläuft und dem Anführer zuruft: „O, edler Anführer, ich erflehe meine Nahrung von Gott und von Dir, wir müssen sonst umkommen!" Kann sie eine Zeit lang mit dem Zuge gleichen Schritt halten, so fühlt sich der Agîd bei seiner Ehre für verpflichtet, ihr von seinem eigenen Antheil an der Beute ein Kameel zu geben.

Was die Araber bei einer glücklichen Expedition erbeuten, wird nach einer voraus gemachten Uebereinkunft getheilt, wobei der Agîd und der Scheich besonders gestellt werden, oder es plündert Jeder für sich. In letzterem Falle wird Alles, was ein Mann mit seiner Lanze berührt, als sein Eigenthum betrachtet und Jeder ist dann natürlich eifrig bemüht, möglichst viel an Thier und Kram zu erlangen.

Die Anêse greifen, wie Burckhardt berichtet, nie bei Nacht an; sie würden eine solche That als einen Verrath betrachten, denn während der Verwirrung

eines nächtlichen Ueberfalls könnten Leute in die Zeltabtheilungen der Weiber gerathen und Nothzucht ausüben, was jedenfalls einen heftigen Widerstand seitens der Männer des Lagers zur Folge haben und wahrscheinlich mit einer allgemeinen Mordscene enden würde, ein Fall, den die Araber immer zu vermeiden suchen. Die Schammar dagegen greifen das feindliche Lager gern des Nachts an, wenn es in der Nähe des eigenen gelegen ist. Können sie es unbemerkt erreichen — die Beduinen stellen merkwürdiger Weise nie Wachen aus — so werfen sie plötzlich die Hauptpfähle der Zelte nieder, und während sich die überraschten Insassen von den Zeltdecken zu befreien suchen, treiben die Angreifer das Vieh weg.

Beim Plündern eines Lagers werden selten Männer erschlagen, denn ein solches Unternehmen gelingt nur durch Ueberrumpelung, die eine Vertheidigung erfolglos erscheinen läßt, und ein Araber tödtet niemals einen Feind, der keinen Widerstand leistet, er müßte denn Blutrache für irgend einen Verwandten zu nehmen haben. — Das weibliche Geschlecht aber wird selbst von den erbittertsten Feinden mit Achtung behandelt, wenigstens in Betreff der Ehrbarkeit. Manchmal kommt es vor, daß man die Weiber nöthigt, ihre Schmucksachen und Kleidungsstücke abzulegen, wobei aber die betreffenden Räuber ihnen sittsam den Rücken zuwenden.

Die Ueberrumpelung eines Lagers schlägt oft fehl, weil das Vorhaben verrathen worden ist, entweder durch eine Person, die sich im feindlichen Lager aufgehalten hat, oder durch einen Mann aus dem gegnerischen Stamme selbst, der einen guten Freund im anzugreifenden Lager vom Unglück retten will. — Zwischen feindlichen Stämmen findet oft ein Privatverkehr statt, so wenn ein Mann der einen Partei mit einem der andern Etwas zu verhandeln hat, wozu eine persönliche Zusammenkunft nöthig ist. In einem solchen Falle beruft er alle angesehenen Männer des eigenen Stammes und alle vom Feinde vielleicht im Lager anwesenden Leute in das Zelt des Scheichs und nimmt eine Lanze oder einen Falken und erklärt vor den Versammelten, das eine oder andere dem Scheich des feindlichen Stammes, den er besuchen will, zum Geschenke zu machen. Wenn er nach seiner Ankunft im Feindeslager sein Geschenk überreicht hat, darf er alsdann so lange daselbst verweilen, als das Geschäft seine Anwesenheit nothwendig macht. Sollte er auf der Rückkehr von einem Feinde ausgeplündert werden, so macht sein eigener Scheich die Sache bei dem des Gegners vorstellig und das Geraubte wird dann jedenfalls zurückerstattet.

Dem bei aller Raublust doch rechtlichen und ritterlichen Charakter der Beduinen entspricht vollkommen auch folgende Gefechtsform. Wenn zwei feindliche Reiterhaufen auf einander stoßen und schon aus weiter Ferne erkannt haben, daß sie in der Zahl gleich stark sind, so halten sie auf Flintenschußweite einander gegenüber und das Gefecht beginnt mit einem Zweikampfe. Ein Reiter verläßt seine Linie und galoppirt auf den Feind los mit dem Ausruf: „O, ihr Reiter, laßt mich den und den von Euch treffen!“ Ist der herausgeforderte Gegner anwesend und er fürchtet sich nicht, mit dem Andern einen Zweikampf zu bestehen, so reitet er zu demselben vor. Ist er aber nicht mit unter der Schar, so wird dies dem Herausforderer verkündet. Letzterer ruft

dann: „Und Du, auf der grauen Stute, wer bist Du?", worauf der Gemeinte antwortet: „Ich bin Malik ben el-Harith." Nachdem sie auf diese Weise sich mit einander bekannt gemacht haben, beginnen sie den Zweikampf. Niemand von den Zuschauern nimmt an demselben Theil, denn dies würde als eine Handlung der Treulosigkeit betrachtet werden. Kehrt aber einer der Kämpfer um und flieht zu seinen Freunden, so eilen Letztere zu seinem Beistand herbei und treiben den Verfolger zurück, der wiederum von seinen Freunden beschützt wird. Nach mehreren solchen Zweikämpfen zwischen den besten Männern auf beiden Seiten werden schließlich die Parteien mit einander handgemein. Sollte einer im Gefecht unter den Feinden auf einen persönlichen Freund stoßen, so wendet er sein Pferd nach einer andern Seite mit dem Ausrufe: „Weiche von mir, damit Dein Blut nicht über mich komme." Findet der Kampf in einer ebenen Gegend statt, so werden die Geschlagenen häufig drei, vier und fünf Stunden weit in vollem Galopp verfolgt, ja es kommt vor, daß man den Fliehenden einen ganzen Tag lang nachsetzt. So etwas läßt sich nur mit der Pferderasse der Beduinen ausführen und deshalb preist auch der Reiter seine Stute nicht so sehr ihrer Schnelligkeit als ihrer unermüdlichen Kraft wegen.

Wenn der Verfolgte merkt, daß seine Stute der Erschöpfung nahe ist, so kann er sein Leben dadurch retten, daß er abspringt und um Schutz fleht. Eine solche Handlung gilt aber für schimpflich und nur die äußerste Nothwendigkeit kann sie entschuldigen. Wenn der Fliehende sich dem ihn hart Verfolgenden nicht ergeben will, nachdem Letzterer mehrmals Howel! Howel! (herab, herab!) gerufen hat, so verwundet oder tödtet er ihn mit einem Lanzenstoße.

Neben der offiziellen Räuberei, wie man die gemeinsamen Beutezüge nennen kann, treibt der Beduine auch noch privatim das Raubhandwerk. Harami, Räuber sein, gilt dem Wüstensohne keineswegs als unehrenhaft, er ist im Gegentheil stolz auf diese Bezeichnung. Obwol er sich des Unrechts einer Raub- und Diebstahlshandlung bewußt ist, obwol er die üblen Folgen derselben im Falle des Mißlingens kennt, so hält er doch eine solche That, eben weil Gefahr damit verbunden ist, für mannhaft, für einen Beweis von Unternehmungsgeist und Muth. Aehnliche Anschauungen finden wir ja auch oft bei uns, z. B. bei Studenten, die übermüthig und bierselig nächtlicher Weile Schilder abreißen („Mauern" nennt es der akademische Barbar), Laternen einschlagen oder andern polizeiwidrigen Unfug treiben. Wir wollen also den ungebildeten Rittern der Wüste ihre Raublust nicht zu hoch anrechnen, zumal uns die Geschichte lehrt, daß auch unseren Rittern der Raubsport nicht fremd war.

Der Beduine beraubt nach Burckhardt seine Feinde, Freunde und Nachbarn, sobald sie sich nicht in seinem eigenen Zelte befinden, wo ihr Eigenthum geheiligt ist. Im Lager oder unter befreundeten Stämmen zu rauben, ist aber nicht ehrsam für einen Mann, jedoch haftet wegen einer solchen Handlung, die in der That täglich vorkommt, kein Makel auf ihm. Hauptsächlich rühmt sich aber der Beduine, seine Feinde zu berauben und ihnen durch Diebstahl zu nehmen, was er mit offener Gewalt nicht hätte bekommen können.

Der Raub wird nun ganz systematisch betrieben. Gedenkt ein Beduine ein solches Unternehmen auszuführen, so fordert er dazu etwa ein Dutzend

seiner Freunde auf, die wie er zu diesem Zweck sich alle in Lumpen kleiden. Jeder nimmt einen kleinen Vorrath an Mehl und Salz und einen Wasserschlauch mit. Die Reise, die vielleicht acht Tage währen kann, wird zu Fuß gemacht, nie zu Pferd. Wenn sie gegen Abend in die Nähe des auserkorenen Lagers kommen, schleichen sich die drei kühnsten Leute gegen die Zelte an, wo sie um Mitternacht anlangen müssen; die Anderen warten ihre Rückkehr in kurzer Entfernung vom Lager ab. Von jenen Dreien hat Jeder sein bestimmtes Geschäft. Der Eine, welcher den Namen el-Mostambeh führt, stellt sich hinter das Zelt, welches beraubt werden soll, und versucht die Aufmerksamkeit der nächsten Wachthunde zu erregen. Diese greifen ihn sogleich an, er flieht und sie verfolgen ihn sehr weit vom Lager, welches auf diese Weise von den gefährlichen Wächtern befreit wird. — Der zweite Mann, der eigentliche Harami, geht nun auf die Kameele zu, die vor dem Zelte auf den Knieen liegen, und zerschneidet die Stricke der Beinfessel, worauf die Thiere, weil unbeladen, geräuschlos aufstehen. Er führt dann ein weibliches Kameel aus dem Lager und die anderen folgen, wie gewöhnlich. — Der dritte Gefährte, welcher Kaîde genannt wird, steht unterdessen am Eingange des Zeltes mit einem langen und schweren Stock, bereit, Jeden niederzuschlagen, der etwa herauskommen sollte. — Ist Alles ruhig von statten gegangen, so treiben der Harami und der Kaîde die Thiere eine Strecke vom Lager weg; Jeder faßt alsdann eines der stärksten Kameele am Schwanze und zieht an demselben mit aller Kraft, worauf die Wüstenschiffe zu galoppiren anfangen und die Männer mit sich fortschleppen, während die anderen Kameele nachfolgen. Oft werden auf diese Weise an die 50 Stück gestohlen. Nachdem man den verabredeten Platz erreicht hat, sucht man den Mostambeh auf, der unterdessen zu thun gehabt hat, die Hunde von sich abzuhalten. Die Räuber reisen nur des Nachts, in Gewaltmärschen heimkehrend. Dem Anführer der Raubgesellschaft und den drei Hauptmachern wird ein Extratheil an der Beute zugestanden.

Sehr verschiedenartig sind aber die Folgen, wenn das Unternehmen mißglückt. Gelingt es, die Räuber bei der That oder auf der Flucht zu ergreifen, so gehören sie als Gefangene oder Rabîet Dem, der zuerst die Hand an sie legt (Rabat). Dieser Letztere fragt seinen Gefangenen, indem er ihn gleichzeitig auf den Kopf schlägt, was er hier zu thun habe. „Ich kam um zu rauben, Gott hat mich zu Grunde gerichtet", ist dann die gewöhnliche Antwort. Der Gefangene wird dann unter Jubel in das Zelt geführt und aus diesem schleunigst alle dritten Personen entfernt, worauf man ihm Hände und Füße bindet. Hiernach ruft der Rabat die Leute seines Stammes herbei, und einer von ihnen oder der Rabat selbst sagt zum Harami: „Neffa", d. i. „thue Verzicht", worauf der Gefangene, welcher eine Fortsetzung der Prügel fürchtet „Beneffa", d. h. „ich thue Verzicht", antwortet. Dieser Gebrauch gründet sich auf das Herkommen des Dacheil.

Es ist Gesetz bei den Arabern, daß, sobald Jemand von einem Andern gefährlich bedroht ist und er eine dritte Person auf irgend welche Weise berühren kann und dabei ausruft: „Ana dacheilak", „ich bin Dein Schützling", dieser Dritte verpflichtet ist, den Schutzsuchenden zu vertheidigen. Letzteres

ist indessen selten nöthig, denn der Angreifer läßt sogleich von seinem Vorhaben ab. Die Berührung der dritten Person kann verschiedenartig erzielt werden: entweder unmittelbar mit irgend welchem Körpertheil, oder vermittels eines leblosen Gegenstandes, sei es ein Stab, ein Faden, ein geworfener Stein, selbst ausgespuckter Speichel; auch ein aufgehobenes Stück eines Nahrungsmittels, von welchem Jener gegessen hat, kann dazu dienen die Verbindung zwischen ihm und dem Schutzsuchenden herzustellen.

Damit nun nicht der Rabîet das Recht des Dacheil in Anspruch nehmen kann, verlangt man von ihm vor den Stammesgenossen eine Verzichtleistung, und darauf bezieht sich jenes Beneffa. Aber diese Entsagung ist nur für den Tag giltig, an dem sie gegeben wird, und so muß sie jeden Tag, sobald außer dem Rabat eine andere Person in das Zelt tritt, von Neuem verlangt werden.

Damit nun der Harami nicht leicht entkomme oder der Dacheil eines Andern werde, so gräbt man im Zelt eine mannslange, etwa zwei Fuß tiefe Grube, in welche er gefesselt gelegt wird. Zur größeren Sicherheit pflockt man noch seine Haarflechten am Boden an und legt über das Loch einige Zeltpfähle und darauf Getreidesäcke und andere schwere Sachen, sodaß nur eine kleine Oeffnung für das Gesicht des Gefangenen frei bleibt. Wird das Lager abgebrochen, so wird über dem Kopf des Harami ein Stück Leder befestigt, und man setzt ihn dann mit gebundenen Beinen und Händen auf ein Kameel, um ihn im neuen Lager wieder in ein Loch zu stecken.

So lebendig begraben giebt der Gefangene doch nicht alle Hoffnung auf, zu entkommen. Diese beschäftigt ihn beständig, während der Rabat bemüht ist, von ihm das höchstmögliche Lösegeld herauszuziehen. Gehört der Räuber einer reichen Familie an, so sagt er nie seinen Namen, sondern behauptet, daß er ein armer Bettler sei. Wird er erkannt, wie es meistens der Fall ist, so muß er als Lösegeld sein ganzes Eigenthum an Pferden, Vieh und Vorräthen zahlen. Beharrt er auf seiner Armuth und seinem falschen Namen, so dauert manchmal seine Gefangenschaft an die sechs Monate. Alsdann gestattet man ihm, weil sonst sein Tod und damit die Blutrache zu befürchten ist, seine Freiheit um einen mäßigen Preis zu erkaufen, oder es kann ihm auch das Glück zum Entkommen behülflich sein. Gelingt es dem Rabîet aus seinem Loche einem Mann oder einem Kind — Frauen kommen nicht in seine Nähe — ohne die Entsagungsformel in das Gesicht zu spucken, so gilt das soviel, als habe er einen Beschützer und Befreier berührt; oder wenn ein Kind — mit Ausnahme eines des Rabat — ihm ein Stück Brot giebt, so spricht der Harami das Gastrecht an, das ihm drei Tage Schutz verleiht, Zeit genug, um das Weite zu gewinnen. Manchmal findet er Mittel, sich von seinen Ketten los zu machen und er entflieht dann des Nachts in das nächste Zelt, wo er zum Dacheil der ersten ihm begegnenden Person sich erklärt und so seine Freiheit erlangt. Dieser Fall tritt aber selten ein, denn der Gefangene wird so knapp beköstigt, daß ihm meist die Kräfte zu einem solchen Versuch ermangeln. Aber seine Freunde befreien ihn in der Regel, entweder durch offene Gewalt oder durch eine List: Ein Verwandter des Gefangenen, meistens dessen Mutter oder Schwester, geht als Bettler in das Lager, wo irgend Jemand den armen Gast

aufnimmt. Nachdem das Zelt des Rabat erkundet ist, begiebt sich die Person des Nachts dorthin und läßt einen Bindfaden in das Loch auf das Gesicht des Gefangenen, der ihn mit den Zähnen erfaßt. Der Bindfaden, der natürlich lang genug sein muß, wird dann in das nächste Zelt geführt und dem Eigenthümer desselben auf die Brust gelegt mit folgenden Worten: „Siehe auf mich bei der Liebe, welche Du zu Gott hegst und zu Dir selbst, dieser ist unter Deinem Schutz." Sobald der Araber die Absicht dieses nächtlichen Besuches begreift, steht er auf, wickelt den Bindfaden zu einem Knäuel auf und gelangt auf diese Weise zu dem Zelte des Gefangenen. Er weckt nun den Rabat, zeigt ihm den Faden, den der Harami noch immer festhält, und erklärt, daß Letzterer sein Dacheil sei. Dieser wird von seinen Fesseln befreit, der Rabat bewirthet ihn wie einen neuangekommenen Gast und läßt ihn ungefährdet abreisen.

Der Rabîet wird auch manchmal auf der Wanderung des Lagers befreit, indem der Freund das vom Gefangenen gerittene Kameel bei einer passenden Gelegenheit von den Thieren des Rabat absondert und einem andern Manne des Stammes zutreibt. — Ist indessen kein Mittel ausfindig zu machen, das Entkommen des Rabîet zu bewirken, so muß er, wenn er nicht länger die Gefangenschaft ertragen mag, auf eine Auslösung eingehen. Es wird eine Summe festgesetzt, für welche ein Mann aus dem Stamme des Rabat — meist ein in denselben eingetretener Stammesgenosse des Rabîet — Bürgschaft leisten muß. Kann der befreite Räuber unter seinen Freunden den ganzen Betrag des Lösegeldes (Pferde, Kameele ꝛc.) nicht zusammenbringen, so ist er durch seine Ehre verpflichtet, sich wieder in die Hände seines Rabat zu begeben und dessen Gefangener zu werden. Man hat nur wenige Beispiele, sagt Burckhardt, unser Gewährsmann, daß der Rabîet sich geweigert habe, zu zahlen oder zurückzukehren. In einem solchen Falle muß der Bürge aus seinem eigenen Vermögen den Rabat befriedigen, wofür er aber eine schwere, sehr gefürchtete Strafe über den falschen Freund verhängen kann. Der Bürge braucht blos bei allen Stämmen seiner Nation den Anderen als Treulosen (Jeboagah) anzuzeigen, wodurch dieser bei jenen Stämmen das Recht der Gastfreundschaft und des Dacheil verliert. Wenn auch im eigenen Stamme des Treulosen der Boag keine Rechtswirkung hat, so zieht ihm diese Erklärung doch die Verachtung seiner Genossen zu.

Sollte ein Mann bei der Befreiung eines Gefangenen ergriffen werden, so wird er selbst zum Rabîet, vorausgesetzt, daß er nicht schon im Lager Gastfreundschaft genossen hat, in welchem Falle ihm nichts angethan werden kann. Straflos geht auch die Sache ab, wenn die Räuber, bei ihrem Unternehmen entdeckt, in ein Zelt des Lagers flüchten und dem Bewohner desselben erklären: „Wir sind Räuber und wünschen von unserm Unternehmen abzustehen." — „Ihr seid in Sicherheit"! ist dann die Antwort, und man kocht sogleich Kaffee und bewirthet die Fremden, so lange sie bleiben wollen. Bei ihrer Abreise erhalten sie hinlänglich Nahrungsmittel, um die Heimat erreichen zu können. Sollten ihnen unterwegs Leute desselben Stammes feindlich begegnen, so ist ihre Erklärung: „Wir haben in diesem oder jenem Zelte Salz gegessen", und

unangefochten läßt man sie ziehen. Jedenfalls würde sie das Zeugniß ihres Wirthes aus den Händen der Leute seines eigenen als auch irgend eines befreundeten Stammes befreien. Der Gastschutz dauert drei und einen halben Tag, weil man annimmt, daß die beim Gastfreund genossene Speise so lange im Magen liegen bleiben könne. (Aus diesem Grunde, bemerkt Wetzstein, erkundigen sich die Beduinen der Syrischen Wüste, wenn sie Jemand geplündert haben, ganz genau, bei wem er in den letzten drei Tagen gegessen, und haben sie Ursache, dessen Rache zu fürchten, so geben sie sofort das Geraubte zurück.) — Sollten aber die Räuber so ruppiger Gesinnung sein, daß sie, nachdem sie gastfrei von ihren Beschützern bewirthet worden sind, auf ihrer Rückreise Leute vom Stamme des Letzteren berauben, so wendet sich ihr Wirth auf die Anzeige der Geplünderten an den Scheich des Stammes der Räuber und fordert das entwendete Gut zurück, weil es gegen die Gesetze der Ehre und der Gerechtigkeit gestohlen sei. Wird die Beute zurückgegeben, so ist Alles abgemacht. Weigern sich aber die Räuber, so erscheint ihr voriger Wirth mit dem kupfernen Kessel, aus dem sie gegessen, beim Scheich ihres Stammes und sagt zu den vorgeladenen Frevlern: „Dies ist das Gefäß, aus welchem ihr gegessen habt (das Zeichen des gewährten Schutzes in der Gefahr); gebt deshalb das gestohlene Vieh oder sonstiges Gut heraus!“ Fügen sie sich, so ist der Handel noch freundschaftlich erledigt, weigern sie sich aber ferner noch, so ergreift der Araber den Kessel und erklärt öffentlich: „Ihr seid Treulose und sollt überall als solche angezeigt werden!“

Noch eines Falles müssen wir in der Raubordnung der Beduinen als recht charakteristisch gedenken. Wenn nach vollbrachter That die Räuber mit ihrer Beute auf dem Rückwege von den Leuten des geplünderten Stammes oder deren Freunden eingeholt werden und es gelingt, ihnen das geraubte Gut wieder abzujagen, so geht dasselbe in das Eigenthum dessen über, der es den Räubern abnimmt; es wird nicht dem ersten Besitzer zurückerstattet. Wer bei dieser Gelegenheit einen Harami ergreift, behandelt ihn als einen Rabîet.

Wie wir aus der bisherigen Schilderung der Beduinen schon ersehen können, bewegt sich das Leben dieser Naturmenschen bei aller Ungebundenheit doch keineswegs außerhalb gegebener Gesetzesschranken. Es ist das uralte Herkommen der Wüste, welches als Stammesehre und -Sitte und in Form von Rechtsentscheidungen die Triebe und Leidenschaften des Einzelnen regelt. Wenn auch der Beduine durch keine förmliche Macht gezwungen wird, das Herkommen zu beobachten, so fügt er sich demselben unter dem Druck der gesellschaftlichen Verhältnisse doch allenthalben, und nur die aus den Stämmen Ausgestoßenen leben vollkommen ohne Schranken, — aber auch rechtlos. Wenn Burton auf die Frage, „wie unter Leuten mit solchen Eigenschaften eine Gesellschaft möglich sei“, die Antwort giebt: „Sie haben so eine Art von Löwengesellschaft, in welcher jener, der am meisten Stolz und Trotz, Tapferkeit und Ausdauer zeigt, eine Obergewalt über die Anderen erhält“...., so ist dies nur eine schöne Phrase, die durchaus nicht den Kern der Sache trifft.

Allenfalls ist sie im Vergleich der Beduinen mit den Engländern anwendbar, da viele englische Reisende keinen andern Maßstab haben als England und Schottland und von der englischen Detailbeobachtung aus ins Blaue hinein verallgemeinern und vergleichen. Fest steht, daß die Beduinen äußerlich scheinbar gesetzlos dahinleben, in Wirklichkeit ist aber das Thun und Lassen dieses in Jahrtausend alten Formen sich bewegenden Volkes ebenso wie das unsrige geregelt, nur sind seine Gesetze und Rechtsanschauungen anders als die uns gewohnten. Recht deutlich zeigt uns, wie mit der Ungebundenheit — Gesetzlichkeit Hand in Hand geht, die Stammes- und Rechtsverfassung der Beduinen.

„Die Araber sind eine freie Nation", sagt Burckhardt und fährt dann fort: „Die Freiheit und Unabhängigkeit der Einzelnen unter ihnen grenzt beinahe an Anarchie. Aus langjähriger Erfahrung scheint es sich aber zu ergeben — denn ihr politischer Zustand hat seit undenklichen Zeiten keine Veränderung erfahren — daß ihre Civilinstitutionen ihren Gewohnheiten und ihrer Lebensweise ganz angemessen sind, obschon sie auf den ersten Blick nicht von der Art zu sein scheinen, um den großen Zweck der Gesetzgebung, Beschützung des Schwachen gegen den Stärkeren, sicher zu erreichen."

Jeder arabische Stamm steht unter einem obersten Scheich, und jedes Lager — denn ein Stamm zerfällt oft in mehrere Lager — hat einen Scheich, oder wenigstens einen Mann von Ansehen an der Spitze. Wenn auch der Scheich keine merkliche Autorität über die Leute seines Stammes besitzt, so kann er doch durch seine persönlichen Eigenschaften großen Einfluß gewinnen. Befehle von ihm nimmt Niemand an, sie werden kaltlächelnd zurückgewiesen, aber seinem Rath und Beispiel folgt man. Die Würde des Scheichs ist meist in der Familie erblich, doch wird sie auch bei Unzulänglichkeit auf einen Mann aus einer andern Familie übertragen.

Der Scheich, der vollmachts- und autoritätslose Vertreter des Stammes oder des Lagers, bezieht von seinen Leuten kein Einkommen, im Gegentheil erwächst ihm aus seinem Amte durch die hauptsächlich von ihm zu übende Gastfreundschaft gegen Fremde ein beträchtlicher Aufwand, und er muß dazu seinen Einfluß durch große Freigebigkeit zu stärken suchen. Die Mittel, seine Standesunkosten zu bestreiten, sind der Tribut, den er etwa von den Dörfern erhebt, seine Beuteantheile und der Durchgangszoll der Karawanen. Steht er mit einem türkischen Gewalthaber in Verbindung, so erblüht ihm vielleicht für friedliches Verhalten oder durch Zuwendung von Karawanenbegleitung ein ansehnlicher Gewinn, im Uebrigen ist er aber auf sein Privatvermögen angewiesen. Der Besitzstand bei den Beduinen ist jedoch, wie wir wissen, eine sehr unsichere Sache, da er durch einen plötzlichen Ueberfall oder durch eine Raubthat schnell verloren gehen kann. Deshalb sind auch die Wüstenritter Philosophen, indem sie dem Reichthum keinen großen Werth beilegen. Hat einer satt zu essen und außerdem noch so viel, daß er einen Gast bewirthen kann, so ist er zufrieden und fühlt sich dem reichsten Scheich gleich.

Der Scheich ist im Kriegszustand dem Agîd oder Anführer untergeordnet; nur bei wenigen Stämmen sind beide Würden in einer Person, beziehentlich

einer Familie vereinigt. Die Trennung beider Aemter bezweckt, dem Scheich keine größere Ueberlegenheit einzuräumen.

Die eigentliche Regierung des Stammes wird von der Stammesversammlung ausgeübt, zu welcher die Häupter der Familien und Geschlechter und sonstige angesehene Männer zusammentreten. Sie beschließen nach Zehme („Arabien und die Araber", Halle 1875), über Krieg und Frieden, über Streitigkeiten, fällen und vollziehen Urtheile. Verrath am Stamm wird mit dem Tode bestraft; für andere Verbrechen giebt es Ausstoßung, eine Strafe, so hart wie der mittelalterliche Bann. Der Ausgestoßene verliert alle Rechte und alle Habe und wird von keinem Stamme aufgenommen. Drei Tage darf Niemand ihm folgen, um etwa seine Zufluchtsstätte zu erfahren; dann aber ist er vogelfrei. Mit anderen Bauwak, wie diese Ausgestoßenen heißen, zusammen, bildet er dann Banden, die, weil ohne jeden Wüstencomment, sehr gefährlich sind.

Wie schon bemerkt, wird Niemand gezwungen, sich den Stammesanordnungen zu fügen, und wer es nicht thun will, siedelt sich in einem andern Stamme an. Da auch die Familien und Geschlechter innerhalb des Stammes von einander unabhängige Verbände bilden, die bei Meinungsverschiedenheiten auf ihre Macht an streitbaren Männern sich stützen, so kommt es vor, daß wenn keine Einigung zu erzielen ist, zwischen einzelnen Theilen des Stammes Fehde ausbricht, oder daß der Eine oder Andere sich absondert und einen neuen Stamm gründet.

Streitigkeiten, welche nicht durch den Scheich oder die Stammesversammlung beglichen worden sind, legt man auch zur Entscheidung einem Kadi el-Arab vor. Dieser Richter der Araber ist immer ein durch Verstandesschärfe, Gerechtigkeitsliebe und Erfahrung in den Rechtsgewohnheiten ausgezeichneter Mann. Das Gesetz, nach welchem er urtheilt, ist das Herkommen der Wüste und nicht der Koran, der nur bei dem schriftgelehrten Richter (Kadi el-Scheria) der moslemitischen Städte zu finden ist. Das Amt ist meist in der Familie erblich, doch wird auch an Stelle eines dummen Erbrichters ein geeigneter Mann gewählt. Nicht alle Stämme haben einen Kadi, sondern oftmals ist ein solcher nur bei einem ganzen Hauptstamme anzutreffen, was wol seinen Grund in dem Mangel an Beschäftigung bei einem einzelnen Stamme haben mag, denn die Prozeßkosten sind für die Beduinen abschreckend hoch. Ist z. B. ein Hengst oder eine Stute der Gegenstand eines Rechtsstreites, so können die Kosten bis auf ein Bekra (junges weibliches Kameel), sich belaufen, während ein Kameel ein Dahab (ca. 7 Mark) Sporteln verursachen kann; handelt es sich um Geld, so fällt dem Kadi der vierte Theil der streitigen Summe zu. Die Kosten hat immer derjenige zu tragen, der den Prozeß gewinnt, niemals der Verlierer, — eine schöne Einrichtung für böswillige Schuldner.

Sobald zwei Streitende vor einem Kadi erscheinen, übergeben sie ihm ihre Waffen als Zeichen, daß sie für jetzt ihr Recht aufgeben, den Streit durch persönlichen Kampf zu entscheiden.

Der Kadi erkennt immer auf Bußen in Geld oder Vieh, für jedes Vergehen in bestimmter Höhe; die Furcht vor diesen Strafen erhält unter dem

Stamme die Ordnung und Ruhe. Alle beleidigenden Redensarten, wie z. B. „Du behandelst Deine Gäste schlecht" — „Du bist ein Sklave" — „Du bist ein Heteyme" (ein verachteter Stamm der Kebliaraber) — „Ich kenne Dich gut" — „Du bist aussätzig" &c., ferner ein Schlag, wie leicht er auch sei, aber verschieden nach dem getroffenen Körpertheile, die Zufügung einer Wunde — Alles hat seine bestimmte Strafe. Die Verhängung derselben ist charakteristisch. Folgender Rechtsfall mag nach Burckhardt als Beispiel dienen.

Bochît nannte den Dscholân einen Hund. Dscholân erwiederte die Beleidigung durch einen Schlag auf Bochît's Arm; alsdann versetzte Letzterer dem Dscholân mit dem Messer eine Wunde in die Schulter. — Bochît ist deshalb dem Dscholân schuldig:

für die beleidigenden Ausdrücke . . . 1 Schaf,
für Verwundung seiner Schulter . . . 3 Kameele.

Dscholân aber ist dem Bochît schuldig:

für den Schlag auf seinen Arm . . . 1 Kameel.

Bochît muß also dem Dscholân noch herausgeben: 2 Kameele und 1 Schaf.

Merkwürdig ist auch die Buße für einen getödteten Wachthund. Der todte Hund wird beim Schwanze gepackt und emporgehoben, sodaß die Schnauze gerade den Boden berührt. Die Länge des Hundes giebt man einem in die Erde gerammten Stock, der vom Schuldigen nun mit soviel Weizen umschüttet werden muß, bis der Stab bedeckt ist. Dieser Weizenhaufen gehört dem Eigenthümer des Hundes.

Das Gerichtsverfahren ist kurz folgendes: Sind Zeugen vorhanden, so giebt der Kadi auf der Stelle die Entscheidung, andernfalls muß der Angeklagte durch einen feierlichen Eid seine Unschuld versichern, worauf er frei gesprochen wird. — Bemerkt sei, daß die Beduinen, obwol sie im gewöhnlichen Verkehr bei Geschäften beständig Gott als Zeugen anrufen, doch nur sehr schwer zu einem feierlichen Eid zu bewegen sind, da sie übernatürliche Folgen, auch bei aller Richtigkeit, mit demselben verbunden glauben. Lieber erträgt der Wüstensohn den Verlust einer kleinen Summe, als daß er sich den gefürchteten Folgen eines Eides aussetzt.

Kommt ein Fall vor, der den Scharfsinn eines Kadi's übersteigt, z. B. wenn Zeugen von gleicher Glaubwürdigkeit einander direkt widersprechen, so sendet der Wüstenrichter die streitenden Theile vor den Mebesschae, welcher sie dem Gottesurtheile unterwirft. Er macht einen der langen eisernen Löffel, wie sie beim Kaffeebrennen benutzt werden, in einem Feuer rothglühend und leckt das obere Ende an beiden Seiten. Alsdann legt er den Löffel wieder ins Feuer und befiehlt dem Angeklagten zuerst den Mund mit Wasser auszuspülen und dann den Löffel zu lecken, wie er es gethan habe. Verbrennt sich nun der Angeklagte die Zunge, so ist er schuldig, andernfalls geht er frei aus. — Wenn Jemand eines Mordes beschuldigt ist und die That leugnet, oder wenn eine andere Sache vorliegt, die, dem arabischen Ausdrucke nach, Blut zum Gegenstand hat, so wird immer der Mebesschae angerufen. In einem solchen Falle ist die Aussage von Zeugen, wie zahlreich dieselben auch sein mögen, nicht zulässig, und eben so wenig kann ihn der Kadi entscheiden.



Türkei II. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Arabisches Tribunal.

Wenn ein Beduine mit dem Urtheile seines Kadi unzufrieden ist, so kann er sich an einen andern oder an mehrere wenden, die aber in der Regel den ersten Spruch bestätigen. Glaubt er dennoch, daß ihm Unrecht geschehen sei, so kann er das Gottesurtheil beim Mebesschae verlangen, und fällt auch dieses gegen ihn aus, so braucht er sich aber immerhin dem Spruche nicht zu unterwerfen, denn es giebt keine gesetzliche Macht, welche ihn dazu zwingen könnte. In solchen Fällen entscheidet dann das Schwert als die letzte Instanz zwischen den Streitenden. Die Verwandten derselben suchen aber, um nicht nach einem solchen Austrage die Blutrache üben zu müssen, einen Vergleich herbeizuführen, der denn auch oft gelingt, da die Araber für Vorstellungen der Verwandtschaft immer zugänglich sind.

Eine andere Einrichtung, die viel zur Ruhe unter den Stämmen beiträgt, ist die des Wasi oder Schirmvogtes. Wenn ein Araber für die Sicherheit seiner Familie noch nach seinem Tode sorgen will, so bittet er einen Andern, der Wasi seiner Kinder zu werden. Nimmt dieser das ihm zugeführte weibliche Kameel, so wird er und die ganze Familie erblicher Beschützer der Nachkommenschaft des Andern. Die Schutzpflicht geht nach der Ordnung ihrer Einsetzung auf die Erben über. Hat A z. B. den B zum Wasi seiner Kinder gemacht, so sind B's Söhne Beschützer von A's Enkeln und B's Enkel Beschirmer von A's Urenkeln u. s. w., aber A's Urenkel haben keinen Anspruch auf den Schutz von B's Kindern. — Diese Einrichtung des Wasi ist nicht allgemein durch die Wüste verbreitet, aber im Nedschd hat nach Burckhardt fast jeder Araber seinen Beschützer in einer andern Familie und ist selbst der Wasi einer dritten Familie. Diese gegenseitigen Schutzversicherungen sind besonders wohlthätig für Minderjährige, für Weiber und alte Männer, die den Anforderungen ihrer Söhne entgegentreten müssen.

Inniger gestaltet sich das Schutzverhältniß in dem sogenannten Bruderbund (Chuwwat el-ahed), einer der serbischen Bundesbrüderschaft sehr ähnlichen Wahlverwandtschaft. Sie wird sowol unter den Hadarî (den seßhaften Arabern), als auch unter den Beduinen angetroffen und ist wol vormohammedanischen Ursprungs. Der Bruder muß den Bruder vor Verleumdung schützen und ihm in Gefahr beispringen. Wofern es nöthig, muß der Eine für den Unterhalt des Andern sorgen, und der Ueberlebende hat große Verpflichtungen gegen die Familie des Gestorbenen. In Damaskus sind Hunderte, vielleicht Tausende auf solche Weise verbrüdert. Die Heirath zwischen einem Mann und einer Frau, unter denen dieser Bund besteht, gilt für Blutschande.

Das wirksamste Mittel aber, den gewaltthätigen Sinn der Beduinen zu zügeln, ist die Blutrache (Thar). „Wer das Blut eines Menschen vergießt, ist der Familie des Getödteten Blut schuldig", ist ein bei den Arabern allgemein giltiges Gesetz. Auch der Koran erkennt es an, doch beschränkt er die Wiedervergeltung nur auf die Person des Todtschlägers, wogegen die Beduinen dieselbe zur Chômse oder zur Verwandtschaft fünften Grades ausdehnen, d. h. es haben alle Diejenigen das Recht die Blutrache zu üben, deren vierter Vorfahre der vierte Linealascendent des Getödteten war, und andererseits haben Alle, welche im fünften Glied aufsteigender Linie mit dem Todtschläger

(Dammâwi) gemeinsamer Abstammung sind, die Blutrache zu gewärtigen. Da die Araber, wie alle Leute blauen Blutes, in der Genealogie der Geschlechter sehr stark sind, so fällt ihnen die Ermittelung des Wirkungskreises der Blutrache nicht schwer und eine heilige Pflicht ist es ihnen, dieselbe auszuüben.

Um das Blut eines erschlagenen Verwandten zu rächen, gelten alle Mittel für gesetzlich, nur darf der Mörder nicht getödtet werden, während er Gast in dem Zelte einer dritten Person ist, oder wenn er seine Zuflucht in das Zelt seines Todfeindes genommen hat und einen Blutpreis anbietet. In der Regel wird vom Todtschläger, sobald er glaubt, daß seine That dem Rächer bekannt geworden, Letzterem eine Buße, die bei jedem Stamm festgesetzt ist, angeboten. Es hängt nun vom nächsten Verwandten des Getödteten ab, den Blutpreis anzunehmen oder nicht. Ist Letzteres der Fall, so flüchten sich der Dammâwi und alle Glieder seiner Chômse, manchmal mehrere 100 Zelte, zu irgend einem Stamme, wo sie der Arm der Rache nicht erreichen kann. Eine geheiligte Gewohnheit giebt dem Flüchtlinge drei Tage und vier Stunden, während welcher Zeit keine Verfolgung stattfinden darf. Die Exilirten, von denen fast in jedem Lager Einige anzutreffen sind, heißen Dschelâwi. Da die Blutrache und die Blutschuld bis auf die späteste Generation erblich ist, so kommt es oft vor, wenn kein Ausgleich zu ermöglichen war, daß ein Geschlecht 50 Jahre und länger als Dschelâwi bei einem fremden Stamme weilt.

Was die Höhe des Blutpreises anlangt, so gelten darüber bei den Anêse folgende Bestimmungen: für den Todtschlag eines Stammesgenossen sind zu bezahlen: 50 weibliche Kameele, ein Delûl (Reitkameel), eine Stute, ein schwarzer Sklave, ein Panzer und eine Flinte. Die letzten fünf Preistheile bilden die sogenannte Sola, während der ganze Betrag Dieh genannt wird. — Tödtet ein Anêse einen Angehörigen eines andern Stammes, oder ein Fremder einen Anêse, so wird der Dieh nach dem Herkommen des fremden Stammes festgesetzt. Bei den Stämmen der Arab el-Schemâl gilt das Blut in der Regel 1000 Piaster (d. s. Mark), bei den Benu Harb in Hedschâs 8000 Dollars oder 100 weibliche Kameele, bei den Benu Amîr nur 500 Piaster. Die Qualität der im Dieh begriffenen Dinge wird nicht berücksichtigt; ist nur das Delûl ein gutes starkes Thier, so kann die Stute von der schlechtesten Rasse und die Flinte nicht mehr als einige Piaster werth sein. Die ganze Zahl der Kameele wird selten verlangt, denn die Freunde des Todtschlägers mit ihren Frauen und Töchtern besuchen den Blutgläubiger und handeln tüchtig davon ab. Niemals wird aber die Stute, der Sklave und die Flinte erlassen.

Kann der Schuldige den Dieh nicht aus eigenen Mitteln aufbringen, so wendet er sich an die Chômse oder auch an den Stamm zur Beihülfe. Ist er ein beliebter Mann, so wird solche nicht selten in der reichlichsten Weise gewährt, so daß manchmal über den Blutpreis noch ein Erkleckliches dem Dammâwi verbleibt. Erfreut sich der Schuldige keiner Unterstützung, oder wird solche, wie es bei manchen Stämmen der Fall ist, überhaupt nicht gewährt, so wird der Dieh oft erst im Laufe von zwei oder drei Jahren entrichtet. Bei Todtschlag in der Verwandtschaft muß dagegen der Blutpreis baldigst gesammelt und gezahlt werden.

Auch für die im Kriege Gefallenen wird, wenn nicht beim Friedensschluß die Unterlassung ausbedungen, die Blutrache geübt. Da es sehr schwierig ist, die Schuldigen zu ermitteln, so wendet man sich, wenn Letztere leugnen, an den Mebesschae, und der glühende Löffel muß entscheiden. — Ist es beim Kampfe im offenen Kriege in herkömmlicher Weise zugegangen, so lautet die Formel der Blutrache: „Zwischen dem und dem Stamme ist Blut", hat sich aber die eine Partei Grausamkeiten zu Schulden kommen lassen, indem sie vielleicht Gefangene oder Verwundete tödtete, so heißt es: „Zwischen uns ist Blutvergießen", und der rächende Stamm sucht dann unter denselben Umständen die doppelte Zahl der Gefallenen vom Feinde zu tödten. Wegen der Blutrache sind indessen die Kriege zwischen den Stämmen sehr wenig blutig, und es kommt nicht selten vor, daß selbst nach jahrelanger Fehde auf beiden Seiten nur 15—20 Mann gefallen sind.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf das gesellschaftliche Leben der Beduinen. Ihrem geselligen Charakter nach, den Burckhardt als einen wahrhaft liebenswürdigen bezeichnet, wenn kein Gewinn in Frage kommt, dürfte das Zusammenleben der Wüstensöhne nicht so übel sein, als wie man nach dem Burton'schen Ausspruch erwarten muß. Sie zanken sich zwar oft mit einander, meint Burckhardt, aber wenn der Friede wieder hergestellt ist, sind sie immer bereit, sich gegenseitig Beistand zu leisten. „Salâm alêkum" („Friede sei mit Euch") und darauf Tajib (d. h. wohl) ist in der Wüste der allgemeine Gruß. Die verschiedenen Redensarten, die man in den Städten bei der Begrüßung austauscht, sind dem Beduinen unbekannt. Unschicklich ist es, Jemand nach seiner Familie und seinem Stamme zu fragen, worauf aber auch selten eine richtige Antwort gegeben würde, denn der Frager könnte ja ein heimlicher Feind sein. Einen Fremden spricht man in der Wüste in der Regel mit „Onkel" an, z. B. „He, Onkel, hast Du etwas Wasser bei Dir?" — „Ja, ich bin damit versehen, mein Bruder, und es steht Dir davon zu Diensten." — Die Unterhaltungssprache der Beduinen ist reich an gewählten Ausdrücken und zeichnet sich vor der städtischen durch Reinheit der Aussprache und Satzfügung aus. Burckhardt sucht den Grund dieser seltenen Erscheinung, daß der Naturbursche den kultivirten Städter in der Sprache übertrifft, in der Gepflogenheit der Beduinen, Gedichte auswendig zu lernen und häufig herzusagen. Die Dichtkunst steht bei ihnen in hohem Ansehen, ein abermaliger Beweis, daß sie keineswegs die Wilden sind, wie sie die formensteifen Engländer, z. B. Palgrave, schildern, weil ihnen europäische Lebensart mangelt. Der genannte Reisende beschreibt seine Erlebnisse in einem Lager der Scherârât, die er als die erbärmlichsten unter den erbärmlichen Nomadenstämmen bezeichnet.

„Der Häuptling und einige zwanzig Knaben und Männer", sagt Onkel Palgrave, „kamen heran und setzten sich nach einem kurzen Gruß auf Beduinenart vor uns in einem Halbkreise nieder. Jeder hielt einen kurzen Hakenstock, mit dem die Kameele angetrieben werden, in der Hand, um damit beim Sprechen zu gestikuliren oder während der Pausen der Unterhaltung zu spielen, während die Jüngeren, weniger Redegewandten, uns angafften und zum Zeitvertreib getrocknete Kothkugeln aufhoben und herumwarfen."

Aber wie soll ich die Unterhaltung beschreiben, ihre Fragen und Antworten, ihre Manieren und Geberden? Einer liegt der Länge nach auf den Boden gestreckt, ein Anderer zieht gedankenvoll mit seinem Stocke Linien in den Sand, ein Dritter grinst, ein Vierter thut nichtssagende oder impertinente Fragen oder macht Späße, die für witzig gelten sollen, in der That aber im höchsten Grade plump sind. Dazwischen drängen sich die Knaben vor und unterbrechen die Aelteren — ich kann nicht sagen, die Besseren — ohne die geringste Achtung und Ehrerbietung. Bei Alledem kann man aber ihnen keine absichtliche Ungebührlichkeit zur Last legen; im Gegentheil sind Alle von dem aufrichtigsten Wunsche beseelt, sich dem Ankömmlinge angenehm zu machen; nur wissen sie nicht, wie sie sich dabei benehmen sollen. Was kann man auch von den Leuten erwarten, die ihr ganzes Leben als Kameeltreiber in der freien Wüste hinbringen, ohne Gesetz, ohne Religion, ohne Unterricht, ohne Beispiel, die statt dessen nichts Anderes kennen als den drückendsten Mangel, beständige Entbehrung, häufige Gefahren und nirgends Sicherheit. Das ist die Erziehung der Wilden, — und daß eine solche Schule solche Zöglinge entläßt, ist vollkommen naturgemäß." — So weit könnte man mit Palgrave ganz zufrieden sein und meinen, daß es aller Ehren werth sei, daß ein im Urzustand lebendes Volk so viel Gesittung besitzt. Der Engländer denkt aber anders und sagt: „Ich wünsche, daß Diejenigen, deren Einbildung sich in ideellen Bildern des Wüstenlebens gefällt und welche die Beduinen und deren Zustände für bewunderns- oder beneidenswerth halten", — Palgrave sollte solche Schwärmer nennen — „nur drei Tage in einem Lager der Scherârât zubringen könnten, da würden sie mit eigenen Augen sehen, bis zu welcher Tiefe der Entwürdigung die edelste Rasse, welche die Erde trägt, unter einem Jahrhunderte langen Einflusse des Nomadenlebens sinken konnte." („Narrative of a year's journey through central and eastern Arabia (1862—63) by W. G. Palgrave", London 1865, I, S. 24. Vgl. auch deutsche Ausgabe: „Palgrave, W. G., Reisen in Arabien", Leipzig 1867.)

Wenn auch in den von Palgrave durchzogenen Gegenden vom Scherâ-Gebirge bis zum Dschauf früher zahlreiche Städte bestanden haben und die heutigen Scherârât die Nachkommen der ehemaligen in den Urzustand versunkenen Stadtbewohner sein mögen, so kann doch von „Entwürdigung" (degradation) der Rasse keine Rede sein, da im heutigen Beduinenleben nur der uralte Nomadenzustand des Volkes sich erhalten hat.

Daß die Beduinen trotz ihrer Rauheiten kein verkommenes Volk sind, geht auch aus Burckhardt's Bemerkungen über ihr Liebesleben deutlich hervor. „Die Beduinen", sagt er, „sind vielleicht das einzige Volk des Morgenlandes, unter welchem es echte Liebespaare im eigentlichen Sinne giebt. Von der Leidenschaft der Liebe pflegen zwar die Bewohner der Städte viel zu sprechen, aber ich zweifle, ob sie etwas Anderes darunter verstehen als die gröbste, thierische Begierde; wenigstens ist mir kein Beispiel von ausdauernder Liebe im Unglück bei ihnen bekannt geworden, während dagegen viele Personen täglich die vollkommenste Gleichgiltigkeit unmittelbar nach dem Genuß an den Tag legen."

Der stehende Ausdruck, mit dem sich der ins Gefecht gehende Beduine von der Dame seines Herzens verabschiedet, ist: „Ich gehe in den Kampf und Tod deinen Augen zu Liebe.“ So heißt es in einem Kriegslied:

Mutter, reiche meinem Füllen gutes Futter!
Treulos haben sie uns den Vertrag gebrochen.
Blutig will ich färben meiner Lanze Ring,
Für das Auge des Mädchens mit knospender Brust.

Den Zügel des ersten Beuterosses schlingt der Krieger um die Hand des Weibes, das er auszeichnen will; doch verlangt es der Anstand, daß sie es ihm nach der Schlacht zurückgiebt.

Während in den Städten die mohammedanische Sitte die Geschlechter auseinander hält, so daß ein Mann ein fremdes weibliches Wesen nur als seine Frau kennen lernen kann, haben die Beduinen häufig Gelegenheit, mit den Töchtern ihrer Nachbarn bekannt zu werden. Ihre Liebe keimt oft schon in den Tagen der Jugend auf und wird eine Reihe von Jahren hindurch genährt. Die Beduinenmädchen sind aber sehr spröde und lassen nur wenig von ihrer Neigung merken; natürlich gestatten sie am allerwenigsten dem Liebhaber persönliche Freiheiten. Erst die Hochzeit bringt das Paar zusammen.

Die Hochzeitsbräuche sind bei den Stämmen sehr verschieden. Sehr einfach gestalten sie sich bei den Anêse. Wenn ein Mann ein Mädchen zu ehelichen wünscht, so sendet er einen Freund zum Vater der Erwählten als Unterhändler. Stimmen Vater und Tochter mit ihren Ansichten überein, sodaß der Heirath nichts mehr im Wege steht, so ergreift der Freund die Hand des Vaters und spricht: „Du erklärst, daß Du Deine Tochter dem N. N. zum Weibe giebst?“ worauf die bejahende Antwort ertheilt wird. Ist der Hochzeitstag bestimmt — gewöhnlich fünf oder sechs Tage nach der Zusage oder Verlobung (Talab) — so kommt der Bräutigam mit einem Lamm in seinen Armen zum Zelte des Brautvaters und schneidet hier vor Zeugen dem Lamm den Hals ab. Sobald das Blut auf die Erde fällt, gilt die Heirathsförmlichkeit als vollzogen. Die Männer und die Mädchen belustigen sich nun mit Schmausen und Singen. — Bald nach Sonnenuntergang zieht sich der Bräutigam in ein Zelt zurück, welches in einiger Entfernung vom Lager für ihn aufgeschlagen worden ist, und erwartet hier seine Braut. Das verschämte Mädchen läuft indessen von einem befreundeten Zelte zum andern, bis sie endlich gefangen und im Triumph von einigen Weibern zum Hochzeitszelt geführt wird. Der Bräutigam muß die Braut gewaltsam in das Innere ziehen. Die Neuheit der Lage veranlaßt natürlich ein junges Mädchen zu schreien und dies gehört zum jungfräulichen Anstand. Sehr unangemessen würde man aber dieses Schreien von einer sich wieder verheirathenden Wittwe oder geschiedenen Frau halten.

Bei den Sinaibeduinen wird das von der Weide zurückkehrende Mädchen — das Viehhüten ist die Hauptbeschäftigung der Mädchen — vom Liebhaber und einigen seiner Freunde überfallen und unter heftiger Gegenwehr zum Zelte des Vaters geführt, wo es mit den Worten „Niemand soll Dich bedecken, als der und der“ mit einem Abbâ (Mantel) über den Kopf verhüllt wird.

Die Braut, die oft erst in diesem Augenblick den Namen ihres Zukünftigen erfährt, setzt man nun, mit den neuen vom Bräutigam geschenkten Kleidern geschmückt, auf ein Kameel und führt sie, die immer noch schreien und sich wehren muß, nach dem Zelte des Bräutigams. Ist das Mädchen ganz gegen seinen Willen verheirathet worden, so kann es schon den nächsten Morgen im Zelte ihres Vaters Schutz suchen und Niemand zwingt sie zum ungeliebten Manne zurückzukehren. Liegt ein solcher Ausnahmefall nicht vor, so verlangt es der Anstand, daß die junge Frau 14 Tage lang das Zelt nicht verläßt, höchstens bei Nacht. — Bei einigen Sinaistämmen besteht auch die Sitte, daß das Mädchen, nachdem es mit dem Abbâ bedeckt worden ist, in das Gebirge entflieht und sich dort vom Bräutigam suchen läßt, was je nach Neigung schwer oder leicht gemacht wird. Das Pärchen bleibt im Freien. Auch in den nächsten Tagen darf die junge Frau wieder fliehen und sich suchen lassen, bis sie endlich in das Zelt ihrer Familie zurückkehrt; erst wenn sie in der Hoffnung sich fühlt, theilt sie das Zelt ihres Mannes.

Wetzstein theilt u. A. auch Einiges über Hochzeitsgebräuche der Beduinen mit: „Bei den Nomaden", sagt er, „gehen einer Hochzeit mehrere Polterabende, Talilât genannt, unmittelbar vorher, welche für die Jugend der Niederlassung ebenso viele Feste sind, die mit Sehnsucht erwartet und lange nicht vergessen werden. Der Beginn derselben wird dadurch angezeigt, daß nach dem Abendessen vor dem Zelte der Braut große Feuer angezündet und Musketen abgeschossen werden. Desgleichen stimmen die Frauen gewisse nur bei Hochzeits- und Beschneidungsfeierlichkeiten übliche Lieder an, die, in sehr hohen Tönen gesungen, weithin hörbar sind und von ihrer Tragweite el-Mutawwahât, „die weithin tragenden", oder wörtlicher „die in die Ferne geworfenen" heißen. Nach jeder Strophe folgt eine Sagruta, der Jubelruf, von welchem weiter unten die Rede sein wird. Wie die Nachbarn das sehen und hören — und so weit die Feuer sichtbar und der Schall hörbar, sind Alle eingeladen — so pflanzt sich von Zelt zu Zelt der Ruf: „Isrû, isrû, zum Zug, zum Zug!" fort, und Männer, Weiber und Kinder kommen, nicht einzeln, sondern zu größeren festlich geordneten Zügen vereinigt, zum Brauthause, Musketen abfeuernd und Marschlieder singend. Man hat für diese Züge eigene Liedchen in großer Menge; sie sind ihrer Masse nach weiter nichts als ein allerliebstes Reimgeklingel, nach dessen Takt sich der Zug fortbewegt, und dessen Zweck kein anderer ist als der, der allgemeinen Fröhlichkeit in anständiger, den Ausbrüchen der Roheit vorbeugender Form Ausdruck zu geben. Dergleichen Verse sind:

Ich fürchte mich nicht, und zieh in der Nacht und fürchte mich nicht,
Ich verzichte nicht, und begehre mein Lieb' und verzichte nicht;
Wie ein nächtlicher Dieb, und komm' über sie wie ein nächtlicher Dieb;
Der Gürtel, ach, ihr geflochtener Gurt, und des Liebchens Flechten, so lang wie der Gurt.

oder:

Laß uns ziehen, bring' das Delûl (Reitkameel), laß uns ziehen!
Es wohnt nicht im Wald, es ist kein Dachs, mein Lieb' ist ein Reh, es ist kein Dachs;
Ich wünsche mein Grab, zwischen ihren Brüsten wünsch' ich mein Grab.

Nach jedem Stück erhebt der weibliche Theil des Zuges eine Sagrûta. Kommen sie an, so ist eine Sagrûta und eine Gewehrsalve der „Gute Abend“, und das gleiche der Willkommen. Während dann die Alten sich an den Kaffee und die Pfeife halten und sich an der Freude der Jugend ergötzen, geht die letztere schon nach der ersten Tasse Kaffee zum Tanz über, an dem sich Unverheirathete beider Geschlechter betheiligen.

Die erwähnte Sagrûta, in Damask Salgûta, ist der Jubelruf, den die weiblichen Personen einer Familie, ihre anwesenden Freundinnen und Nachbarinnen bei einem größeren häuslichen Feste ertönen lassen, z. B. bei der Beschneidung eines Knaben, der Hochzeit einer Tochter, der Rückkehr des Hausherrn von einer langen gefahrvollen Reise. Greifen die Männer eines Stammes den Feind an, so erheben alle Weiber und Mädchen, die sich immer im Hintertreffen befinden, die Sagrûta, um die Krieger zur Tapferkeit und Todesverachtung anzuspornen. Sie besteht darin, daß man die Silbe li in den hellsten Tönen so lange trillert, als es die Stimme bei einmaligem Athemholen vermag; nach kurzer Pause wird dieser Triller wiederholt. Bei häuslichen Festen ist die Sagrûta der vom Chor aller anwesenden Weiber angestimmte Refrain zu einzelnen Strophen, welche die Solosängerin, el-Kauwâla, „die Sprecherin“, genannt, vorträgt und deren Inhalt auf das gefeierte Ereigniß Bezug hat.

Bei manchen Stämmen muß bei einer Heirath dem Vater oder den sonstigen Verwandten der Braut ein bestimmter Preis gezahlt werden, der z. B. bei den Sinaibeduinen, je nach Familie und Schönheit der Erwählten, 5—30 Dollars beträgt. Wittwen und Geschiedene werden gewöhnlich um die Hälfte oder noch billiger abgegeben und ihre Hochzeit wird meist ohne Festlichkeiten gefeiert. In manchen Gegenden finden indessen Wittwen und Geschiedene leichter einen Mann als Mädchen. Im Dschebel Schammar z. B. giebt man eine Tochter gern dem ersten besten Fremden zur Frau und nimmt sie wieder zurück, wenn jener wegreist. Des italienischen Reisenden Guarmani's Begleiter, Mohammed, wurde in Gobar stark gedrängt, ein hübsches Mädchen aus angesehener Familie zu heirathen. Die Eltern verlangten 15 spanische Thaler und außerdem für Nebenspesen noch 10. Mohammed wollte aber vorher die Schöne sehen, weil das, wie er sagte, in seiner syrischen Heimat Brauch sei. Man willigte ein und die Holde wurde vorgestellt und als keusche Jungfrau belobt; man öffnete ihr den Mund, um zu zeigen, daß ihr kein Zahn fehle, man klopfte ihr stark auf den Rücken und sie hustete nicht, hatte also gesunde Brust und Lungen. Aber Mohammed wich dennoch aus. Am andern Morgen wurde sie ihm von der Mutter zugeführt, mit dem Bemerken, daß sie von den 25 Thalern noch etwas ablassen wolle; es lag ihr sehr daran, ihrer Tochter zeitweilig einen Mann zu verschaffen, damit sie dann bald Wittwe oder eine Geschiedene werde.

Die Stellung der Frauen ist keine günstige. Während die Männer den Tag mit Rauchen und Schwatzen verbringen und nur das Melken der Kameele besorgen, müssen die Weiber alle Arbeiten verrichten, kochen, füttern und, was besonders beschwerlich ist, das Wasser aus der oft entfernten Quelle in ledernen Schläuchen herbeischaffen. Im Ganzen werden sie aber immer

noch rücksichtsvoller behandelt als die Frauen der meisten orientalischen Völker. Es kommt selten vor, daß ein Mann seine Genossin schlägt, eine Barbarei, die ihm durch sein Recht der allzeitigen Scheidung erspart wird.

Im schlechtesten Licht zeigt sich aber der Beduine in seinem Verhältnisse zu seinen Eltern, namentlich, da das weibliche Geschlecht wenig gilt, zu seinem Vater. Sobald ein Bursche soweit mannbar geworden ist, daß er ein eigenes Zelt sich zulegen und heirathen kann, bekümmert er sich nicht im Geringsten mehr um seinen Vater, der, wenn alt und gebrechlich geworden, oft von der Mildthätigkeit des Stammes leben muß, während der Sohn in Hülle und Fülle sitzt. Er meint, daß sein Vater ihn nicht bei seiner Verheirathung mit Vieh oder sonst was unterstützt habe und daß er, weil er Alles seiner eigenen Kraft verdanke, deshalb seinem Erzeuger nichts schuldig sei. Bei dem Mangel an jeder Erziehung, denn die Kinder sind von jung auf sich selbst überlassen, ist allerdings diese Logik begreiflich. Sie führt auch in Verbindung mit der immer geduldeten Unbotmäßigkeit gegen den väterlichen Willen, noch während des Zusammenlebens der Söhne mit den Eltern, oft zu den betrübendsten Zerwürfnissen. Dieser Zug der Lieblosigkeit gegen die Eltern ist für alle Beduinen Arabiens, überhaupt für alle rohen Menschen charakteristisch, und wie bei den deutschen Bauern z. B. Fälle der eigennützigsten Gemeinheit gegen ihre auf den Auszug gesetzten Eltern nicht selten zu beklagen sind, so wissen auch die Reisenden von der Verworfenheit der südarabischen Beduinen in ihrem Verhältniß zu ihren Eltern zu berichten. Adolph v. Wrede war Zeuge, wie ein junger Bursche, dem wegen beharrlichen Ungehorsams sein Vater eine Ohrfeige gab, diesem ohne Weiteres sein Messer in die Seite stieß; er lief darauf etwa 100 Schritte fort und blieb dann stehen. „Der Vater ergriff trotz der erhaltenen gefährlichen Wunde sein Gewehr, zündete die Lunte an und zielte nach seinem Sohne, der auch mit der größten Kaltblütigkeit die Kugel seines Vaters erwartete. Jedoch übermannte den Vater die Liebe zu seinem Sohne, denn nachdem er einige Sekunden im Anschlag gelegen, senkte er sein Gewehr mit den Worten: „Nein! Es ist ein Mann!“ und bat seine Gefährten, seinem Sohne zu sagen, daß er nichts zu fürchten habe und zurück kommen könne. Der Bube kam auch ohne Scheu zurück, jedoch ohne ein Wort des Bedauerns oder der Reue an seinen Vater zu richten, holte die Kameele, belud sie mit Hülfe der Anderen und setzte seinen Vater, der mittlerweile verbunden war, auf eins derselben, Alles dieses aber mit einer Gleichgiltigkeit, als wäre gar nichts Besonderes vorgefallen. Keiner der Beduinen dachte nur im Entferntesten daran, dem Sohne Vorwürfe zu machen, im Gegentheil schienen sie die That des Knaben ganz natürlich zu finden. Einer, den ich frug, was den nun für eine Strafe erwarte, gab mir zur Antwort: „Gar keine, wenn ihn nicht sein Onkel umbringt. Es ist ja sein Vater und Brüder hat er keine.“ (Siehe Adolph v. Wrede's „Reisen in Hadramaut ꝛc.“ von Frhr. v. Maltzan, Braunschweig 1873, S. 238.)

Die Beduinen Südarabiens, die übrigens zum großen Theile von eingewanderten nördlichen Arabern abstammen, zeigen, wie wir schon aus diesem charakteristischen Vorfall sehen können, in Sitten und Denkungsart dieselbe

Ursprünglichkeit, wie ihre nördlichen Nomadenbrüder, und wir werden deshalb die Beduinen in der nachfolgenden Schilderung der Südaraber nicht weiter in Betracht ziehen.

Die nördlichen Städtebewohner sind, von den Wahâbîten abgesehen, im Allgemeinen ein durch den Islam verflachtes Volk, das sich mehr durch üble Seiten als durch Tugenden auszeichnet; wir werden es im nächsten Kapitel, bei unseren Wanderungen durch das Land, näher kennen lernen und wenden uns jetzt zu den Südarabern.

Die Südaraber zerfallen nach H. v. Maltzan in zwei große Völkerschaften, welche zwar sprachlich und historisch Vieles gemein haben, aber ihrem Aeußern nach sehr von einander abweichen. Wir meinen die nach arabischem Vorgang sogenannten Sabäer und Himjariten. Diese Namen gelten uns nur als historische Symbole; sie haben weder die genealogische Bedeutung, die ihnen die Araber beilegen, noch sind sie bei der Bevölkerung, mit Ausnahme der Gelehrten etwa, bekannt. „Sabäer" und „Himjariten" sind Sammelnamen für die Stämme Südarabiens, welche in ihrem Aeußern zwei von einander verschiedene Volkstypen zum Ausdruck bringen.

Ueber die geographische Vertheilung der beiden südarabischen Völkergruppen, der Sabäer und Himjariten, berichtet Maltzan Folgendes: Die Sabäer bewohnen noch jetzt, wie im Alterthum, den größten Theil von Jemen, d. h. Nord- und Central-Jemen. Das Imâmat von Sanâ, welches jetzt zu den türkischen Besitzungen gehört, war im Wesentlichen ein sabäischer Staat. Die Sabäer aber schweiften weit über Jemen hinaus; nach dem nördlichen Arabien, nach Mesopotamien, nach Nordafrika und auch, was uns hier wichtiger ist, nach den östlich von Jemen gelegenen Ländern, als nach dem Hochlande der Auwaliq bei Nissab (dem alten Sarw Madshig), wo heute noch der Stamm der Madshig sitzt; ferner nach Hadramaut, ja sogar bis in das bis Omân reichende Gebiet der Mahra und Hakili, der sogenannten Orauwivölker. — Viel enger begrenzt sind die heutigen Himjaren. Als ihr Reich, das weit über ihr Stammesgebiet sich ausdehnte, zerfiel, beschränkten sie sich auf ihre alten Wohnsitze, wo sie noch heute leben. Diese ziehen sich von der Meerenge Bab el-Mandeb im Westen bis zum Wadi Maifat im Osten, also über die Grenzen von Jemen hinaus. Im Süden bildet das arabische oder indische Meer, im Norden der 15. Breitengrad die Grenze.

Betrachten wir nun den physischen Unterschied zwischen den heutigen Sabäern und Himjaren. Erstere sind hellhäutig, gelblich, ganz wie die Centralaraber, mitunter noch gelber als diese. Die Himjaren dagegen sind sehr dunkel, daß man sie beinahe schwarz nennen könnte. Es giebt unter ihnen zwar auch hellhäutige Personen, doch sind sie aus sabäischem Lande eingewandert. Maltzan glaubt den Namen Himjare selbst von der Hautfarbe ableiten zu dürfen und zwar durch Unterlegung der Wurzel Hamr, d. h. „roth sein". Sowol die Araber als auch die Aethiopier nennen jene dunkle Hautfarbe, die zwischen schwarz und gelblich-braun die Mitte hält, „roth", und die

Abessinier, die sich selbst die „Rothen“ nennen, sind sehr beleidigt, wenn man sie als schwarz bezeichnet. Dem Einwurf, daß die Himjaren durch Negerblut so dunkel ausgefallen sein könnten, tritt Maltzan mit der Aufstellung entgegen, daß nur bei den alten himjarischen Stadtbewohnern eine Vermischung mit Negern stattgefunden habe, und daß, weil Negermischlinge wenig fortpflanzungsfähig, dieses Geschlecht untergegangen sei. Die heutigen Städter wären fast alle Fremde: Sabäer, Centralaraber, Perser u. s. w., und gerade in den Städten fände man jetzt am wenigsten dunkelhäutige Araber, dagegen allgemein unter den Beduinen, bei welchen Vermischung mit Negern als eine Schande gelte. — „Der Umstand“, sagt Maltzan, „daß gerade die Bewohner des allertiefsten Südens von Arabien so sehr dunkelhäutig sind, könnte vielleicht auf den Gedanken führen, als sei hier das Klima im Spiel, als sei diese Rasse nur eben von der heißeren Sonne etwas mehr gebräunt als Sabäer und Centralaraber. Aber was auch sonst der Einfluß des Klimas auf die Hautfarbe sein mag, hier wenigstens können wir ihn nicht erblicken, denn gerade ein großer Theil des von Himjaren bewohnten Gebietes ist hohes, theils sehr hohes Bergland, wo die Winter kalt, ja eisig sind und wo auch die Sonnenhitze durch die tropischen Regen wesentlich gemäßigt wird. Der Hauptstock der Himjaren, und gerade die Schwärzesten unter ihnen, wohnt im Jafi'alande, dem alten Sarw Himjar oder Hochland der Himjaren, dessen Gipfel an 3000 m. erreichen und das so kalte Winter und kühle Sommer hat, daß die Bewohner sich in Thierfelle hüllen und daß die Produkte eines mitteleuropäischen Klimas hier vorherrschen. Aber ein Kern blieb im Hochland zurück, das reinste Blut von Himjar, die Quelle, in der sich sein Stamm erneuerte und verjüngte.“



Sabäermädchen.

Ohne an der Gewissenhaftigkeit dieser Angaben zweifeln zu wollen, können wir aber doch nicht die Bemerkung unterdrücken, daß Maltzan selbst mit eigenen Augen nur das Küstengebiet gesehen hat und daß er über die landeinwärts gelegenen Gegenden nur auf Grund der oft sehr unzuverlässigen Aussagen einzelner Reisenden und Eingeborenen (vgl. „Reisen in Südarabien“, S. 195)

berichtet. Wie leicht ist unter diesen Umständen bei einer vorgefaßten Meinung eine zu weitgehende Verallgemeinerung möglich! Maltzan führt in seinem Vortrage über „die Völker Südarabiens" („Zeitschrift für Ethnologie" 1873, S. 60) — dem wir hier in der Hauptsache folgen — eine geschichtliche Anekdote an, welche gegen seine Behauptung, daß alle Himjaren dunkelhäutig seien, angezogen werden könnte. „Nach dem Untergange des Himjarischen Reiches infolge der Eroberung durch die Aethiopier kam ein himjarischer Prinz an den Hof des Perserkönigs, um dessen Schutz anzuflehen. Der König wollte Anfangs nichts davon wissen. Zu einer Antwort gedrängt, fragte er den Himjaren: Warum soll ich mich Euer annehmen? Haben wir denn irgend Etwas gemein? Der Prinz antwortete: die Hautfarbe; es ist ein Kampf der weißen gegen die schwarze Rasse. — Darauf gab ihm der König Truppen, welche die Aethiopier besiegten." — Maltzan hilft sich nun mit folgender merkwürdiger Erklärung: „Dieser Prinz war also hellhäutig. Aber diese Anekdote kann nur beweisen, daß das Herrschergeschlecht sich mit sabäischem Blute vermischt hatte. Ueberhaupt scheint seit der Verlegung der Hauptstadt nach dem Norden eine starke Beimischung von sabäischem Element stattgefunden zu haben, und diese war wol auch am Verfall des Reiches schuld, denn die Sabäer waren früher degenerirt als die Himjaren." Wir halten diese Erklärung für nicht befriedigend.



Hellhaariger Sennaarbeduine.

Was die weiteren Unterscheidungsmerkmale zwischen Sabäer und Himjaren anlangt, so bietet zunächst das Gesicht der Ersteren ein großes Oval, während das der Letzteren mehr zugespitzt ist. Der Sabäer ist meist groß, stark, grobknochig, kräftig, fast plump und schwerfällig, der Himjare klein, zart, von zierlichem Gliederbau und sehr gewandt. Die Fleischentwicklung beim Himjaren ist harmonisch, weder dürftig, noch übermäßig; eigenthümlich ist bei den

Männern der starke Busen, der fast Zweifel am Geschlecht aufkommen lassen könnte. Der Sabäer ist in der Jugend meist skelethaft mager, im mittleren Alter oft gedunsen fett, in den Greisenjahren jämmerlich verfallen.

Wunderschön sind im Allgemeinen die Gesichtszüge des Himjaren. Die Nase klein, leicht gebogen, annähernd adlerförmig. Der Mund ist klein mit schmalen, feingeschnittenen Lippen; die großen schwarzen Augen von starken Augenbrauen beschattet. — Der Sabäer hat stark ausgeprägte Züge, eine kräftige, oft kühn gebogene, manchmal gerade, stets sehr lange Nase, starkes Kinn, großen Mund und große Ohren. Das schwarze, kurz gekräuselte, fast wollige Haar des Himjaren und das mehr schlichtere des Sabäers und bei Beiden der schwache Bartwuchs vollendet das Bild dieser Volkstypen.

Sehr vortheilhaft erscheint der Himjare auf dem Hedschin. Sein Sitz auf diesem edlen Thier ist ein ganz anderer als der der Centralaraber. Er sitzt nicht mitten auf dem natürlichen Sattel, dem Höcker, sondern soweit nach vorn, als es möglich ist, wobei die Füße auf dem Halse des Hedschin sich stützen. So scheint er fast zu stehen. Da er nichts trägt als ein kleines Lendentuch, so wird sein tiefdunkler Körper in seiner vollen Länge sichtbar. Auch sein Haupt ist meist frei, und das wilde, unordentliche Haar hängt in langen Wollenbüscheln auf den Nacken nieder. „Ich wurde beim Anblick dieser schwarzen Ritter", sagt Maltzan, „die auf dem Hedschin gleichsam aufrecht standen, unwillkürlich an antike Bronzestatuen griechischer Bildhauer erinnert. Sehen wir nun neben dieser schönen, schwarzen arabischen Rasse noch die in Aden gleichfalls viel vertretene afrikanische, die Somâli, die zwar einen ganz andern, aber doch auch sehr schönen Typus darbieten, so kommt es uns wirklich nicht mehr paradox vor, wenn man die Bewohner der Tropen sagen hört, daß der schwarze Mensch der schönste unter den Sterblichen sei."

In den Kriegs- und Liebesliedern der Himjaren ist der schwarze Held im silbernen Waffenschmuck das Ideal männlicher Vollendung. In der That nimmt sich nichts besser auf dem schwarzen Körper aus, als die silbernen Waffenzierrathe, die zwei Pulverhörner, die Kugelbüchse, das silberbeschlagene Bandelier, die silberne hufeisenförmige Scheide seines Dolchmessers, der silberne Griff des Schwertes, womit sich die Himjaren und selbst die ärmsten zu schmücken lieben. Es ist das ihr einziger Luxus, denn ihre Kleidung beschränkt sich auf das Lendentuch, ihre Speise ist der einfache Heris, eine Art Polenta von Durramehl, ihr Trunk Wasser oder der leichte Gischer, der Absud der Kaffeehülsen, nicht der Bohnen (nur im Bergland trinkt man wirklichen Kaffee) ihr Obdach ein altes rohes Kastell oder eine Hütte von Dompalmenstroh, ihr Lager meist die nackte Erde."

Die Himjarenfrauen zeichnen sich vor den Männern durch eine größere Feinheit der Glieder und Formen, namentlich des Gesichtes, aus. Ihr Busen hat freilich etwas Längliches, aber die Südaraber finden die „Ziegenbrust" ihrer Frauen sehr schön, wie man in vielen Liebesliedern sehen kann, z. B. „Ihr Busen ist so fein und länglich, daß er wie ein Strom durch die Finger gleitet", oder „Meine Rechte spielt mit der Ziegenbrust des lieblichen Mädchens", oder „Ihr Busen hängt hernieder, wie eine Kette goldenen Geschmeides".

Hier sei auch einer merkwürdigen, physiologischen Erscheinung gedacht, welche Maltzan an einer ganzen Familie echter Himjaren beobachtete. Diese Familie ist die Herrscherdynastie des Fodli- oder Osmanistaates, im Osten von Jemen. In ihr ist das sogenannte Sechsfingerthum erblich, indem die näheren Mitglieder derselben sich alle durch sechs Finger und sechs Zehen an jeder Hand, beziehungsweise jedem Fuße auszeichnen. Das Sechsfingerthum, mit dem die Orientalen eine große Körperkraft in Verbindung bringen, wird schon im Alten Testament erwähnt. „Und es war wieder ein Krieg in Gath. Und da war ein langer Mensch, der hatte sechs Finger an jeder Hand und sechs Zehen an jedem Fuß, d. h. 24 an der Zahl, und er war auch ein Sohn von Rapha. Und er sprach Israel Hohn." Dieser Kauz war der Bruder eines Kriegers, dessen Speer „dreihundert Pfund Erz" wog, und daß er neben diesem Schlagetodt noch genannt wird, deutet darauf hin, daß er ebenfalls ein tüchtiger Bursche gewesen sein muß und deshalb mit seinen sechs Fingern den Israeliten wol Schrecken einjagen konnte. Der Name Rapha drückt ohnehin etwas Riesenhaftes aus.

Der Sultan der Fodli, welcher Maltzan mit Stolz seinen Gliederreichthum zeigte, hatte aber nichts Riesenhaftes, sondern er war ebenso zierlich und gewandt wie seine himjarischen Unterthanen. Maltzan sah auch die 24 Glieder des Bruders des Sultans und erzählt auch, daß eine kleine sechsfingerige Prinzessin sehr erfreut gewesen sei, als er ihren Händen seine Aufmerksamkeit widmete. — Bemerkt sei noch, daß in dieser Familie die Ehen immer in der nächsten Verwandtschaft geschlossen werden — der Sultan heirathet stets eine sechsfingerige Cousine — und daß dadurch die Vererbung dieser Körpereigenthümlichkeit sehr gefördert wird.

Wie schon erwähnt, sind die Namen „Himjaren" und „Sabäer" bei den Südarabern nur noch den Gelehrten bekannt. Beim Volke sind dagegen an Stelle dieser Stammesgruppen-Namen religiöse Unterscheidungsbezeichnungen getreten, die merkwürdiger Weise, nach Maltzan, jene beiden Abtheilungen umschreiben. Die Himjaren, also die Bewohner des tiefsten Südens und Südwestens, sind ausnahmslos orthodoxe Sunniten und zwar von der Sekte der Schâfe'i, während bei den Nachkommen der Sabäer, d. h. in Central- und Nordjemen, die Sekte der Sa'îdi vorherrscht. Diese führt ihren Namen von Sa'îd, einem der 12 Imâme und Nachkommen Alî's, des Schwiegersohnes des Propheten. Die Sa'îdi sind eigentlich Schiiten, aber nicht so schroffe wie die Perser. Letztere verwerfen bekanntlich die drei ersten Khalifen Abu Bekr, Omar und Osman gänzlich und beginnen die Reihe der Imâme mit Alî, um sie in dessen Nachkommenschaft fortzuführen. Sa'îd dagegen, selbst ein Imâm, hatte sich in seinen letzten Lebensjahren dazu verstanden, die beiden ersten Khalifen anzuerkennen, wenn auch nicht als Imâme, so doch als berufene Führer der Gläubigen. So verwarfen denn seine Nachfolger nur den dritten Khalifen Osman gänzlich, aber das genügt, um sie nach der Meinung der Sunniten von ihnen durch eine unübersteigliche Kluft zu trennen. Die Sa'îdi selbst sind duldsamer, hegen weniger Religionshaß und zwingen keine Sunniten, zu ihnen überzutreten. Sie nennen sich selbst die

fünfte orthodoxe Sekte; da es aber nur vier im Sunnismus giebt (die Hanefiten, Schâfe'iten, Malekiten und Hambaliten, nach ihren Stiftern so benannt) so ist dieser Name nach Ansicht der Sunniten eine Selbstverdammung. — Aeußerlich kann man die Sa'îdi nur an der Gebetsstellung erkennen, indem sie beim Qijam (dem Aufrechtstehen) nicht wie die Schâfe'i die Hände über den Bauch kreuzen, sondern gerade hinabhängen lassen.

Nicht alle Sabäer sind Sa'îdi, aber gerade die mächtigsten unter ihnen gehören zu dieser Sekte. So war im Mittelalter das Imâmat von San'â der Kernpunkt der Sa'îdimacht. Seit es gefallen ist, haben zwei große kriegerische Stämme, die Dhu Mohammed und Dhu Hosaîn einen Theil dieser Macht an sich gerissen. Diese Stämme bildeten früher die Söldlingsarmeen der Imâme. Jetzt führen sie auf eigene Rechnung Krieg und haben schon einen großen Theil von Jemen erobert. Ihre Heimat ist im Norden von San'â, ihre Eroberungen reichen aber beinahe bis nach Laheg, acht Stunden von Aden. Sie beobachten dabei dreierlei Weise sich die Stämme unterzuordnen. Die Sunniten unterwerfen sie despotisch als ihre steuerpflichtigen Raye (Unterthanen), ohne sie jedoch in ihrer Religion zu unterdrücken. In den gemischten Völkerschaften übergeben sie gewöhnlich die Macht einem Statthalter ihres Glaubens, der gegen Entrichtung eines Tributs nach Belieben schalten und walten kann. Die reinen Sa'îdistämme unterwerfen sie nur nominell und zwingen sie zu keinerlei Lasten.

Die Südaraber geben diesen eroberungslustigen Stämmen gewöhnlich keinen andern Namen als den ihrer Sekte. Es heißt „die Sa'îdi kommen", „die Sa'îdi haben die Stadt erobert", „das Gebiet der Sa'îdi", und dies bedeutet das Gebiet der Dhu Mohammed und Dhu Hosaîn.

Wenden wir uns nun zu den Völkern im Osten von Jemen, so finden wir, daß hier alle Orthodoxe Schâfe'i sind. Bis zum Wadi Maifat (48° östl. Gr.) reichen nach Maltzan noch Stämme himjarischen Blutes, die Jafi'istämme, die Audeli und der am Meere und in der Ebene Monqa wohnende Qumusch-Stamm der Aulaqi. Die Diêbi sind wahrscheinlich auch Himjaren. Die nördlichen Aulaqi bei Jeschbum und Nissab und ein Theil der Wâhidi dagegen sind Madshig und unterscheiden sich in Farbe und Typus wenig von den Sabäern, auffallend aber von den Himjaren. — Weiter östlich im Belâd beni Isâ, Belâd el-Hagar und im eigentlichen Hadramaut sind die herrschenden Stämme vom Geschlecht der Kinda, jener Centralaraber, welche zwei Jahrhunderte vor Mohammed Hadramaut eroberten und die hier ansässigen Sadif und Hadramaut zu Unterthanen machten und nach und nach dieselben mit ihrem Volksthum verschmolzen. Daher kommt es auch, daß man in Hadramaut reineres Arabisch spricht als in Südjemen, wo sich noch viele Anklänge an die alte südarabische Sprache vorfinden.

Gehen wir mit Maltzan noch weiter östlich, so gelangen wir in den großen Bezirk von Scheher, in dessen östlichem Theil, am Ras Fartak, die merkwürdigen Völker von Mahra wohnen, die ihre eigene südarabische Sprache bewahrt haben, wenn auch weniger rein und vielfacher mit Arabismen gemischt als ihre östlichen Nachbaren, die Hakili oder Ehkili, auch Qrauwi genannt. — Maltzan unterscheidet hier vier Gruppen: die Stämme von West-

Mahra, die von Ost-Mahra, die von Zafar und die von Mirbat. Während erstere von einem Sultan beherrscht werden, zerfällt Ost-Mahra in lauter unabhängige Ortschaften und Stämme. Durch die nordarabischen Einschiebungen hier hat die Mahrasprache sehr viele koranarabische Worte aufgenommen, doch ist die Grammatik eigenartig geblieben und zeigt manche Aehnlichkeit sowol mit dem Aethiopischen, als mit dem „Himjarischen" der Inschriften. — Die Gruppe von Zafar steht unter dem Sultan von Terim in Hadramaut, weshalb an der Küste von Zafar viele Hadramauter wohnen, die reines Kinda-Arabisch reden und von den Eingeborenen nach der herrschenden Dynastie Ketiri genannt werden. Diesen gegenüber befinden sich also die Eingeborenen in der Stellung der Raye, von welcher wir weiter unten berichten werden.

Mirbat ist der größte Ort des unabhängigen Hakililandes. Die Küstenbewohner werden von den wahren Hakili, den Beduinen des Innern, in der Bedeutung unseres „Federfuchsers" Qarawie oder Qrauwi (d. h. „der lesen kann") genannt. Die Fürsten der Qrauwi sind meist Hakili, d. h. freie Beduinen. — In diesem ganzen Gebiete herrscht der Hakilidialekt, der sich hier am auffallendsten vom Arabischen unterscheidet, der letzte kompakte Rest der alten südarabischen Sprache.

Was den Typus der Mahra- und Hakilivölker anlangt, so bemerkt Maltzan, daß er sich mehr dem der Sabäer als dem der Himjaren nähere. Ihre Hautfarbe ist viel heller als die der Letzteren, gelblich bräunlich; ihre Gestalten sind groß und schön gebaut, aber nicht fein und zierlich, wie die der Himjaren; ihr Gesicht echt semitisch, doch mehr dem centralarabischen Typus sich anschließend; ihr Haar, obwol kraus, ist doch viel schlichter als das des Himjaren, auch sah Maltzan bei ihnen viel vollere Bärte als bei jenen.

Die nördlichen Araber zerfallen, wie wir gesehen haben, in gesellschaftlicher Hinsicht in zwei Hauptklassen: in Beduinen und Hadarîje oder Ansässige. Erstere sind frei, kriegerisch und fast ohne alle Regierung, Letztere Unterthanen eines Fürsten, oft unkriegerisch; Erstere halten streng auf Stammestraditionen, Letztere haben sie größtentheils verloren oder besitzen nur Familienstammbäume. — In Südarabien ist diese Unterscheidung nicht statthaft, denn die freien Stämme sind hier nur zum allerkleinsten Theile Nomaden, während die Hauptmasse auf dem Lande oder in Städten seßhaft ist. Die Lebensweise haben sie also nicht mit den nördlichen Beduinen gemein, wohl aber die kriegerischen Eigenschaften, die Freiheit und die Stammeseinheit. Sie selbst nennen sich Kabaïle oder, wie Maltzan schreibt, Qobâyel, ein Wort, das zwar nur das Kollektiv von Qabîla (Stamm) ist, aber eine vielumfassendere Bedeutung erlangt hat, indem es zugleich für „freie Stämme", „Bundesgenossenschaft" und „Republik" angewendet wird. Der Einzelne nennt sich entweder als „Einer von der Qobâyel" oder mit dem Sammelnamen selbst. Beachten wir, daß im Sprachgebrauch Qobâyel immer den Begriff von frei und kriegerisch in sich einschließt; Unterthanen eines Fürsten sind nie Qobâyel und gehörten sie auch dem reinsten und edelsten Stamme an. Man braucht in

solchen Fällen andere Wörter, wie ʿAschûra (großer Stamm) und Fachîda (kleiner Stamm), die nicht nothwendig den Begriff der Freiheit in sich schließen.

Die Qobâyel bildet die erste Hauptklasse der Bevölkerung; zu derselben gehören auch als ärmere Stämme, die durch die Dürftigkeit des Bodens zum Nomadenleben gezwungen werden, die wenig zahlreichen Beduinen. In gesellschaftlichem Ansehen noch über die Qobayel stehen aber noch zwei kleinere Klassen, die Scherîfe, die angeblichen Nachkommen des Propheten, und die Meschaich, die Nachkommen der Heiligen. Von Beiden giebt es ganze Dörfer und Stämme. Merkwürdig, daß Erstere, deren Namen Saʿîd in Bagdad zur typischen Bezeichnung eines Dummkopfes geworden ist, bei den Südarabern mit der größten Ehrfurcht behandelt werden. Von den Meschaich dagegen sprechen die Qobâyel oft mit Mißachtung.

Die zweite gesellschaftliche Hauptklasse der Südaraber sind die Raye. Dieses Wort, von welchem das slavische Raja abstammt, bedeutet Unterthanen und zwar despotisch beherrschte, und daher auch Herde und in Südarabien zugleich Gefangene. Die Raye sind alle seßhaft, theils auf dem Lande, theils in der Stadt. Die Städter nehmen, weil sie der Gewalt ihrer Herren mehr unterworfen, den ländlichen Raye gegenüber eine tiefere gesellschaftliche Stufe ein. — In einigen wenigen Staaten, wie in Laheg und im Amirland, sind alle Bewohner Raye und der Fürst ist ihr Herr. Diese Raye, namentlich die Landbewohner, stehen dann nicht so tief, weil sie bewaffnet sind, indem sie der Fürst zu seinen Söldlingen macht. Da, wo der Fürst nur der Führer des herrschenden Kriegerstammes ist, sind die Qobâyel, also die ganzen Stämme, die Herren der Raye. Das Verhältniß derselben zur Qobâyel ist dann ein zweifaches. Das eine entsteht durch Eroberung ganzer Landschaften und die Bewohner sind Unterthanen des erobernden Volkes. Der militärisch organisirte Stamm der Dhu Mohammed z. B. übt seine Herrschaft durch gemeine Soldaten aus, deren er in jedem Dorfe einige, oft nur einen läßt, welcher der unumschränkte Herr der Bevölkerung ist. — Anders ist das Rayeverhältniß in Städten mit einer Civilbevölkerung. Diese, meist aus fremden Arbeitern, Händlern 2c. bestehend, ohne Stammeseinheit, wird, weil unkriegerisch, milder behandelt, aber womöglich noch geringer geschätzt als die besiegte Raye. Jeder kleine Knabe der Qobâyel sieht sich als den geborenen Herrn solcher Städter an.

Außer diesen zwei Hauptständen giebt es noch kleinere Bevölkerungsklassen, die tiefer als die Raye stehen, d. h. mehr verachtet werden, obwol sie rechtlich kaum tiefer zu stellen sind, denn die Raye sind den Qobâyel gegenüber schon rechtlos. Diese sind die Juden und die Pariakasten.

Arnaud, der Wiederentdecker von Mârib, unterscheidet vier Klassen von Paria: die Achdâm, die Barbiere, die Schafûli und die Schumr. Die beiden letzteren nennt er als die verachtetsten, vom Besuch der Moscheen ausgeschlossen, alle ekelhaften Gewerbe verrichtend. Die beiden ersteren wären weniger in den Bann erklärt, dürfen noch Moscheen, nicht aber die Häuser der Araber besuchen.

In Südjemen hat Maltzan nur von zwei Pariaklassen reden hören, von den Achdâm und den Schumr.

Der Name Achdâm (Einzahl Châdem), sagt Maltzan („Reise nach Südarabien", S. 185), bedeutet „Diener", und dies Wort bezeichnet genau das Verhältniß dieser Klasse zur herrschenden Rasse. Eine Menge von Gewerben ist bei den stolzen Beduinen verachtet, und diese verrichten die Achdâm. Sie sind Gerber, Wäscher, Töpfer, Schlächter und gelten für besudelt durch diese mehr oder weniger unreinen Gewerbe, aber doch nicht in dem Grade für unrein, um auch den aus ihren Händen hervorgehenden Gegenständen ihre Unreinheit mitzutheilen. Letzteres soll bei den Schumr der Fall sein. Die Achdâm dürfen die Moscheen, aber nicht die Häuser der Araber besuchen. Sie wohnen stets abseits, gewöhnlich außerhalb der Städte und Ortschaften. Fragt man einen der Achdâm, ohne daß ein anderer Araber dabei ist, was er sei, so wird er sich für einen Beduinen ausgeben. In Gegenwart eines Beduinen aber kann er dies nicht wagen. Schimpf und Prügel würden sein Los sein, denn der Beduine ist unbändig im Stammesstolz. Aber die Achdâm haben ihre Art von Kastenstolz. Man kann ihnen keine größere Beleidigung anthun, als wenn man sie fragt, ob sie nicht etwa zu der Klasse der Schumr gehörten? Von dieser Beschuldigung reinigen sie sich mit den heiligsten Eiden, und nichts ist ihnen schrecklicher als so etwas hören zu müssen. Sie können freilich dem Fremden oder dem Araber gegenüber diese Unbill nicht ahnden. Wehe aber dem Schimri (Einzahl von Schumr), der sich für einen Châdem ausgiebt. Dies geschieht nämlich immer, wenn man einen Schimri nach seiner Kaste frägt, ohne daß ein Châdem dabei ist, denn die Schumr sind sich wohl bewußt, tiefer als die Achdâm zu stehen und versuchen gar nicht ihre Kaste für etwas Besseres auszugeben. Jeder verleugnet die seinige. Die Kaste ist eben etwas ihnen Aufgedrungenes, dadurch unterscheidet sie sich wesentlich vom Rassenthum. So steht z. B. der Jude in Südarabien in sozialer Beziehung gewiß eben so schlecht, ja oft schlechter als Achdâm und Schumr. Aber nie wird es einem Juden einfallen sein Judenthum zu verleugnen. Im Gegentheil, er ist stolz darauf, wie einst die Märtyrer auf ihr Christenthum, durch das sie doch auch dem sozialen Bann verfielen.

Die Achdâm gehen den Schumr eben so ängstlich, wie die Beduinen den Achdâm aus dem Wege. Die Kaste der Schumr ist eine ganz eigenthümliche Erscheinung und von merkwürdiger lokaler Begrenzung. Während es nämlich in ganz Südarabien, soweit Maltzan's Erkundigungen reichen, d. h. von Jemen bis Omân, Achdâm giebt, existiren Schumr nur im eigentlichen Jemen. Schon in Jafiʿa, welches doch auch einst zum Reiche der Imâme gehörte, sind sie gänzlich unbekannt. Ihre Kaste scheint an die Städte gebunden zu sein. In allen Städten von Jemen kommen sie vor, wohnen auch dort abseits wie in Aden, wo sie sich in einer noch abgelegeneren Gasse als die Achdâm angesiedelt haben. In Aden natürlich kann man sie nicht verhindern, die Moscheen zu betreten, aber in keiner Stadt des Innern werden sie in denselben zugelassen, obgleich sie, wie schon oben gesagt, sich im Bekenntniß nicht von den Herrschern unterscheiden. Wo diese Sunniten sind, da sind es auch die Schumr; in Central-Jemen, wo die Sekte der Saʿîdi vorherrscht, bekennen sie sich zu dieser. Der Grund, warum man sie vom Gottesdienst ausschließt, muß eine tiefere

traditionelle Bedeutung haben, denn die Ursachen, welche die Araber gewöhnlich dafür angeben, erweisen sich nicht als stichhaltig. Es heißt, die Schumr seien Abdecker, folglich durch Aas besudelt (sie stehen sogar im Verdacht Aas zu essen), aber Maltzan sagt, er habe viele Schumr gekannt, die durchaus nicht jenes Gewerbe führten. Die Meisten scheinen sich als Bänkelsänger, Musikanten, Trommler, Pfeifer zu ernähren, und das ist ein Gewerbe, welches zwar auch verachtet wird, aber doch an für sich keine tiefere Stellung, als die der Achdâm mit sich bringen würde. Dennoch zeigt sich der Kastengeist so mächtig, daß ein Schimri, und treibe er was er wolle, sich nicht über seinen tiefen Stand zu erheben vermag. Er gehört ihm durch die Geburt, nicht durch ein Gewerbe an.

Kein Schimri wird es wagen eine Moschee zu betreten, dafür sorgen die Achdâm, denn überall wo es in Jemen Schumr giebt, findet man auch jene. Durch den Moscheenbesuch würde sich ein Schimri zum Châdem aufschwingen, was freilich den übrigen Arabern gleichgiltig ist, was aber die Achdâm als die größte Schande für sich ansehen würden. Maltzan glaubt deshalb, daß jenes Verbot weniger von den Arabern als von den Achdâm ausgeht, besonders da es eigentlich nur traditionell, nicht aufgezeichnet ist. Da die Achdâm fast überall numerisch stärker sind als die Schumr, so können sie es aufrecht erhalten.

Daß die Schumr so meistens in großer Armuth schmachten, ist begreiflich. Daß auch die Moralität nicht immer die beste ist, läßt sich vermuthen, obgleich die Araber gewiß in ihren Beschuldigungen übertreiben. So scheint es ganz widersinnig, die Schumr-Weiber des Feilbietens ihrer Reize zu beschuldigen, denn wem sollen sie diese feilbieten? Wenn man die Araber danach fragt, wissen sie keine Antwort, denn ein Araber würde sich nie mit einer Paria einlassen und besäße sie auch die Reize einer Kleopatra. Also vielleicht dem Achdâm? Diese aber sind noch mehr von Vorurtheilen gegen die Schumr erfüllt. In Aden freilich ertappt man die herumziehenden Sängerinnen von der Schumrkaste zuweilen auf Kuppelei. Aber, recht bezeichnend, sie verkuppeln nicht ihre Stammesangehörigen, sondern Fremde. Dieselbe Schumrfrau, welche die Kupplerin spielt, wird, wenn sie selbst zu Männern ins Haus bestellt wird, um dort zu singen, sich von ihrem Ehemann als Tugendwächter begleiten lassen.

Für den gesellschaftlichen Unglimpf, den die Paria erleiden, genießen sie aber insofern eine Entschädigung, als sie gänzlich frei von Abgaben sind. In einzelnen Gegenden von Jemen sollen sie zwar nach Arnaud zu Frohndiensten genöthigt werden, aber nach Allem, was Maltzan bekannt wurde, sind sie aller Lasten ledig. Man hält es sogar für eine Schande, wenn ein Sultan oder Scheich etwas von den Paria erhebt. Im Gegentheil gilt es für anständig dieselben zu beschenken, besonders wenn sie bei festlichen Gelegenheiten musizirt haben. Man soll selbst den Achdâm nichts abschlagen dürfen, was diese sich besonders Hochzeitern gegenüber zu Nutzen machen. Ein Araber aus Bedha erzählte Maltzan, daß er gesehen habe, wie ein Musikant einem Hochzeiter das Hemd vom Leibe bettelte und dieser sich schämte, es ihm zu verweigern.

Was die Juden anlangt, so finden wir in denselben die einzige ungläubige Genossenschaft, welche in den südarabischen Ländern — Hadramaut und Jafiʿâ ausgenommen — stillschweigend geduldet wird, auf welche sich nicht

die gelegentlichen Ausbrüche des islamitischen Fanatismus lenken. Das Geschick der Juden, immer die örtliche Bedürfnißlage zu erkennen und zu verwerthen, hat ihnen auch hier die feste Stellung begründet. Sie betreiben hier das Maurer-, Schneider-, Schuster-, Gerber-, Färber-, Töpfer-, namentlich aber das Waffen- und Silberschmiedehandwerk, dessen Ausübung sie den kriegs- und schmucklustigen Arabern unentbehrlich macht. Schon aus diesen Berufsneigungen darf man schließen, daß diese seßhaften Israeliten keine Araber sind, wie man etwa im Hinblick auf die jüdische Vergangenheit des Landes unter Du-Nowâs (d. h. der Inhaber der Ringellocken) vermuthen könnte, denn die Araber haben keinen Sinn für Gewerbthätigkeit. Der im nördlichen Jemen hausende jüdische Beduinenstamm der Rechabiten ist wol ein arabischer Ueberrest aus jener Zeit, da in Arabien der Mosaismus Eingang fand. Von diesen Wüstenbummlern abgesehen, erscheint das Hebräerthum der arabischen Juden rein und unverfälscht; im Gesicht und in der Hautfarbe, selbst im Gliederbau sind sie grundverschieden von den Südarabern, sie erinnerten Maltzan an die spanischen Sephardim, wenn sie auch nicht deren Anlage zur Wohlbeleibtheit theilen.

Die gesellschaftliche Stellung der Juden in Südarabien ist eine höchst trübselige und verachtete, wenn auch nicht gänzlich schutzlose. Wie die Qerâwi — so heißen nach Halevy die Raye des Dschauf — gehören die Juden als Eigenthum einem Gutsherrn, der sie beschützt, nur wählt sich der Jude bei seinem Eintritte in das Dschauf — das tiefe Thalbecken am Ostfuße des Jemenischen Gebirges, zwischen Mârib und dem Nedschrân — selbst den Herrn, dem er dienen soll. Um dessen Schutz zu gewinnen, bringt er Geschenke an Leinwand und Schmuck für die Frauen, baut dann, nachdem ihm die Aufnahme gestattet, für seinen Herrn ein Haus oder auch nur eine Gartenmauer und sendet ihm zudem noch eine Kuh oder Ziege. Dieser Brauch setzt das Leibeigenschaftsverhältniß des Bittstellers fest und nöthigt den Herrn ihn zu schützen. Da die arabische Sitte es gestattet, so geht der Jude oft ein gleiches Verhältniß mit mehreren Herren ein, wodurch er zwar größere Lasten, aber auch eine Schutzversicherung gewinnt. — Alle diese Maßregeln sichern ihn aber nicht gegen die beständigen Mißhandlungen des Volkes, die er aber mit sprüchwörtlicher Ergebung hinnimmt. Nur in der Synagoge rächt sich der Jude, denn er benützt die ihm gewährte religiöse Freiheit, um den nächtlichen Schlaf der Araber durch stundenlanges Geschrei zu verkümmern. Auch von dem Gastrechte, welches der Jude als Bewohner des seinem Herrn gehörigen Hauses genießt, macht er Gebrauch, um seinen Haß gegen die Bedrücker zu kühlen, indem er, besonders aber sein weiblicher Anhang, von der Hausterrasse die vorübergehenden Araber mit einer Flut von Schmähungen überschüttet. Halevy erzählt ein Beispiel von dem wunderlichen Verhältniß zwischen Arabern und Juden. Letztere, die im Dschauf fast alle Goldschmiede sind, gehen frei in den Harems aus und ein, um ihre Waaren feil zu bieten; man kennt sie als zu schüchtern und sittsam, um den geringsten Verdacht zu hegen. Dennoch machte eines Tages ein aus Mekka eingetroffener Scherîf den Leuten Vorwürfe wegen dieser Vertrauensseligkeit. Da riefen die Araber die Juden herbei und frugen sie, was sie von den arabischen Weibern dächten. Ohne Zaudern erwiederten diese, sie

hielten dieselben für so unreine Wesen, daß ihre einfache Berührung besudelt, eine Antwort, die mit allgemeiner Befriedigung vernommen ward. Nicht geringer ist die Abneigung der Araber gegen die jüdischen Weiber, die unverschleiert gehen und wenn jung nicht ohne Reize sind; nie haben dieselben Angriffe gegen ihre Sittlichkeit zu befürchten.

Trotz allen Plackereien und Demüthigungen halten doch die Juden auf geistige Thätigkeit. Der elendeste Hebräer in Jemen kann lesen und schreiben, während bei den Arabern ein Schriftkundiger eine seltene Erscheinung ist. Fast Jeder ist mit rabbinischen Zeugnissen versehen, die ihn befähigen Thiere zu schlachten und das Fleisch koscher zu machen, was bekanntlich mit einer Menge sehr eingehender kasuistischer Vorschriften verbunden ist. Endlich sollen sich nach Halevy die jemenischen Juden durch ein großes Verständniß für theologisch-philosophische Spekulationen auszeichnen. Es sei für einen Fremden überraschend, zwei Schmiedearbeiter zu hören, die, während sie das Eisen auf dem Ambos hämmern, Theorien der göttlichen Emanationen und andere unbegreifliche Dinge mit einander erörtern.

Bemerken wollen wir noch, daß die Zahl der Juden in Südarabien nicht unbeträchtlich ist — in Aden allein an 2000 — und daß man dort den Wohlstand eines Ortes nach Anzahl der daselbst angesiedelten Israeliten bemessen kann.

Alle die erwähnten Bevölkerungsklassen sind sehr streng und scharf von einander geschieden. Kommen Südaraber zusammen, so nehmen sie ihre Plätze in einer genauen Rangordnung ein, die ungefähr wie folgt, wenn alle Klassen beisammen wären, sich gestalten würde:

1) Scherîf, rein religiöser, hochgeachteter Erbrang ohne Macht.

2) Der Scheich oder Sultan, das militärische Oberhaupt der Qobâyel, als Vertreter derer Machtstellung.

3) Die Meschaich, ein mehr geduldeter, religiöser Erbrang ohne Macht.

4) Die Qobâyel, die wahren Machthaber.

5) Die bewaffnete Raye, meist Bauern; nur in einigen Staaten als Söldlinge der Fürsten oder der Qobâyel.

6) Die unbewaffnete Raye, meist Städter, Handwerker, Kaufleute 2c.

7) Die Achdâm, die besser gestellte Pariakaste.

8) Die Schumr, die verachtetsten Paria.

9) Die Juden, die Unentbehrlichen.

Sklaven werden in Südarabien nur wenig gehalten; wo Solches der Fall ist, sind sie meist bewaffnet und bilden eine Garde des Fürsten. Sie nehmen dann den Rang der bewaffneten Raye ein; selten sinken sie zu Paria herab.



Medina.

VIII. Wanderungen in Arabien.

Die Pilgerfahrten nach Mekka. — Dschedda. — Mekka (Die Stadt. — Die große Moschee. — Die Kaaba. — Die Wallfahrtsgebräuche. — Der Berg Arafât. — Der Pilgermonat und das islamitische Jahr. — Die Mekkaner. — Der Großscherîf. — Ehe auf Zeit. — Die Metuafin. — Trachten in Mekka.) — Medîna. — Ueber vulkanische Erhebungen. — Die Sinai-Halbinsel: (Geologisch-Geographisches. — Die Klöster. — Die Israeliten und die Fraas'sche Hypothese.) — Dschebel Schammar. — Kasim. — Nedschd (Geographische Gestaltung des Hochlandes. — Das Wahâbitenreich: Geschichte und Zustände). — el-Hasâ. — Die Bahreininseln und die Perlenfischerei. — Die Piratenküsten-Staaten. — Omân: (Geographisches. — Bevölkerung. — Religionsfreiheit. — Maskat und seine Bewohner. — Geschichte). — Südarabien (Wrede's Reisen in Hadramaut. — Munzinger's und Miles' Reisen. — Maltzan's Forschungen in Südarabien. — Die Staaten zwischen dem Rothen Meere und dem Wrede'schen Forschungsgebiet. — Ein Blick auf Laheg. — Aden.

Seitdem die Dampfschiffe das Rothe Meer durchfurchen, sind die nach Mekka führenden Pilgerstraßen bis auf eine, die syrische, verödet und entvölkert; die Gläubigen von Afrika, von Europa und von Jemen, die früher auf dem langen, beschwerlichen Landwege zur heiligen Stätte wallten, besteigen jetzt am nächsten Hafenplatz das Teufelsschiff der Ungläubigen, um sich bei Dschedda, $1^1/_2$ Tagereisen vom Ziele ihres frommen Strebens, ans Land setzen zu lassen. Bequem ist eine solche Seefahrt freilich nicht, denn zu Hunderten werden sie

im engen Raume untergebracht und schmoren in Schmuz und Elend. Krankheiten brechen aus. Viele finden den rühmlichen Tod auf der Wallfahrt. Was noch kreucht, beginnt mit der Annäherung gegen Dschedda die Uebung der Pilgerpflichten. Die Metuafin, die Leiter der Wallfahrt, lehren die Gläubigen die vorgeschriebenen Gebete und Bräuche und überwachen beim Eintritt in das Weihgebiet die Einkleidung als Pilger. Für die von Suez Kommenden findet die Anlegung des Ihrâm zwischen Janbo und Dschedda, in der Höhe von Rabegh statt. Der Ihrâm oder das Pilgergewand besteht aus zwei Stücken weißen, ungenähten Zeuges, von denen das eine um die Lenden, das andere über den Nacken und die Schultern gelegt wird, so daß ein Theil des rechten Armes frei bleibt; alle anderen Kleidungsstücke fallen weg. Gegen Erlegung einer Buße gestattet aber der Metuaf das Tragen der breiten Geldkatze unter dem Gewande um den Leib, erlaubt auch einen Sonnenschirm, eine Kopfbedeckung. Bei der zu Winterszeiten oft empfindlichen Kälte ziehen sich die aus den nördlichen Gegenden stammenden Pilger, die an wollene Kleider gewöhnt sind, natürlich oft Erkältungskrankheiten zu. Der Ihrâm der Frauen besteht aus einem Mantel, der die ganze Gestalt verhüllt.

Der Mohrem, so heißt die mit einem Ihrâm bekleidete Person, ist verpflichtet, bis nach Vollbringung aller Wallfahrtsgebräuche dies Gewand zu tragen und sich während dieser Zeit gewissen Beschränkungen in seinem Thun und Lassen zu unterwerfen; er soll sich anständig aufführen, nicht zanken, keinen geschlechtlichen Umgang pflegen, kein Thier tödten, selbst nicht die Schmarotzer seines Leibes durch Kratzen stören. Letzteres scheint aber den frommen Tröpfen doch zu hart zu sein, denn sie bedienen sich oft, wie ein russischer Reisender erzählt, zum Kampfe gegen ihre Blutsauger einer Art kleiner Krücke, auf diese Weise, in echt islamitischer Gesetzauslegung, das Gebot umgehend.

In Dschedda erwarten den Pilger allerlei offizielle Plagen, worunter die des Zollamtes sich besonders fühlbar machen. Wir wollen dieselben übergehen und lieber mit Maltzan („Reisen nach Südarabien", S. 46) einen Blick auf die Stadt werfen.

Dschedda ist nicht mehr, was es im Anfange der 60er Jahre war, ein schmuziges, ekelhaftes Pandämonium, durch dessen von Hüttenwerk, mit elender und lasterhafter Bewohnerschaft unzugänglich gemachte Straßen man sich wie durch ein Labyrinth mühsam durchwinden mußte. Eine gewaltige Veränderung ist vorgegangen und hat der Stadt eine im Orient sonst selten zu findende ordentliche und reinliche Physiognomie verliehen. Das ist eine Wohlthat, die es jener fürchterlichen Geißel, der Pilgercholera von 1864—65, verdankt. Das ganze ekelhafte Hüttengewirr wurde hinweggefegt, die Bewohner in verschiedenen Hüttendörfern in ziemlicher Entfernung von der Stadt angesiedelt. Die hier überaus stark vertretene Prostitution erhielt ihr Hauptquartier in einem derselben, etwa 20 Minuten von der Stadt entfernt, angewiesen, wodurch, wegen des nächtlichen Thoresschlusses, dieses Viertel sehr an Verkehr verloren hat. Nur der unentbehrliche große Pilgerbazar dicht vor den Thoren auf der Mekkastraße blieb erhalten, aber man baute ihn neu, und zwar recht gefällig.

So besteht denn Dschedda jetzt fast nur aus Steinhäusern von dem hier überall häufigen Korallenfels. Diese Häuser sind hoch, meist drei- oder vierstöckig und von hübscher Bauart. Ihre Glanzseite bilden die kunstvoll geschnitzten großen Holzfenster, die alle erkerartig hervorspringen und in deren Nischen die Diwane angebracht sind. Die Fenster sind nicht verglast, aber mit gitterartigen Holzläden versehen. Im Innern sind die Häuser gleichfalls sehr geschmackvoll. Alle haben im Erdgeschoß eine geräumige, gegen den Hof zu offene Empfangshalle, oft reich mit Stuck und Schnitzwerk geziert. Die oberen Stockwerke sind in sogenannte Medschles eingetheilt, jedes aus einem Saal und drei oder vier Zimmern bestehend und besonders verschließbar, auch meist mit einer eigenen, ausschließlich zu ihm führenden Seitentreppe.

Seit der Entfernung der Hüttenbewohner dürfte Dschedda's Einwohnerzahl 17—18,000 kaum erreichen. Eine Zählung findet natürlich nicht statt. Die wechselnde Bevölkerung ist aber desto größer, am größten in den Monaten vor und nach der Wallfahrt, doch auch zu anderen Zeiten bringt der Handel hier stets ein lebhaftes Treiben mit sich. Die Bewohner selbst sind nur zum kleinsten Theile eingeborene Dschedddauwi, im Uebrigen stammen sie aus dem Hedschâs, aus Egypten, Syrien und Südarabien und zwar vom Wadi Do'ân im Belâd beni Isâ. Diese Do'âner sind bekannt wegen ihres Handelsgeistes, was um so merkwürdiger ist, als es in ihrem Heimatlande gar keinen Großhandel giebt. Es ist sprüchwörtlich, daß ein Do'âner bei seiner Ankunft in Dschedda nichts sein eigen nennt als das Futta (Lendentuch), welches seine ganze Bekleidung bildet, und daß er nach 10 oder 20 Jahren — und zwar durch redliche Arbeit und Sparsamkeit — als Hausbesitzer, Schiffseigenthümer und nach hiesigen Begriffen als sehr reicher Mann dasteht.

Die Griechen, die überall, wo es etwas zu verdienen giebt, zu finden sind, fehlen auch in Dschedda nicht; sie befassen sich hier wie am ganzen Rothen Meere vorzugsweise mit dem Schnapshandel. Obwol geistige Getränke in Dschedda, als zum heiligen Gebiete im weiteren Sinne gehörig, streng verboten sind, so läßt man aber doch der türkischen Beamten und Soldaten wegen, die den Schnaps nicht entbehren können, die Griechen, so viel sie wollen, von diesen Getränken einschmuggeln. Gegen Wein dagegen hält man das Gesetz in seiner vollen Strenge aufrecht, denn dieser ist den Türken, die nur des Rausches wegen trinken, zu schwach. Ueberhaupt nimmt das Schnapsen unter den moslemitischen Weinverächtern allgemein immer mehr zu und selbst im „heiligen" Mekka giebt es jetzt über ein Dutzend Schnapsbrennereien.

Dicht vor dem Medînathale befindet sich das sogenannte Grab der Eva, eine über 100 m. lange, den Körper bedeutende Mauereinfriedigung, in welcher, etwa $^1/_3$ der Länge vom Fußende entfernt, unter einer Kuppel ein viereckiger, mit Inschriften versehener Stein sich erhebt, welcher als der Nabel der Eva verehrt wird. Die Besucher dieses ganz blödsinnigen Heiligthums werden von den Hütern desselben gewaltsam angebettelt und immer um mehrere Thaler erleichtert.

Die ganze Gegend, zwei Stunden in der Runde um Dschedda, ist fast eine Wüste, ohne Brunnen, ohne Schatten, beinahe ohne alle Pflanzendecke des sandigen Bodens. Nicht viel besser gestaltet sich die Landschaft im ganzen

übrigen Hedschâs; wir wenden uns daher gleich nach Mekka, dessen Lage wir schon im VI. Kapitel kennen gelernt haben.

Mekka ist dem Aeußern nach keine üble Stadt. Die Straßen sind wegen des starken Pilgerverkehrs breiter als anderwärts im Orient. Die Häuser hoch und von Stein erbaut, und die vielen Fenster nach der Straße zu geben der Stadt ein angenehmes, mehr europäisches Ansehen. Die Straßen sind alle ungepflastert. Im Sommer verursachen Sand und Staub auf denselben ebenso große Beschwerlichkeiten, als der Schmuz in der Regenzeit, während welcher die Niederschläge oft so heftig werden, daß die aus dunkelgrauem Stein erbauten, oft dreistöckigen Häuser vielfach Schaden leiden; die große Moschee unterliegt fast fortwährenden Ausbesserungen. Cisternen sammeln das Regenwasser, doch hat man auch zahlreiche Brunnen, deren Wasser indessen etwas salzig schmeckt. Die großartige acht Stunden lange, von Harun ar-Raschîd angefangene und von Selim II. vollendete Wasserleitung, welche vom Berge Arafât vorzügliches Getränk bringen könnte, war zu Burckhardt's Zeit in verwahrlostem Zustand.

Der einzige öffentliche Platz im Innern der Stadt ist der vor der großen Moschee, die unter den Gebäuden allein bemerkenswerth genannt werden kann. Weder stolze Paläste noch große Khane, weder Gärten noch Bäume bringen eine Abwechslung im Bilde der Stadt, dem selbst das Minaretgewirr der anderen islamitischen Metropolen mangelt; außer dem großen Heiligthume giebt es keine Moschee in Mekka. Alles scheint darauf angelegt zu sein, dem einzigen Gotteshause keinen Abbruch zu thun. Die Stadt zerfällt in 26 Quartiere, die aber nicht, wie anderwärts üblich, mit Thoren versehen sind, obwol auch hier, ganz dem Gebot des heiligen Platzes zuwider, unter den einzelnen Vierteln oft Fehde und Haß besteht. Bei diesen Feindseligkeiten gilt nach Burton eine feste Regel. Sobald z. B. ein Bürger getödtet wird, eröffnet man eine Sammlung, um den Blutpreis zu bezahlen. Der Bewohner des einen Viertels, der in ein anderes geht, wird dort als Gastfreund behandelt; sobald er aber die Grenze des Gastgebietes verläßt, läuft er Gefahr, von denselben Leuten niedergeschlagen zu werden, die ihm eben noch gastfreundlich begegneten.

Den Mittelpunkt der Stadt bildet das größte Heiligthum der islamitischen Welt, die große Moschee, das Beït Allah (Haus Gottes) oder die Mesdschid el-Harâm (heilige Moschee). Dieselbe besteht aus einem 250 Schritt langen und 200 Schritt breiten, mauerumfriedigten Hofraum, in dessen — nicht ganz genauer — Mitte die Kaaba und einige andere Heiligthümer sich erheben. Dieses offene Viereck ist auf der östlichen Seite von einer vierfachen, auf den anderen Seiten von einer dreifachen Reihe Säulen umschlossen, die durch Spitzbogen vereinigt zu je vieren eine kleine weißgetünchte Kuppel tragen. Der ganze Kolonnadenbau zählt 152 solcher Kuppeln, 19 Thore und 7 hohe Minarete. Die Säulen sind etwa 6 m. hoch und $^1/_2$ m. dick, theils aus weißem Marmor, theils aus Granit, einige aus rothem Porphyr; zwischen je drei oder vier ist ein etwa 1 m. starker achteckiger Pfeiler eingeschaltet. Nicht zwei von diesen Hunderten von Säulen haben ein gleichförmiges Kapitäl oder einerlei Sockel. Die Kapitäle zeigen zumeist schlechte sarakenische Arbeit, einige haben

früher anderen Gebäuden angehört und sind hier von den ungeschickten Werkleuten verkehrt aufgesetzt worden. Einige Säulen tragen kufische Inschriften, andere sind mit schlechter Malerei versehen. Dieser ganze Bau wurde übrigens so oft zerstört und wieder hergestellt, daß keine Spur von höherem Alterthum an ihm gefunden werden kann.

Von den Säulengängen führen sieben gepflasterte und etwas erhöhte Wege zur Kaaba in der Mitte des Hofraumes. Sie stellt sich dar als ein längliches, massives Gebäude, 18 Schritte lang, 14 breit und etwa 12 m. hoch. Da das Dach flach ist, so erscheint die Form von einiger Entfernung als die eines vollkommenen Würfels. Der aus roh behauenen Steinen zusammengefügte Bau steht auf einer, als schiefe Ebene scharf abfallenden Plattform von etwa $^2/_3$ m. Höhe. Ein einziges Pförtchen, auf der Ostseite (nach Burckhardt auf der Nordseite) ungefähr 2 m. über dem Boden, gewährt Einlaß in das Innere des heiligen Hauses. Die Thürflügel sind mit vergoldeten Silberplatten bedeckt; auf der Schwelle wird jeden Abend Weihrauch verbrannt, auch werden Lichter dorthin gestellt. Unweit dieser Pforte ist an der südöstlichen (nach Burckhardt nordöstlichen) Ecke der Kaaba der berühmte schwarze Stein (Hadschar el-Aswad) etwa $1^1/_2$ m. über dem Boden eingemauert. Er hat die Form eines unregelmäßigen Ovals von ungefähr 18 cm. Durchmesser, mit einer wellenförmigen Oberfläche; gegenwärtig sieht er so aus, als wäre er aus etwa einem Dutzend Bruchstücken mit Mörtel zusammengekittet; um dieses Gefüge ist ein silberner Ring gelegt worden. Die Farbe des Steines ist sehr dunkelbraun, beinahe schwarz, und es ist, da auch das Jahrhunderte lange Küssen und Berühren die Oberfläche geglättet hat, sehr schwer die Natur des Hadschar el-Aswad zu bestimmen. Während Burckhardt und Maltzan ihn für ein Stück Lava oder Basalt erklären, halten ihn Andere, unter diesen auch Burton, für einen Meteorstein.

Ein anderer heiliger Stein ist an der Südecke der Kaaba. Der Roken el-Jemani oder Mustaschab (Stein des Gebetes), wie er auch genannt wird, ist etwa in derselben Höhe wie der vorige eingemauert. Er wird nicht geküßt, sondern nur mit der Hand berührt. — Die vier Seitenwände des Kaaba sind mit einem schwarzseidenen Vorhang, dem Kesua, umkleidet. Derselbe läßt das Dach und die Stellen der heiligen Steine frei, so daß diesen die altheidnische Verehrung gewidmet werden kann. Das Kleid der Kaaba wird alljährlich zum Pilgerfest auf Kosten des Großherrn erneuert, während der alte Vorhang, in Stücke zerrissen, als kostbare Kleinodien sehr gesucht ist. Da das Kesua nicht straff angespannt ist, so bewegt es sich beim kleinsten Luftzuge, und dieses Rauschen gilt den Gläubigen als ein Zeichen der Gegenwart der 70,000 Schutzengel, welche über die Kaaba wachen; ihr Flügelschlag setze den Vorhang in wallende Bewegung.

Auf einer fahrbaren Holztreppe gelangt man in das Innere der Kaaba, wo das Gebet besonders verdienstvoll und wirksam gehalten wird. Der Raum ist leer und zeigt nur einige Verzierungen der Decke und der Wände in Gold und Mosaik.

Rings um die Kaaba befinden sich, wie erwähnt, eine Anzahl heiliger Stätten und religiöser Denkmäler. Auf der nördlichen Seite (nach Burckhardt

an der westlichen), gerade unter der berühmten goldenen Dachrinne, Mysab genannt, welche etwa 1,2 m. unter dem Dache der Kaaba vorspringt, bezeichnen zwei grüne Platten die Gräber Ismael's und seiner Mutter Hagar. Dieselben sind von einer $1^1/_2$ m. hohen halbkreisförmigen Mauer (Hatim) umschlossen. Der Ueberlieferung zufolge hat dieser Platz (Hidschr) einst zur Kaaba selbst gehört und das hier gesprochene Gebet gilt für ebenso vollwichtig, als ob es in der Kaaba selbst verrichtet worden wäre. Nahe bei der Pforte der Kaaba befindet sich im granitenen Pflasterweg, welcher den Tempel umzieht, eine mit Marmor ausgelegte Höhlung, gerade groß genug, daß drei Personen darin sitzen können, um das hier ebenfalls sehr heilbringende Gebet zu verrichten. Dieses Becken heißt el-Madsschen und es dient dazu, wenn die Kaaba gereinigt wird, das Abwaschwasser aufzunehmen. Besonders fromme Leute benutzen diese üble Brühe, sich Hände und Gesicht darin zu baden, und sammeln sie in Gefäßen.

Auf der äußeren Seite des erwähnten Pflasterweges, auf dem die Pilger siebenmal die Kaaba zu umwandeln haben, stehen, in einem Kreise angeordnet, 32 schlanke, vergoldete Bronzepfeiler, oder richtiger Stäbe, die zu je zwei eine dazwischen hängende Glasampel tragen. Diese Säuleneinfassung umgiebt etwas höher ein anderer 8 Schritt breiter, steinbelegter Fußweg, und diesen wieder 15 cm. höher ein anderer, etwa 18 Schritte breiter Pflasterweg, auf dem verschiedene kleine Gebäude stehen. Da dieser letztere Umgang in der Höhe des kiesbedeckten Moscheehofes liegt, so führen also nach dem Gesagten zwei breite Stufen zur Kaaba hinab, die im Ganzen 1,8 m. tiefer liegt als der Moscheehof, der selbst schon gegen die angrenzenden Straßen eine etwas tiefere Lage einnimmt.

Die eben erwähnten kleinen Gebäude, welche die Kaaba umgeben, sind die fünf Makam mit dem Brunnen Samsam, die Pforte des Heils und das Mambar.

Die Makam sind Gebetsstandplätze, und zwar vier davon die der Aïmma (Mehrzahl von Imâm, d. i. Geistlicher) der vier orthodoxen Sekten; es sind kleine nach allen Seiten offene, von Säulen oder Pfeilern getragene Kioske, theils mit schiefem, pagodenartigem Dache (die Standplätze der Malekiten und Hambaliten), theils mit einem oberen Stockwerke (Standplatz der Hanifiten). Im Gebetsstandhäuschen der Schafe'iten befindet sich auch der berühmte heilige Brunnen Samsam, dessen Quell einst zur Errettung des verschmachtenden Ismael hervorgerufen wurde. Die Pilger, namentlich die Kranken sind ganz toll auf dieses Wasser, sie trinken es, so zu sagen, bis zur Bewußtlosigkeit. Ein mit dem Wechselfieber behafteter Hausgenosse Burckhardt's ging jeden Abend zum Samsam und trank von dem Wasser, bis er beinahe ohnmächtig wurde, dann legte er sich einige Stunden auf das Pflaster nahe bei der Kaaba und fing dann aufs Neue an zu trinken. Als er durch dieses Mittel an den Rand des Grabes gebracht wurde, versicherte er, daß seine Krankheit nur deshalb so zunehme, weil er nicht im Stande sei, eine hinlängliche Menge von dem Wasser zu trinken.

Einige Schritte nordwestlich vom Samsam, neben welchem zwei kleine, das Tempelgeräth und die Bibliothek enthaltende Kuppeln sich erheben, und fast gerade gegenüber dem Pförtchen des Kaaba steht ein ganz vereinzeltes,

in gefälliger Form erbautes Portal, mit Rundbogen $5^1/_2$ m. hoch und $4^1/_2$ m. weit, das den Namen „Pforte des Heils“ (Bab el-Salâm) führt und nicht mit dem gleichnamigen Eingangsthore der Moschee verwechselt werden darf. Die Pilger, welche die Moschee zum ersten Mal besuchen, müssen durch diese beiden Thore gehen und beim zweiten die Worte sprechen: „Allah, gewähre, daß dieser Eingang mir günstig sei.“ — Zwischen dem Bal el-Salâm und der Kaaba steht der Makam Ibrahim, die Gebetsstelle Abraham's, ein auf sechs Säulen ruhender Pavillon, in welchem ein Stein mit dem Fußabdrucke des Patriarchen aufbewahrt wird. Fromme Pilger lassen sich Samsamwasser in diese Vertiefung gießen und trinken es mit seligem Hochgenuß. Nebenan erhebt sich die aus weißem Marmor erbaute und mit einem vergoldeten metallenen Spitzdache überdeckte Kanzel, das Mambar, zu welchem eine gerade schmale Treppe emporführt. Einst bestiegen Mohammed und die Khalifen, wenn sie nach Mekka kamen, diese Kanzel, um zu predigen.

Dies wäre das ungefähre Bild der heiligsten Stätte des Islam. Bemerkt sei noch, daß hier das Menschengetriebe nie endet; am Tage sowol, als bei Nacht herrscht ein buntes Gewühl von Betenden, Beschauenden oder in fromme Betrachtungen Versunkenen. Sterbende lassen sich hierher tragen, um mit dem letzten Blicke noch die Kaaba zu begrüßen, Kranke hoffen hier Genesung und Unglückliche Tröstung. Sobald die Abenddämmerung, welche schnell in die sternenhelle Nacht des Orients übergeht, ihre ersten Schatten über die Gegend breitet, flimmern Tausende von Ampeln, deren unstätes Licht eigentlich nur die Dunkelheit sichtbarer macht. Dann fallen gespenstige Schatten durch die Säulengänge und Arkaden, während in der Mitte des weiten Raumes der schwarz bekleidete Riesenwürfel der Kaaba wie ein drohendes Ungethüm emporragt, stets umgeben von den Scharen der Betenden, die in der vorgeschriebenen siebenmaligen Umwandelung des heiligen Hauses begriffen sind. Der Imâm nimmt nahe bei der Thüre der Kaaba Platz und seine Kniebeugungen werden von der ganzen versammelten Menge wiederholt. Der Anblick dieser aus den verschiedensten Ländern zusammengeströmten, von einem einzigen Gedanken beseelten Menschenmasse, zur Gebetsstunde meist 6—8000 Personen, Alle inbrünstig in gemeinsamer, frommer Uebung begriffen, kann nicht verfehlen, selbst auf den kältesten Zuschauer einen tiefen Eindruck hervorzubringen. Burton sagt: „Ich bin in vielen Ländern bei großen religiösen Feierlichkeiten gewesen, aber sie haben nirgends einen so feierlichen und gewaltigen Eindruck auf mich gemacht, wie jene in Mekka.“ Feierlich ist es aber nur in diesen Gebetsstunden; sonst treiben Händler mit ihren Waaren, Pilger mit ihrem Gepäck, Kranke, Kinder ein lautes Wesen in den Räumen der heiligen Stätte, die selbst nicht von Entweihungen der schlimmsten Art frei bleibt, denn auch öffentliche Frauenzimmer verkehren hier, unter dem Vorwande, Futter für die zahlreichen in der Moschee hausenden Tauben zu verkaufen. So bietet denn, wie der ganze Orient, auch der heiligste Platz, ein Bild voller Gegensätze.

Werfen wir nun mit Kremer noch einen Blick auf das Wallfahrtsceremoniell.

Sobald die Karawane die heilige Stadt erblickt, ertönt von jedem Pilger der herkömmliche, uralte Ruf: „Labbaika allahomma!“, der gewöhnlich mit: „zu Deinem Dienste bereit, o Gott!“ übersetzt wird, dessen eigentliche Bedeutung aber nicht mehr zu ermitteln ist. Die Pilger steigen am Thore der Moschee von ihren Kameelen und beginnen sogleich, unter Führung eines Metuaf, mit dem Besuche der Kaaba. Dieselbe wird, nachdem der heilige schwarze Stein geküßt, siebenmal umwandelt, wobei auch der andere Stein mit der Hand berührt, aber nicht geküßt wird; zum Schluße wird abermals der schwarze Stein geküßt. Hiernach wird der Gebetsstandplatz Abraham's besichtigt, dabei das übliche Gebet verrichtet, dann Wasser aus dem Samsambrunnen getrunken, und nun begiebt sich der Pilger durch das Thor Bab el-Safâ hinaus auf den Rennweg, die Hauptstraße von Mekka, besteigt die Erhöhung Safâ, wo er den Ruf: „Allaho akbar!“ ausstößt und das vorgeschriebene Gebet spricht. Dann steigt er herab und im langsamen Schritt den Rennweg hinauf gegen die Plattform Marwa, bis er sechs Ellen vom sogenannten grünen Wegzeichen, einem grünen Pfeiler in der Tempelwand, angekommen ist, wo er in schnelleren Lauf übergeht, bis er die zwei weiteren Wegezeichen erreicht, bei welchen er ein langsameres Tempo annehmend die Marwahöhe besteigt, ebenso wie vorher den Safâ. Dies ist ein Lauf, der, noch sechsmal wiederholt, an das angstvolle Hin- und Herlaufen der Hagar nach Wasser erinnern soll. — Hiermit ist der erste Theil der Pilgerpflichten abgeschlossen.

Der zweite und wichtigere fällt auf den 8., 9. und 10. Tag des Monats Dul-Hidsche (Wallfahrtsmonat). Am ersten Festtage bricht die ganze in Mekka versammelte Pilgergesellschaft nach Sonnenaufgang auf nach dem ungefähr 1½ Stunden entfernten Thale von Mina. Alles ist in weißem Pilgergewande, barfuß und unbedeckten Hauptes, fortwährend ertönt der Ruf: „Labbaika allahomma“ aus Tausenden von Kehlen. Der Weg zieht nordöstlich durch eine steinige Gegend und steigt allmählich zwischen Hügelketten am Berge Hira (jetzt Dschebel el-Nûr, d. i. Berg des Lichtes) an; durch einen engen Felsenpaß gelangt man endlich in das schmale, steinige Thalbecken von Mina.

An dem ausgedehnten Dorfe vorbei führt der Weg zur Moschee el-Chaif, wo Adam begraben sein soll. Hinter Mina beginnt das Thal Batn el-Mohassir, das dann weiter in das Thal von Mosdalifa mündet, wo der Weg in den Wildbach von Arafât einlenkt. Bald zeigt sich das Minaret von Mosdalifa, ein vereinzelter, hochemporragender Thurm. In östlicher Richtung gelangt man durch einen Engpaß in die sandige Thalebene von Arafât (19 km. von Mekka). Hier lagert man unter Zelten.

Der Berg Arafât, früher Ilâl, jetzt auch Dschebel el-Rahmâ (d. i. Berg der Barmherzigkeit) genannt, ist eine Masse von schwarzem Granitgestein, das, in gewaltigen Blöcken sich aufthürmend, eine Höhe von etwa 60 m. über der Ebene erreicht. Am 9. Dul-Hidsche besucht man auf diesem Berge die heiligen Stellen, und gegen 3 Uhr Nachmittags findet die große Prozession statt zur Bergpredigt, wobei der Prediger, wie der Prophet bei seiner letzten Predigt, auf einem Kameele sitzend eine lange Ansprache hält, die, obwol erst mit Sonnenuntergang endigend, jeder Pilger doch verpflichtet ist anzuhören.

Hiermit sind die Arafâtceremonien geschlossen, und Alles eilt nun so schnell als möglich nach Mina zurück (Isâdah oder der beschleunigte Rückmarsch). Hier wird am nächsten Morgen ein Festgottesdienst gehalten und hierauf beginnt die Ceremonie des Steinwerfens. Jeder Pilger hat zu diesem Zwecke von Mosdalifa dreimal sieben Steine mitgenommen. Am Westende des Dorfes liegt die Dschamrat el-Akabah, ein ungefähr $2^1/_2$ m. hoher und $^3/_4$ m. breiter Strebepfeiler, der sich an eine rohe Steinmauer lehnt. Hier werden die ersten sieben Steinchen gegen den Teufel geworfen und ebenso bei jedem der zwei anderen Pfeiler weitere sieben — man sieht, daß im Islam noch viel alter Steinkultus steckt. Hiernach kann das Pilgergewand abgelegt und die gewöhnliche Kleidung wieder gebraucht werden. Nach dem Steinwerfen soll ein Opferthier geschlachtet werden; dasselbe richtet man mit dem Kopfe gegen die Kaaba und schneidet ihm mit dem Ausrufe: „Im Namen Gottes, Gott ist der Größte!" den Hals ab. An dem Tage, da dies bei Mekka geschieht, werden im ganzen Gebiete des Islam Schafe geschlachtet und ein Fest gefeiert, welches der große Beiram heißt. Der kleine Beiram folgt auf den Ramadan). Hierauf eilt Alles nach Mekka, um der durch die Schlachtung von Tausenden von Opferthieren verpesteten Luft zu entfliehen. Gleich nach der Rückkehr begiebt man sich in die Moschee, um die Festpredigt anzuhören und die siebenmalige Umwandelung der Kaaba vorzunehmen. Hiermit sind die Wallfahrtsceremonien zu Ende und mit ihnen schließt auch das mohammedanische Jahr ab. Da letzteres ein Mondjahr, also ca. 11 Tage kürzer als das unsrige ist, so durchläuft das große Pilgerfest in 33 Jahren alle Jahreszeiten.

Die Namen der 12 Monate des moslimitischen Mondjahres sind folgende: 1) Muharrem, 2) Safar, 3) Rebi el-Awwel, 4) Rebi el-Tâni oder el-Achar, 5) Dschumadi el-Awwel, 6) Dschumadi el-Tâni oder el-Achar, 7) Redscheb, 8) Schabân, 9) Ramadân (Fastenmonat), 10) Schawwal, 11) Dulkade und 12) Dul-Hidsche (oder die Wallfahrt).

Die Bewohner Mekka's leben von den Pilgern, indem sie denselben Wohnung und Verpflegung geben, mit ihnen Handel treiben oder indem sie im Dienste der Moschee thätig sind. Man berechnet ihre Einnahme aus dem Pilgerverkehr auf jährlich 50 Millionen Mark, eine Summe, mit welcher 45,000 Menschen, Groß und Klein, recht anständig auskommen können. Dieser Berechnung ist der Pilgerverkehr des Jahres 1876 mit 150,000 Personen und der gewöhnliche Aufenthalt von zwei Wochen mit einer täglichen Ausgabe von fünf Maria-Theresienthalern pro Kopf zu Grunde gelegt. Beachtet man, daß die Pilgerzahl für das Jahr 1872 auf 110,000, für 1831 auf 120,000 und für 1814 auf 80,000 Personen angegeben wird, so sieht man, daß auch im Orient die Dummen nicht alle werden. Viele Personen machen aber in dieser Hinsicht eine Ausnahme, indem sie nur ihrer Handelsgeschäfte wegen an der Wallfahrt sich betheiligen. Sie ziehen natürlich nicht mit nach dem Minathale und dem Arafâtberge, sondern sie bleiben ruhig zu Mekka, wo Kaffee-, Schnaps- und Freudenhäuser den weltlichen Gelüsten genugsam Rechnung tragen. — Bemerkt sei, daß die osmanischen Sultane noch nie an einer Wallfahrt Theil genommen haben.

Die Bewohner Mekka's sind, von den drei hier lebenden Koreischiten-Familien und wenigen Hedschâsbeduinen abgesehen, alle Fremde oder Nachkommen derselben. Von jeder Hadsch bleiben einige Pilger zurück, und da die Mohammedaner, wenn sie sich einige Zeit in einer Stadt aufhalten, immer ein Weib nehmen, so kommen sie dann um so schwerer wieder fort. „Daher sind die meisten Mekkaner", sagt Burckhardt, „Abkömmlinge von Ausländern aus den verschiedensten Theilen der Erde, die arabische Sitten angenommen und durch Heirath eine Rasse erzeugt haben, die nicht mehr von den eingeborenen Arabern unterschieden werden kann." Wenn wir auch diese Behauptung nicht im vollen Sinne des Wortes zutreffend halten wollen, so zeigt uns doch dieser Ausspruch eines so gewissenhaft beobachtenden Mannes, wie Burckhardt, daß der Typus eines Volkes wesentlich von der Natur des Landes und von der Lebensweise bedingt wird. „Wenn man die Besitzer der Buden, Kaufleute, Metuafin und Leute jeder Art fragt", fährt der genannte Forscher fort, „so findet man, daß sie Söhne, Enkel oder Nachkommen von Fremden sind. Die zahlreichsten sind die, deren Väter aus Jemen und Hadramaut kamen, nach diesen sind die Abkömmlinge der Indier, Egypter, Syrer, Mogrebin (Nordafrikaner) und Türken die stärksten an der Zahl. Es giebt auch Mekkaner persischen Ursprungs, Tataren, Bocharen, Kurden, Afghanen, kurz beinahe aus jedem mohammedanischen Lande der Welt. Der Mekkaner erhält sorgfältig durch Tradition die Kenntniß seines Stammbaumes."

„Es ist jedoch ein Zweig der alten Araber in Mekka übrig geblieben; dieses sind die eingeborenen Scherîfe (verschieden von den Abkömmlingen fremder Scherîfe, die sich hier niedergelassen haben); sie leiten ihren Stammbaum ab von Hassan und Hoseïn, den Söhnen der Fatme, der Tochter Mohammed's, eine Abkunft, auf die auch von anderen Scherîfen Anspruch gemacht wird, deren Geschlechtsregister man aber für weniger authentisch hält." (Burckhardt's „Reisen in Arabien", S. 266, Weimar 1830.)

Diese sich streng abschließende Klasse bildet die Aristokratie von Mekka, und sie zerfällt, da immer der Sohn dem Stande des Vaters folgt, in zwei Unterklassen: in Sa'îd oder Religionsbeflissene und Scherîfe oder Krieger. Aus ihnen, und zwar immer aus dem angesehensten und mächtigsten Geschlecht, wird der Großscherîf oder das regierende Haupt des heiligen Gebietes erwählt. Wie schon bemerkt, ist die Schutzherrschaft der Türken über letzteres, welches die Gegenden von Mekka, Tâif, Hali und das Küstenland von Kunfuda, Dschedda und Janbo umfaßt, nur eine namentliche, die mit schweren Geschenken seitens des türkischen Sultans erkauft werden muß. Das Recht die Kaaba zu bekleiden und daß ihr Name in den Freitagsgebeten in der großen Moschee genannt wird, ist Alles, was die Schutzherren von Mekka für sich in Anspruch nehmen können, alle anderen Befugnisse liegen thatsächlich in der Hand des Großscherîfs.

Diese wichtige Persönlichkeit unterscheidet sich äußerlich nur wenig von den anderen Häuptern der Scherîffamilien; sie trägt wie diese gewöhnlich einen indischen, seidenen Rock, einen weißen Abbâ von el-Hasâ, einen Kaschmirshawl um den Kopf und gelbe Pantoffeln oder Sandalen. Burckhardt sah keinen

Mekkaner Scherîf mit einem grünen Turban; die religiösen Scherîfe tragen einen weißen, die anderen einen beliebigen farbigen Shawl um die hohe wollene Mütze von grüner Farbe. Wenn der Großscherîf ausreitet, führt er einen kurzen dünnen Stab (Metrek), wie die Beduinen manchmal einen solchen zum Kameeltreiben brauchen; ein Diener zu Pferd hält über das Haupt des Scherîfs einen großen, mit Quasten gezierten Sonnenschirm, das einzige Zeichen seiner Hoheit. Seine Einkünfte bezieht er aus den Hafenzöllen von Dschedda und Janbo, aus den für die Einfuhr von Vieh und Lebensmitteln in das heilige Gebiet zu entrichtenden Steuern, ferner aus den jährlichen Wallfahrtsgeschenken des osmanischen Sultans und des Vizekönigs von Egypten und aus dem Verkauf von Lebensmitteln während der Hadschzeit. Die Kosten der Hofhaltung des Großscherîfs bezifferte Burckhardt auf jährlich 20,000 Pfund.

Eigenthümliche Sitte, daß die Töchter des regierenden Scherîfs sich nicht verheirathen dürfen, während die Söhne ganz wie die anderer Scherîfe leben und daher auch, wie schon zu Mohammed's Zeiten, bald nach ihrer Geburt einem Beduinenstamme zur Pflege oder besser zur Aufzucht übergeben werden. Viele Scherîfe heirathen auch Beduinenmädchen.

Mag es nun diese Vermischung mit echt arabischem Rasseblut, oder der Jugendaufenthalt bei den Beduinen sein, oder die Zusammenwirkung beider Umstände, kurzum die Scherîfgeschlechter kommen nach Burckhardt in ihrer Gesichtsbildung den Beduinen weit näher, als anderwärts bei arabischer Stadtbevölkerung zu beobachten ist. Im Allgemeinen ist die Hautfarbe der Mekkaner ein gelbliches Braun, heller oder dunkler, je nach der Abkunft der Mutter, die sehr oft eine Abessinierin ist. Kebsverhältnisse mit abessinischen Sklavinnen sind unter den Stadtarabern sehr häufig, besonders unter den Mekkanern, bei denen nach Burckhardt jeder wohlhabende Mann neben seinen gesetzlichen Frauen eine oder einige solcher Konkubinensklavinnen besitzt. Viele Mekkaner haben keine anderen als abessinische Weiber, da die Araberinnen mehr Aufwand machen und weniger geneigt sind, dem Willen des Gatten zu gehorchen. Auch die Fremden tragen dazu bei, die abessinischen Mischlinge in Mekka zu mehren. Bei ihrer Ankunft kaufen sie eine Gefährtin, mit der Absicht, sie bei ihrer Abreise wieder zu veräußern, aber manchmal wird ihr Aufenthalt verlängert, die Sklavin gebärt ein Kind, der Herr heirathet sie — wie es jeder anständige Mann thut, wenn er nicht schon vier Frauen hat — und wird auf diese Weise in der Stadt eingebürgert. Es giebt im Orient sehr wenige Männer, die unverheirathet oder ohne Sklavinnen sind.

Noch andere wunderliche Verhältnisse bringen die islamitischen Anschauungen mit sich, so die Ehe auf Zeit. Abgesehen von der übertriebenen Handhabung dieser Einrichtung in den strenggläubigen Freudenhäusern, wo eigens angestellte Kuda (Mehrzahl von Kadi) jeden Prostitutionsfall durch förmliche Eheschließung und Scheidung bemänteln, wird die Heirath auf Zeit besonders von unverehelichten Pilgerinnen in Anwendung gebracht. Das mohammedanische Gesetz gebietet nämlich, daß kein Weib ohne Begleitung seines Ehemannes oder eines sehr nahen Verwandten an einer Wallfahrt sich betheiligen darf. Will nun eine fromme Gläubige, die beiden Bedingungen nicht genügen

kann, doch das heilige Mekka besuchen, so nimmt sie für die Zeit der Pilgerfahrt einen Ehemann, zu welcher Rolle die Metuafin oder Delîl, die Fremdenführer, gegen Bezahlung gern bereit sind. Der Heirathsvertrag wird vor dem Kadi unterschrieben und die Frau kann nun mit ihrem angeehelichten Führer unbehindert wallfahrten. Sind alle Pilgerpflichten erfüllt, so muß der gemiethete Gatte die Scheidung beantragen, andernfalls behält er zwar die Frau, aber er darf nicht wieder das einträgliche Geschäft eines Muhallîl's (so heißen diese Heirathsunternehmer) ausüben.

Aber auch ohne diesen gelegentlichen Ehedienst ist das Geschäft der Pilgerführer sehr einkömmlich und deshalb sehr beliebt. Burckhardt schätzte die Zahl der Metuafin in Mekka, ohne die Jungen, die so nebenbei ins Handwerk pfuschen, auf 800 und bemerkt dazu: „Wenn immer ein Budenhalter seine Kunden verliert, oder ein armer Gelehrter so viel Geld zu gewinnen wünscht, daß er eine abessinische Sklavin kaufen kann, wird er ein Delîl. Der Stand ist einer der wenig geachteten, aber mancher wohlhabende Mekkaner ist in einer Periode seines Lebens ein Glied desselben gewesen."

Das Treiben und das Wesen dieser Metuafin ist nun aber so charakteristisch für die Mekkaner, daß wir Letztere in ihren hauptsächlichsten Eigenthümlichkeiten nicht besser zeichnen können, als durch die Schilderung, welche Burckhardt von Ersteren entwirft. Es ist ganz drollig, was er von denselben zu erzählen weiß. Die müssigsten, unverschämtesten und nichtswürdigsten Individuen zu Mekka, sagt er, wählen das Handwerk der Metuafin, und da kein Mangel an solchen Leuten und während des Hadsch hinreichende Nachfrage nach Führern ist, so sind Letztere auch immer sehr zahlreich vertreten. Nicht nur zu allen Pilgerverrichtungen leisten sie ihren Beistand, sondern sie sind auch zu jedem Dienst in der Stadt bereit. Aber ihre Brauchbarkeit wird durch ihre Lästigkeit und Büberei mehr als aufgewogen. Sie halten das Zimmer des Hadschi von Sonnenaufgang bis zu Nacht besetzt und gestatten ihm nichts ohne ihre Hülfe zu thun. Sie nehmen an seinem Frühstück, seinem Mittag- und Abendessen Theil und verleiten ihn zu allen möglichen Ausgaben, damit sie einen Theil davon einstecken können; sie lassen keine Gelegenheit vorbei, ihn um Geld anzugehen. Als Burckhardt das zweite Mal als Pilger nach Mekka kam, begegnete er seinem Hauswirth aus Medîna, und obgleich er allen Grund gehabt hatte, dessen Ehrlichkeit zu bezweifeln, so mußte er sich doch gefallen lassen, daß dieser ihn umarmte und als Führer sich aufdrängte. Er machte sogleich Burckhardt's Quartier zu seiner Wohnung und wankte und wich nicht von seiner Seite. „Zuerst begleitete er mich", erzählt Burckhardt, „täglich bei meinem Gange um die Kaaba, um die bei dieser Gelegenheit gebräuchlichen Gebete vorzusagen; da ich diese jedoch bald auswendig lernte, so überhob ich ihn dieses Dienstes. Er aß regelmäßig mit mir zu Mittag und brachte oft einen kleinen Korb mit, den er von meinem Sklaven mit Zwieback, Fleisch, Gemüse und Früchten füllen ließ und mit sich fortnahm. Jeden dritten oder vierten Tag verlangte er Geld von mir. „Nicht Du bist es, der es giebt", sagte er, „sondern Gott ist es, der es mir schickt." Da ich fand, daß ich ihn auf keine höfliche Weise los werden könne, sagte ich ihm geradezu, daß ich seiner Dienste

nicht mehr bedürfe, — eine Sprache, an welche ein Mekka-Delîl nicht gewöhnt ist. Nach drei Tagen kehrte er jedoch wieder zurück, that als wenn nichts vorgefallen wäre und verlangte von mir einen Dollar. „Gott bewegt mich nicht, Euch etwas zu geben", erwiederte ich; „wenn er es für Recht hielte, würde er mein Herz erweichen und mich veranlassen, Euch meine ganze Börse zu geben." — „Raufe meinen Bart", rief er aus, „wenn Gott Dir nachher nicht zehnmal mehr schickt, als das ist, worum ich Dich bitte." — „Raufe mir jedes einzelne Haar aus dem meinen", sagte ich, „wenn ich Dir nur einen Para gebe, bis ich überzeugt bin, daß Gott das für ein verdienstliches Werk hält." Als er das hörte, sprang er auf und lief davon, indem er sagte: „Wir fliehen zu Gott, unserem Schutz vor dem Herzen der Stolzen und den Händen der Geizigen."

„Dieses Volk, sagt Burckhardt weiter, kann niemals zehn Worte sprechen, ohne den Namen Gottes oder Mohammed's zu nennen. Beständig werden diese Leute mit dem Rosenkranz in den Händen gesehen und murmeln selbst während der Unterhaltung Gebete. Dieser Charakter der Metuafin paßt im Allgemeinen so gut auf das Volk in Mekka, daß man zu Kairo folgendes Sprüchwort braucht, um einen zudringlichen Bettler abzuweisen: „Du bist einem Mekkaner ähnlich, Du sagst, gieb mir und ich bin Dein Herr!"

Die Mekkaner haben mit den Bewohnern anderer vielbesuchter Gnadenorte das gemein, daß sie unter einem gewissen religiösen Firniß laue Gläubige sind, gewandt im Verkehr und heftig auf Geld erpicht; ihnen ist das Ortsheiligthum eine melkende Kuh, zu deren Ruhme sie in Biederkeit und Religion „machen". Den Fremden reden die Mekkaner an: „O Gläubiger" oder „Bruder", und die Worte des Propheten, daß alle Gläubige Brüder seien, schweben beständig auf ihren Lippen. „Willkommen, tausendmal willkommen", sagt der Budenbesitzer zu seinen fremden Kunden, „ihr seid Fremdlinge Gottes, Gäste der heiligen Stadt, all mein Eigenthum steht zu euren Diensten." Wenn ein Fremder in der Moschee der Sonne ausgesetzt ist, so macht der Mekkaner für ihn an einem schattigen Orte Platz, geht er an einem Kaffeehaus vorbei, so wird er hereingerufen und ihm Kaffee angeboten, oder wenn ein Mekkaner von einem öffentlichen Wasserverkäufer einen Krug zum Trinken nimmt, so reicht er ihn zuerst dem Fremden dar und bei der geringsten Bekanntschaft ladet er den neuen Freund zu sich zum Essen ein. Wenn sie sich unter einander zanken, sagt Burckhardt, so hört man keine von den possenhaften Namen und schlechten Redensarten, die so häufig in Egypten und Syrien gebräuchlich sind; Schläge werden nur bei außerordentlichen Gelegenheiten ausgetheilt, und die Ankunft einer angesehenen Person macht jedem Streite alsbald ein Ende und man hört dann die schöne Redensart: „Gott hat uns zu großen Sündern gemacht, aber er hat uns auch die Tugend schneller Reue ertheilt!" Man sieht, daß sich die frommen Leute stets zu helfen wissen.

Ergänzen wir noch das Bild der Mekkaner durch eine kurze Beschreibung ihrer Tracht, die übrigens in der Hauptsache bei allen Stadtarabern gebräuchlich ist.

Die Kleidung der höheren Klassen besteht im Winter aus einem Tuch-Benisch oder Ueberrock, einer Dschubbe (wovon unser Juppe), d. i.

ein langes talarartiges Unterkleid von Tuch, mit langen, aber nicht aufgeschlitzten Aermeln und einem Kumbas oder langen Leibrock von glänzender Seide, mit einem Kaschmirgürtel um die Hüften. Im Sommer werden leichtere Stoffe getragen und man läßt auch das eine oder andere Stück weg. Ein Musselin-Turban oder eine rothe Kefije und gelbe Pantoffeln vervollständigen den Anzug.

Die langen Röcke des Mittelstandes sind gewöhnlich von weißem indischen Musselin ohne Futter; sie werden Beden genannt und unterscheiden sich vom levantinischen Anteri dadurch, daß sie sehr kurz und ohne Aermel sind. Ueber den Beden braucht man eine Dschubbe von leichtem Tuch oder indischem Seidenzeug. Die Hemden sind von indischer Seide oder egyptischer oder anatolischer Leinwand und so fein, als sie der Besitzer bezahlen kann. Die niederen Klassen tragen im Sommer nichts als das Hemd und ein gelbes oder blau gestreiftes Lendentuch von Baumwolle oder Leinen. Im Winter legt man noch eine Dschubbe an, aber ohne Gürtel; die Füße sind mit Sandalen, der Kopf mit der Kefije bekleidet.

Die mekkanischen Damen tragen den langen Seidenrock (Kumbas) der Männer, blau und weiß gestreifte Beinkleider, die bis an die Knöchel reichen und oft mit Silberfaden gestickt sind, und als Oberkleid einen weiten Rock (Habra) von schwarzer Seide. Das Gesicht verhüllt ein weißer oder hellblauer Borko. Der Kopf wird verschiedenartig aufgeputzt und bedeckt, theils mit einem Tuche, theils mit einer Mütze oder sonst einem beliebigen Stücke. Natürlich fehlt allerhand Schmuck nicht, Arm- und Beinringe, Halsketten, Münzen in den Haaren u. s. w.; die ärmeren Weiber tragen nur das blaue egyptische Hemd und lange Hosen, lassen es aber an Schmuck, wenn auch unechtem oder aus Horn oder Glas, nicht fehlen.

Ganz toll sind die Mekkaner, an Festtagen mit prächtigen Kleidern sich hervorzuthun; Jedermann, der Reichste wie der Aermste, muß dann ganz neu gekleidet sein, und wenn er diesen Aufwand nicht erschwingen kann, so miethet er sich wenigstens auf zwei oder drei Tage einen neuen Anzug. Niemand ist dann mit einer seinem Stande angemessenen Kleidung zufrieden, sondern jeder thut sich groß, indem er möglichst vornehm zu erscheinen sucht. Die gemeinen Juppenbesitzer, welche das ganze Jahr hindurch mit einem kurzen Rock und einem Lendentuche nur einhergehen, stolziren an Festtagen in einem blaßrothen, mit Atlas besetzten Benisch, einem goldgestickten Turban, einem reichen seidenen Gürtel mit Silberzierrath und einem Dschembie oder krummen Messer, dessen Scheide mit Silber- und Goldmünzen bedeckt ist. 100 und mehr Piaster giebt oft ein armer Schlucker als Leihgebühr für einen Anzug, der 1500—2000 Piaster kostet, denn jeder ist bestrebt, sich nicht von Standesgenossen in der Festkleidung übertreffen zu lassen. Ueberhaupt liebt der Mekkaner sehr das Gepränge, was sich besonders bei seinen Festlichkeiten (Hochzeiten und Beschneidungen) zeigt, die nach der Wallfahrt, wenn Geld in schwerer Menge vorhanden, mit großem Aufwand gefeiert werden.

Weniger günstig in Bezug auf reiche Einnahmen sind die Bewohner von Medîna gestellt, denn die Wallfahrt dahin gilt nur verdienstvoll, während der Mekkazug eine große Pflicht gegen Allah ist. Nur auf die syrische Karawane, die auf dem Wege nach und von Mekka die Stadt besucht, können die Medînesen rechnen, aller übrige Zuspruch hängt vom Beutel und der Meinung der Mekkapilger ab.



Ansicht von Medina.

So ist denn Handel und Wandel in der Stadt des Propheten (Medînet e'-Nabî), dem alten Jathrib, ein ungleich geringerer als in Mekka.

Die einzigen Nachrichten über die Stadt, wie sie im 2. und 6. Jahrzehnt dieses Jahrhunderts sich darstellte, verdanken wir Burckhardt und Burton; Maltzan, der kühne Mekkapilger, ist nicht nach Medîna gekommen. Nach den Berichten jener beiden Reisenden giebt A. Zehme in seinem großen Fleiß bekundenden Buche „Arabien und die Araber seit 100 Jahren" (Halle 1875) von Medîna eine kurze, aber übersichtliche Schilderung, die wir in der Hauptsache hier folgen lassen wollen.

Medîna ist eine freundliche Stadt mit gut gebauten, meist zweistöckigen Steinhäusern; die Straßen sind eng, oft nur zwei oder drei Schritte breit, einige aber gepflastert. Der Haupttheil der Stadt bildet ein Oval und ist mit einer 11 m. hohen, starken Mauer mit 30 Thürmen umgeben und im Nordwesten von einem festen Kastell beherrscht. In den Vorstädten, welche sich gegen Westen hin ausdehnen, sieht man zahlreiche Gärten mit hübschen Landhäusern; hier verjubelt man in fröhlicher Geselligkeit die Ernte des Wallfahrtmondes. Ein großes Fest ist der Geburtstag des Propheten, der Môlid en-Nabî, am 12. des Monats Rebi el-Awwel. Indessen benehmen sich die Medînesen bei ihren Festlichkeiten weniger thöricht als die Mekkaner, denen sie aber in der Pilgerprellerei vollkommen gleichen. Einen sinnigen Gebrauch beobachtete Burckhardt in Medîna; er sah, wie bei einem Begräbniß die Menschen sich herzudrängten, um den Sarg ein Stück zu tragen. Die Frauen trauerten auch äußerlich durch schwarzen Schleier und indigogefärbte Hände, aber ohne Klagegeschrei.

Die wichtigste Stelle der Stadt, um deren Willen sie besucht wird, ist die Mesdschid e'-Nabî, die Moschee des Propheten, weil dieser selbst sie als Gebetshaus gegründet hat. Sie heißt auch, wie die in Mekka, el-Harâm, die Heilige, und bildet ebenfalls einen Kolonnadenbau mit Kuppeln und fünf Minarets und einigen Baulichkeiten in der Mitte des Hofraums. In der nordöstlichen — nach Burton in der südöstlichen — Kolonnade befindet sich, umgittert und bedeckt, das angebliche Grab des Propheten, neben ihm die Gräber von Abu Bekr und Omar, seinen ersten Nachfolgern, und von Fatima, seiner geliebten Tochter, der Gattin Alî's; außerdem ein leeres Grab für Isâ Ibn-Mirjam, d. h. Jesus, Sohn der Maria. Die Kultusceremonien, Sijjâra, sind hier in einer halben Stunde abgemacht, vielleicht der Grund, daß Medîna keine große Zugkraft auf das Volk gewonnen hat.

„In den ersten Jahren nach der Hidschra", schreibt Zehme auf S. 38 seines genannten Buches, „fand bei Medîna eine bedeutende vulkanische Eruption statt; wahrscheinlich ist die gesammte Gebirgslinie vom Todten Meere bis Jemen vulkanisch gehoben." Es ist dies eine falsche Auffassung der Beziehungen zwischen Vulkanismus und Gebirgsentwicklung. Da solche Ansichten auch in vielen geographischen Hand- und Lehrbüchern noch aufgetischt werden, so wollen wir zur Aufklärung einen Satz aus H. Credner's trefflichem Werke „Elemente der Geologie" (Leipzig 1876), S. 130 kurz anführen: „Besonders wichtige Schlußfolgerungen gestatten die Lagerungsverhältnisse der geschichteten Gesteine, wo diese von vulkanischen Massen durchsetzt und überdeckt werden. Man nahm früher mit L. v. Buch und A. v. Humboldt in den meisten Fällen an, daß die vulkanische Thätigkeit eine centrale Erhebung der rings um den Eruptionsherd befindlichen Gesteine zur Folge gehabt habe, in der Weise, daß die auf den benachbarten sedimentären Schichten ursprünglich horizontal gelagerten Tuffe, Aschen und Schuttlagen ihre geneigte, von der Ausbruchsesse abfallende Lage durch die hebende Kraft eingeengter, vorzüglich gasförmiger Eruptionsprodukte erhalten hätten. An einer derartigen Aufrichtung hätten unbedingt auch die die Grundlage des vulkanischen Materials bildenden sedimentären Gesteine Theil

nehmen müssen. Mit diesem Erforderniß stimmt die Beobachtung nicht überein; vielmehr ergiebt sich aus derselben, daß die Lagerungsverhältnisse des Untergrundes der Vulkanenkegel von den Eruptionserscheinungen nicht im Geringsten beeinflußt worden sind. . . .

Aus Obigem ergeben sich zwei wichtige geologische Resultate: 1) die vulkanische Thätigkeit ist unabhängig von der geognostischen Beschaffenheit einer Gegend, ihre Ursache muß deshalb eine von jener unabhängige, tiefer liegende sein; 2) die Lagerungsverhältnisse des Untergrundes vulkanischer Gebiete sind durch vulkanische Eruptionen nicht gestört worden, namentlich aber ist mit diesen letzteren eine centrale Aufrichtung der die Vulkanenkegel bildenden Lava- und Schuttschichten nicht verbunden gewesen."

Die Erhebung des arabischen Randgebirges längs des Rothen Meeres hat also mit der nach Syrien, längs des Jordansspaltes sich ausdehnenden Vulkanenreihe nichts zu thun. Das Rothe-Meer-Gebirge ist nur die hohe Randentwicklung eines zwischen Urgebirge eingelagerten Tertiärlandes, eine Erscheinung, die wir schon am Taurus- und Pontuszuge der gleichfalls in der Hauptsache tertiären Anatolischen Halbinsel beobachtet haben. Alle Versuche, die Entwicklung der Randgebirge und die mit ihr zusammenhängende Umrißgestaltung der Kontinente zu erklären, haben sich bis jetzt, wenn auch die eine oder andere Theorie für gewisse Gebiete zutreffend erscheint, in der Verallgemeinerung als vergeblich erwiesen. Bei der arabischen Halbinsel ist es besonders das Sinaigebirge, welches jedem Erklärungsversuche entgegentritt. Wahrscheinlich in der mittleren Tertiärzeit vom krystallinischen Gerippe der arabischen Halbinsel abgetrennt, hat es weder vor- noch nachher an der geologischen Geschichte der Nachbargebiete Theil genommen. „Nichts ist augenscheinlicher auf dem Wege vom Meer zum sinaitischen Gebirge, als daß alle und jede Zwischenformation zwischen dem jüngsten Meeresgebilde am Ufer und dem ältesten krystallinischen Gebirge, das von der Meeresfläche zu den höchsten Gipfeln sich erhebt, absolut fehlt und zu allen Zeiten auch gefehlt hat. Von späteren Hebungen zu paläazoischen Zeiten oder gar im zweiten oder dritten Weltalter kann hier gar keine Rede sein; starr und steil in ungestörter ruhiger Majestät erhebt sich vom Serbâl bis zum Om-Schomar und vom Om-Schomar bis zum Ras-Mohammed in vertikaler Zerklüftung der uranfängliche Gneis und Granit, oder um mineralogisch zu sprechen, die Masse farblosen Quarzes, fleischrothen Feldspaths, grünlicher Hornblenden und schwarzen Glimmers. Nie seit den Zeiten ihrer Bildung haben diese krystallinischen Massen irgend eine geologische Periode mitgemacht; von Uranfang der Dinge ragten ihre Gipfel aus dem Ozean, unberührt vom Silur und Devon, vom Dyas und Trias, von Jura und Kreide: am Fuß nur der alten Bergfeste hat einestheils das Rothe Meer einen Kranz von Korallen um den Sinai gezogen und mit ihrer Hülfe in jüngster Zeit ein Küstenland geschaffen, anderntheils hat das Meer zur Kreidezeit im Norden das Kalkplateau der Wüste Tîh angelagert (1200 m. über dem Meer), das sich über ganz Syrien bis zum Libanon hinzieht." (O. Fraas: „Aus dem Orient", Stuttgart 1867, S. 7.)

Das Sinaigebirge, welches die südliche Hälfte der vom Sues- und Akaba-Golf gebildeten Halbinsel einnimmt, stellt sich im Allgemeinen dar als eine von Süd nach Nord entwickelte, von Porphyr und Diorit vielfach durchsetzte Granit- und Syenitmasse, über welcher der „Typus der Wüste" ausgebreitet ist. Zahlreiche, nach oben sich erweiternde Wadithäler steigen allseitig gegen den in der Mitte sich erhebenden Hauptstock empor, dessen mittlere Höhe etwa 2000 m. beträgt. Auf dieses centrale Hochmassiv sind in der Folge von Nord nach Süd die vielzackigen Gipfel des Dschebel Mûsa (2244 m.), Dschebel Katherîn (2602 m.), Dschebel Om-Jswud (2510 m.) und Dschebel Om-Schomar (2575 m.) aufgesetzt, während im Westen, vom Hauptstock durch das tiefe Wadi Hebrân getrennt, der Dschebel Serbâl mit 2052 m. eine Sonderstellung einnimmt. Der erste und der letztgenannte Berg gelten je nach Ansicht als der Ort, wo die Gesetzgebung der 10 Gebote stattgefunden haben soll.

Die Heiligkeit dieser Plätze hatte schon in der frühesten Zeit des Christenthums (im 3. Jahrhundert) fromme Anachoreten angezogen, welche in den zahlreichen natürlichen Höhlen und Zellen, im milden Klima dieser Berge ein beschauliches Dasein führten, und auch heute noch finden sich solche Leute im Kloster Katherîn am Nordostabfall des Dschebel Mûsa. Dasselbe bildet ein unregelmäßiges Häuserviereck, ohne Thor — man wird in einem Korb etwa 10 m. hoch zu einer Fensterlücke gezogen. Einige 20 Mönche waren zu Fraas' Zeiten die Hüter der Heiligthümer und der kostbaren Schätze an Gold und Juwelen, welche den Werth des heiligen Dornbusches und die Gebeine der heiligen Katharina noch erhöhen sollten. Die Regel der Mönche, der griechisch-orthodoxen Kirche angehörig, ist sehr streng. Sie dürfen weder Fleisch noch Wein, wol aber Fische und Dattelschnaps genießen. Zweimal bei Tage und zweimal bei Nacht müssen sie sich zum Gebet vereinen. Früher war das weibliche Geschlecht so streng ausgeschlossen, daß, wie auf dem Athosberge, selbst nicht weibliche Thiere gehalten werden durften; jetzt wohnen Pilgerinnen und Touristinnen unbehelligt in den Fremdenräumen. Die größtentheils ganz ungebildeten Mönche betreiben meist ein Handwerk, besonders die Schnapsbrennerei und den Gemüsebau. Viele bleiben nur einige Jahre am Sinai und kehren dann als „Märtyrer" heim. Uebrigens gilt das Kloster auch als Strafkolonie für ungerathene Geistliche.

Unweit vom Kloster dehnt sich im Wadi er-Râha eine etwa 2 km. lange und 1 km. breite Ebene aus, welche Manche als den Lagerplatz der Juden während der Gesetzgebung betrachten. Hier wohnen jetzt die Hörigen des Klosters, die sogenannten Dschebelîje, die Nachkommen der von Kaiser Justinian dem Kloster geschenkten 100 römischen und ebensoviel egyptischen Sklaven. Diese von den Beduinen „Nazarener" und „Fellahin" geschimpften Leibeigenen sind trotz ihrer christlichen Herren Mohammedaner geworden.

Was den Aufenthalt der Jsraeliten auf der Sinai-Halbinsel betrifft, so haben viele Gelehrte nach den heutigen Wasser- und Vegetationsverhältnissen schließen zu müssen geglaubt, daß ein Durchzug oder gar ein längeres Verbleiben eines zu 600,000 Männern bezifferten Volkes (also etwa 2 Millionen Köpfe) im Sinaigebirge gar nicht möglich gewesen sein könne. (Vgl. M. Schleiden: „Die Landenge von Sues", Leipzig 1858, S. 186—189.)



Das Sinaigebirge.

Wir halten die angegebene Stärkezahl ebenfalls für eine kindliche Uebertreibung. Man denke sich ein wanderndes Volk von 2 Millionen Köpfen, so muß der Zug, von den Viehherden ganz abgesehen, wenn man nur 3 Schritt Abstand der Marschirenden hinter einander, bei 20 Mann in der Breite, annimmt, eine Länge von 230 km. erhalten, eine Länge, welche der Strecke von Berlin nach Weimar etwa gleichkommt. Rechnet man auch die 10fache Breite, so erhält der Zug immer noch die Länge einer Tagereise. Von den Verpflegungsschwierigkeiten einer solchen Masse auf dem Marsche wollen wir gar nicht reden.

Der Auszug selbst hat aber im Allgemeinen in der in der Bibel geschilderten Weise stattgefunden, wie M. Schleiden und H. Brugsch darthun. Dieser Letztere, um die Erforschung des egyptischen Alterthums so hoch verdiente Gelehrte, kommt in einer diesem Gegenstande gewidmeten kleinen Schrift: „L'Exode et les Monuments Egyptiens“ (Leipzig 1875) auf Grund seiner langjährigen Untersuchungen zu folgenden Ergebnissen:

Der Auszug der Israeliten, wie er im Buche „Exodus“ erzählt wird, ist eine historische, mit der altegyptischen Geographie vollkommen übereinstimmende, in ihr sogar genau zu verfolgende Thatsache. Dieselbe ist von späteren Erklärern und Uebersetzern der sie betreffenden Berichte nur in einigen Punkten und Ortsnamen unrichtig aufgefaßt worden, was bei den großen, die altegyptische, die biblische, die griechische und römische Beschreibung trennenden Zeiträumen leicht erklärlich ist. — Die Hauptabweichung von der bisherigen Annahme ist nun die, daß der Zug der Israeliten nicht durch das Rothe Meer ging, daß der hebräische Text der betreffenden Bibelstelle das Rothe Meer auch gar nicht nenne, sondern nur irrthümlich so übersetzt worden sei. Der hebräische Ausdruck ist Jam Suph: Binsenmeer, und Suph selber ist nur eine Uebersetzung des egyptischen Wortes Athu, welches Binsen, Schilf, auch Papyruspflanze bedeutet, womit die Lagunen und Sümpfe Unteregyptens bedeckt waren.

Wie nun Brugsch an der Hand der biblischen Ortsnamen und Daten die Marschroute der Juden rekonstruirt, ging der Zug von Zoan-Ramses (Ramses-Stadt), das am östlichen oder pelusischen Nil-Arme lag, ostwärts auf der bis auf unsere Zeit benützten Karawanenstraße über Kantara, dann nordöstlich an das Mittelmeer bei Sukkoth und von dort auf der altegyptischen Heerstraße weiter bis nach Baalzephon oder dem auch von Strabo genannten Berge (Vorgebirge) Rasios, von hier aber südlich der Sinaitischen Halbinsel zu. Von Sukkoth bis Baalzephon lief jene Heerstraße auf einer schmalen Landzunge zwischen dem Meere und einer jetzt fast ausgetrockneten Lagune, dem sogenannten Sirbonis-See, und auf dieser Landzunge hat nach Brugsch' Meinung dem verfolgenden Pharao eine Sturmflut sein bekanntes Geschick bereitet. — Im Britischen Museum zu London befindet sich eine Papyrusrolle aus der Zeit des Aufenthaltes der Juden in Egypten. In derselben erzählt ein egyptischer Schreiber, wie er vom königlichen Palaste des Ramses aus zwei flüchtige Diener zu verfolgen hatte. Die Entfernungen und Stationen, die er angiebt, stimmen ganz genau mit den von der Bibel für den Zug der Israeliten angegebenen überein. Der egyptische

Schreiber hatte vor mehr als 3000 Jahren denselben Weg eingeschlagen wie die Juden.

Nach solchen historischen Belegen erscheint ein Zweifeln an der Thatsache der Wanderung nicht berechtigt; es fragt sich nur noch, ob ein 40jähriger Aufenthalt eines so kopfreichen Volkes möglich gewesen ist.

O. Fraas, der Geologe, glaubt diese Frage bejahen zu können. „In einem Lande", sagt er („Ausland" 1873, S. 953), „das wie das heutige Sinai durch einen Zuzug von nur tausend Mann in wenigen Tagen buchstäblich ausgesaugt und abgeweidet wäre, in einem Lande, wo nur der an Entbehrung wie kein anderer Mensch gewöhnte Beduine existiren kann, in diesem Lande, fragen wir, soll Israel sich jahrelang aufgehalten haben? Israel mit seinen 600,000 Mann streitbarer Männer mit Weibern, Kindern, Knechten, Mägden, Ochsen, Eseln und Schafen? — Andererseits wird Niemand an der Thatsache selber zweifeln, daß Moses wirklich sein Volk an den Sinai geführt hat, den er zuvor durch 40jährigen Aufenthalt in Midian zur Genüge kennen gelernt hatte. Wir werden also ganz nothwendig zu dem Schluß geführt, daß zwischen Moses und der christlichen Zeit eine tiefgreifende klimatische Aenderung vor sich gegangen ist. Im 10. Gebote ist ausdrücklich der Ochse und Esel als Hausthier der Israeliten genannt, vom Kameel, dem einzigen Hausthiere, das neben dem Schafe das Leben im Sinai erträgt, ist nirgends die Rede. Die Kriegsbeute von Midian nach dem Siege der Juden, der wahrscheinlich im Wadi Feirân (das Oasenthal längs des Nordfußes des Dschebel Serbâl) erfochten wurde, betrug 72,000 Rinder. Solche und ähnliche Berichte von Kulturleben in diesen Bergen, abgesehen von den unwiderlegbaren Zeugen altegyptischer Industrie im Megâra (ein Thal im westlichen Vorlande, wo zu jenen fernen Zeiten auf Kupfer und Türkis lebhafter Bergbau getrieben wurde), lassen an der Richtigkeit unserer Schlußfolgerung nicht zweifeln.

Wol zur selbigen Zeit, da im Schwabenlande, das nach seinen alten Reichsgrenzen so ungefähr von der Größe der Sinaitischen Halbinsel (24,778 □km.) ist, der Höhlenbär und der Mammuth sich tummelte, da wegen der Unwirthlichkeit des nordischen Klimas kaum noch ein Mensch den Versuch gemacht hatte, von diesem Lande Besitz zu ergreifen, wol zur selbigen Zeit, da Hellas und Etrurien noch von dichten, schattigen Waldungen bedeckt waren und der homerische Zeus auf dem wälderreichen Ida thronte, zur selbigen Zeit war das sinaitische Alpenland eine reich gesegnete Provinz Egyptens; die wilden Bergvölker des Mentu hatten den Pharaonen sich längst unterworfen, eine rege, reiche Industrie füllte die Thäler, in denen Kupfer geschmolzen und Edelsteine geschliffen wurden. Dahin flüchtet sich Mesa der Israelite, wie Moses in den egyptischen Inschriften heißt, lernt in 40jährigem Aufenthalt alle die Vorzüge des herrlichen Berglandes kennen und faßt unter göttlicher Eingebung den Entschluß, sein Volk aus der egyptischen Knechtschaft zur Freiheit und Größe zu führen, dadurch, daß er ihm den Begriff des Einen Gottes beibrachte, dessen alleinige Herrschaft es anerkennen sollte.

Indessen ging, ob auch unbemerkt von den Generationen, in langsamem Fortschritt des warmen Klimas vom Aequator zu den Polen die Wandlung

des Klimas vor sich. In Deutschland schmolzen die Gletscher ab, obwol zu Augustus' Zeiten den Römern noch grauste, das versumpfte, von Kälte starrende Land zu betreten, am Hymettos und am Olymp sinken die Wälder hin, die regelmäßigen Niederschläge im sinaitischen Lande hören auf: es wird der Berg zur Wüste und das Land verödet. Was aber unverändert sich erhält durch alle Wandlungen des Klimas, das ist der Fels, die Schlucht wie die Spitze, als das Gerippe der Erde." . . .

Wir haben schon im vorigen Kapitel bemerkt, daß Arabiens gegenwärtiges Klima hauptsächlich durch die meteorologischen Einflüsse Central- und Nordostasiens einerseits und des Mittelmeeres andererseits zu Stande kommt. Bestätigt es sich, daß zu Moses' Zeiten ein vegetationstreibendes Klima auf der Sinai-Halbinsel geherrscht hat, so müssen die ihre jetzige Trockenheit bedingenden Luftströmungen von Asien her entweder noch nicht bestanden haben, oder nicht trocken gewesen sein, zwei Fälle, die aber beide zu dem einen Schluß führen, daß die Gebiete des heutigen Barometermaximum in Asien noch nicht ihren Kontinentalcharakter besessen haben, daß noch Wasserflächen die jetzige weite Landmasse unterbrachen. Im Zusammenhange hiermit folgt ferner aus dem vegetationsprangenden Sinai, daß zu dessen Zeiten die Arabische Halbinsel, grünend und blühend, seine jetzigen Wadi als beständige Flußläufe mit Wasser gefüllt sah, daß die Sahara noch keine Wüste war.

Daß der Sinai einst ein anderes Klima gekannt hat, geht unzweifelhaft aus den Schuttwällen hervor, welche O. Fraas im Wadi Hebrân, Wadi Feirân und noch an vielen anderen Stellen im Gebirge beobachtete und als Moränenschutt erklärte. Wenn auch die Gletscher, welche diese Massen anhäuften, mit dem Klima zu Moses' Zeiten in irgend welchen Bezug gar nicht gebracht werden sollen, denn sie können, da im Gebirge jedes Sediment zu einer Zeitbestimmung fehlt, ebenso gut zur Silur- als zur Jura- oder Tertiärzeit bestanden haben, so beweist uns aber doch ihr einstiges Dasein, daß Klimaänderungen in diesen Gegenden stattgefunden.

Wir deuteten kurz an, was für hochwichtige geographische Probleme durch die Gewißheit der Fraas'schen Annahme betreffs des sinaitischen Klimas zu Moses' Zeiten gelöst werden könnten, und es ist daher sehr zu wünschen, daß naturgeschichtliche oder historische Belege für oder gegen diese Aufstellung erbracht werden. Hoffentlich findet man noch eine altegyptische Stein- oder Papyrusurkunde, die Gewißheit in dieser Frage zu geben vermag.

Die Bevölkerung der Halbinsel wird zu 4—5000 Beduinen angegeben, d. h. Männer, denn Weiber und Kinder zählen nicht im weibverachtenden Orient. O. Fraas schildert die Towara, wie die Sinai-Beduinen sich selbst nennen, als gutartig und in Geldsachen viel anständiger als ihre egyptischen Brüder. „Treu und zuverlässig, sobald er den Dienstvertrag eingegangen hat, beherzt, muthig und voll Aufopferung im Augenblick der Gefahr, ist er ein wirklich angenehmer Reisegefährte, im Zelte nicht lästig und aufdringlich und doch voll Aufmerksamkeit für den Reisenden. Es freut ihn, wenn Fremde seine Berge besuchen, und namentlich wenn er sieht, daß sie auf Dinge achten, die sich im Horizont seines Wissens bewegen, als da sind: Steine, Kräuter und Thiere.

Dieser Umstand, es am Sinai mit einer natürlich guten, freundlich gesinnten Bevölkerung zu thun zu haben, erhöht hier wesentlich die Genüsse des Reisens." Mit dieser Charakteristik stimmt auch die Schilderung der Sinaibeduinen in Bädeker's „Egypten" überein. Betreffs ihrer Lebensweise bemerkt dieses Buch, daß die Männer Mühlsteine, Holzkohlen u. s. w. nach Egypten führen, die Reisenden — größtentheils Pilger griechischer Konfession — mit Kameelen versehen, den Steinbock jagen, dagegen aber nur selten in blutiger Fehde einander gegenübertreten. Die Mädchen und Knaben führen die Ziegen und die bunten, lebhaft an Jakob's List erinnernden Schafe auf die im Sommer mühsam aufzusuchenden Weideplätze, während die Frauen, mit Kinderpflege, Haus- und Handarbeit beschäftigt, im Zelte zurückbleiben. An den am besten bewässerten Stellen der Halbinsel haben sich die Beduinen einfache Häuser gebaut und werden Dattelpflanzungen von ihnen kultivirt, am erfolgreichsten im Wadi Feirân und in der Nähe von Tôr am Golf von Suez; sonst sind Zelte ihre Wohnungen.

Wenden wir uns nun zum Innern der Arabischen Halbinsel. El-Dschauf, Dschebel Schammar und das Nedschd sind hier die Gebiete, welche unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, welche wir mit Georg Wallin und W. G. Palgrave durchwandern wollen. Ersteres, die Oasenniederung am Ausgange des Wadi Sirhân, haben wir schon flüchtig kennen gelernt, und wir versetzen uns daher, die trostlose Sandwüste Nefûd oder Dehna im Fluge überschreitend, gleich in die Landschaft des Dschebel Schammar.

Bis in die neueste Zeit wußte man nur äußerst wenig von diesem Land. Ritter's „Arabien" wiederholt nur, was Seetzen und Burckhardt zu Anfang dieses Jahrhunderts aus den Angaben arabischer Handelsleute mitgetheilten: „das Gebirg Schemmer sei groß wie der Libanon; in der Umgegend jage man wilde Rinder 2c." Dort gewesen war noch kein Abendländer; dagegen rücken die Schammarbeduinen selbst, die den Weidekräutern des Frühlings folgen, alljährlich weit nach Norden zwischen Euphrat und Tigris vor. Bei Gelegenheit seiner assyrischen Ausgrabungen lernte Layard sie kennen, und sie waren auch erbötig, ihn in ihre Heimat zu geleiten. Er konnte damals nicht darauf eingehen; aber fast zur selben Zeit (1845) hatte der finnländische Orientalist Wallin von Palästina her durch die weiten Stein- und Sandwüsten den Weg dahin gefunden. Durch ihn erfuhren wir („Journ. of the Geograph. Soc." 1854), daß diese Mitte von Nordarabien zwar nicht ein Gebirge wie den Libanon enthalte, daß aber zwei von Nordost nach Südwest streichende Parallelketten von grauem Granit, mit Gestrüpp bewachsen etwa 300 m. über die weite Thalebene, die dazwischen liegt, sich erheben. Fließende Bäche giebt es nicht, aber zahlreiche Brunnen, aus denen der gefüllte Schlauch mit Vorspann von Kameelen und mit Hülfe von Rad und Rolle heraufgewunden wird, um Palmgärten und Kornfeld zu tränken. Schon zu Wallin's Zeit zeigte dieses magere Land ein in der ganzen mohammedanischen Welt sonst beinahe unerhörtes Gedeihen. Nicht die Wüste wuchs, sondern der Anbau — dank der

klugen und kraftvollen Regierung des Abdallah Ibn Raschîd, der früher wahâbîtischer Statthalter gewesen, damals aber bereits unabhängig geworden war. Durch ihn hatte alle innere Fehde, wie sie das Land seit Jahrhunderten zerriß, ein Ende gefunden; durch ihn wurden die Beduinen zur Unterwerfung und Tributpflicht gezwungen, anstatt (wie sie im Osmanischen Reich gewohnt sind) selber ihr „Brudergeld" vom bebauten Land eintreiben zu dürfen. Während man früher nur in bewaffneten Trupps von Dorf zu Dorf schlich, hätte man jetzt (wie zu Ibrahim's Zeit in Syrien) sein Gold offen durchs ganze Land tragen können. Wo das Gefühl der Sicherheit einmal eingetreten und kein Strandrecht beim allgemeinen Schiffbruch mehr zu üben ist, da ist der Beduine selber bereit, sein poetisches Wanderleben und den prosaischen Hunger, der davon unzertrennlich ist, gegen feste Ansiedlung aufzugeben. Etwas Palmpflanzung und Kornfeld am Gebirge besitzen auch Diejenigen, die im Frühling mit ihren Herden in die Wüste ziehen. Ende Sommers, wenn die Datteln reifen, kommen sie zurück, die Früchte zu sammeln, auch wol neue Bäume zu pflanzen. Gewöhnlich wird etwas Weizen und Hafer gesäet, und, wenn's gedeiht, das nächste Mal mehr. Einige ältere Personen bleiben zurück, um Aufsicht zu führen und für Bewässerung zu sorgen. Sie bauen Hütten, die für den Winter sich in Lehmhäuser verwandeln. So bildet sich ein Dörfchen, und damit nicht ein regenloses Jahr Alles wieder vernichte, gräbt man neue Brunnen. Immer mehr Stammgenossen trennen sich von der Wanderhorde, um das ruhigere Leben zu genießen. Hierher flüchten Andere, die ihre Herden verloren haben oder wegen Blutschuld verfolgt werden. Wandernde Krämer und Handwerker lassen sich nieder, nachdem sie öfter wiedergekommen. So ist die jetzige Hauptstadt Hâyel oder Hâiel (unter den schroffen Felsabhängen von Djebel Adschâ, der westlichen Kette — die östliche heißt Dschebel Selmâ) — selber entstanden, und wie schnell ihr Gedeihen, ersieht man daraus, daß Wallin sie auf 210 Häuser oder Familien schätzt, während Palgrave (1863) bereits eine Stadt von einigen zwanzigtausend Einwohnern vorfindet. Ihre Mauern und Thürme umfassen einen Raum, der für 300,000 ausreichte, vorerst aber noch zum größten Theil mit Gärten gefüllt ist. Andere Gärten mit zahlreichen Landhäusern schließen außerhalb an, und andere Palmhaine, welche Dörfer verrathen, sieht man am Ausgang anderer Gebirgspässe in der Ferne. Die Pfade der Ebene aber sind belebt von reichem Verkehr zu Kameel und zu Pferd, zu Esel und zu Fuß.

Dieses Gedeihen eines Staatswesens unter einem Beduinenvolke ist höchst merkwürdig und es bezeugt, daß die Beduinen keineswegs die tiefe Kulturstufe einnehmen, auf welche Palgrave sie im Allgemeinen zu stellen beliebt.

Der Schammarstaat gedieh auch ferner unter Abdallah's Sohn und Nachfolger Telâl, den Palgrave selbst ein Musterbild eines patriarchalischen Fürsten nennt. Man sieht diesen Telâl des Morgens majestätisch aus seinem Burgthor treten, von Bewaffneten umgeben, um im Schatten seiner Residenz Gericht zu halten. Ihm zur Seite erscheint sein erster Minister Sâmil, der (schon unter Abdallah) vom Bettelknaben aufgestiegen, ohne die Eigenschaften des Parvenu anzunehmen; und der literarisch feingebildete Abd-el-Mâhsin (Flüchtling aus edler im Kampfe gegen die Wahâbîten untergegangener Familie

in Ksîm), der auch als Telâl's Günstling ein uneigennütziger Volksfreund geblieben ist. Bürger, Landvolk, Beduinen harren bereits, um ihre Streitfragen vorzulegen, werden aufmerksam gehört und finden billiges Urtheil. Wie Hunde ducken sich die Beduinen, die ihre Unterwerfung erklären wollen. Telâl eilt nicht mit der Annahme, läßt sie erst seine Gastfreundschaft genießen, damit sie staunend über seine hohe Burg, seine Kanonen, seine Garden, sein gutes Essen nach Hause kommen. Alle Fremden sind des Sultans Gäste. Sobald die Kameele vor dem Burgthor sich niedergelassen, erscheint der Kämmerling Seyd, die Reisenden zu begrüßen: „Friede sei mit euch, Brüder! Woher kommt ihr? Möge Glück euch erwarten! Und was begehrt ihr in unserer Stadt? Möge Gott euch Erfolg geben!" 2c.



Beduinenlager.

Unter den Gästen in Telâl's Kaffeehalle finden sich auch Staatsgefangene, besiegte Rebellen, an den Füßen mit schweren Eisenringen gefesselt, sonst aber unbefangen an der Unterhaltung Theil nehmend. Die Zahl der täglichen Gäste beträgt 50—200. Daß aber Palgrave diesen Telâl, bei dem er selber die freundschaftlichste Aufnahme gefunden, nicht idealisirt hat, ersehen wir aus dem Bericht des französischen Postdirektors zu Jerusalem, Carlo Guarmani aus Livorno, der gleichfalls nach Hâiel kam („Bulletins der Geographischen Gesellschaft", Paris 1865). Dieser sah selbst, wie Telâl einem blinden Dichter 100 spanische Thaler, einen vollständigen Anzug, ein Pferd und ein Dromedar schenkte.

Der Platz vor dem Burgthor war mit Waarenlagern der Regierung umsäumt, und ein neuer Marktplatz wurde eingerichtet mit zahlreichen Läden und Magazinen, und Kaufleute von Basra und Meschhed Alî, aus Medîna und Jemen zur Niederlassung eingeladen. Auch jüdischer und christlicher Glaube

wäre kein Hinderniß. Alles das konnte von den argwöhnisch lauernden Wahâbîten, diesen fanatischen Feinden von Handel und Industrie, von Tabak und Seide, nur mit bitterm Groll bemerkt werden. Abdallah, Telâl's Vater, hatte nothgedrungen das wahâbîtische Bekenntniß einführen müssen. Aber bereits Telâl, hieß es, rauche heimlich Tabak, trage Seide und sei selten in der Moschee. Immerhin hatte er alle Vorsicht nöthig, zumal da es im Lande selber eine wahâbîtische Partei gab, deren Haupt sein wilder Oheim Obeyd war. Dieser, der „Wolf", soll im Dienste des wahâbitischen Systems eine Menge heiliger Bäume umgehauen, heilige Gräber zerstört und mit eigener Hand 800 Ungläubige niedergemacht haben. Telâl verwendete ihn gern außerhalb des Landes gegen vertilgenswerthe Feinde, wollte inzwischen aber seine eigene Toleranz namentlich dadurch beweisen, daß er die jährliche große Mekkakarawane der Perser zu bewegen suchte, ihren Weg durch Dschebel Schammar und über Hâiel zu nehmen. Früher zog sie durch Nedschd und die Wahâbîtenhauptstadt Riâd, hatte dort aber die empörendsten Quälereien und Erpressungen zu dulden, wenn sie nicht ganz und gar in die Wüste geführt und dem Verderben überlassen wurde.

Kein Wunder, wenn ein solcher Regent nicht nur der Stolz seines eigenen Staates, sondern auch die Hoffnung der Nachbarländer ist. Südöstlich ans Gebirgsland Schammar schließt die Provinz Kasîm, die zwar vom Centralsitz der Wahâbîtenherrschaft, dem Hochland (Nedschd) im Osten, durch breiten Sandgolf sich trennt, aber von dort aus unter unmittelbarem und hartem Druck gehalten wurde. Unter diesem leidet immer noch das untere Kasîm (Kasîm el-Auta) — eine ungeheure dorf- und städtereiche Ebene, die mit ihren Palmenhainen, Brunnen, Wachtthürmen, ihrem Netzwerk von Pfaden plötzlich überschaut wird, wenn man von obenher an den Rand des 60 m. hohen wandartigen Absturzes tritt. Das obere Land, Ober-Kasîm (Kasîm el-Ala), steppenartig mit fruchtbaren Becken, worin die Dörfer und Palmgärten ruhen, während die Steppe selbst mit ihrem frischen, thymianduftenden Ostwind das schönste Weideland bietet — dieses Ober-Kasîm ist durch gemeinsame Abstimmung zum Reich des Schammar-Sultans übergegangen, und Telâl (dessen Tribut an die Wahâbîtendynastie ohnedies bereits sich in gelegentliche Geschenke verwandelt hatte) „konnte dem Volkswillen nicht widerstehen." Mit Waffengewalt hatte er die südwestlichen, schon in Mohammed's Geschichte bedeutsamen Striche Chaibar, Wadi Alkora, Teima genommen, und im Nordwesten die gleichfalls altbekannte Oase Dschauf. Diese Oase (vor Alters Duma), wie erwähnt, eine langgestreckte tiefe Einsenkung zwischen schroffen Wänden, unten mit klarem, fließendem Wasser, wie nirgends mehr in Nordarabien, und eben darum auch voll von üppigen Palmen-, Aprikosen-, Feigengärten, ist der Vorsaal Arabiens gegen Nordwest, und ohne sie wäre es unmöglich von dorther (aus Palästina) einzudringen. Nicht nur reicht jenseits die dürre Steinwüste bis gegen das Todte Meer, noch ungleich schlimmer sind die „Sandpässe" (Nefûd), die sich zwischen die Oase und das Gebirge Schammar drängen — Ausflüsse des großen Sand-Ozeans, der ein Drittheil von Arabien bedeckt und bei Sommerglut selbst in seinen verhältnißmäßig schmal auslaufenden

Armen fast unüberwindlich ist. Auch jene Oase Dschauf war früher dermaßen von Fehden zerrissen, daß einer leben und sterben konnte, ohne nur das Ende der Thalmulde (sie faßt etwa 35,000 Einwohner) gesehen zu haben. Telâl schuf Frieden (1855), nachdem er das in der Mitte sich erhebende, theilweise uralte Kastell durch Anwendung seiner Schammarartillerie (es sind im Ganzen nur drei Stücke brauchbar) zur Uebergabe gezwungen. Ein Statthalter wurde eingesetzt, und seitdem ist auch hier, wo das Volk herabgekommen und verwildert, fast zu Beduinen geworden war, das Gedeihen eingekehrt. Zwar sind auch die heutigen Dumatier noch im Stande zu berathen: ob der heranziehende Fremde in der engen Schlucht, die zur Oase führt, zu ermorden und zu berauben oder gastlich zu empfangen sei. Haben sie fürs Letztere entschieden, dann geht es ihm nirgends in Arabien besser. Uebrigens steht zu hoffen, daß die Erziehung noch Fortschritte machen wird. Der Schrecken von Telâl's Namen reicht bereits weit über Dschauf hinaus und bändigt Beduinenhorden, die noch um Vieles roher und schmuziger sind. (J. Braun, „Drei Mohammedanische Staaten", „Allgemeine Zeitung", 1867, Nr. 365.)

Zum Schluß mögen noch Palgrave's statistische Angaben über den Schammarstaat Platz finden. Von den fünf Provinzen zählt er in: 1) Dschebel Schammar 40 Städte und Dörfer mit 162,000 Einwohnern, wovon 6000 Krieger. 2) el-Dschauf, 12 Ortschaften, 400,000 Einwohner und 2500 Krieger; 3) Cheibar, 8 Ortschaften, 25,000 Einwohner und 2000 Krieger; 4) Ober-Kasîm, 20 Ortschaften, 35,000 Einwohner und 2500 Waffenfähige und 5) Taima, 6 Ortschaften, 12,000 Einwohner und 1000 Krieger.

Gänzlich unterworfene Beduinenstämme: 1) Schammar: 80,000; 2) Scherârât: 40,000; 3) Huêtât: 20,000; 4) Benu Atîe: 6000; 5) Maʿâse: 4000; 6) Taî: 8000 und 7) Wahidie: 8000. In Summa 430,000 Köpfe, wovon 30,000 Krieger.

Begleiten wir nun Palgrave auf seiner Wanderung nach dem centralen Hochland. Mit Kowâra, einem in einer bewaldeten Vertiefung gelegenen Städtchen, verließ er das Plateau von Ober-Kasîm und stieg in die städtereiche wahâbîtische Provinz Unter-Kasîm hinab. Kasîm bedeutet ein sandiges, aber fruchtbares Erdreich und das paßt durchaus auf diese Landschaft. Hier findet man, dank der tiefen Lage und des wahrscheinlich granitischen Untergrundes, überall in geringer Tiefe unter der Oberfläche gutes Wasser, das in zahlreichen Brunnen, die namentlich am Fuße sandiger Hügel sich vorfinden, ausgebeutet wird. Im Winter, sagt Palgrave, laufen diese Brunnen über und bilden kleine Seen. Die Hauptfrucht ist die Dattel, die hier zur besten Sorte Arabiens gehört; nur der Chalas in Hasâ steht sie nach, welche ihres Gleichen nirgends findet. Soweit die Bewässerung um die Ortschaften reicht, wird neben dieser Palmenkultur auch der Bau von Korn, Mais, Hirse, Wicken, Melonen, Gemüse und auch Baumwolle eifrig betrieben. Wild wachsen Etel und Gadâ, die Tragantpflanze Katâd, welche die Kameele gern fressen, ferner eine narkotische Pflanze, deren gestoßene Samenkörner, in kleinen Mengen genommen, eine Art lachende Tollheit erregen, auf welche dann ein tiefer, Alles vergessenmachender Schlaf folgt.

Charakteristisch sind in dem ebenen Lande die Wachtthürme, die von Ort zu Ort bis zum Tueikgebirge, welches im Süden die Landschaft halbmondartig umschließt, als Schutz und Auslug gegen etwaige Ueberfälle der Beduinen sich vorfinden. Ueber Ujûn, einer Stadt von angeblich 10,000 Einwohnern, wo die Karawanenwege von Norden und von Westen und Osten sich kreuzen, kam Palgrave nach *Bereide*. Unterwegs traf er persische Pilger, welche in der Wahâbîtenhauptstadt Riâd vom Sultan Feisal als Schiiten mit einem schweren Durchgangszoll belegt worden waren. Ueber die etwaigen Gefahren einer Reise in Arabien für einen Europäer bemerkt Palgrave, daß man, wenn auch als Christ bekannt, selbst im glaubensstrengen Wahâbîreiche nichts zu fürchten habe; der echte Araber sei zu edel geartet, um nach dem Glauben zu fragen, „e'-dîn l'illahi", d. h. „der Glaube geht Gott an", heißt sein Wort. Selbstverständlich sind einige Theile der Halbinsel im Süden und Westen von diesem günstigen Meinungsstande auszunehmen.

In alten arabischen Städten sind gewöhnlich die Häuser von Festungswerken umgeben; die Gärten liegen dann außerhalb derselben und sind auch ihrerseits von Mauern und Thürmen umschlossen. *Bereide* hat keine Befestigung, wohl aber einen dicken Wartthurm von 30 m. Höhe. Die Stadt ist belebt, die Straßen sind eng und krumm. Auf der einen Seite des Marktplatzes, auf welchem große Vorräthe von Steinsalz aus dem westlichen Kasîm zu sehen waren, steht die große Moschee mit einem hohen *Minaret*, also deshalb *vorwahâbîtisch*, weil die Wahâbîten hohe Minarets mißbilligen. Auf dem Markt und in den Waarenläden besorgen nur *Frauen* das *Verkaufsgeschäft*.

Da Palgrave's Aufenthalt in Bereide sich verlängerte, so besuchte er in der Umgegend einige Dörfer, die reinlich und freundlich gebaut waren. Hier ist Alles freies Eigenthum, nicht Krongut oder Besitz großer Herren; Vieh, d. h. Kameele und Schafe, sind zahlreich vorhanden; auch Pferde fehlen nicht, dagegen sieht man keine Rinder. Die wahâbîtischen Steuern sind sehr drückend: ein Zehntel des Fruchtertrages, das zuweilen bis zum Drittel steigt, wenn ein sogenannter heiliger Krieg ausgeschrieben ist — heilig sind aber den Wahâbîten alle Kriege gegen Andersgläubige. Die Hirten zahlen nur ein Dreißigstel vom Vieherlös, dagegen ist aber der Fleischverkauf besonders besteuert, wie überhaupt jeder Geldverkehr ($2\frac{1}{2}$ Prozent). Bei Alledem bleibt aber Sicherheit und Ordnung ein Verdienst der Wahâbîtenherrschaft, die wenigstens mit den Räubern der früheren Zeiten gründlich aufgeräumt hat.

Das sanderfüllte Bett des Wadi er-Rumem trennt die im Süden wieder ansteigende Landschaft Unter-Kasîm vom *Nedschd*, d. i. das *Hochland*. Dasselbe bildet ein von Südwest nach Nordost sich erstreckendes, in steilen Terrassen 300—600 m. über die Ebene gehobenes Kalkplateau von etwa 1000 m. Seehöhe. Ein tiefeingeschnittenes, enges Querthal, das Wadi *Hanîfa*, scheidet das Tafelland in eine westliche und östliche Hälfte. Die erstere heißt *Dschebel Tueik*, welcher Name indessen auch auf das ganze Gebirge ausgedehnt wird. In Dschebel *Imarie* setzt sich der Tueik bis zum Randgebirge von Hedschâs und Asîr fort, während er gegen Süden in den Wadi *Dauâsîr* und

dessen Nebenarm, den Wadi el-Madschâse abfällt. Wir erinnern daran, daß der Wadi Dauâsir die vielverzweigte Entwässerungsrinne des östlichen Asîrgebirges ist und von dort her gegen das Nedschd seinen Lauf nimmt; früher mündete er wol als Fluß in das Seebecken, welches jetzt die Sandwüste Roba el-Khâlî bildet. — Der östliche Theil des Hochlandes zeigt eine südsüdost-nordnordwestliche Längenentwicklung, so daß das ganze Gebirge in seinen äußeren Umrissen der Form eines Stiefels gleicht, der mit der Sohle gegen Osten, mit der Fußspitze gegen Norden weist. Dieser östliche Theil scheint ein in mehreren Parallelketten ansteigendes Plateau zu sein und dürfte als ein Kalkgebirge in dieser Gestaltung auf Juraformation schließen lassen. Palgrave spricht immer von „Kalkformation" und auch A. Zehme, der haarscharfe Kritikus, braucht diesen nichtssagenden Ausdruck.

Kalkgebirge sind meist von zahlreichen Spalten, Schluchten und Thälern durchzogen und daher bei der Undurchlässigkeit ihres Gesteins immer arm an Wasser, das schnell abläuft und in den Tiefen sich ansammelt. So finden wir auch im Nedschd den Plateaurücken mit Weide und nur stellenweise mit vereinzelten Baumgruppen bedeckt, dagegen sind die vielen Thäler und Gründe wasserreich und fruchtbar, wenn auch zur Sommerszeit das Wasser nur in Brunnen sich erhält. In diesen Thälern drängt sich die Bevölkerung zusammen, in gut gebauten Ortschaften der Bodenkultur obliegend. Aber auch auf den Höhen des Gebirges, die sich durch ein äußerst gesundes Klima — Palgrave nennt es das gesundeste der Welt — auszeichnen, findet man starkbevölkerte Orte, so Medschmaʿa (12,000 Einwohner), die frühere, und Tueim (12,000—15,000 Einwohner), die jetzige Hauptstadt der Provinz Sedeir, welche den nördlichen Theil des östlichen Hochlandes umfaßt. — Wir wollen hier gleich Gelegenheit nehmen, uns mit der Lage der einzelnen Provinzen des Wahâbitenreiches bekannt zu machen.

Südlich an Sedeir grenzt, zu beiden Seiten des Wadi Hanîfa gelegen, die Provinz Arid mit der Reichshauptstadt Riâd. Im Westen dieser beiden Bezirke dehnt sich bis zum versandeten Wadi er-Rumem die Landschaft Woschem mit der Hauptstadt Schakra aus, und jenseit des letztgenannten Wadi das uns schon bekannte Unter-Kasîm. Im Osten des Hochlandes, von diesem aber durch den Nefûdarm, welcher von der südlichen Sandwüste nach Norden sich erstreckt, getrennt, ziehen sich am Persischen Meerbusen die fruchtbaren Landschaften el-Hasâ und Katîf hin, welche dem Namen nach zwar türkisch sind, aber immerhin noch als wahâbîtische Provinzen gerechnet werden. Südlich schließen sich an Arid die Bezirke Jemâma und Aflâdsch, welch letzterer gegen Osten an Harîk und gegen Westen an Wadi Dauâsir grenzt. Auf letztere Landschaft folgt gegen Westen endlich die Provinz Selejjel. — Die seßhafte Bevölkerung dieser Provinzen giebt Palgrave in Summa zu 1,219,000 Köpfen an, die Beduinen zu 76,500.

Dieses Wahâbitenreich ist nun eine ganz merkwürdige Schöpfung, auf die wir näher eingehen müssen. Wie bekannt, war der Islam bald nach seinem beispiellosen Aufblühen zu einer Religion äußerer Frömmigkeit herabgesunken. In der Fülle ihrer Macht des Genusses mußte den Gläubigen ein guter Theil

der für ein armes, mäßiges und lebhaftes Volk gedachten Koranlehren unverständlich und unbequem werden. Diese wurden deshalb entweder einfach umgangen oder mit echt orientalischer Pfiffigkeit nach Belieben nur dem Wortlaute nach ausgelegt und befolgt. Völker, welche sich selbst überlassen blieben, welche keinen Vortheil aus der Uebung des Prophetenglaubens mehr ziehen konnten, verloren mit dem Anreiz auch das Verständniß für die Ziele und den Geist der Religion, die infolge dessen nach den Bedürfnissen und Neigungen der Leute sich umgestaltete. So kam es, daß man mit der Zeit im Nedschd und in ganz Nordarabien den Islam vergaß und dem alten Kultus der Genien (Dschinne) und der Heroengräber sich wieder zuwendete.

Diesen Zustand nahm sich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Mann aus dem Nedschd, Namens Mohammed Ibn Abd-el-Wahâb, der die Theologenschule von Damaskus kennen gelernt, selber aber noch mehr und strenger gedacht hatte, sehr zu Herzen und er faßte den Gedanken, den Islam in seiner ursprünglichen Reinheit wieder herzustellen. Mit diesem Plane hatte aber der fromme Mann in seinem Vaterlande wenig Glück, denn er zog sich mit seinem Eifern gegen die dortigen Lokalheiligen, namentlich gegen den mythischen Helden Sa'ad, bald die Verfolgung des Häuptlings zu, in dessen Gebiete er zu Ejâna in Arid auftrat. Er floh, mit dem Tode bedroht, nach dem unfern gelegenen Der'îa im Wadi Hanîfa, wo der mächtige Mohammed Ibn Sa'ûd, aus dem Stamme Wuld Ali, herrschte. An ihn wandte sich Wahâb und gewann seinen Schutz. „Gieb mir Dein Wort", sagte er zu ihm, „daß Du die Sache Gottes zu der Deinigen machen willst und das Schwert des Islam zu Deinem Schwert, so verbürge ich Dir, daß Du vor Deinem Tod der einzige Herr im Nedschd und der Erste in Arabien bist." Sa'ûd ging darauf ein und Beide haben Wort gehalten.

Der Kampf begann sogleich und wurde mit gutem Erfolg geführt, denn als 1765 Sa'ûd starb, hinterließ er eine fast über das ganze Nedschd ausgedehnte und um das Centrum Der'îa wohl befestigte Herrschaft. Der größte Theil der Bevölkerung war zum neuen Islam bekehrt worden.

Was lehrte denn der Wahâbîsmus, daß er im Islam erobernd und bekehrend auftreten konnte? Davon ausgehend, daß keine neue Sekte, wohl aber eine Reform des Islam vom hanbalitischen Standpunkte ins Leben gerufen werden sollte, stellte Wahâb folgende Grundsätze auf: Völliges Vertrauen auf den alleinigen Gott, Verzicht auf jede Vermittlung zwischen Gott und den Menschen, also Verwerfung jeden Gebetes zu Heiligen, Verwerfung auch der halbgöttlichen Vermittlerschaft des Propheten — daher die nicht wahâbîtischen Moslemin nur Muschtikin, d. i. Polytheisten, sind, — Verwerfung priesterlicher Vorrechte, Verwerfung prächtiger Ceremonien, kostbarer Gotteshäuser, unnützer Genüsse, als z. B. des Tabaks, des Tragens seidener Kleidungsstücke, aber strenge Beobachtung des Freitaggottesdienstes, bei welchem für Mohammed, aber zu keinem Heiligen, gebetet wird, endlich Anerkennung der Verpflichtung zum Kriege gegen alle Ungläubigen; Moslemin sind nur die Wahâbîten, Kufâr alle Anderen. — Das Wahâbîtensystem bedeutet also islamitischen Puritanismus.

Nach Sa'ûd's Tode übernahm sein Sohn Abd el-Asîs (geb. 1721, gest. 1803) die Regierung des aufblühenden Staates. Unterwerfung der bis dahin noch nicht bezwungenen Gebiete von Riâd, Sedeir, Woschem, Kasim, Jemâma, Kriegszüge gegen Jemen, Mekka, Koweit, Katîf, Omân, Kerbela und noch viele andere solche Unternehmungen bezeichnen die Thätigkeit des kraftvollen Abd el-Asis und seines Sohnes Sa'ûd. Das wichtigste Ereigniß war aber der Stoß gegen das schiitische Heiligthum Kerbela, im Jahre 1801. Am 20. April, am Beiramfeste überfiel ein Wahâbîtenheer von 20,000 Mann unter Sa'ûd's Führung das schiitische Mekka und zerstörte den prächtigen Grabesdom Höseïn's. Obwol die eigentlichen Schatzkammern des Heiligthums nicht gefunden wurden, weil die Wächter vorzeitig von den Wahâbîten niedergemacht waren, so erbeuteten diese doch innerhalb acht Stunden eine Menge goldener Gefäße, Teppiche, kostbare Säbel, 500 vergoldete Kupferplatten von der Kuppel, 4000 Kaschmirschals, 6000 spanische Quadrupel, 350,000 venetianische Zechinen, 400,000 holländische Dukaten, 250,000 spanische Dollars, dazu Sklaven und Sklavinnen, die zum Tempel gehörten.

Diese blutige Gewaltthat gegen die geweihteste Stätte der Schiiten trug den Wahâbîten zu dem Hasse der durch sie in den Pilgerfahrten vielfach gestörten sunnitischen Moslemin auch noch die Wuth der schiitischen Sektirer ein. Indessen waren die Nedschdäer nicht die Leute, die sich vor den Türken und Egyptern oder den Persern fürchteten. Sie bewiesen es bald darauf, als ein türkisches Corps mit einer großen Reiterschar der Montefik bis auf sechs Tagemärsche von Der'ïa herangerückt war und elend vernichtet wurde; was nicht fliehen konnte, fand den Tod, denn Sa'ûd gab bewaffneten Feinden nie Aman, d. i. Pardon. Daher der Schrecken, den die Wahâbîten damals einflößten.

Theils die Furcht vor diesen rücksichtslosen Kriegern, theils der Erfolg führte den Wahâbîten immer mehr und mehr Anhänger zu und verbreitete ihre Macht weit über die Grenzen des ganzen mittleren und nördlichen Arabiens. Selbst Mekka kam im Jahre 1803 in die Gewalt der Wahâbî. Die Kaaba und die Bewohner der Stadt wurden unangefochten gelassen, strenge Mannszucht gehalten. Der geflohene Großscherîf durfte wieder zurückkehren und unter wahâbîtischer Oberhoheit sein Amt verwalten. Als auch im folgenden Jahre Medîna fiel, war mit Ausnahme von Dschedda, das einer Belagerung getrotzt hatte, das ganze Hedschâs unterworfen, und da das Bergland Asîr und ebenfalls die östlichen Küstenländer Omân und el-Hasâ schon früher den Wahâbîten sich angeschlossen, so fehlten zu einem einheitlichen, nationalen arabischen Reiche nur noch Jemen und die Hadramautstaaten. Vielleicht wäre auch dieses, seit der ersten Khalifenzeit nicht wieder erstrebte Ziel erreicht worden, wenn der Wahâbîtenstaat nicht mit Egypten hätte ringen müssen. Seine größte Machtentfaltung zeigte das Wahâbîreich in den Jahren 1809—11 unter Regierung Sa'ûd's II. (1803—1814), des Sohnes des von einem schiitischen Sendling ermordeten Abd el-Asîs.

Sa'ûd, ein auch durch persönliche Eigenschaften ausgezeichneter Mensch, war nicht nur ein geschickter, tapferer Heerführer, sondern auch ein tüchtiger

Staatsmann. Er setzte die Bestrebungen seines Vaters fort, die Araber an ein gesetzmäßiges Leben zu gewöhnen. Sie mußten öffentlichen Frieden halten und statt zur Selbsthülfe zu greifen, den Aussprüchen der fest angestellten und besoldeten Richter gehorchen. Das Gesetzbuch war der Koran und die Sunna. Dann galt es besonders, den Beduinen das Raubhandwerk zu legen, was beiden Fürsten — Abd el-Asîs und Sa'ûd II. — denn auch in seltenem Maße gelang, so daß der Kaufmann zum ersten Male ungefährdet Arabien durchziehen, der Beduine schlafen konnte, ohne früh sein Vieh geraubt zu finden. Jeder Stamm wurde verantwortlich gemacht für jede Räuberei innerhalb seines Gebietes. Um die Blutrache abzuschaffen, wurden die Familien genöthigt vom Thäter ein Sühnegeld anzunehmen, andererseits Mord und Todtschlag je nach Umständen mit der Todes- oder einer Eigenthumsstrafe geahndet. Fluchen und Schimpfen wurde bestraft. Auch die leichtfertigen Ehescheidungen hat Sa'ûd mit Nachdruck bekämpft; schon wer den Ausdruck „Ich schwöre bei der Scheidung" gebrauchte, konnte körperliche Züchtigung auf Sa'ûd's Befehl erwarten. Das Ramadanfasten durfte bei strenger Strafe, nach Befinden Hinrichtung, nicht gebrochen werden außer mit gesetzlichem Grunde. Sa'ûd selber machte die Wallfahrt zur Kaaba pünktlich, zum letzten Male 1812. Obwol den Beduinen die Unterstützung der syrischen Pilgerkarawane mit Kameelen gestattet war, so durfte sonst aber kein Verkehr mit ketzerischen Islamiten, namentlich nicht mit Türken stattfinden. Kaufleute, welche mit Waaren nach einem ketzerischen Gebiete, z. B. nach Bagdad, betroffen wurden, verloren ihr ganzes Eigenthum an den öffentlichen Schutz. Willkürliche Auflagen oder Erpressungen kamen aber nie vor, ein Ruhm der vielleicht einzig im Orient diesen Wahâbîtenherrschern gewahrt bleibt.

Freilich waren aber die Leistungen an den Staat sehr bedeutend. Abgesehen von den schon oben berührten Grund-, Vieh- und Kapitalsteuern, mußten zu den unaufhörlichen Kriegen, an deren Theilnahme jeder Mann verpflichtet war, große Opfer an Blut und Gut gebracht werden. Aus dem Staatsschatze zu Der'ia, dem neben seinem gesetzlichen Beuteantheil ($^1/_5$) aus den Steuern jährlich etwa $1^1/_2$ Millionen Dollars zuflossen, wurden allerhand Unterstützungen bei Verlusten, der Gehalt der Steuereinnehmer, Richter und sonstigen Beamten bezahlt. Der Fürst (Emir, Sultan), welcher sein Einkommen aus den Steuern der Beduinen und aus der Kriegsbeute bezog, führte einen großen Haushalt, der ihm jährlich 70,000 Dollars kostete; jeden Tag hatte er 2—300 Gäste zu bewirthen.

Wir kommen jetzt zu den Wirren mit Egypten. Der dem türkischen Sultan angethane Schimpf, daß ihm die Schutzherrlichkeit der beiden Wallfahrtsstädte Angesichts der ganzen mohammedanischen Welt entrissen, somit das noch immer eingebildete Khalifat verneint war, forderte zu einem Unternehmen gegen die Wahâbîten nothwendig heraus. Mehemed Alî, der Pascha von Egypten, wurde 1804 von der Pforte damit beauftragt. Indessen hatte dieser noch mit den Resten der Mamluken zu thun und er konnte daher erst 1811 den Krieg gegen Arabien beginnen. Der erste Vorstoß gegen Medîna von Janbo aus im Januar 1812 mißglückte, die Egypter wurden im engen Thale von Dschedide

überrumpelt und vollständig geschlagen. Gegen Ende des Jahres gelang es aber Medîna, und im Jahre 1813 Mekka und Taîf den Wahâbîten zu entreißen. Nur mit Hülfe fortwährender Nachschübe von Ersatztruppen und Kameelen konnten sich die Egypter in diesem Besitze behaupten, denn Klima und beständige Kämpfe lichteten ihre Reihen ganz gewaltig. Erst im Januar 1815 befand sich Mehemed Alî in der Lage einen größeren Angriff auszuführen. Bei Bessel wurde das wahâbîtische Heer, 25,000 Mann, gründlich geschlagen und nach einem Zuge gegen Asîr vorläufig der Krieg beendet. Tusun-Pascha, der Sohn Mehemed Alî's und nach dessen Rückkehr nach Egypten der Oberbefehlshaber, schloß im Sommer 1815 mit Abdallah, dem Sohne und Nachfolger Sa'ûd's, Frieden, in welchem die Wahâbîten jedem Anspruch auf den Besitz der heiligen Städte entsagten.

Dieser Friedensschluß wurde jedoch von Mehemed Alî nicht beachtet, sondern er entsendete im folgenden Jahre seinen Sohn, den berühmten Ibrahim Pascha, mit frischen Kräften nach Arabien, um Der'îa zu erobern. Mitte Oktober 1816 setzte sich dieser von Janbo aus in Bewegung. Durch strammes Auftreten und durch reiche Geldgeschenke gelang es ihm, viele Stämme zum Abfall vom Wahâbîfürsten zu bestimmen und mit ihrer Hülfe erfolgreich in Kasîm vorzudringen. Raß wurde belagert, Chabra erstürmt, Oneise besetzt und schon im Januar 1817 ein Lager bei Schakra bezogen. Als auch dieser wichtige Punkt in der Provinz Woschem gefallen war, konnte der Vormarsch gegen das eigentliche Nedschd angetreten werden. Unter großen Mühseligkeiten und Verlusten langte Ibrahim am 6. April 1817 vor Der'îa, der Wahâbîtenhauptstadt, an, deren Belagerung alsbald in Angriff genommen wurde. Obwol sich Abdallah äußerst hartnäckig vertheidigte, so mußte er doch schließlich, aller Zufuhren beraubt, den gewaltigen Anstrengungen Ibrahim's unterliegen. Am 9. September 1817 zog er die weiße Fahne auf. Er stellte sich dem Sieger und wurde nach Kairo gebracht, wo Mehemed Alî ihn nach Stambul ausliefern mußte. Er wurde hingerichtet, Der'îa zerstört — so schloß die erste Periode des Wahâbîtenreiches.

Die zweite Periode des Wahâbîtenstaates begann mit der Vertreibung des egyptischen Gouverneurs Châlid Pascha durch Turki, den Sohn und Bruder Abdallah's. Gern wurde er von den Provinzen des Hochlandes als Herrscher anerkannt, zwar weniger aus Anhänglichkeit an das Wahâbîtensystem als aus dem Verlangen, einem nationalen, selbständigen Staatswesen anzugehören. Nur Hasâ und Omân zeigten keine Lust in die alten Banden zurückzukehren; ersteres gefiel sich in der althergebrachten Stämme- und Städtezersplitterung, letzteres erfreute sich der thatkräftigen und weisen Regierung Sejid Sa'îd's. — Ueber Turki's Herrschaft ist bei den ungenügenden Berichten nicht viel und nichts Genaues anzugeben, man weiß nur, daß sie in die Zeit zwischen 1820 und 1832 fällt, daß Turki von den Egyptern wieder vertrieben wurde, daß er darauf wieder zurückkehrte und 1832 von einem Verwandten ermordet wurde.

Feisal, Turki's Sohn oder Bruder, gelangte nun zur Regierung. Er war mit Abdallah Ibn Raschîd, einem angesehenen flüchtigen Häuptling

aus Schammar, auf einem Zuge gegen Hasâ, als er vom Tode Turki's erfuhr. Beide kehrten darauf schnell nach Riâd, der neuen Hauptstadt, zurück, und es gelang jenem Abdallah den Usurpator zu überlisten und zu tödten. Für diesen glücklichen Beistand belohnte Feisal später seinen Helfer mit der Statthalterwürde zu Dschebel Schammar, wo wir seiner schon erwähnten. — Feisal's Leben war sehr wechselvoll. Wenige Jahre nach seinem Regierungsantritt, 1832, wurde er von den Egyptern zur Flucht gezwungen, lebte verborgen zu Mekka, Damaskus, Jerusalem, kehrte zurück, wurde von den Egyptern gefangen genommen und übernahm, nach Mehemed Ali's Tode von dessen Nachfolger Abbâs Pascha heimlich entlassen, 1847 zum dritten Male die Herrschaft, die er nun bis zu seinem Tode, wahrscheinlich 1866, auch behielt. Freilich nicht allein, denn neben ihm herrschten die Mutawaʿa, fanatische Geistliche, und die Mudbeija, ein geheimer Rath von 22 sogenannten „Eiferern."

Willkommenen Anlaß um das geistliche Regiment wieder herzustellen, hatte die große Cholera des Jahres 1854 geboten. In der eng gebauten feuchten Stadt starb in wenigen Wochen ein Drittheil der Einwohner. Jetzt erinnerte man sich, daß seit einigen Jahren bedeutende Nachlässigkeit in den Bräuchen und Pflichten der Wahâbîten eingetreten. In den Empfangszimmern wurde Tabak geraucht; die Ueppigkeit hatte dermaßen überhand genommen, daß man sogar seidene und mit Goldfäden durchwirkte Kopftücher sah. Kein Vernünftiger konnte also zweifeln, woher die Cholera. Es wurde ein Ketzergericht eingesetzt, dessen Mitglieder, jene „Eiferer", den Auftrag erhielten, die Reinheit des Glaubens und der Sitten in Hauptstadt und Provinz wieder herzustellen. Diese Frömmsten der Frommen, erzählt Palgrave, sieht man in einfacher Kleidung, mit niedergeschlagenen Augen, das Kopftuch tief in die Stirn hängend, aber den Stock, das Zeichen ihrer Amtsgewalt, in der Hand, durch die Straßen wandeln. Ihr Gang ist langsam, ihre Stimme gedämpft, ihre Rede mit frommen Texten und Ausrufungen versetzt, und jede halbe Minute erheben sie den Zeigefinger, um an die Einheit Gottes zu erinnern. Wo sie sich zeigen, verstummt jede Heiterkeit. Sie haben das Recht, in alle Häuser einzutreten, und die Leibesstrafe für Alles, was in ihren Augen Sünde ist, sofort zu vollziehen. Eine Hand, die sich widersetzt, wäre dem Beil verfallen. Sünde aber ist (außer dem Tabakrauchen und dem Gold- und Seide-Tragen) das Fehlen beim öffentlichen Gebet (fünfmal täglich), das Sprechen und Lichtbrennen im Hause nach dem Nachtgebet, alles Singen und Spielen, sogar das Spiel der Kinder auf der Straße. Natürlich wurde solche Macht benützt, um jede Privatrache zu befriedigen; gleich im Anfang ergriffen sie den ersten Minister Feisal's auf seinem Heimweg aus der Residenz, streckten ihn auf den Boden aus, und hieben ihn dermaßen, daß er am Morgen starb; Feisal's eigener Bruder erhielt (für etwas Tabaksgeruch) Ruthenstreiche am Palastthor. Allerdings flogen nun die seidenen Gewänder auf die Straße und die Düngerhaufen; die Moscheen wurden voll, die Kaufläden leer. Nur in den Provinzen war die Reform weniger glücklich. Dort wurden die Zeloten zur Abkühlung in Teiche geworfen, und schließlich mußte man den Tabaksverkauf, wenigstens im Stillen, und das Tragen halbseidener Tücher gestatten.

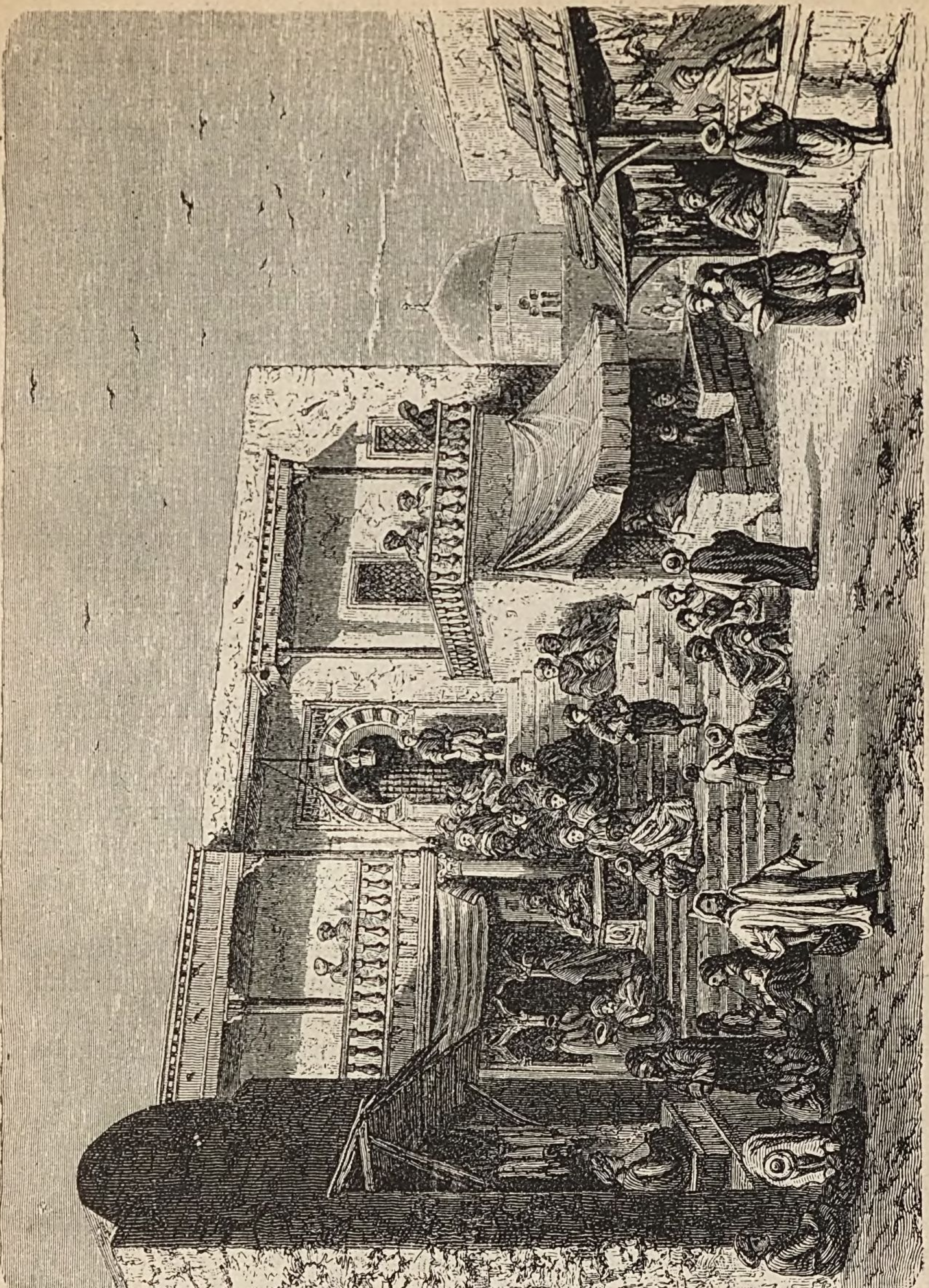
Warum der Tabak eine Todsünde ist (die einzige außer der Abgötterei — denn im Uebrigen ist Gott gnädig und barmherzig), dafür hat die wahâbîtische Theologie nur ungenügende Gründe. Sie sagt: im Koran sei alles berauschende Getränk verboten; ein solches sei aber der Tabaksrauch (vorzugsweise das „schändliche Getränk" genannt), wenn er auch nicht auf Jedermann betäubend wirke (wie es ja auch solche gebe, die sehr vielen Wein vertragen); doch wisse man, daß der oder jener beim ersten Zug aus einer Tabakspfeife todt niedergefallen sei u. s. w. Erbauliche Legenden, wie die Strafe Gottes auf Uebertretungen wahâbîtischer Gesetze augenblicklich gefolgt sei, bilden den Hauptinhalt der Predigten. Z. B. Einer wurde als gerechter Moslim begraben, und zwar, wie sich's gebührt, im Sarge auf der Seite liegend und mit dem Gesicht nach Mekka gewendet. Zufällig ließ ein Theilnehmer am Begräbniß seinen Geldbeutel in den Sarg fallen und konnte doch nicht umhin, als er den Verlust inne geworden, mit Hülfe des Imâm bei Nacht das Grab wieder aufzuwühlen. Mit Entsetzen fanden sie, daß der Todte nun von Mekka abgewendet lag. Es war also sicher, daß er als Ungläubiger gestorben oder irgend eine Todsünde auf der Seele habe. Eine Haussuchung ward angeordnet, und richtig, im verstecktesten Winkel fand man eine — Tabakspfeife.

Der Hauptgrund des Tabakverbots ist aber sicher nur, daß die Wahâbîten ein Unterscheidungszeichen brauchten; es wurde eines gewählt, das, wie bei den Mönchsorden, Entsagung kostet. Nicht minder erbost sind die wahâbîtischen Sittenwächter auf Seidenstoffe. „Alles kann Gott vergeben", bemerkte einer zum Bruder des Schammar-Sultans, „nur dies nicht!" (wobei er auf des Prinzen seidenes Kopftuch deutete). Auch das Verbot der Seide ist eine Unterscheidungslehre, und solche wurden im Kampfe der Sekten jederzeit zu höherer Bedeutung gesteigert als die allen gemeinsamen Grundlehren selbst. Die Grundlehre der Wahâbîten ist auch im Koran enthalten, aber dort durch zahlreiche Widersprüche gemildert und theilweise unschädlich gemacht. Es ist die Lehre von der ewigen Vorherbestimmung der Menschen zu Glauben oder Unglauben, zu Seligkeit oder Verdammniß. Nur die Wahâbîten haben sie folgerichtig durchgeführt. Gott, heißt es, als er die Menschheit schaffen wollte, nahm eine Erdmasse, worin die Menschheit gewissermaßen vorexistirte, trennte sie in zwei gleiche Stücke, warf die eine Hälfte in die Hölle und sprach: „Diese ins ewige Feuer, und ich kümmere mich nichts darum!" und warf die andere in den Himmel: „Diese ins Paradies, und ich kümmere mich nichts darum!" Der Mensch also ist ein willenloses Werkzeug. Mit dieser Lehre hat Palgrave, der als Arzt reiste, in eigener Weise Bekanntschaft gemacht. Er hatte zu Riâd einen jener Religionsaufseher geheilt, der ihm hinterher jede Bezahlung verweigerte, dafür aber, als er gedrängt wurde, in der großen Moschee eine Predigt vom Gottvertrauen hielt. Darin wies er nach, wie Alles von Gott komme, Gesundheit und Krankheit, Leben und Tod, und wie es frevelhaft sei, sich auf Medizin zu verlassen, und wie man namentlich niemals einem Arzt — Bezahlung schuldig sei. Als Palgrave nach einiger Zeit ihn in größerem Kreise wieder vor sich sah, bestätigte er dem Frommen gern, daß Alles von Gott komme, und der Mensch ein bloßes Werkzeug sei, fügte aber hinzu: „Gott hat sich meiner

als Werkzeug bedient, um dich gesund zu machen, und du bist mir keinen Dank schuldig; aber ich erwarte nun, daß Gott sich deiner als Werkzeug bedienen wird, um mir elf Schillinge auszuzahlen, und ich werde dir gleichfalls keinen Dank wissen." Nun zahlte der Zelot. —

Trotz der Ungemüthlichkeiten im wahâbîtischen System sind ihm die Nedschdäer, des Staatsgedankens wegen, sehr ergeben. Anders verhält es sich aber mit den zu Nedschd gerechneten Provinzen, wie Unter-Kasîm und Hasâ. Die Bewohner dieser durch Handel und Durchgangsverkehr bewegten Länder sind nur Zwangs-Wahâbîten und leiden sehr unter dem Druck der Pfaffenherrschaft, wie uns ein Blick auf die Zustände in der von Feisal wieder eroberten Provinz el-Hasâ am Persischen Golfe darthut.

Das bis zum 500 m. hohen Randgebirge etwa 100 km. breite Land liegt fast in gleicher Tiefe mit der Meeresfläche, ist darum weniger gesund, aber überaus fruchtbar, mit Hunderten von warmen Quellen und indischer Naturkraft. Zwischen der Stadt Hofhûf im Innern und der Stadt Katîf (nördlich davon am Meer) stehen die edelsten Dattelpalmen-Haine der Welt. Aber viel Land ist verödet, denn das Volk von Hasâ spricht: „Besser es Gott überlassen, der es gemacht hat, als es zu pflügen für diese Hunde von Wahâbîten" — und wandert wo möglich aus nach der Insel Bahrein und nach Omân. Bekanntlich hatte hier am Persischen Golf der Haß gegen den Islam von jeher seinen Hauptherd. Bereits die zersprengten Anhänger des Moseylima, jenes Gegenpropheten Mohammed's (der in Nedschd selbst nur nach mörderischem Kampfe erlag und mit dem Schwerte in der Hand fiel), haben hier in Hasâ Unterkunft gefunden, sowie nachmals alle anderen Trümmer der als ketzerisch verfolgten Sekten. Hier erwuchs der größte Schrecken des Islam, die Karmatensekte, deren Burgen jetzt noch im Lande stehen und deren Horden einst einerseits bis Mekka und andererseits bis Aleppo und Bagdad gegen die Nachfolger Mohammed's wütheten. Trümmer aller Systeme sind im Lande zurückgeblieben, waren aber kein Hinderniß für dessen Gedeihen durch Ackerbau, Industrie und Handel. Da kamen die Wahâbîten, erwürgten allen Widerstand, vernichteten die Webstühle und Werkstätten durch ihr Verbot der Seide, sowie jeder Arbeit in Gold, Silber und Bronze, und durch ihr Verbot des Tabaks. Dafür wurden Moscheen gebaut und Betstunden gehalten — eine Mühe, die der gerechte Wahâbît sich eigentlich sparen könnte, da die Bestimmung zur Seligkeit oder Verdammniß doch von jeher getroffen ist. Dem Volke von Hasâ aber wird eine solche Staatsreligion (und die Verpflichtung für sie Krieg zu führen) um so drückender, als es an Intelligenz den Tyrannen von Nedschd um eben so viel vorausgeht, wie es an Reinheit der Sprache (in Nedschd ist die Sprache des Korans noch in Aller Mund) etwa hinter ihnen zurückbleibt. Sie warten nur auf die Gelegenheit, das Joch wieder abzuwerfen, wenn man auch vorerst nicht weiß, woher sie kommen soll, denn die Macht der Pforte über el-Hasâ steht, von einigen Küstenpunkten abgesehen, nur auf dem Papier. (Vgl. A. Zehme: „Arabien und die Araber", S. 324—384, und J. Braun: „Drei Mohammedanische Staaten", „Allgem. Ztg.", 1867, Nr. 240, 241, 242.)



Arabisches Kaffeehaus.

Die Küste von el-Hasâ weicht bei Katîf aus der von Koweit befolgten südöstlichen Richtung mehr nach Süden ab und bildet mit der nach Norden vorspringenden Halbinsel Katar einen spitzzulaufenden Golf, in welchem die Bahreïninseln liegen. Dieselben bestehen aus der Hauptinsel Bahreïn (60 km. lang und 12 breit), einer kleineren, Moharek, von jener nur durch

einen schmalen Meereskanal getrennt, und einigen Inselchen von sehr geringem Umfange. Diese Inselgruppe ist nur wegen der hier betriebenen Perlenfischerei bemerkenswerth. Die Perlenbänke erstrecken sich von Schardscha an der arabischen Küste bis zur Hauptinsel, bei einer Tiefe von 5—15 Faden. Der Boden besteht aus Korallen, Sand und Muschelkalk. Die Taucherarbeit wird hier hauptsächlich von ostafrikanischen Negern verrichtet, während die Araber in den Booten bleiben. Die Taucher stellen sich auf einen, an einem Seil gebundenen Stein und lassen sich in die Tiefe hinab. Wie R. Brenner beobachtete, blieben sie immer 60—70 Sekunden unter Wasser und brachten gewöhnlich 2—3 Muscheln herauf. Für 100 Stück ungeöffneter Muscheln, gleichviel ob sie Perlen enthalten oder nicht, werden vom Bootbesitzer 2 Dollars bezahlt, gewiß eine sehr kleine Summe für die höchst mühselige und wegen der Hai- und Sägefische auch gefährliche Arbeit. Die Saison dauert von Juni bis September und während dieser Zeit werden zu Bahreïn für ca. 5 Millionen Mark Perlen gewonnen, wovon 1 Million auf Löhne entfallen. Der Werth der Perlenausbeute im ganzen Persischen Golfe wird für 1869 auf 3,740,000 Dollar beziffert. Zwei Drittheile des gesammten Ergebnisses gehen nordwärts in die Euphratländer, nach Kleinasien, Persien und Rußland, während ein Drittel über Maskat nach Bombay und England verkauft wird. Dieser sehr einträgliche Zwischenhandel befindet sich hauptsächlich in den Händen ostindischer Eingeborenen von der Kaste der Banija; sie senden ihre Agenten an alle Perlenbänke des Golfes, um die Beute unmittelbar von den Fischern aufzukaufen.

Wegen dieser indischen Unterthanen, die hier große Schätze sammeln, sorgt die englische Regierung für Ruhe und Ordnung unter den Perlenfischern, die früher ohne solche Aufsicht oft in blutigen Seegefechten an einander geriethen. England verbürgt auch den Bahreïninseln, deren 60—70,000 Köpfe zählende Bevölkerung unter einem eigenen Scheich steht, die Unabhängigkeit, die sie vormals durch einen Tribut von den Wahâbiten erkaufen mußten.

Im Tributverhältniß zum Wahâbireiche stehen noch die Uferstaaten östlich von Bahreïn, zwischen Abuthubi im Westen und Ras el-Cheima im Osten, welche gewöhnlich, jedoch mit Unrecht, als Landschaften von Omân aufgeführt werden. Diese Staaten, sechs an der Zahl und zwar Abu Debî oder Abuthubî, auch Busabî genannt, Debaî, Schardscha, Adschmân, Umm el-Kuwein oder Amulgawin und Ras el-Chaima, an der sogenannten Piratenküste liegend und von der Halbinsel Katar durch einen langen Saum kahlen unbewohnten Strandes getrennt, sind, nach englischen Berichten, völlig unabhängig; nur an Nedschd zahlen sie einen kleinen Tribut, zu dessen Sicherung und Einhebung die Wahâbiten das Fort Bereima (Beymer oder Brymee) halbwegs zwischen Ras el-Cheima und der Stadt Maskat anlegten und besetzt halten. Ras el-Cheima ist Hauptsitz des Stammes Dschuâsimi, Abu Debî der Beni Jâs. Nördlich von diesen wohnen die Bu-Filasâ, ein Nebenzweig der Beni Jâs. Die Dschuâsimi zählen an 40,000 Köpfe; ihre Hauptorte haben eine Bevölkerung bis zu 3000, die kleineren Hafenplätze etwa 600 Einwohner. Das Hinterland ist äußerst schwach bevölkert. Sie leben fast ausschließlich von der Perlenfischerei, dem Fischfang und dem Frachthandel

zur See; bis zur Südspitze Indiens und Afrika's Ostküste gehen die schwachen Fahrzeuge dieser Araber. Getrocknete Fische bilden die Hauptausfuhr und Reis und Gewürze die Einfuhr. (Vgl. „Globus" XXX, 364.)

Die einzelnen Stämme liegen sich fortwährend in den Haaren, größtentheils wegen Geldansprüche zur Sühne der häufigen Morde, die wegen Aufnahme eines flüchtigen Bankerotteurs oder eines entlaufenen Sklaven begangen werden. Sobald Geld flüssig ist, wird sofort Friede gemacht. Jene Fehden sind immer sehr unblutig, da sie meist nur um Beute geführt werden. Bevor England die Aufsicht im Persischen Golfe übernahm, waren die Küstenvölker als Seeräuber berüchtigt, besonders die Dschuâsimi, deren Ufergebiet auch den Namen Piratenküste erhalten hat.

In seltsamem Gegensatz zu diesem Namen steht die Benennung des breiten, flachen Golfes, welchen diese Küsten umschließen; er heißt Bahr el-Benât oder Mädchenmeer. Die zahlreichen Inseln dieses Golfes, die sogenannten Ostindischen-Kompagnie-Inseln sind wol, wie die Bahreïninseln, Ueberreste gesunkenen Festlandes, nicht aber Korallengebilde, wie man nach dem reichlichen Auftreten des Korallenpolypen im Persischen Meerbusen vermuthen könnte. (Vgl. Darwin: „Ueber den Bau und die Verbreitung der Korallen-Riffe", Stuttgart 1876, S. 201.)

Der Golf des Mädchenmeeres wird im Westen von der sandigen, unfruchtbaren Halbinsel Katar, im Osten von der durch den Dschebel e'-Rôs gebildeten Halbinsel umschlossen. Jenseit der letzteren beginnt das Gebiet von Omân. Dasselbe umfaßt in seinem Haupttheile bis zum Ras el-Hadd ein wenig breites, zum Theil felsiges, hafenreiches Küstenland, aus welchem in Terrassen und Parallelketten das bis 3018 m. hohe Randgebirge Dschebel Achdar (d. h. Grünes Gebirge) emporsteigt. Auch der Oasensaum, welcher dieses Gebirge am binnenländischen Abhange begleitet, gehört noch zu Omân, welches in seiner den feuchten Meereswinden ausgesetzten Lage unter dem Wendekreis das fruchtbarste Landgebiet Arabiens bildet. Der Begriff Oase setzt Wüste voraus und solcher Boden ist auch in der That das Binnenland, weil es im Windschatten des Randgebirges liegt. Seine Randoasen sind nur die grünen Zeugen des Verdichtungsvorganges, welcher in der Gebirgsumwallung stattgefunden. In ihren unteren Schichten der Feuchtigkeit zum größten Theil beraubt, ist die ozeanische Luftströmung nicht mehr im Stande, das ausgetrocknete Sandbecken der Roba el-Khâlî mit belebendem Naß zu erquicken. Sollten sich in dieser Wüste aber größere Erhebungen vorfinden, so werden dieselben als Regenfänge wirken und ihr Gebiet zur Oase machen.

Der glücklichen Seelage und der hohen Fruchtbarkeit ihres Landes entsprechend, zeichnen sich die Bewohner Omân's (etwa $1^1/_2$ Millionen) in verschiedener Hinsicht vor der Bevölkerung des übrigen Arabiens vortheilhaft aus. An erster Stelle ist zu bemerken, daß es auf dem Ostgehänge des Dschebel Achdar bis zur Küste, d. i. das Gebiet der Provinzen Sûr, Maskat und Bâtina, keine Beduinen, also keine Nomaden giebt. Alles widmet sich hier der Bodenkultur, dem Handel, der Schiffahrt und der Fischerei. Erstere und letztere Beschäftigung sind am belang- und gewinnreichsten, da sowol die Dattelpalme,

als der Golf unerschöpfliche Beute liefern. Die Omâni sind thätig, ordnungsliebend, freundlich und was besonders bemerkenswerth, auch freisinnig.

Die Religionsfreiheit, heißt es bei Zehme, ist absolut, Jeder kann anbeten, wen und wie er will. Die Banianen, d. s. die indischen Kaufleute, genossen schon, als Niebuhr in Maskat war (1764), volle religiöse Gleichberechtigung, brachten ihre Frauen aus Indien, hatten zu Wellstedt's Zeit (1835 und 1836) einen Tempel mit heiligen Kühen und verbrannten ihre Todten. Die Juden, welche zum größern Theile erst 1828, vor der Grausamkeit des türkischen Paschas von Bagdad flüchtend, nach Maskat eingewandert sind, erfreuen sich ebenfalls der ausgedehntesten Duldung, so daß sie keiner der entehrenden Bedingungen unterworfen sind, wie solche z. B. heute noch in Jemen, Egypten und Persien aufrecht erhalten werden. — Daß der Islam in seinen zwei großen Zweigen, Sunniten und Schiiten in Omân vertreten ist, versteht sich von selber, da zu dem sunnitischen Element der Araber das schiitische der Perser kommt.

Die eigentlichen Omâni aber, überhaupt die Bewohner des ganzen arabischen Ostens, haben eine besondere, nicht-islamitische Religion, als deren Anhänger sie sich Biâdia nennen. Die Bevölkerung des östlichen Arabiens ist zu keiner Zeit dem Islam sehr ergeben gewesen und nahm stets gegen denselben Stellung, wie wir an der Karmatenbewegung gesehen haben, die in el-Katîf ihren festen Stützpunkt fand. Jenes Karmatenthum hat sich auch in der Religion der Biâdia erhalten und diese gelten demgemäß bei den Moslimin als Charidscha, d. h. Abtrünnige. Der Name Biâdia nimmt auf die weiße Kleidung Bezug, die unter den Abbassiden, deren Banner schwarz war, für das Abzeichen der Revolutionäre galt, oder die auch nur zum Unterschied vom Schwarz der Abbassiden und dem Grün der Fatimiden getragen wurde. Möglich, daß auch der Name von Abdallah Ibn Ibâd, dem Sektenhaupte unter dem letzten Ommajaden (747), abgeleitet worden ist.

Die mohammedanische Religion gilt den Biâdia nichts, höchstens daß sie des lieben Friedens halber unter Moslimin einige Ceremonien mitmachen; übrigens sind ihre Gebete unregelmäßig und ohne die mohammedanischen Prosternationen; Gebetshäuser werden, wenn überhaupt, nur selten besucht und Parodien auf Koran-Suren sind im Munde gebildeter Leute nichts Ungewöhnliches. Der Polarstern scheint bei den Biâdia eine religiöse Bedeutung gehabt zu haben, so daß sie vielleicht zum Sabäismus der alten Südaraber in dem Verhältniß eines späten, freilich abgewandelten Sproßes stehen. Tabakrauchen und Weintrinken ist nicht verpönt, doch halten auch die Biâdia einen strengen Fastenmonat. Die Frauen gehen unverschleiert, ein wahres Glück, da sie durchschnittlich schlank und schön gebaut, von stolzer Haltung, mit dunklen, feurigen Augen, wallenden Locken, überhaupt wol die schönsten Frauen nicht blos von Arabien, sondern von ganz Asien sind, wie Palgrave meint. Nach demselben Gewährsmann wird das weibliche Geschlecht auch in der Wohnung nicht so streng abgeschlossen, wie z. B. im Nedschd; man spricht die Frauen an, ohne unanständig zu erscheinen. In Omân, wie überall, wo wenig strenge Glaubenssätze gelten, herrscht eben Humanität.

Die wichtigste Stadt, und zwar wegen ihres Seeverkehrs, ist Maskat. Sie liegt an einer nach Norden sich öffnenden, von über 100 m. hohen Felsen umschlossenen Bucht, welche, so gegen den östlichen Wogenandrang geschützt, einen äußerst sichern und deshalb viel besuchten Hafen bietet. An der zurückgezogensten westlichsten Stelle der Bucht erhebt sich die Dächerfläche der von Kuppeln und Minareten überragten hellschimmernden Stadt, von schmaler Ebene mit Palmen und Jasmingärten umgeben.



Sa'id, Imâm von Maskat.

Hinter diesem grünen Streifen steigen kahle sonnenverbrannte Bergwände in die Höhe, welche die Stadt vom Binnenlande scheiden und schützen. Da nur drei gangbare Wege diesen Wall überschreiten und der östliche Klippenzug mit gut armirten Werken gekrönt ist, so darf Maskat wol ein fester Seeplatz genannt werden. So malerisch sich die Stadt vom Hafen aus auch darstellt, so sehr zeigt ihr Inneres den Anblick fast aller größeren Orientstädte und weist nur ein Labyrinth enger, schmuziger Gassen auf. Nur wenige ansehnliche Gebäude heben sich aus der niedrigen Häusermasse empor, so der Imâmspalast, aus einer ehemaligen portugiesischen Kirche umgeformt, und die verfallene

portugiesische Kathedrale, die jetzt zu einem Waarenhause dient. Die weit ausgedehnten Vorstädte bestehen nur aus Mattenhütten und bilden während der Regenzeit ein wahres Sumpfgebiet. Daß unter solchen Umständen Maskat nicht sehr gesund sein kann und bei der eingeklemmten Lage zwischen Bergen im Sommer mehr einem Backofen als einem Aufenthalt vernünftiger Menschen ähnelt, ist selbstverständlich. Wer daher nicht in der Stadt zurückbleiben muß, flieht in das Gebirge oder an die Küste der schönen, fruchtreichen Batna, wo in Sib der fürstliche Sommersitz sich befindet.

Die Bevölkerung der Stadt (60,000 Einwohner) bildet ein seltsames Gemisch von Omâni und anderen Arabern, Indiern, Persern, Belutschen, Juden, Syrern, Negern, Abessiniern und selbst Kurden, die entweder die heimatliche Despotie oder der Handel hierher geführt hat. Die merkwürdigsten und wol auch die ältesten Fremden, die hier aber ganz einheimisch geworden, sind die Indier, die meist aus Sindh, Katsch und Gudscherat einwanderten und hier nach eigenen Gesetzen leben dürfen. Sie schwingen sich häufig durch glückliche Handelsunternehmen zu großem Reichthum und Ansehen empor, werden vom Sultan als Agenten und Zollpächter benutzt und wurden auch öfters mit dem Amte eines englischen Konsuls betraut. Sie genießen mit den Eingeborenen gleiche Rechte, bis auf die Blutrache, die nur einem Araber erlaubt ist. Als die schlauesten aller orientalischen Handelsvölker, sind die Indier oft wenig wählerisch in den Mitteln, vortheilhafte Geschäfte zu machen. Besonders stark zeigen sie sich in dieser Hinsicht in Bankerotterklärungen. Sie zünden am hellen Tage ein Licht in ihrer Bude an, stellen sich neben dasselbe ganz schicksalsergeben hin, erklären ihre Zahlungsunfähigkeit und warten dann ruhig den Erfolg ab. Versammeln sich hierauf ihre Gläubiger, so werden sie dann zum großen Jubel des Volkes tüchtig beschimpft und durchgeprügelt, wonach die Sache abgethan ist, denn gleich nach beendigter Züchtigung können sie das Geschäft von Neuem beginnen.

Die Juden sind hier zu Lande meistens Silberarbeiter, Geldwechsler, auch Branntweinschenker, während die Perser als Waffenschmiede, die Belutschen als Bootsknechte oder Söldner auftreten. Einen unverkennbaren Einfluß haben aber die Perser auf die Stadt gewonnen, indem viele Gebäude sowol in der äußern Erscheinung, als auch in der Einrichtung persische Weise und Sitte verrathen.

Die verschiedenen Volkselemente halten gemeindeartig unter sich zusammen, verkehren aber auch gegenseitig, sich einer Art Lingua franca bedienend, in anständigen Formen, wie überhaupt das ganze Leben in Maskat sich durch eine löbliche polizeiliche Ordnung auszeichnet, die schon Niebuhr und Wellstedt vortheilhaft aufgefallen war. Geschmack in der Kleidung und Wohnung, Gastlichkeit und dabei echt arabischer Freimuth rühmt Palgrave außerdem den Maskatern nach.

Zur Geschichte Maskat's bemerkt Zehme, daß diese Stadt vielleicht das Moscha des Periplus gewesen sei. Diese Annahme ist aber nicht richtig; wenigstens sucht Sprenger jenes Moscha am Ras Fartak und erkennt in Maskat wegen seines verborgenen, nördlichen Hafeneinganges den Cryptus portus des

Ptolemäus und das Oma (d. h. Gehege) der alten Araber. Bedeutend für die neue Zeit ward die Stadt aber erst durch die 1508 erfolgte Eroberung und den 150jährigen Besitz der Portugiesen, aus deren Zeit die Befestigungswerke und die erwähnten Kirchen übrig sind. Sejjid (d. h. Herr) Sa'îd, der berühmteste und tüchtigste Herrscher Omân's, machte 1808 Maskat zur Hauptstadt, die es auch jetzt noch ist, wenn auch der Sultan meist in anmuthigeren Orten seines Landes residirt.

Nach der Vertreibung der Portugiesen, denen schon vor dem Islam die Perser als Fremdherrscher vorausgegangen waren, wurde Omân von einheimischen geistlichen Fürsten, Imâmin, regiert, bis 1740 Erbfolgestreitigkeiten die Perser ins Land riefen. Diese Nothlage einigte die Stämme und Häupter wieder und es gelang ihnen 1749 unter dem zum Imâm erwählten Achmed Ibn Sa'îd vom altbekannten, edlen Stamme Asd die Fremden zu verjagen. Als Achmed 1765 starb, ging die Regierung auf zwei seiner Söhne Seif, dann Sultan über und nach diesen auf den erwähnten Sa'îd, den Sohn Sultan's. Sa'îd hatte aber in seinem Vetter Bedr, dem Sohne des wegen schlechter Verwaltung abgesetzten Seif's, einen Nebenbuhler, der die Wahâbîten zu seiner Unterstützung herbeizog. Aber ehe er zu dieser Hülfe kam, wurde Bedr 1809 von Sa'îd durch Mord beseitigt, worauf Letzterer die Herrschaft übernahm, die freilich für die nächsten fünf Jahre bei der Uebermacht der siegreichen Wahâbîten wenig zur Geltung kam. Erst das Vordringen der Egypter gegen Nedschd befreite Omân vom harten Muckerjoch und es konnte sich nun unter dem segensreichen Wirken Sa'îd's zu schöner Blüte entfalten. Rechtschaffenheit, Unparteilichkeit, religiöse Duldsamkeit, strenge Rücksicht auf die allgemeine Wohlfahrt, haben Sa'îd die Achtung und Bewunderung der stadtbewohnenden Araber erworben, persönlicher Muth und Freigebigkeit die der Beduinen; einen zweiten Omar hörte man ihn nennen, das höchste Lob im Munde der Araber.

Sa'îd war auch der Schöpfer der omânischen Seemacht, der einzigen asiatischen, die zwischen Vorderindien und Sues in Betracht kommt. Mit ihrer Hülfe eroberte Sa'îd die Insel und Küste von Sansibar und Sowahil, ferner Sokotra und gewann von Persien nach langer Blokade den Omân gegenübergelegenen Küstenstreifen, von welchem heute freilich nur Tschaubar mit 900 Einwohnern noch im omânischen Besitz ist. Auch das afrikanische Küsten- und Inselgebiet ist für Omân verloren gegangen, denn als Sa'îd 1856 starb, theilte er das Reich unter seine drei Söhne. Der älteste, Tueini, erhielt Omân westlich bis Burka und die persische Küste nebst den Inseln im Golfe. Medschid bekam die ostafrikanischen Besitzungen gegen eine jährliche Abgabe von 40,000 Maria-Theresia-Thalern an Omân, während dem jüngsten Sohne Amdsched oder Ahmed der von Burka damals bis Katar reichende Theil des Landes zugesprochen wurde.

Diese Theilung war für Omân verhängnißvoll. Zunächst brach wegen des Tributs mit Sansibar Krieg aus, der erst nach mehrjähriger Dauer unter Aufrechterhaltung der Abgabe durch England beigelegt wurde. Der Krieg Tueini's aber mit Ahmed führte zwar mittels der Hülfe der Wahâbîten zur

Niederlage des Letzteren, brachte jedoch dem Reiche den Verlust der jenseit der Rôs-Halbinsel gelegenen Länder, die unter wahâbîtische Herrschaft geriethen und jetzt frei sind. Tueini selbst, der wie der jetzige Herrscher, wegen mangelnder geistlicher Bildung nur Sultan und nicht Imâm ist, wurde 1867 auf Anstiften eines Enkels Bedr's, von seinem eigenen Sohne ermordet, worauf jener Nachkomme Bedr's der Herrschaft sich bemächtigen wollte. England unterstützte jedoch Sa'îd's letzten Sohn Turki, der in Bombay gelebt hatte, als Thronerbe, und dieser ist denn jetzt der Herr von Omân, der englischerseits amtlich betitelt wird: „Seine Hoheit der Sultan von Maskat".

Der am wenigsten bekannte Theil Arabiens war von jeher der südöstliche, dessen Küste vom Indischen Ozean (Bâhr el-Hind) bespült wird. Von diesem Theile, der sich von der Straße Bâb el-Mandêb bis zum Râs el-Hadd, d. h. vom 12° bis 22° nördl. Br. und durch volle 16 Längengrade hinzieht, waren uns bis vor Kurzem nur die beiden Grenzländer, Yemen im Südwesten (durch Niebuhr und Seetzen), Omân im Nordosten (durch Wellstedt, Palgrave) und die Küste, letztere durch die englische Aufnahme von Haynes, Cruttenden und Wellstedt im Jahre 1833, einigermaßen bekannt; was dazwischen lag, war gänzlich unerforscht, unbetreten, eine terra incognita für die Geographen. Nur ein Mann, seither in Amerika halb verschollen gestorben, hatte es vor mehr denn einem Dritteljahrhundert gewagt, von der Küste in das unbekannte südarabische Innere einzudringen, seine geradezu bewundernswerthen Reisen sollten aber erst durch Maltzan 1870 ans Licht gezogen werden, nachdem die wenigen Gelehrten, die darum wußten, ihnen nur mit Mißtrauen begegnet hatten. Wir meinen Adolf v. Wrede's Forschungen in Hadramaut 1843.

Der Raumbeschränkung wegen müssen wir uns hier damit begnügen, diese höchst merkwürdige und ergebnißvolle Reise nur in ihren äußeren Umrissen zu besprechen und im Uebrigen auf Maltzan's „Adolf v. Wrede's Reise in Hadramaut 2c." (Braunschweig 1873) zu verweisen.

Während unsere Länderkunde mit dem Namen Hadramaut bisher die Südküste Arabiens, nämlich alle Länder zwischen Kara und Jafi'a bezeichnet hatte, ging aus Wrede's Mittheilungen hervor, daß die Araber darunter nur den innern Theil des Landes verstehen, der also weiter nördlich liegt. Ist die Vorstellung, welche sich Arabien im Allgemeinen als ein flaches Wüstenland denkt, überhaupt falsch, so ist sie dies noch viel mehr für diese südlichen Gestade, die sich terrassenförmig bis zu 2400 m. über der Meeresfläche erheben. Wrede ging von der südarabischen Hafenstadt Makalla am Dschebel Aqabe el-Mahniye aufwärts nach dem amphitheatralisch gelegenen Schura, einem Dorfe von etwa 400 Einwohnern vom Stamme der Aqaybere. Der letzte Stufenabsatz, Dschebel Harâmy geheißen, lehnt sich an die große Hadramauter Hochebene. Das Plateau des Dschebel Tsahura mag nach Wrede's Schätzung 2400 m. hoch sein. Es ist die höchste der Hadramauter Gebirgsterrassen; von hier senkt sich das Land in sanften Abhängen wieder gegen Norden. Auf sehr schwierigen gefährlichen Wegen stieg Wrede hinab zum Wadi Do'ân.

„Nie ward ich so mächtig überrascht“, sagt Wrede, „wie von dem Anblick, der sich so plötzlich darbot. Er war unvergleichlich, im höchsten Grade anziehend und originell. Da das Hinabsteigen der Qafila (d. i. Karawane) auf dem sehr schwierigen und gefährlichen Wege nur langsam von statten ging, so setzte ich mich auf einen seitwärts liegenden Felsblock, um diese Scene mit Muße betrachten zu können. Ich sah in eine 600 Schritt breite und 500 Fuß tiefe, von senkrechten Felswänden begrenzte Schlucht hinein, von deren halber Höhe aus hinabgerollte Felsstücke und Schutt des verwitterten Gesteins eine sanfte Abdachung gebildet haben, welche den Thalboden auf eine Breite von 300 Schritt reduzirt. Auf ihr erheben sich amphitheatralisch Städte und Dörfer, zwischen denen einzelne Gehöfte und Gräber von Heiligen liegen. Thalabwärts bemerkte ich die Städte Qarraîn, Raschid und Awra. Ueber sie hinaus begrenzt die Felswand des sich daselbst wendenden Thales die Aussicht. Thalaufwärts sah ich die Städte: Choraîbe, Ribât, und die Dörfer: Chorbe, Qarn el-Manâsil, Esch Scharq und Bâ Dschisâs. Alle diese Orte liegen auf einer Strecke von einer Stunde beisammen. — Dichter Dattelpalmenwald und grüne Saatfelder bedecken das Thal und nur hier und da zeigt sich das trockene Bett des Wildbaches als blendend weißer Streifen zwischen dem dunkeln Grün der Palmen.“

Das Gebiet des Wâdi Do'ân wird von den Eingeborenen Belâd beni Isâ, d. h. Land der Söhne Isa's, genannt. Wrede ist der erste und einzige Europäer, der jemals diesen Theil Südarabiens betreten hat. Wâdi Do'ân ist nicht der Name des großen stundenbreiten Hauptwâdi von Hadramaut, sondern bezeichnet nur einen Theil desselben, der zuerst Wâdi Minua, dann Wâdi Do'ân, dann Wâdi Hadscharin und Wâdi Kassr, endlich Wâdi Missile heißt. Mit dem Wâdi Kassr vereinigt sich im Norden der Wâdi Rachiya und im Westen der Wâdi 'Amd, der in seinem südlichen oberen Laufe Wadi Rhaîde ed-Dîn heißt. An das Belâd beni Isâ grenzt westlich das Belâd el-Hadschar, welches im Westen durch den Wâdi Maifa'a von den unteren Wâhidiländern geschieden, östlich das Belâd Hamum, und vor allen dreien im Norden liegt erst das eigentliche Hadramaut. Wie weit dieses sich nach Norden erstreckt, ob die Sandwüste el-Ahkâf wirklich gleich beim Wâdi Rachija anfängt, oder ob das bewohnte Land sich noch weiter ausdehnt, wissen wir selbst jetzt, nach Wrede's Reisen, noch nicht.

In el-Choraîbe, das lange als das Caripeta des Aelius Gallus und Strabo galt, nahm Wrede sein Standquartier und ging von dort in südwestlicher Richtung über el-Ebna, Qabr es-Sâjir, Hissn ben Dighâl, die Hauptstadt des Belâd el-Hadschar, und el-'Obne an die Meeresküste, die er beim Punkte Kubett el-'Ain erreichte. Von hier zog er westlich dem Strande entlang bis zu den schon von Wellstedt besuchten Ruinen von Naab el-Hadschr (Maepha Metropolis) im Wâdi Maifa'a (nicht der Grenzwâdi gegen Jafi'a, sondern der bei Ras el-Kelb mündende weiter östlich gelegene) und ging über Hissn ben Dighâl nach dem Wâdi Hafar, bis er sich im Wâdi Rhaîde ed-Dîn befand, von wo er sich nach el-Choraîbe zurückwandte. Der nördliche Theil dieser durchwanderten Gegend war gebirgig, kahl und trostlos, in 1500 m. hörte fast alle Vegetation auf.

Nach Choraîbe zurückgekehrt, führte Wrede einen andern kurzen Abstecher nach Nordwesten, nach dem Wâdi Rhaîde ed-Dîn und Wâdi ʿAmd, einem eine Stunde breiten Thal, sowie der Stadt gleichen Namens aus. Der Wâdi Rhaîde ed-Dîn bildet in seinem obern Theil einen traurigen Gegensatz zum fruchtbaren Wadi el-Hadschar und seinen Seitenthälern. Das Hochland von Hadramaut verödet in jener Richtung mehr und mehr, wird gleichzeitig unmalerischer und minder belebt; keine schattigen Baumgruppen, keine Palmenhaine mehr, überall dürre Steppen, nur hier und da von grünen Streifen durchzogen.

Ein dritter Ausflug, und vielleicht der wichtigste von allen, führte den eifrigen Entdeckungsreisenden von el-Choraîbe wieder nach ʿAmd, von da aber in östlicher Richtung nach **Haura** im eigentlichen Hadramaut, zuletzt über steile Gebirge nach Sawa im Wâdi Rachija und an die Grenze der Wüste el-Ahkâf, worauf er auf einem dritten Wege wieder nach ʿAmd und Choraîbe zurückkehrte. Am Rande der Wüste dringt Petroleum aus dem Felsen hervor, auch befinden sich hier mehrere mineralische Brunnen, wahrscheinlich Schwefelquellen. Der weitern Thätigkeit Wrede's ward kurz nach seiner Rückkunft nach el-Choraîbe leider dadurch ein Ende gesetzt, daß man ihn auf dem Wege zum Grabe des Propheten Hud zu Saif am 24. August als Europäer erkannte, und er unter der Bewachung eines Beduinen nach Makalla an die Küste zurückgebracht ward.

Eine glühende Hitze versengt des Sommers jenen Theil des tropischen Arabiens; 46 ° R. im Schatten konnte Wrede, allerdings im Juni, beobachten. In solcher Temperatur gedeihen natürlich aromatische Kräuter und Stauden in Fülle. Mit den aufsteigenden Terrassen sinkt selbstverständlich der Thermometerstand, eine angenehme Kühle erfrischt die Nächte, und in 2400 m. Seehöhe betrug derselbe nicht mehr als 10 ° R., in el-Ebnâ nur wenige Grade über Null und im Winter gefrieren dort die Cisternen. In 1500 m. Höhe über dem Meeresspiegel beginnen die Gewitter häufig zu werden, oft mit Wolkenbrüchen sich entladend.

Die lange Reihe der angeführten Routen läßt uns erkennen, daß Wrede nicht mit einem flüchtigen Besuche Hadramaut's sich begnügte, sondern daß er die kurze ihm gegönnte Zeit von acht Wochen tüchtig ausnutzte. Und wie schwierig gestaltete sich ihm das Reisen. Eine chinesische Mauer, sagt Maltzan, umzieht das Innere Südarabiens, die dafür, daß sie keine handgreifliche ist, nur desto unerbittlicher bewacht wird. Mauern lassen sich niederreißen, Thore lassen sich in ihnen anlegen, aber mit dem religiösen Fanatismus, der Arabiens chinesische Mauer bildet, giebt es kein Abkommen. Die Völker Hadramaut's namentlich zeichnen sich durch die Schroffheit ihres Fanatismus aus. Die in seinen Dörfern und Städten ansäßige Bevölkerung bekennt sich zu der strengsten Auffassung des orthodoxen sunnitischen Glaubensbekenntnisses. Die Beduinen, welche bei Weitem die Mehrzahl der Bewohner dieses Landes bilden, sind zwar auch hier, wie überall lax im Glauben, beten nie, nehmen nicht die Waschungen vor, hegen aber doch eine abergläubische Ehrfurcht vor den Heiligengräbern und folgen gern den Häuptern der fanatischen Geistlichkeit und der theokratischen Adelskaste. Haß gegen Andersgläubige gilt aber diesen

Glaubenswächtern, die ihr Land Belâd ed-Dîn, d. h. Land des Glaubens, nennen, als Gesetz und es wird ihnen um so leichter dasselbe auch den Beduinen beizubringen, als diese Raubgesellen nur gewinnen können, wenn sie einen religionsverdächtigen Fremden tödten. Nie ist deshalb ein als Christ auftretender Europäer in dieses Land eingedrungen, und nie werden die fanatischen Glaubenswächter dergleichen gestatten.



Arabische Fellhändler.

Aber auch wenn der leidige Glauben nicht ins Spiel kommt, werden oft die Beduinen gegen einen fremden Besucher mißtrauisch, wenn sie denselben Dinge vornehmen sehen, deren wahren Zweck sie nicht begreifen. Als Wellstedt im Jahre 1833 an der Grenze von Hadramaut einen kurzen Ausflug landeinwärts unternahm und die berühmte himjarische Inschrift von Naab el-Hadschar kopirte, zerbrachen sich die Beduinen die Köpfe über den Zweck dieses seltsamen Gebahrens. Als aber bald darauf die Engländer Aden eroberten, da ward den Beduinen auf einmal dieser Zweck klar: Wellstedt hatte in der himjarischen Inschrift das Geheimniß entdeckt, wie das nach arabischen

Begriffen uneinnehmbare Aden zu erobern sei. Wrede hat 10 Jahre später diese Ansicht noch überall von den Beduinen des Küstenlandes vernommen.

Hiernach kann man ermessen, wie groß Wrede's Wagniß war, in ein solches Land einzudringen. Daß er seine Eigenschaft als Christ und Europäer — nach arabischen Begriffen gleichbedeutend — aufs Strengste verheimlichen mußte, versteht sich von selbst; ebenso, daß er der arabischen Sprache vollkommen mächtig sein mußte. Den egyptischen Dialekt kannte er wie seine Muttersprache und er beschloß deshalb, sich für einen Egypter auszugeben, der um ein Gelübde zu erfüllen, nach dem Grabe des Propheten Hud wallfahrten wolle. Ohne solchen religiösen Vorwand hätte man ihn als egyptischen Spion angesehen, denn in Hadramaut reist Niemand, als wie Hadramauter, und diese meist nur, um Heiligengräber zu besuchen und dabei Handel zu treiben.

Unter allen Heiligengräbern von Hadramaut erfreut sich dasjenige des Propheten Hud der größten Verehrung. Nebi Allah Hud, nach Einigen der Eber der Bibel, wurde von Allah den gottlosen Aditen gesandt, um ihnen Buße zu predigen; er wurde aber getödtet. Sein Grab, das Qabr Hud, liegt 10 Tagereisen nördlich von Makalla, am Saume der Wüste el-Ahkâf. Dorthin wird nun stark gewallfahrtet und zwar, wie nach Mekka, zu einer bestimmten Zeit. Diesen Umstand benutzte Wrede sehr geschickt, indem er unter dem Vorgeben, daß er als Fremder die Zeit der Siâra (d. i. Wallfahrt) nicht gewußt habe, einige Monate eher in das Land kam, um es zu erforschen; nach der Pilgerfahrt hätte er keinen Vorwand zu einem längeren Aufenthalt in Hadramaut haben können. Wrede erreichte nun zwar nicht seinen angeblichen, wol aber seinen wirklichen Zweck und diesen in glänzender Weise.

So verdienstvoll Wrede's Forschungen auch gewesen sind, so umfassen sie doch nur einen schmalen Gebietsstreifen, nämlich das Land zwischen 48° und 49° 30′ östl. L. v. Gr. Oestlich von dieser Zone bis gegen Omân ist nur die Küste etwas bekannt geworden, die Länder westlich bis Aden aber sind auch nach dem Innern zu, wenn auch nur oberflächlich, einerseits durch Munziger und Miles, andererseits durch Maltzan erkundet worden. Die Erstgenannten bereisten 1870 von Aden aus zunächst die Küste bis Bâ Subahi (etwa 46° 30′ östl. L. v. Gr.) und bogen dann in nordöstlicher Richtung landeinwärts nach Habbân im oberen Wâhidiland ab, worauf sie über Naqb el-Hadschar im Wâdi Maifa'a — nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen, weiter östlich im Belâd el-Hadschar gelegenen Wâdi — mit Bir Ali an der Küste die Reise abschlossen. Maltzan verwerthet die Ergebnisse derselben in seinem Buche: „Reise nach Südarabien", worauf wir verweisen.

Was Maltzan's Forschungen anlangt, so gründen sich dieselben, wie wir bereits wissen, zum kleinsten Theil auf eigene Reisen, zum größten aber auf Erkundigungen bei Eingeborenen aus den verschiedensten Gegenden und auf Vergleichungen der Aussagen mit Hamdâni's geographischen Angaben. Hamdâni schrieb vor 900 Jahren, und sein Werk ist in ganz Europa nur in einem einzigen Exemplar vorhanden, welches ein Genfer Bürger besitzt. In Aden war Maltzan so glücklich ein zweites Exemplar zu entdecken und das ganze Manuskript in Händen zu bekommen; seine Ueberraschung und Freude waren

groß, als er darin die vollkommene Gewähr für die Richtigkeit seiner Informationen fand.

Das von Maltzan auf solche Weise erkundete Gebiet umfaßt einen Flächenraum von mehr als 100,000 □km. und ist von sehr abwechslungsvoller Bodenerhebung und Beschaffenheit. Im Allgemeinen ist das Küstenland eben, dann folgt mittleres Bergland und auf dieses entweder Hochebenen oder Hochgebirge, welche in einer Entfernung von durchschnittlich 1 1/2 Graden vom Meere ihren nördlichen Abfall erreichen und sich einem Tiefland zusenken, das als ein Anfang der großen Binnenebene, die man el-Dschauf nennt, gelten kann. Hier und da erheben sich wol hohe vulkanische Berge unmittelbar am Meeresufer, wie der Dschebel Schamscham in der Halbinsel Aden, aber diese Felsmassen sind alle vereinzelt, hängen nicht mit den inneren Gebirgen zusammen und dicht hinter ihnen liegt Tiefland.



Zweig des Kaffee (Coffea arabica).

Fünf große Gebirgsmassen darf man jedoch als die hervorragendsten des gesammten Gebietes betrachten; es sind dies: die Sabrberge, schon durch Botta's Forschungen bekannt, westlich von Aden; im Osten dieser Stadt: der Dschebel Jafi, der alte Sarw Himjar, die ausgedehnte Masse, bei Chamfer beginnend und sich im Norden zu einem Flächeninhalt von über 5000 □km. erweiternd; die ʿAuwâliqberge, der Sarw Madshig der alten Araber, hinter Habbân, nahe dem 15° n. Br. und dem 47° östl. L. v. Gr.; der Dschebel Kôr, im Osten der Jafiberge, ein von Südwest nach Nordost gedehntes, längliches, rückenförmiges Gebirge von großer Höhe, aber geringer Breite; endlich hoch im Norden der Dschebel Qern, dessen westlicher Abhang das Tiefland Gesâb, dessen östlicher die Hochebene der ʿAuwâliq beherrscht.

Das Klima dieses sogestalteten Landgebietes ist ein überaus günstiges. Im Tiefland ist die Hitze allerdings groß, aber in der mittleren Bergregion, welche den Haupttheil des Landes bildet, ist sie gemäßigt. In den höher gelegenen Gegenden treten zwar jähe Temperaturwechsel ein, doch haben dieselben keinen nachtheiligen Einfluß auf den Pflanzenwuchs, der allerwärts

hier anzutreffen ist. Die Tiefländer des Innern, wozu wir auch die tiefen Senkungen in den Gebirgen rechnen, die zwar oft schon bedeutende Seehöhe, aber in Bezug auf Vegetation Alles mit Tiefländern gemein haben, besitzen den doppelten Vortheil der Lage an einem Flußlauf und der tropischen Sommerregen. Sie sind die vorzüglichsten Kaffeebezirke.

Was die Kultur des Kaffees betrifft, sagt Maltzan, so scheint es hier nicht zu genügen, daß der Boden durch einen Fluß bewässert wird, sondern er muß auch die tropischen Regen empfangen und vor Sturm geschützt sein. Darum tragen selbst die fruchtbarsten Küstenländer wie Abian, Laheg keinen Kaffee. In der Regel kann man annehmen, daß Kaffee erst 60 km. von der Küste vorkommt. Der Name Mochâ's, einer Küstenstadt, welchen man einer Kaffeesorte (der sogenannten ff. Mokka) gegeben hat, ist irreführend. In Mochâ ist niemals Kaffee gewachsen. Der Name wurde nur deshalb auf den Kaffee übertragen, weil Mochâ viele Jahrhunderte der Hauptplatz für Kaffeehandel war. Jetzt ist Mochâ zerstört und der Handel hat andere Wege genommen, z. B. über Aden. Die Bezeichnung Mochâ-Kaffee war übrigens nur bei Europäern üblich.

Die mehr sandigen Tiefländer im Norden der großen Wasserscheide sind durch ihren Reichthum an Dattelpalmen berühmt; die Qualität der Früchte ist jedoch nicht besonders.

Im Mittelgebirge gedeihen vorzüglich alle Obstsorten und Cerealien, ferner Tabak, Baumwolle, Indigo; auch Kaffee, wenn auch nicht so reichlich, als im Tieflande.

Die Hochebenen sind die Kornkammern Südarabiens, namentlich von Raha (im Norden von Laheg), Marcha, Nisab und Chabt im Lande der Aulaqi. Auch hier wird viel Indigo, Tabak und Baumwolle erzeugt, Datteln wenige und schlechte. Ein großer Theil dieses fruchtbaren Erdreiches bleibt jedoch unbebaut und ist natürliches, üppiges Weideland.

Auch im Hochgebirge gedeihen noch Cerealien, namentlich solche nördlicher Länder, wie Hafer, Gerste, und auf den bewaldeten Höhen die nützliche Kaatpflanze (Celastrus edulis), deren Blätter gekaut und sehr theuer verkauft werden.

In politischer Hinsicht zerfällt das Land zwischen dem Wrede'schen Forschungsgebiet und Südjemen in eine große Zahl einzelner Staatswesen, die in der Richtung von Ost nach West und gruppenweise von der Küste nach dem Innern wie folgt gelegen sind:

1) Das Land der unteren und oberen Wâhidi, zwischen 47° und 48° 30′ östl. L. v. Gr., grenzt östlich an das Belâd el-Hadschar und an die freien Stämme der Bâ Noman, die gleichfalls die nördlichen Nachbarn sind; gegen Westen grenzen 2) die Diêbi und die unteren, mittleren und oberen Aulaqi. Der Name Diêbi bezeichnet nicht wie Wâhidi und Aulaqi (Kollektivform: Auwâliq) eine nach der herrschenden Dynastie benannte Gruppirung verschiedener Stämme, sondern eine alte ursprüngliche Stammeseinheit, die ihren ererbten Namen beibehalten hat und nach welchen ihr altes Stammgebiet Diêbiland genannt wird.

Westlich von dieser zweiten Staatengruppe liegen, in der Folge von Süd nach Nord: 3) das Land der Fodli oder Otmani, ferner Datina, dann das Audelilaud, Resas und Dschesab. — Die Namen Fodli oder Otmani und Resas sind wieder dynastisch und auf die beherrschten Stämme übergegangen; Datina und Dschesab sind alte Ländernamen und Audeli oder die häufigere Kollektivform Auwadel ist der uralte Stammesname.

4) Aden, Hauschabi, Laheg oder Abdeliland, Unter- und Ober-Jafi'a. Aden ist Stadt-, Laheg Landes-, Abdeli Dynastie-, Hauschabi Stammes- und Jafi'a — Landesname.

5) Sobehi, Hogrija, Amirland, Schaheri und Merrais. Erstere zwei sind Stammes-, die beiden folgenden Dynastiennamen und Letzteres die Bezeichnung eines der freien Stämme, welche die nördlichsten Staaten dieser Gruppen im Norden begrenzen.

6) Die westlichste Ländergruppe bilden die Gebiete der Hakmi-, Meschalcha-, Moqaterastämme, ferner das Gebiet der Stadt Taiß und die den Dhu Mohammed unterworfenen Landschaften, so weit sie in diesem südlichen Theile Jemen's gelegen sind.

Diese Staaten und Stämmegebiete, von welchen wir nur die größeren genannt haben, werden theils von Dynastien, theils von der Qobâyel, d. i. vom herrschenden Stamme, theils von Scheichen regiert. In letzterem Falle sind die zu einer Art Bund zusammengetretenen Stämme von einander unabhängig und die Scheiche üben dann nur im Einverständniß mit dem Stamme die Macht aus.

Wie es in diesen Ländern aussieht, mag uns ein Blick auf Laheg zeigen, ein Gebiet, welches Maltzan durch den Augenschein kennen gelernt hat und über welches er in seinem Buche „Reisen nach Südarabien" (S. 324—349) ausführlich berichtet.

Laheg (nicht Lahedsch, denn das Dschim wird nach Maltzan in Südarabien hart, wie g in Gott ausgesprochen) oder das Abdeliland erstreckt sich von etwa 44° 45′ bis 45° 5′ östl. L. v. Gr. und von 12° 50′ bis 13° 12′ n. Br. und grenzt im Süden an Aden und das Aqrebiland, im Westen an die Sobêhi, im Norden an das Hauschebiland und im Osten an Abian, den Fodli gehörig. — Der größte Theil des Landes ist Tiefland, das niedrig gelegene Flußthal des Wâdi Tobban und seiner Seitenarme. Oestlich und westlich vom Flußthal breiten sich wenig erhöhte, wellige Ebenen aus, von denen die östliche, weit in das Fodliland sich erstreckende, Mehaidan heißt. Gegen Norden verengt sich der Wâdi und felsige Berge treten auf, in welchen man mittels Schleusen das Flußwasser in der trockenen Jahreszeit ansammelt. Dank dieser Vorsorge und der ausgedehnten Bewässerungsanlagen ist das Tiefland hier, welches noch zur trockenen Küstenzone gehört, sehr fruchtbar für Baumwolle, Weizen, Durra, Sesam, Wein, Feigen, Bananen, Orangen, Citronen, Tabak, Gemüse, nicht aber Kaffee. Die Ebene Mehaidan ist Steppe.

Die Hauptstadt des Landes ist Hauta, gewöhnlich auch Laheg genannt, mit 800 Einwohnern, unter welchen viele Somali und mohammedanische Indier (keine Banianen aber, die in Aden stark vertreten).

Das vierstöckige Schloß des Sultans, mit fünf sechsstockhohen Thürmen, worunter ein großer Rundthurm, ist eine gewaltige Baumasse. Die zwei oberen Stockwerke des Mittelpalastes und die vier oberen des Rundthurmes sind weiß angestrichen, wodurch sie noch höher erscheinen, während alles Uebrige die natürliche rothe Farbe der Luftziegel trägt, aus denen die ganze Stadt erbaut ist. Das in einem andern Stadttheil gelegene Schloß Abd Allahs, mit vier hohen Eckthürmen, ist gleichfalls ein sehr stattliches Gebäude.

Den dermaligen Herrscher von Laheg schildert Frhr. v. Maltzan keineswegs ungünstig. Seine Hautfarbe ist sehr hell, seine Züge fein geschnitten, edel und regelmäßig, sein Auge von einer außerordentlichen Lebhaftigkeit und sehr ausdrucksvoll. Er ist von mittlerer Größe, wohl gebaut, nur etwas zu korpulent, wie alle älteren Mitglieder seiner Familie. Im Alter dürfte er den Fünfzigen nahe stehen, obwol sein Haar bereits weiß ist. Trotzdem hat er noch ein sehr jugendliches Wesen, ist stets zum Lachen geneigt und zeigt sich, sogar nach unseren europäischen Begriffen, zuweilen etwas kindisch. Selbst bei religiösen Uebungen verläßt ihn diese Heiterkeit nicht; gleichwol ist er sehr orthodox und gilt allgemein für eine feste Stütze der Strenggläubigkeit.

Die Abadel, d. i. der Sammelname für die in sechs Unterstämme zerfallenden Bewohner des Landes, sind nämlich Anhänger der orthodoxen Sekte der Schâfe'i, außer welcher es in Laheg gar keine andere giebt. Irrthümlich ist daher Wellsted's Behauptung, daß sie Sa'îdi wären. Diese Sekte ist ihnen sogar dergestalt verhaßt, daß sie den fremden Arabern aus dem Norden, welche Sa'îdi sind, selbst das Beten in ihren Moscheen nur höchst ungern gestatten. Auch hier findet die Beschneidung bei Mädchen und Knaben am siebenten Lebenstage statt. Alle geistigen Getränke sind den Schâfe'i streng untersagt.

Was die Einnahmen des Sultans anlangt, so bezieht er infolge eines 1849 mit England abgeschlossenen Schutzvertrages eine monatliche Unterstützung von 541 Maria-Theresien-Thalern. Ferner wurde ihm ein zweiprozentiger Zoll vom Werthe aller durch sein Gebiet beförderten Waaren zugestanden, der von Sachverständigen auf etwa 1500 derselben Thaler monatlich geschätzt wird. Die Marktsteuer von Hauta soll täglich acht, also monatlich 240 Maria-Theresia-Thaler betragen. Dies, nebst einigen anderen kleinen Steuern, würde die Gesammteinnahme des Sultans auf monatlich 2331, oder jährlich 27,972 Maria-Theresia-Thaler (etwa 120,000 Mark) bringen. Außerdem hat er noch viele Einkünfte von seinen Ländereien, die aber in Naturalien bezogen und auch so verausgabt werden, denn mit ihnen zahlt er Truppen und Beamte. Die Ausgaben, insofern sie in Baarem stattfinden, sind sehr unbedeutend, denn außer den Kleidern, die aber selten erneuert werden, und dem Verbrauch an Kaat bildet die zwanzig Pfund Sterling monatlich betragende Besoldung des europäischen Artillerieinstruktors die einzige regelmäßige Geldausgabe des Sultans.

Der Herrscher von Laheg hegt nämlich die schwindelhafte Vorstellung, drei Truppengattungen, und zwar Kavallerie, Infanterie und Artillerie zu besitzen. Letztgenannte Waffengattung ist eine ganz neue Schöpfung. Vor etwa acht Jahren erhielt der Sultan fünf kleine Kanonen von der englischen

Regierung zum Geschenk, sogenannte Raketenkanonen, die kein Mensch im Lande zu laden verstand. Zum Glück machte er, als er zur Begrüßung des Prinzen Alfred sich nach Bombay begab, die Bekanntschaft eines jungen Polen, der dort bei der Eisenbahn angestellt war und früher bei der Artillerie gedient hatte. Diesen gewann er für seinen Dienst und übertrug ihm die Schulung der Artilleristen. Landsberg, so heißt dieser Pole, war zu Maltzan's Zeiten der einzige Europäer in Laheg. Er bewohnte ein großes Kastell, die sogenannte Artilleriekaserne, welche aber trotz ihrer Größe nur ein einziges bewohnbares Gemach hatte; dort bivuakirte er, so zu sagen, mitten unter seinen fast nackten Artilleristen. Der Sultan hielt große Stücke auf ihn, besonders seit einer Revue, bei welcher Landsberg mit seinen Kanonen, die er freilich alle selbst laden mußte, einen eigens zu diesem Zwecke aufgebauten Schuppen zusammenschoß. Dieses Ereigniß machte einen großen Eindruck auf die Araber, namentlich auf die anwesenden Mitglieder fremder Stämme, bei denen infolge dessen der Sultan von Laheg bedeutend an Ansehen gewann.

In Bombay erhielt auch der Sultan die Anregung zu einer neuen Bekleidungsart, die er denn auch an seinem Hofe einführte. Den Oberleib schmückte hiernach eine rothe, reich mit Gold gestickte Jacke, unter welcher jedoch kein Hemd getragen wird. Das Haupt ziert ein reicher Dismal, ebenfalls mit Goldstickereien. Die Bedeckung der Lenden ist aber beduinisch geblieben, nur wird ein Lendentuch von kostbarem Stoff getragen, denn Hosen gelten in Südarabien als eines Mannes für unwürdig und werden, aus buntem Kattun und von mittlerer Weite bis an die Knöchel reichend, nur von Frauen angelegt. Man betrachtet es als einen argen Schimpf, von einem Manne zu sagen, er trage Hosen. Beim Volk hat sich in der Kleidung überhaupt nichts geändert, denn sie besteht beim Manne immer noch blos aus einem Lendentuche und einem Kopfbund, und bei den Frauen aus Kleid, Hosen und Schleier. Viele Kinder laufen nackt herum und tragen nur ein Gehänge von kleinen Riemchen an einem größeren um die Weichen. Daß übrigens selbst bei Hof das Verständniß für europäische Gewandung noch nicht sehr weit vorgeschritten ist, mag daraus hervorgehen, daß, als ein junger Franzose einst im Frack dem Sultan eine Aufwartung machte, dieser Letztere glaubte, der Fremde komme in einem zerrissenen Kleide zur Audienz, weshalb er ihm ganz offen sagte: „Dir fehlen ja zwei Stücke an deinen Rockschößen.“

Was die Nahrung betrifft, so bildet der Heris, eine aus Fleisch, Oel oder Butter und Durramehl bestehende Art Polenta, das Volksgericht; das Gericht der Vornehmen hingegen ist die Bacissa, aus Honig, Buttermehl, zuweilen mit Fleisch vermischt. Das höchste Vergnügen sowol des Hofes wie der Reichen ist aber das Kauen der Blätter des Kaat, der auf dem Berge Sabr bei Taizz wächst. Er ist in Laheg sehr theuer, und ein Mann verbraucht leicht für sechs Mark täglich. Die Wirkung des Kauens dieser Blätter ist nicht betäubend, sondern nur angenehm aufregend, die Schläfrigkeit verscheuchend; es macht gesprächig, liebenswürdig, gesellig. Bei Hof wird der ganze Nachmittag dem Kaatkauen gewidmet. Kommt kein Kaat vom Gebirge, so sind die Leute wie in Trauer versenkt, schlafen viel und haben sehr üble Laune.

Das beliebteste Getränk bei den Bewohnern von Laheg ist der sogenannte Gischr, eine Abkochung aus den Hülsen der Kaffeebohnen. Kaffee selber wird in den Tieflanden nie getrunken, weil er zu stark erhitzt. Desgleichen raucht man hier nur Wasserpfeifen, deren Gestelle sehr groß, fast mannshoch sind und deren Mitte eine enorme Kokosnuß einnimmt, durch die der Dampf geleitet wird.

Zum Schluß unserer Wanderungen durch Arabien wollen wir noch einen Blick auf Aden werfen, das in den Händen Englands, als Schlüsselpunkt der Sues-Route nach Indien, von großer Bedeutung ist.

Die Stadt Aden, angeblich nach Dadan, dem Urenkel Ham's benannt, mit Bauwerken aus der Römerzeit, war vor der Entdeckung des Seeweges nach Indien der Hauptbhandelsplatz zwischen dem asiatischen Osten und dem Abendlande, verlor aber nach 1498 ihre Wichtigkeit und wurde in dem Kriege Portugals gegen die Küstenvölker des Indischen Ozeans noch weiter beschädigt. Bis 1835 war Aden die Residenz des Sultans von Laheg, dann siedelte sich hier die Indische Compagnie an, die zuerst einen Kohlenplatz anlegte, bald aber einen Grund fand, sich der ganzen Stadt zu bemächtigen und den Sultan mit einer jährlichen Rente abzufinden.

Die Stadt liegt im Krater eines ausgebrannten 541 m. hohen vulkanischen Berges Dschebel Schamscham, welcher mittels einer flachen, sandigen Landzunge mit dem Festlande zusammenhängt. Etwa 6 km. westlich ragt eine zweite, ganz ähnlich gebildete Halbinsel mit dem noch höheren Dschebel Hassan aus dem Festlande hervor und beide umschließen mit der etwas zurücktretenden Küste den Hafen von Aden. In der südöstlichen Einbuchtung desselben befinden sich die Regierungsgebäude, als Kohlenmagazine, Werfte, Beamtenwohnungen 2c., und mehrere Privathäuser. Diese gesammte Anlage heißt Steamer-Point (Dampfschiffspitze). Jenseit des Berges, an der ozeanischen, östlichen Seite der ersten Halbinsel liegt, kesselartig von vegetationslosen Basaltfelsen umschlossen, das Camp, wie die Engländer die Stadt Aden nach dem seiner Zeit von ihnen hier aufgeschlagenen Lager nennen. Die Stadt ist nach einem regelmäßigen Plane angelegt und besteht zum größten Theile aus steinernen, selten über zwei Stockwerke hohen Häusern mit glatten Dächern.

Da es in den Steinbauten im Sommer unerträglich heiß ist, so benutzt man auch vielfach die indischen Mattenwohnungen, die sogenannten Bângalos, die zerstreut auf den Höhen umherliegen. Unter den zahlreichen Andachtsgebäuden, in welchen die Christen, Sunniten, Schiiten, Parsi, Banianen, Juden 2c. unbeschränkt ihren Glauben üben können, zeichnet sich die Katholische Kirche aus. Die Einrichtung der wohlhabenden Häuser in Aden ist sehr praktisch und wenn man will luxuriös. Die Möbel, alle aus Ostindien, sind nämlich nicht geleimt, sondern meist aus einem Stück. Maltzan sah kolossale Eßtische, Platte und Fuß, Alles aus einem Stück. Diese Möbel sind zwar theuer, erhalten sich aber so gut, daß man sie fast um das Ankaufsgeld wieder losschlägt, wie es bei den schnell wechselnden Beamten Erfahrung ist. Das Holz ist sehr schön, dunkelbraun oder schwarz, mit einem natürlichen Glanz und weit jedem unserer Hölzer vorzuziehen. Europäische Möbel gehen in dem tropischen Klima in kürzester Zeit zu Grunde.

Das Merkwürdigste in Aden sind ohne Zweifel die Cisternen. Eigentliche Brunnen oder Quellen besitzt die Stadt nicht und sie ist deshalb auf Regenwasser angewiesen. Obgleich in den Tropen gelegen, so empfängt Aden seltsamerweise doch nicht tropische Regen wie das Innere des Landes. Es regnet hier nur in einigen Wintermonaten, aber durchaus unregelmäßig. In einem Jahre kommen die Niederschläge so reichlich, daß Wasserüberfluß eintritt, aber oft vergehen drei oder vier Jahre fast ohne Regen. Deshalb bestand hier von jeher das Bedürfniß nach ungewöhnlich großen Wasserbehältern, um ja die ganze Regenfülle eines ausnahmsweisen nassen Jahres aufnehmen und bewahren zu können. Im Alterthum, als Aden eine blühende Handelsstadt war, besaß es Ueberfluß an Cisternen und auch alle jetzt benutzten sind nur die von den Engländern wieder aufgegrabenen alten, von denen aber vielleicht nur der vierte Theil aufgedeckt ist.

Die größte der bis jetzt wiederhergestellten Cisternenreihen liegt in einer Schlucht südwestlich von der Stadt am Fuße des Dschebel Schamscham, oder vielmehr diese Schlucht selbst bildet die Cisternen. Dieselbe — nach Heuglin eine vulkanische Berstung — ist terrassenförmig aufgedämmt und kräftige, wasserdichte, mit Strebepfeilern gestützte Mauern schließen jedes dieser „hängenden Reservoirs" von großer Tiefe gegen das zunächst tiefer folgende ab. Das unterste dieser 10 Sammelbecken leitete vormals seinen Ueberfluß in eine große, in den Fels eingearbeitete Cisterne, aus welcher ein etwaiges Uebermaß durch einen Kanal in das Meer abfloß. Bei Regen füllt sich durch die von allen Seiten nach der Schlucht strömenden Gossen eine solche Cisterne nach der andern, gießt das überfließende Wasser in die nächste und so fort, bis alle Becken gefüllt und so die ganze Bewohnerschaft von Aden auf Jahresfrist zu versorgen im Stande sind.

Diese Bevölkerung, die 1872 auf 22,707 Köpfe angegeben wurde, ist ein sehr buntes Gemisch aus Arabern, Juden, Engländern, Indiern, Somali, Abessiniern, Negern u. s. w., zu welcher noch als wechselnde Bestandtheile verschiedenes anderes Handels- und Schiffsvolk kommt, so daß Aden eine seltene ethnographische Mustersammlung darbietet. Besonders zahlreich sind die Somali hier vertreten, denn sie besitzen am Nordostende der Hafenbucht eine förmliche Kolonie, das Dorf Mehalla. Aden ist das Paris der Somali-Völker. Niemand gilt daheim für einen rechten Lebemann, der eine Reise nach Aden nicht unternommen und von den heiteren Abenden unter dem Schutze der englischen Kanonen nicht zu erzählen weiß.

Diesem modernen Drange hat die englische Regierung Rechnung getragen, indem sie jene Somaliniederlassung erbauen ließ, wo die zugereisten Somali, welche gewöhnlich mit Kind und Kegel den Ausflug unternehmen, für ganz geringes Geld eine Hütte abmiethen, um am Fuße des malerischen Schamscham-Gebirges herrliche Abende zu verbringen, im Mondenscheine einen Tanz bei den Klängen des Dudelsackes aufzuführen und während des Tages neugierig die Erzeugnisse Europa's zu begaffen: Aexte, Hämmer, Zangen, Scheren, Messer, Nägel, Draht und Gläser bilden Gegenstände des nützlichen Hausgebrauches, Glasperlen und bunt bedruckte Kattune Gegenstände des Luxus

welche in die Heimat mitgenommen werden, um damit bei feierlichen Gelegenheiten Staat zu machen.

Maltzan nennt die Somali die schönste schwarze Rasse, die es giebt. Regelmäßiger Bau, edle Gesichtszüge, volles reiches Haar, blendend weiße Zähne, eine Schlankheit des Wuchses und Elastizität des Ganges, wie sie sonst nur der Beduine hat, sind ihre Vorzüge. Ihre Hautfarbe ist fast negerschwarz, schwärzer als die der Abessinier und Nubier. Aber in jeder andern Beziehung stehen sie hoch über dem Neger und Maltzan beklagt nur, daß der Islam diesem geistig gut angelegten Volke seinen fortschrittsfeindlichen Stempel aufgedrückt hat.

Als minder harmlos gilt die fanatische arabische Bevölkerung, welche ungern dem Schicksale sich fügt, unter der Herrschaft des Kreuzes zu stehen, aber die großen Grundbesitzer, welche in Behaglichkeit die Früchte des Steigens der Werthe alles Grundeigenthums genießen, stehen mit ihrem Einflusse auf Seite der britischen Regierung. Somali und Galla geben sich zwar als Mohammedaner, in Wirklichkeit ist ihr Kultus ein mit mohammedanischen Gebräuchen vermischter Aberglaube.

Auch in Aden haben die Banianen, die Mitglieder der indischen Kaufmannskaste, den gesammten Großhandel in den Händen, während der Kleinhandel in allen möglichen Formen, der Wucher und andere Geschäftchen von den Parsi, den meist indischen Bekennern der Zoroasterlehre, betrieben wird. Von ihrem nur auf das Geldmachen gerichteten Sinne abgesehen, sind die Parsi die „vernünftigsten" aller Orientalen; sie sind umgänglich, höflich, gefällig, wenn ein Gewinn in Aussicht, sind unternehmend, überhaupt ganz geriebene Burschen. Religiöse Vorurtheile scheinen sie, wie Maltzan beobachtete, wenig zu haben und ihre einzige tadelnswerthe Bigotterie besteht darin, daß sie auch hier ihre Leichen nicht begraben, sondern in ihren Dakhma oder „Thürmen des Schweigens" der offenen Verwesung und dem Vogelfraß aussetzen, was in geringer Entfernung von der Stadt doch bedenklich ist. — Ihre Tracht ist seltsam, namentlich der Hut, eine Art orientalische Bischofsmütze, welche selbst die beibehalten, die sich sonst europäisch kleiden.

So lebt diese zusammengewürfelte Einwohnerschaft, nach Rasse und Hautfarbe in strenger Abgeschlossenheit von einander, friedlich auf dieser Felshalbinsel bei einander, wo ein Baum eine Seltenheit, ein Blümchen nur in den Töpfen gedeiht. Nur die günstige Handelslage und die Sicherheit, welche der englische Schutz gewährt, konnte sie auf diesem unwirthlichen Felsen zusammenführen.

Die uneinnehmbaren Befestigungen von Aden überraschen nicht nur den Araber, sondern auch den civilisirten Europäer. Senkrecht erhebt sich der Berg, gekrönt mit Basteien, Redans, Kasematten, durchfurcht von bedeckten Wegen. Man sieht nur Gräben, Eskarpen und Zugbrücken. Ringsum, bis auf der steilsten Berge Gipfel, läuft ein dreifacher Wallgürtel, und man fühlt unwillkürlich, daß der Platz, wenn nicht uneinnehmbar, doch Zoll für Zoll erobert werden müßte. Aden ist wirklich das Gibraltar des Rothen Meeres.

Ende.

Namen- und Sachregister.

I Erster Band. A. Abbildung. II Zweiter Band.

Abadel, die, II 480.
Abchasischen Küste, die türkischen Operationen an der, I 455.
Abdallah Ibn Raschid II 452.
Abdul-Aziz I, 51 A.
Abdul Aziz, Dschebel, II 142.
Abdul-Hamid II. I 52. 427 A.
Abdul-Kerim I 430. 434.
Abdul-Medschid I 51. 100.
Abencerragenhalle in der Alhambra II 357 A.
Abraha II 345. 354.
Abu Bekr II 356. 362.
Abu Debi II 466.
Abul, Berg, II 86.
Abu Sa'id el-Dschenabi II 369.
Abu Serai II 142.
Abu Tâhir II 369.
Achdâm-Kaste II 424 ff.
Achdar, Dschebel, II 467.
Achelous, Fluß, I 342.
Acheron, Fluß, I 342.
Achlat II 112.
Ad II 340.
Adalia (Attalia) II 81.
Adana, Sandschak, II 53; — Vilajet II 46.
Addhim Tschai II 150.
Aden II 482 ff. 483 A.
Aderbeidschan, Plateau, II 87.
Adet, d. i. Landessitte, I 316.
Adige II, 58.
Adige-Völker, die, II 59.
Adnân II 340.
Adnâniten II 378.
Adramyti, Golf, I 14.
Adrianopel I 422. 423 A.; — Einzug der Russen I 449; — Friede von, I 50. 164; — Hauptstadt I 45.
Adscharen II 126.
Adscharien II 88.
Adschar-Su II 126.
Adschmân II 466.
Adschmân, die, II 380.
Aegäische Meer, das, I 4. II 3 ff.
Aegle, der, II 161.
Afarti II 186.
Afiun Kara-Hissar II 51.
Afladsch II 457.
Afscharen, die, II 55 ff. 68.
Agarener II 349.
Agathyrsen I 22.
Agha-Dagh I 14.
Agräer II 349.
el-Ahkâf II 325.
Ahl el-Kebli II 380.
Ahl el-Schemâl II 380.
Aïdin, Vilajet, II 46.
Aïscha, Mohammed's Frau, II 358.
Ak-Dagh II 40. 41.
Akerman, Friede von, I 50. 164.
Akkad II 185.
Akkadier II 131.
Akkâl, die, II 288 ff.
Akra, Dschebel, II 220.
Akserai II 40.
Akstafa, Fluß, II, 90.
Ala-Dagh II 39. 40. 87.
Alad'cha Dagh, Schlacht am, I 454.
Ala Edin, Sultan von Konia I 44.
Alagös, Berg, II 86.
el-Alah, Dschebel, II 315, 324.
Alaja II, 81.
Alamut, Burg, II 313.
Alba graeca I 194.
Albanesen I 22. 39; — Aberglaube I 357; — Abstammung I 335 ff.; — die Blutrache I 348 ff.; — Blutsbrüderschaft der, I 352; — Charakter der, I 348; — Eintheilung 343 ff.; — Familienleben I 354 ff.; — erster Haarabschnitt I 355; — Lebensweise der, I 352; — Mädchenraub I 354; — Sitten und Gebräuche der, I 348 ff.; — Stellung des Weibes I 357 ff.; — Tracht der, I 347; — Typus der, I 346 ff.; — Verbreitung der, I 361; — Wanderung der, I 337.
Albanesinnen I 349 A.
Albanesische Adel, der, I 338.
Albanesischen freien Bergvölker, die Stämme der, I 346; — Stammesverfassung der, I 344 ff.
Albanesische Sprache, die, I 360; — Volkspoesie I 359 ff.
Albanien I 6.
Albanien, das ethnographische, I 340; — das geographische, I 399 ff.; — Name I 337; — Nord- und Mittel- tritt zur römischen Kirche über 338; — Statistik 360 ff. 365.
Albigenser I 36.
Aleppo II 317 A. 318; — Pest in, I 86.
Aleppoknoten II 159.
Alexandrette II 316.
Alexandrina am Schatt el-Arab II 186.
Alexinatz I 211; — Gefechte bei, I 431.
Algier, unter türkischer Hoheit I 48.
Ali, Mohammed's Schwiegersohn II, 356. 368.
Ali, Pascha von Janina I 338; — Grabmal 339 A.
Ali Ilahi, die, II 212.
Ali Saib I 451.
Aelius Gallus II 343.
Alma-Dagh II 216. 316. 317.
„Alte vom Berg", der, II 314.
Aluta, Fluß, I 158.
Amalekiter II 225.
Amanus Mons II 216. 316.
Ambrakia, Golf, I 342.
Ami Boué-Kaskade I 308.
Amir, die, II 380.
Amir-Land II 479.
el-Am'k II 317.
Amlâk II 340.
Ammân (Rabbat Ammon) II 278.
Ammoniter II 225. 274.
Amoriter II 225. 274.
Ampelakia I 369.
Amselfeld, das, I 7. 340; — die Schlacht auf dem, I 37. 46. 164. 216.
Anaklia, Fort, II 92.
Anamur, Kap, I 14. II 78.
Anatolien I 13. II 34 ff.; — Baumwollenbau II 42; — Bevölkerungsstatistik II 46; — Dörfer, Wohnungen II 48; — alte und neue Eintheilung II 45 ff.; — geographischer Ueberblick II 38 ff.; — Handel II 44; — Hungersnoth II 49; — Naturprodukte II 42; — landwirthschaftliche Zustände II 43.
Anatolier II 45.
Anatolisches Binnenland, nördliches, II 40; — südliches 41.
Anatolischen Griechen, die, II 66 ff.
Anatolische Volkstypen II 67 A.
Anchauro, Fort, II 92.
Ancyra, Schlacht bei, I 48.
Anemoreia II 81.
Anêse II 380. 381.
Angora, Landschaft, II 41; — Plateau I 14; — Vilajet II 46.
Angora-Ziegen II 41.
Ani II 101.
Ansairieh, s. Nasairier.
Antakieh II 316.
Anten I 28.
Anthemusias II 184.
Antilibanon, der, II 216. 299.
Antiochia II 316.
Antipassat II 325.
Antiquitätenfälschungen II 276.
Anti-Taurus II 40. 41.
Antivari I 216. 362. 452.
Apamea I 16.
Araba II 225.
Arab el-Ariba II 340. 353.
Araber, Ethnographie, II 377 ff.; — nördliche II 349; — Stämme: Aschirat 187; Beni Lam 187; Kaab 187; Madan 187. 188; Montefik 187; Mosul 187; Schammar 187; Sobeir 187; — Stammvolk der Semiten II 349; — syrische II 232; — das Tätowiren der, II 161; — Typus II 486 A.
Arabia deserta II 383; — Felix 338; — Peträa II 337.
Arabien, Beziehungen zum osmanischen Orient II 321; — älteste Bewohner II 340 ff.; — Bodenkultur II 329; — Central-, II 456 ff.; — Alte Eintheilung II 336; — Stellung der Frauen im Anfange des Islam II 360; — Geographie II 321 ff.; — Geschichte 340 ff.; — Grenze gegen Syrien II 328; — Griechen in, II 431; — Handel im Alterthum II 348; — Kaffeehaus II 465 A.; — Kaffeeschank in der Wüste II 385 A.; — Karte von, II 339; — früheres Klima II 323; — meteorologische Verhältnisse II 324; — Oasen und Brunnen II 327; — Statistik II 376; — Thierreich II 336; — Türkische Herrschaft in, II 370 ff.; — die Wadi in, II 322; — Wanderungen in, II 429 ff.; — Wasser-

mangel II 322; — Weihrauchstraße II 342; — vormohammedanische Zustände II 350.
Arabische Fellhändler II 475 A.; — Halbinsel I 20; — Kolonie in Bulgarien und auf Kreta II 14; — Musikanten II 387 A.; — Negermischlinge II 396; — Pferd, das, II 332. 333 A.
Arachthousfluß I 342.
Aradus II 224.
Arafât, Berg, II 436.
Aramäer, die, II 184. 223.
Aram-bath-nahrin II 184; — Dammesek II 223; — Naharaïm II 184; — Zoba II 223. 306.
Ararat, Berg, I 17. II 86. 87.
Aras oder Araxes, Fluß, I 17. II 86. 107.
Archipel, geologische Vergangenheit des, II 3; — griechischer I 4.
Ardahan II 90; — von den Russen genommen I 454.
Ard el-Huleh II 217.
Ard Owa oder hintere Ebene II 56.
Ardyäer I 313.
Argäos (Erdschjas) I 16. II 84 A.
Argiver II 19.
Arid II 457.
Arier I 22. 26.
Aristokratie. Keine Geburts- in der Türkei I 56.
Arki, Insel, II 23.
Armee, die türkische, I 62 ff.; — Organisation der, 77 ff.
Armenien II 85 ff.; — geschichtliche Bedeutung II 85; — Türkisch-, Bevölkerungsstatistik vor dem Frieden 1878, II 98; — geographischer Ueberblick I 17. II 86 ff.; — Geschichte II 100 ff.; — Klima, Vegetation und Lebensverhältnisse II 87 ff.; — Verkehrswege II 89.
Armenien, Groß-, II 100.
Armenien, Klein-, II 100.
Armenier, die, I 140. II 68; — in Bulgarien I 252; — Charakter II 102; — Familienleben II 103; — freie, im Taurus II 68; — geistige Kultur II 105; — nicht unirte II 99; — Stellung des Weibes II 104; — Tracht II 102. 103 A.; — Typus II 102; — Zerstreuung II 101.
Armenische Bauten II 99 A.; — Dörfer II 98. 109; — Hochland II 86 ff.; — aus dem, I 19 A.; — Kirche, die, II 105; — Küche II 110.
Armenische Sprache II 106; — Sprüchwörter 106.
Arnaut, Name, I 337.
Arnauten, s. Albanesen.
Arnon, Flußthal, II 225. 272. 274.
Arnould II 342.
Arsen, der Bulgare, I 37.
Arslan, der Seldschuke, I 43.
Arta, Fluß, I 7. 342; — Golf von, I 5. 342.
Artaan II 90.
Artscher, Fluß, I 8. 9. 250.
Artwin II 121.
Arzen er-Rum II 97.
Aschirat-Araber II 187.
Aschkenazim I 137. II 232.
Aschyklik, d. i. Damendienst I 316.
Asdod II 223.
Asia minor I 14.
Asir, Landschaft, II 322. 374.
Askalon II 223.
Askana, Fort, II 92.
Aspendos II 82.
Aspra-Vana, Berg, I 8.
Aspro Potamus, Fluß, I 7. 342.
Assassinen, die, II 313.
Assireten, die, II 189. 191 A.
Assyrien II 131. 185.
Asur (Aschur), Landschaft, II 185.
Ateibe, die, II 380.
Athos-Berg, der, I 4. 12. 383 A. 384 ff.; — Kloster Esphigemus 385 A.; — Klosterregeln 386; — Mönche, die, 386; — Archimandrit I 387 A.
Audeli, die, II 422. 479.
Aulaqi, die, II 422. 478.
Aurari I 138.
Autariater I 313.
Auvaliq, die, II 478.
Auwadel, die, II 479.
Avala I 200. 206.
Avaren I 314; — in Epeiros I 336.
Avarien I 32.
Aviter II 224.
Awliar-Berg, Schlacht am, I 455.
Ayasch II 80.
Ayasch und Eleusa II 35 A.
el-Azahr, die islamitische Hochschule in Kairo, I 91.
Azow, von den Russen erobert I 49.

Baal oder Belus II 132.
Baalbek II 216. 297 ff.
Babasanitza, Berg, I 7.
Bab-ilu II 186.
Babuna-Planina I 384.
Babylon II 131 ff. 180 ff.; — die Ruinen von, 178 ff.
Babylonien II 131. 186.
Babylonische Kultur II 132 ff.
Babylonisches Bankhaus, ein, II 183.
Bagdad, Stadt und Vilajet, I 19. 86. II 134.
Bagdad, die Araber in, II 160; — Bazar in, II 159 A.; — die Häuser II 154 ff.; — Heirathsgebräuche II 166 ff.; — Justiz, die, in, II 170 ff.; — Klima II 158; — Krankheiten II 158; — ein islamitisches Kulturbild II 152 ff.; — häusliches Leben in, II 164; — die Stadt II 152; — Straße in, II 157 A.; — nächtliches Terrassenleben II 165; — Trachten in, II 160 ff.; — Tschaptyn, der, II 169; — seine Umgebungen II 158; — Volksleben II 153; — von, nach Kerbela II 172 ff.
Bagratiden, die, II 101. 120.
Bahreïn-Inseln II 464. 465.
Bahr el-Benât II 467.
Bahr el-Huleh II 217.
Bahr es-Safy II 326.
Bahr Tabarijeh II 217. 261.
Bair-Dagh I 10.
Bairakdar, der, I 344.
Bairam II 437.
Bajak Mender Tschai I 16.
Bajasid, Stadt, II 92; — von den Russen genommen I 454.
Bajazid, Sultan, I 37. 47.
Balabanska, Fluß, I 306.
Balchar-Dagh II 87.
Bali-Dagh II 71.
Balkan, Gebirge, I 8 ff. 165.
Balkan-Halbinsel I 2 ff.; — ethnographischer Ueberblick 21 ff.; — geologische Vergangenheit der, I 167; — Klima I 13.
Balkan, Trojan-, I 306.
Balkan-Uebergang der Russen I 436. 445.
Balscha, Familie der, I 216.
Baluk-Göl II 317.
Bângalos II 482.
Banianen, die, II 485.
Banija-Kaste II 466. 485.
Banja I 211.
Banjitza, Fluß, I 211.
Bargigli, Dr. II 24.
Bargora-Gebirge I 342.
Barker, Konsul, I 86.
Basan, Berg, II 266.
Baschibozuk und Redif I 79 A.
Basilios, der Bulgarentödter I 36.
Basilius, Wladika, I 246.
Baßra, Stadt, II 134.
Baßra, Ejalet, II 376.
Bastarner I 24.
Bastrik-Gebirge I 340.
Batanäa II 266.
Batman-Su II 143.
Batum II 91; — die Russen vor, I 458.
Beamtenthum, türkisches, I 56. 78 ff. II 170.
Bedawi. Bedu, II 379.
Bedr, Gefecht bei, II 358.
Beduinen, die, II 379 ff.; — Beutezüge II 399 ff.; — Blutrache II 409 ff.; — Charakter und Geistesanlagen II 390 ff. 396; — Dacheil II 402. — Ehescheidungen II 396; — Gastfreundschaft II 394; — gesellschaftliche Zustände II 405 ff. 411; — Geringschätzung der Eltern II 416; — Hausgeräthe II 387; — Hochzeitsbräuche II 413; — Kriegswesen II 396 ff.; — Liebesleben II 412; — Nahrung II 388; — Rabiet II 402 ff.; — Räuberwesen II 401 ff.; — Rechtspflege II 407 ff.; — Religion II 391; — Stammeseintheilung II 380; — Stammesverfassung II 406; — Stellung der Frauen II 415; — Tracht II 383. 386; — Typus II 381 A.; — Waffen II 384; — Wasi II 409; — Zeltlager II 386. 453 A.; — Zweikämpfe II 400.
Beilan II 316.
Beirût II 279 A. 280; — von Piraten überfallen I 86.
Beischehr-See II 82.
Beka'a, die, II 216. 266 ff.; — kleine, 307.
Belâd beni Isâ II 422.
Belâd ed-Din II 475.
Belâd el-Hadschar II 473.
Belâd Hamum II 473.
Belâd el-Hagar II 422.
Belâd el-Manâsif II 288.
Belâd esch-Schuf II 288. 290.
Belasica-Schlacht I 36.
Beledschik II 141.
Belgrad I 195 ff. 197 A.; — Geschichte, I 194; — türkischer Greuel in, 1862, I 199; — von den Oesterreichern erobert I 49; — von den Türken erobert I 48. 49.
Beli, die, II 381.
Beli-grad I 194.
Belik, Fluß, II 184.
Belogradschik I 9.
Belogradschik-Paß I 7 A.
Benât-Harb II 345.
Bender-Eregli II 39.
Beni Atie II 380. 455.
Beni-Jas II 466.
Beni-Lam Araber II 187.
Beni Hadschar (Hagar) II 380.

Beni Harb II 381.
Beni Kahtân II 381.
Beni Khaled II 380.
Beni-Otura II 349. 353.
Benndorf, O., II 32.
Beograd I 195.
Bereide II 456.
Berg, W. v., I 130. 277.
Berkowitza-Balkan I 9.
Berliner Vertrag, der, I 467 ff.
Bertonje I 202.
Beschir, Emir, II 292.
Beschneidung, die, II 166.
Besch Parmak-Dagh II 23.
el-Beschr II 380.
Bescht-Sektirer II 232.
Besika-Bai II 26.
Bethanien II 254.
Bethlehem II 252. 253 A.
Bezabde, Ruinen von, II 144.
Biâdia II 468.
Bib doda I 348.
Bimbascha (Major), der, I 66. 76.
Bingöl, Berg, II 86. 87. 107. 108.
Bir II 141.
Birdsch (rumänischer Wagen) I 132 A.
Biredschik II 141.
Birs Nimrud II 177 A. 181 ff.
Birth II 141.
Bistritza, Fluß, I 159.
Bithynien II 45.
Bitlis, Stadt, II 117. 119 A.
Bitlis, Su, II 117.
Bitolia I 384.
Bjelaschitza-Gebirge I 222.
Blau, Otto, I 329.
Blutrache, die, bei den Albanesen I 348 ff.; — bei den Kurden II 194.
Bobos, Fluß, I 343.
Bocche di Cattaro I 5.
Bogdscha, s. Tenedos.
Bogomilen, die, I 36.
Bojaren-Erziehung I 136.
Bojarenklassen, die alten, in Rumänien I 132.
Bojarensitze, die alten, in Rumänien I 133 ff.
Bojarin, eine rumänische, I 135 A.
Bojer I 24.
Bojun-Dagh II 96.
Bor, Berg, I 340.
Bora-Dagh I 7.
Boris, der Bulgarenfürst, I 35.
Bos-Dagh I 12. 382.
Bosna, Fluß, I 6. 312. 329.
Bosna Serai I 329 A.
Bosniaken, geistige Kultur, I 323.
Bosnien I 5; — Königreich, I 314; — von den Türken erobert I 47; — wird türkische Provinz I 48; — Bevölkerung, I 315; — Eintheilung, I 326; — geograph. Ueberblick, I 312 ff.; — Geschichte, I 313 ff.; — die kirchlichen Verhältnisse in, I 324 ff.; — die Schupanschaft, I 39; — Wachthaus in, I 311 A.
Bosnien und Herzegowina, der Aufstand 1875, I 102. 320. 429 ff.; — wirthschaftliche Lage, I 327.
Bosnier, die, I 168.
Bosnier, ein, I 334 A.
Bosnische Adel, der, I 314; — Bauer I 327 A.; — Küche I 328; — Mohammedaner I 316 ff.; — Rajah, Lebensweise und Charakter der, I 321 ff.; — Steuerdruck I 316 ff.
Bosnisches Haus I 322 A.; — im Innern I 323 A.; — Straßenbild I 319 A.
Bosporus I 4. 420.; — asiatische Seite I 1 A.
Bozanti-Thal II 83.
Bradaschka, Prof., I 40.
Braila I 150.
Braun, J., II 455. 464.
Braun, Karl, I 58. 243.
Brda I 216. 222.
Brennecke I 149.
Brugsch, H., II 448.
Brussa I 44.
Buda-Pest wird türkisch I 48.
Budiner I 26.
Budjak, der, I 139.
Buhtan-Su II 144.
Bujukdere I 420.
Bujuk-Menderes II 39.
Bukurescht I 152 ff. 153 A.; — Friede von, I 50. 139; — Händler in, 155 A.
Bulgaren I 26. 168; — und der Papst I 32; — ural-altaische, I 31 ff.; — Einfälle der, I 31; — geistige Kultur, I 262 ff. 275; — in Epeiros I 336; — finnischen Donau-, Sitten und Zustände der, I 33; — in Serbien, die, I 192; — Schilderung der, I 254 ff. 257 A. 259 A.; — Sprache der, I 32. 35; — Trachten der, I 285 A.; — Typus, I 253 A. 260.
Bulgarenherrschaft über Serbien I 168.
Bulgarenreich, das, I 32 ff.; — Geschichte, I 33 ff.
Bulgarien I 8; — geographische Charakteristik I 249; — römische Straße in, I 11 A.; — Türkenwirthschaft in, I 264 ff. 279 ff.; — Völkermischung in, I 251.; — das Wohnhaus in, I 261 A.; — Zustände in, I 257 ff.
Bulgarische Greuel I 36; — Hütte I 249 A.; — Kirchenstreit, der, I 266 ff.; — Literatur I 37.
Bulgarischer Bischof I 268 A.; — Pope I 269 A.
Bulgarisches Festungsviereck, das, I 297; — Han I 303 A.; — Landvolk I 283 A.
Bulghar-Dagh II 40. 83.
Buluk Baschi, der, I 344.
Buna, Fluß, I 332.
Bunar-baschi II 71.
Burckhardt, J. L., II 383.
Burghul, Speise, II 117.
Burka (Mantel), die, I 68.
Burowatz I 202.
Burton, R., II 382.
Buschatlija, die, I 218.
Butterbereitung, orientalische, II 117.
Byzantinischen Reichs, Ende des, I 45.

Candia, s. Kreta.
Carlowitz, Friede von, I 39.
Cernik, Ingenieur, II 307.
Cetinje, s. Zetinje.
Chabur, Fluß, II 142.
Chaldäer II 107. 131. 133; — die heutigen, II 203; — Abstammung, II 204; — das Land der, II 186.
Châlid, das „Schwert Gottes", II 367.
Chalkidische Halbinsel I 29. 384.
Chalkis I 4.
Chalyber II 107.
Chanly-Dagh II 86. 87.
Charadros, Fluß, I 342. II 81.
Charakene II 186.
Charax Spasinu II 186.
Charbut, Ebene von, II 143.
Charidscha II 468.
Chasidim II 232.
Chatramotitis II 343.
Chatyb, die, I 57.
Chazaren I 32.
Chelm, Grafschaft, I 314.
Chetiter II 225.
Chilander-Kloster I 210.
Chimara-Gebirge I 343.
Chios, Insel, I 14. II 23 ff.
Chodawendikjar, Vilajet, II 46.
Chodscha-Balkan I 8. 10.
Choisy, A., II 50.
Cholomonda-Gebirge I 12. 384.
Chopus, Berg, II 87.
el-Choraibe II 473.
Chori, Berg, II 87. 110.
Chorsabad II 146. 151 A.
Chrabr, der Mönch, I 37.
Christen, Lage der, in der Türkei I 100 ff.
Chrobaten I 314.
Chronograph, bulgarisches Geschichtswerk, I 38.
Chusaiten II 353.
Chynys, Ebene und Stadt, II 108.
Cibotus I 16.
Cilicia Pedias II 78; — Trachaea II 78.
Cirkassier II 60.
Clermont-Ganneau II 275.
Cölesyrien II 216. 296.
Conze, A., II 27.
Cos, Insel, I 14.
Cosia, Kloster, I 158.
Cotroceni in Bukurescht I 152.
Crnagora, s. Montenegro.
Cusa, Oberst, I 140.
Cypern, englische Besitzergreifung, II 18; — Famagosta II 18; — geographischer Ueberblick II 14 ff.; — Levkosia II 17; — Nikosia II 17.
Cyrill, der Slavenapostel I 37.
Cyrillische Alphabet, das, I 36.

Dacier, s. Daker.
Dagh I 7.
Daisan, Fluß, II 184.
Daker I 23 ff.
Dakhma II 486.
Dakien I 25. 118.
Dakische Sprachreste I 119.
Dakoromanien I 119.
Dalmater I 22.
Dalmatien I 5.
Dalmatiner I 168.
Dalmatinischen Inseln, die, I 4.
Damaskus II 299 ff. 301 A.; — Christenmetzelei II 293.
Danilo Petrowitsch Njegosch I 218.
Danilo Petrowitsch I 220.
Danilograd I 246.
Dardanellen, die, I 4. 22.
Dardanellenschlösser I 3 A.
Dardaner I 22.
Datina II 479.
Dattelpalme, die, II 329 A. 330 ff.
Defterdar, der, II 170.
Dehnâ, die, II 325.
Deïr II 142.
Deligrad I 211.
Delphi, Berg, I 8.
Delûl, das, II 332.
Demir Kapu I 10.
Der'ia II 461.
Dereh-Beg I 54. 56.
Dere-Bey II 130.
Derwische, betende, I 393 A.
Derwisch Pascha I 453.
Despoto-Dagh I 12.

Despotowitsch, Oberst, I 430.
Devol, Fluß, I 6.
Dewe-Bojun, Paß, I 456.
Dewno-See I 298.
Deyrolle II 107 ff.
Dhu Hosain II 345. 375. 422.
Dhu Mahommed II 345. 375. 422.
Dhu Nowâs II 345. 427.
Diarbekr, Stadt, II 143; — Vilajet, I 17.
Dibân II 272. 274.
Dicby, Lady, II 306.
Diebi, die, II 422. 478.
Diebitsch, General, I 50.
Diefenbach, Lorenz, I 98.
Dinara-Gebirge, das, I 5.
Dinara, Monte, I 5.
Divan, der, I 55.
Djakowo, Berg, I 208.
Djala, Fluß, II 150.
Djetina, Fluß, I 207.
Dobrol-Paß I 10.
Dobrudscha, die, I 11. 28. 32. 150. 291 ff.; — Paternosterwerk in der, I 295.
Docebalus I 25.
Domokos I 370.
Donau, untere, I 2 ff. 286; — Fahrt auf der, I 147 ff.
Donaubulgaren, die, I 168; — heidnische, I 35 A.
Donau-Bulgarien I 250.
Donau-Delta, das, I 3. 151; — Zustände im, I 294.
Donau-Mündungen, die, I 151. 433 A.
Donau-Mündungsarme, die, I 296 ff.
Dorier II 12.
Dormitor, Berg, I 312.
Dragaica und Papaluga I 128 ff.
Drewanen I 168.
Drin, Fluß, I 5. 6. 340. 342; — schwarzer, I 6; — weißer, I 6.
Drina, Fluß, I 6. 166. 206. 222. 312.
Drinov I 29.
Dromedar, das, II 332.
Drusen, die, II 288 ff.
Dryno, Fluß, I 342.
Dschadis II 340.
Dschami I 58.
Dschauf, in Jemen II 427. 477; — in Nordarabien II 327.
Dschebda II 371 A. 430 ff.
Dschela II 380.
Dschelal-ed-din, Pascha in Aleppo, I 86.
Dschesâb II 479.
Dschesaïri-Bari-Sefid, Vilajet, II 4.
Dschesireh-ibn Omar II 144.
el-Dschesireh (Mesopotamien) I 18. II 151. 184.
Dschibriza, Fluß, I 250.
Dschihan, Fluß, II 68.
Dschohâl, die, II 288 ff.
Dscholân, Landschaft, II 262.
Dschorhomiten II 340. 353.
Dschuasimi, die, II 466.
Dschubilah, Dschebel, II 144.
Dschüdid-Gebirge II 144.
Dschulab, Fluß, II 142. 184.
Dschulemark, Stadt und Hochland, II 202.
Dschumaja I 12.
Dubnitza I 12.
Duga-Paß I 430. 451.
Dukadschinen, die, I 346.
Dumandschy-Dagh II 41.
Dumbrek-Su II 70.
Dümly-Dagh II 96.
Durazzo I 384. 336.
Dyrrhachium I 336.
Eber, der biblische, II 476.
Edessa II 184.
Edirne, s. Adrianopel.
Edomiter II 225. 337. 349.
Edschmiazin, Kloster, II 102. 105.
Efendi, der, I 56.
Egrissi II 120.
Egypten, Trennung von der Türkei, I 50.
Eherecht, das mohammed., I 60.
Ehtili-Stämme II 340. 422.
Eiserne Thor, das, I 145 A.
Eiserne Thor-Paß I 10.
Ejalet, das, I 55.
Ektebe, die, II 380.
Elefantenperiode II 354.
Elena, Gefecht bei, I 443.
Eleusa II 80.
Eleutheros, Fluß, II 307.
Elfen, die, der Albanesen I 358.
Elymais II 186.
Emesa II 306.
Emineh, Kap, I 8.
Emiter II 224.
Enakiter II 224.
Englands Kriegsdrohung gegen Rußland I 466.
Epeiros I 6. 7. 22. 336.
Ephesos II 69 A.
Epiphania II 315.
Epiroten, die, I 39.
Eras'ch, Fluß, II 107.
Erdschjas-Dagh I 16. II. 41. 86.
Ergenik-Griwa, Gebirge, I 342.
Ergent, Fluß, I 6.
Eriwan, Hochebene von, I 17.
Erkeneh, Fluß, I 12.
Ertoghrul I 44.
Erzerum II 85 A. 96 ff.; — Hochebene von, I 17; — Vilajet, I 17; — die Russen vor, I 457; — von, nach dem Wan-See II 107 ff.
Escheklü II 52.
Esdreelon, Ebene, II 256.
Eski Adalia II 82.
Etropol-Balkan I 10.
Eva, Grab der, II 431.
Evripo, Insel, I 8.
Euphrat, Fluß, I 17. II 86; — Katarakte des, II 140; — der Lauf des, II 138 ff.
Eurymedon, Fluß, II 81.

Fachr ed-Din II 290 ff.
Fallmerayer I 40. 110. 368. 384.
Familienleben, türkisches, I 89.
Fedschara, die, II 380.
Feisal, der Wahâbite, II 461.
Ferik-Pascha I 53 A. 76.
Ferrari I 138.
Fieber, Mittel gegen Wechsel-, II 159.
Fiki oder Lehrer I 90.
Flokate, die, I 347.
Flotte, türkische, die, I 76.
Fodli, die, II 479; — das Sechsfingerthum der, II 421.
Fraas, O., II 217. 282. 445.
Frat, oder westl. Euphrat II 96.
Friedrich, Kaiser, der Rothbart II 80.
Friedrich August, König von Sachsen I 221.
Fuad-Pascha I 83.
Fukara, die, II 380.
Furat-Su II 86.
Fustanella, die, I 347. 372.

Gabar-Kette I 342.
Gabrowo I 8. 10. 303.
Galatien II 45.
Galatz I 150. 151 A.; — Römerstraße bei, I 150.
Galiläisches Meer II 261.
Gallipoli, von den Türken erobert I 44.
Gallipoli, Halbinsel, I 4. 422.
Gamsigrad, römisches Lager, I 214.
Gaulonitis, Landschaft, II 262.
Gaza II 223.
Gebaniten II 346.
Gegen, die, I 343.
Gegen, die Stämme der, I 346.
Genezareth-See II 261.
Geographie, Aufgaben der, I 165.
Georgien, Burgruine, II 123 A.; — Gebäude, die, II 122; — Geschichte, II 118 ff.
Georgier II 121 ff.; — Charakter, Lebensweise, II 124 ff.; — Tracht II 121.
Georg Zrnowitsch I 217.
Gepiden in Epeiros I 336.
al-Ger â II 348.
Geresiter II 225.
Gerger, Bergschloß, II 140.
Germanen in Dakien I 26.
Gerra II 348.
Geschwänzte Menschen I 358.
Geten I 23. 28.
Ghazi-I 454.
Ghôr, das, I 19. II 217. 274; — Fauna des, II 222; — Flora des, II 222.
Gilead II 225.
Girgesiter II 225.
Gjaur-Dagh II 68.
Goktscha-See II 86.
Gök-Su II 41.
Gök Tepe I 12.
Göldschy-Göl II 143.
Golubinske-Planina I 165.
Gopčević, S., I 219.
Gordyäer II 189.
Gornjak I 201.
Gothen I 26; — im Lager der, I 27 A.; — in Epeiros I 336.
Gramada, Quarantäne, I 212.
Grammos-Gebirge I 7. 342.
Griechen, die anatolischen, II 66 ff.; — in Arabien II 431; — in Bulgarien I 252; — in Lasistân II 129; — Aberglauben, I 374; — Benennungen der, I 378; — Charakter, I 376; — Gerätbschaften, I 374; — geistige Kultur, I 376; — als Seefahrer II 27; — Spiele, I 374; — Sitten und Gebräuche, I 372 ff.; — Tänze, I 374; — Trachten, I 371 ff. 373 A.; — Verbreitung der, I 377; — und Slaven I 40.
Griechen, die Neu- und Alt-, I 371 ff.
Griechenlands Befreiung I 50.
Griechische Kirche II 229; — Sprache, die Neu-, I 374; — Sagen, die, I 375; — Volkslieder, die, I 375.
Groß- oder Weiß-bulgarisches Reich an der Wolga I 32.
Großvezir, der, I 55.
Grudi, die, I 346.
Grusien II 118 ff.
Grusinische Heerstraße II 89.
Guarmani, Carlo, II 453.
Gümüsch-Chane II 77.
Guranen, die, II 189.
Gürdschistân II 121.
Gurgussovatz I 212.
Gurier II 121.
Gurko, General, I 436. 442 ff.
Guslaspieler, serbische, I 179 A.
Gutschewo-Gebirge I 206.

Habarije II 379.
Hadramaut II 422. 472 ff.; — Bevölkerung, II 474.
Hadramaut-Stämme II 346.
Hadrianopolis I 29.
Hadschin II 68.
Hadschin, das, II 332.
Hagar II 340.
Hagion Oros I 4. 384.
Hahn, v., I 22. 335. 348. 355.
Haiduken, serbische, I 164.
Haigh II 100.
Hâil, Hayel II 452.
Hajastan II 100.
Hakili, die, II 422.
Hakim, der Mahdi, II 314.
Hakkiari, Kreis, I 17. II 99.
Hakmi-Stämme II 479.
Haleb, s. Aleppo.
Haleb, Vilajet, II 228.
Halebi II 142.
Halevy, J., II 427.
Halwa, Speise, II 43.
Halys, Fluß, I 16. II 40.
Hamâh II 315.
Hamdân el-Karmat II 369.
Hamdân-Stämme II 343 ff.
Hämus, Gebirge, I 8.
Harem, im, eines reichen Türken I 95 A.
Harra, die Steinwüste, II 264 ff.
Harun ar-Radschid II 369.
el-Hasâ II 370. 376. 457. 464.
Haschischi und Haschisch II 314.
Hassan-Dagh II 41.
Hassan-Kaleh II 107.
Hassan Kejfa II 144.
Hattischerif von Gülhane I 100.
Haurân I 20.
Haurân-Dschebel II 267 ff.
Haurân-Gebiet II 262 ff.; — Bewohner II 264; — en-Nukra II 266; — Gêle, die, II 262; — Kiân II 264; — Ledschâ, die, II 266; — Lohf, der, II 264; — Ruhbe, die, II 262; — Safâ, das, II 262; — Tenije, die, II 262; — verlassene Ortschaften II 268 ff.
Haurân, die Süd-Araber in, II 270.
Hayel, Hâil II 452.
Hebräer, die, II 224.
Hebräischen Stämme, die, II 225.
Hedschâs I 20. II 339; — Vilajet, II 370 ff.
Hedschâs-Beduinen II 382.
Helle von Samo II 375.
Heneter I 22.
Heraklius, Kaiser, I 314.
Hermon, großer, II 217.
Heruler in Epeiros I 336.
Herzegowina I 5; — der Aufstand 1875, I 320. 429 ff.; — Bevölkerung, I 315; — geograph. Ueberblick, I 311 ff.; — Geschichte, I 314 ff.; — Name, I 314; — Pflanzen- und Thierwelt, Klima, I 313.
Hesbân II 278.
el-Hessenne II 380.
Heviter II 225.
Hexenglaube in Rumänien I 131.
Hidschra, die, II 357.
Hierapytna II 7.
Hieromax, Fluß, II 260. 262.
Hille II 178.
Himjaren, die, II 417 ff.
Himjarenreich, das, II 344 ff.
Himjarischen Inschriften, die, II 344.
Himjariten II 341. 344 ff. 417 ff.
Hira II 142. 176. 366.
Hiram, König, II 224.
Hissarlik II 71, 73 A.
Hit II 142.
Hobal, Ameliketergötze, II 353.
Hochschulen, islamitische, I 90 ff.
Hogrija-Land II 479.
Hohe Pforte, die, I 44.
Hôms II 306.
Hora, rumänischer Tanz, I 124.
Hösein's Grab II 175.
Hotti, die, I 346.
Horiter II 224.
Hranitzawa-Alpe I 330.
Hud, der Prophet, II 476.
Huetât, die, II 380. 455.
Humska, Landschaft, I 314.
Hunyadi, Joh. Corv., I 48. 340.
Hussein Avni-Pascha I 84.

Jabbok, Fluß, II 225.
Jaffa II 223 A.
Jafia, Dschebel, II 477.
Jafii, die, II 422.
Jagathi, Fort, II 92.
Jagodina I 203.
Jagni Tepe, Schlacht am, I 454.
Jaila II 41.
Jakobiten II 204. 229.
Jalla, Fluß, I 312.
Janina-See I 7. 343.
Janitscharen, die, I 44. 54.
Jantra, Fluß, I 8. 250. 303.
Japiden, s. Lapiden.
Jarmûk, Fluß, II 255, 262.
Jassy I 160 ff. 161 A.; — Friede von, I 50.
Jastrebatz, Berg, I 212.
Jastrepatz-Planina I 6.
Jathrib II 355. 356.
Javor, Berg, I 203.
Javor Golja-Planina I 6.
Jazygen I 41 A.
Ibar, Fluß, I 6. 312.
Ibar-Thal I 210.
Iberier, die, II 118 ff. 121.
Ibrahim Pascha II 292. 461.
Ichnâ II 184.
Ichtiman I 12.
Iconium I 43.
Ida, Berg auf Kreta, I 14. II 8.
Ida-Gebirge II 71.
Idumäer II 337. 349.
Jebus II 225. 234.
Jebusiter II 225. 234.
Jemâma II 457.
Jemen I 20. II 338; — Vilajet, II 370. 375; — Christenverfolgung, II 345.
Jeniköi, Engpaß, I 299.
Jenischehr (Larissa) I 370.
Jera, Busen von, II 24.
Jericho II 254.
Jerusalem II 234 ff. 247 ff. 249 A.; — el-Aksa II 238; — Betzeta II 234; — Grabeskirche II 240. 241 A.; — Harâm esch-Scherif II 236; — Käsemacherthal II 234; — Kidronthal II 234. 239; — Klageplatz der Juden II 248; — Kubbet es-Sachrâ II 236 ff.; — Moria, Berg, II 235 ff.; — die Osterwoche in, II 240 ff.; — Thropäon II 234; — Zion, Berg, II 234 ff.
Jesiden II 99. 146. 207 ff.; — Abstammung II 207; — religiöse Feste II 210; — Religion II 208 ff.; — Sitten und Gebräuche II 209; — Statistik II 207; — Ursprung II 208.
Jesreel, Ebene, II 256.
Jetûr II 349.
Jezdedjerd, der letzte Sassanide, II 367.
Igman, Gebirge, I 329.
Ignatiew, General, I 434.
Ihrâm II 430.
Jiretschek, C. v., I 27.
Ikaria, Insel, II 23.
Ilam II 186.
Ildiz-Dagh II 77.
Ilkas-Dagh II 39.
Illurier, s. Illyrier.
Illyrier I 22 ff. 168. 313. 336.
Illyrien I 336 ff.
Illyrische Halbinsel I 2 ff.
Imam, betender, in einer Moschee I 93 A.
Imame, die, I 57.
Imarie, Dschebel, II 456.
Imbros, Insel, II 27 ff.
Imbros, Kohlenlager, I 13.
Imeretiner II 121.
Imeritinski, Fürst, I 441.
Indoeuropäer I 168.
Inselgebiet, das türkische, II 3.
Inselgebiet, türkischen, Statistik des, II 4.
Joannes Arsen II., I 37.
Johannes, der Exarch, I 37.
Johanneschristen, die, II 205.
Joktâniten II 340.
Jonischen Inseln, die, I 4.
Jordan, Fluß, II 217.
Jordan, am, I 18 A.
Jordan, der, I 20. II 255.
Jordanspalte, die, II 217.
Josaphatthal II 239.
Ipek I 7.
Irak adscheni II 186.
Irâk arabi II 186. 366.
Irem dât el-Imâd II 323.
Isaurien II 45.
Isker-Défilé I 10. 309.
Isker, Fluß, I 8. 9. 250. 309.
Islam, Aufschwung des, II 362 ff.; — die Lehren des, I 392 ff.; — der moderne, I 94 ff.; — Ehe auf Zeit II 439; — in Nordafrika und Spanien II 368; — Kulturwerth des, II 360 ff.; — verderblicher Einfluß des, I 87.
Islamitische Heirathsgebräuche II 166 ff.; — Monatsnamen II 437; — Staat, der, II 362 ff.
Ismaelier II 313.
Ismaeliten, Sekte, II 311. 314. 340. 349. 353. 378.
Israel-Baal-Schem II 332.
Israeliten, Auszug aus Aegypten II 448 ff.
Israeliten, Geschichte, s. Palästina.
Istambul, s. Konstantinopel.
Istankoi, Insel, II 22.
Ister-Becken, das, I 2.
Istrandscha-Dagh I 12. 422.
Istrier I 22.
Italus I 22.
Ituräer, die, II 349.
Juden, die, in Bulgarien I 252; — in Rumänien I 36; — Sektenspaltung, II 332.
Jung, J., I 118.
Juruken, die, II 54. 78.
Justizpflege, türkische, II 171.
Ivanova-Livada I 9.
Iwan Zrnojewitsch I 217.
Iwo Zwaschimir I 216.

Kaab-Araber II 187.
Kabaïle II 380. 423.
Kablar, Mönchskolonie, I 208.
Kadi, der, I 57. 60.

Kaffeezweig II 477 A.
Kahlâniten II 341.
Kahtâniten II 340. 378.
Kaimakam I 76.
Kaimeni, Vulkan, I 8.
Kaisarieh II 78.
Kaisarieh, Ebene von, I 16.
Kalach II 185.
Kalama, Fluß, I 342.
Kaleh-Su II 107.
Kaliman I 37.
Kallinikos II 184.
Kalofer I 308.
Kalofer-Passage I 10.
Kaloni, Busen von, II 24.
Kalykadnos II 80.
Kalymno, Insel, II 23.
Kameel, das, II 44. 332. 335 A. ff.
Kameeltreiber, anatolische, II 44.
Kamtschyk, Fluß, I 10.
Kanaan II 224.
Kanaaniter, die, II 224.
Kana Wank, Kloster, II 112.
Kanitz, F., I 9. 32. 169. 214. 250. 378.
Kappadokien II 45.
Kapper, Siegfried, I 183. 190. 222.
Kapudschich, Berg, II 86.
Karabel-Dagh II 40.
Kara-Orman I 3.
Kara-Dagh II 41.
Kara-Dagh, am Wardar, I 12.
Karadede-Dagh II 216.
Karadscha-Dagh I 10. II 41. 135. 142.
Kara Gjorgje I 164.
Kara-Hissar II 77.
Kara-Kapak, die, II 99.
Kara-Kilissa II 111.
Karamanien, Steppenplateau von, II 41.
Karamles II 146.
Karanowatz I 208.
Karantel, Berg, II 254.
Kara Orman I 296.
Kara-Papachen, die, II 127.
Kara Su, in Thessalien I 8.
Kara-Su oder westlicher Euphrat II 96.
Karatschitsch, Vuk, I 206.
Karaula an der Drina I 195 A.
Karaulen, die, in Serbien I 194.
Karaulstraßen in Serbien I 207.
Karbuchen, die, II 189.
Kar-Dunijas II 186.
Karien II 45.
Karl II., Tocco, I 337.
Karl von Hohenzollern, Fürst von Rumänien, I 140.
Karlowo I 308.
Karmaten, die, II 311. 312. 314. 369.
Karna II 346.
Karn Hattin II 261.
Kärntner, die, I 29.
Karpaten, die, I 28. 115. 165.
Karpen I 28.
Kars II 92 ff. 93 A.; — Belagerung I 454. II 95; — Erstürmung I 456. II 96; — Hochebene von, I 17.
Karstgebirge I 5; — die unterirdischen Flußläufe im, I 312.
Kark Tschai II 92.
Kartsch-Chal II 87.
Kartli, die, II 121 ff.
Kartuli, die, II 121 ff.
Karzow, General, I 445.
Kasbek, Oberst, 257.
Kasdier, die, II 186.
Kasim, Provinz, II 454. 457.
Kas Owa oder Gänseebene II 56.
Kassandra, Halbinsel, I 4. 384.
Kastamuni, Vilajet, II 46.
Kastoria-See I 384.
Kastrati, die, I 346.
Kastrioto, Georg, s. Skanderbeg.
Kastro auf Imbros II 28.
Katharen, die, I 36.
Katif II 457. 464.
el-Katif II 369.
Kattabanen, die, II 343.
Kaukasier, die, II 57.
Kavarna I 453.
Kazan-Göl II 112.
Kazanlik I 10. 304.
Kedräer, die, II 349.
Kef I 77.
Kefije II 160.
Kelenderis II 81.
Kelkit, Fluß, II 77.
Kellek, der, II 138.
Kellek auf dem Euphrat II 131 A.
Kelten, die, I 22 ff.; — Niederlassung I 25 A.
Kerak (Kir Moab) II 273.
Keraunische Gebirge, das, I 343.
Kerbela II 175 ff.
Kerbela, von Bagdad nach, II 172 ff.
Kerempe, Kap, I 14.
Kerind II 212.
Kerka, Fluß, I 6.
Kerkyra (Corfu) I 336.
Kermelis II 146.
Kermes-Dagh II 68.
Kerubi, Gebirge, I 342.
Kestros, Fluß, II 81.
Khalifat, das, der Osmanen I 55.
Khania auf Kreta II 15 A.
Kharthveli, die, II 120.
Khelat II 120.
Kibla (Gebetrichtung) II 236. 358.
Kiepert, H., II 120. 194.
Kilia-Arm, der, I 3. 151.
Kilikien II 45; — das ebene, II 78; — das rauhe, II 78.
Kilikische Pforten II 83.
Kinda, die, II 422.
Kinditen, die, II 345. 422.
Kiriathaim II 272.
Kirid, s. Kreta.
Kirkesium II 142.
Kismet I 96.
Kissia II 186.
Kitzowo, Berg, I 7.
Kiutreyschi, Fort, II 92.
Kjatib I 92.
Kjeban Maaden II 138.
Klein, Missionär, II 274.
Kleinasien I 14; — s. Anatolien; — geographische Uebersicht I 17 ff.; — Klima I 16; — Thierwelt I 17; — Vegetation I 17.
Klek, Hafen, I 334.
Klementi, die, I 346.
Klisuren I 166. 312.
Knjaschewatz I 212. 213 A.
Ko, Insel, I 14.
Kobilja Glawa I 329.
Kobilitza, Berg, I 340.
Kobulethi, Fort, II 92.
Kodscha-Dagh II 41.
Kohl, J. G., I 371.
Koilar-Dagh II 87.
Kokytos, Fluß, I 343.
Kolat-Dagh II 39. 76.
Kolchier, die, II 118 ff. 121.
Kolchis II 118 ff.
Koleba I 27.
Kolinde I 128.
Kom, Berg, I 222. 312.
Konferenz zu Konstantinopel I 432.
Konia, Salzsteppe von, II 40; — Sultanat I 43; — Vilajet II 46.
Koniariden, die, I 390.
Konja-Planina I 6.
Konjitza I 330.
Konstantinopel I 4. 411 A.; — Aja Sofia I 416. 417 A.; — Atmeïdan I 417; — Bazar I 417. 421 A.; — Begler-Beg I 419; — tanzende Derwische I 414; — Dolma-Bagdsche I 419; — Ejub-Friedhof I 418; — Eroberung durch die Türken I 37. 48; — Galata I 410. 412; — Goldene Horn I 410. 414. 415 A.; — hohe Pforte, die, I 417; — Hunde I 413; — Jedi Küle I 414; — Kassim-Pascha-Vorstadt I 419; — Ok Meïdan I 419; — Pera I 410. 413; — Phanar I 419; — Serai I 414; — Skutari I 410. 420; — süßen Wässer, die, I 418; — Statistik I 418; — Top-Hane I 412; — Wanderung durch, I 410 ff.
Kopaonik, Berg, I 6. 166.
Kop-Dagh II 39.
Kopten, die, II 204.
Korakesion II 81.
Koran, der, I 55. 392 ff.; — das Recht des, I 57 ff.
Koreïschiten, die, II 340. 353.
Koreken, Stamm der, I 47.
Korinth, Golf von, I 5.
Korna II 142.
Kornieh I 16.
Kortatsch, Berg, I 12; — Gebirge, I 384.
Korutaner, die, I 29.
Korykische Höhle, die, II 80.
Kos, Insel, II 22.
Kosan-Dagh II 55.
Kossäer, die, II 186.
Kossowo, Vilajet, I 311.
Kösse-Dagh II 41. 77.
Kossowo-Polje I 7, s. auch Amselfeld.
Kotschy, Th., II 316.
Kraba Dotna I 342.
Kragujewatz I 204.
Krajowa I 159.
Kremer, A. von, II 352.
Kremna II 82.
Kreta I 8. 49; — Araber-Kolonie II 14; — geographischer Ueberblick II 6 ff.; — Geschichte II 9 ff.; — Trachten II 12; — Türkenwirthschaft auf, II 11; — Verfassung II 5 ff.
Kretisches Gestade II 7 A.
„Krieg", der „heilige", I 396; — der Russisch-türkische, vom Jahre 1877/78 I 434 ff.
Kriegsschauplatz, asiatischer, I 453. 457 A.; — europäischer I 434 ff.
Kriegstrophäen, die russischen, I 460.
Krijawa, Fluß, I 312.
Krim, die, I 13; — von den Russen erobert I 49.
Krimkrieg, der, I 50.
Kriti, s. Kreta.
Krivoschie, Landschaft, I 6.
Krivosija, Berg, I 340.
Kroaten, die, I 28. 42. 168; — Einwanderung in ihre jetzigen Wohnsitze I 314.
Kroatien I 39; — Türkisch- I 5.
Krobyzen I 24.
Kroja I 346.
Krüdener, General, I 437.
Kruschewatz I 210.
Kruschowa, Berg, I 12.
Kryoskopos, Berg, II 24.
Krypto-Christen in Lasistân II 129.
Kufa II 134. 176.
Kulek-Boghas II 83.
Kura, Fluß, II 86. 182.

Kurden, die, II 56. 99; — Abstammung der, II 189; — Assireten II 189. 191 A.; — Bewaffnung II 191; — Blutrache II 194; — Charakter II 193; — äußere Erscheinung II 107; — Stellung der Frauen II 194; — Gastfreundschaft II 193; — Grabsteine der, II 108; — Guranen II 189; — Häuptlinge II 109 A. 192; — als Höhlenbewohner II 144; — Körperäußere, das, II 190; — Räuberei II 117. 193; — Sitten und Gebräuche II 192; — Speisen II 193; — Sprache II 196; — Stämme der, II 192; — Tracht II 190; — Typus II 101 A.; — Unabhängigkeit II 196; — Wohnung der, II 192.
Kurdische Bergland, das, II 134; — Bergschlösser II 196; — Sprache II 196; — Volkspoesie II 195.
Kurdistan I 17. II 189.
Kuschanier, die, II 186.
Kuschiten, die, II 340.
Küstendsche I 11. 150. 292.
Kutahyiah I 16.
Kutais II 120.
Kuthasi II 120.
Kutschi-Gebirge I 222.
Kütschük-Balkan I 10.
Kütschük-Kainardschi, Friede von, I 49.
Kütschük-Menderes II 39.
Kutuguren, die, I 32.
Kuyyundschuk II 146. 147 A.
Kutzowalachen, s. Zinzaren.
Kydnos II 82.
Kykladen, die, I 4. 8.
Kymyrhan II 139.
Kyros, Fluß, s. Kura.
Kyrtier, die, II 189.
Kysylbaschen, die, II 56. 99; — Religion, Sitten, Gebräuche, Lebensweise II 211 ff.; — Statistik II 212.
Kysyl-Irmak, Fluß, I 16. II 40.

Laheg II 479 ff
Lakmon, Berg, I 342.
Lamas, Stadt und Fluß, II 80.
Laodikea I 16.
Lapiden, die, I 346.
Larissa I 368. 370.
Larnaka II 17.
Laschwa, Fluß, I 312.
Lasar I., Zar, I 39. 210. 340.
Lasen, die, II 57. 127 A.; — Charakter, Lebensweise II 128.
Lasika, Königreich, II 120.
Lasischen Troubadours, die, II 130.
Lasiston II 89. 120. 127 ff.
Lasithi, Berg, I 8.
Lasitische Gebirge, das, II 7.
Lautari I 138.
Layard, der Assyriologe, II 146.
Leihun, Hochland, II 202.
Lejean, W., I 348.
Lemnos, Insel, II 26.
Lennep, van, I 78.
Leo VI. von Lusignan II 101.
Leontes, Fluß, II 216.
Lepenitza, Fluß, I 204.
Lepethymnos, Berg, II 24.
Lero, Insel, II 23.
Lesbos, s. Mitylene.
Letti, Wald von, I 3.
Lettoslaven I 168.
Leutscha, Berg, I 8.
Levante, die, I 13.
Levantiner, die, II 38. 69.
Levkosia II 17.
Libanon, der, II 216. 278 ff.; — Adel, der, im, II 296; — die Cedern II 282. 283 A.; — Christenmetzelei II 292; — Gebirge I 19; — geologische Beschaffenheit II 286; — gesellschaftliche Zustände II 295; — Schloß der Lady Esther Stanhope II 291 A.; — Trachten im, II 294; — Wohnhäuser im, II 293.
Libanon-Gebiet, Verwaltung, II 286.
Libnân, Dschebel, II 278 ff.
Liburner, die, I 22.
Lim, Fluß, I 5. 221. 222.
Limane, die, I 3.
Limni, s. Lemnos.
Limniona, Insel, II 22.
Lindos auf Rhodos II 22.
Lingua franca II 38.
Lingurari I 138.
Lipso, Insel, II 23.
Lisan II 200.
Litani, s. Leontes.
Littos II 7.
Liva-Pascha oder Brigade-Kommandeur I 76.
Ljubatrn, Berg, I 340.
Löher, F. v., I 400. II 6. 24. 32. 38.
Lom, Fluß, I 8. 250.
Lom, östlicher, Fluß, I 8. 250.
Lom, die Gefechte am, I 438. 440. 448.
Lom-Palanka I 287.
Londoner Protokoll I 434.
Longobarden in Epeiros I 336.
Longos-Halbinsel I 4. 384.
Loris-Melikow, General, I 453. 456.
Losnitza I 206.
Lößterrasse, bulgarische, I 8.
Lovez I 306.
Lowtschen, Berg, I 222.
Luro, Fluß, I 342.
Lychnitis, See, I 342.
Lycus, Fluß, II 77.
Lydien II 45.
Lykaonien II 45.
Lykien II 45.

Ma'aditen, die, II 340. 378.
Mäander, Fluß, I 16. II. 39.
Ma'ase, die, II 380. 455.
Madan-Araber II 187.
Mädchenmeer II 467.
Madianiter, die, II 349.
Maglitsch I 208.
Magyaren in Rumänien I 139.
Mahdi, der, II 311. 314.
Mahmud II., der Reformator, I 51. 54. 81.
Mahra-Stämme II 340. 422.
Mährer, die, I 168.
Makam II 434.
Makedonien I 8; — Bevölkerungsstatistik I 390; — geographischer Ueberblick I 382 ff.
Makedonier, die, I 23.
Makedowalachen, s. Zinzaren.
Makoraba II 345.
Mala Provalina I 246.
Mala Rjeka, Fluß I 222.
Malisori, die, I 346.
Malo-Blato I 246.
Maltzan, H. v., II 370. 379. 417. 422.
Maltzan's Forschungen in Südarabien II 476 ff.
Mamaliga I 124.
Manassia I 202.
Mandaer, die, II 205 ff.
Mandhûr, Scheriat el-, II 262.
Manichäer, die, I 36.
Marino-Gebirge, das, I 5.
Maritza, Fluß, I 10.
Maritza-Becken I 422.
Marmara-Meer, das, I 4.
Marmara-Meerküste, thrakische, die, I 422.
Maroniten, die, II 213 A. 286.
Mar Sâba, Kloster, II 239.
Marib II 323. 342.
Maschârif al-Schâm II 338.
Masius, Dschebel, II 135. 142.
Maskat, Imâm von, II 469 A.; — Leibgarde des Imâm II 383 A.; — Stadt II 469 ff.
Mastix-Insel II 23.
Maten, die, I 346.
Matia, die, I 346.
Mati-Thal I 342.
Maurer, F., I 323.
Maurowalachen, s. Zinzaren.
Mawro Potamus, Fluß, I 342.
Maximilianopolis I 29.
Mazaka II 78.
Medebâ II 277.
Medina I 20. II 358; — Ansicht II 443 A.; — Grab der Propheten II 434.
Medische Mauer, die, II 184.
Medresse I 57. 90.
Medsched Ali II 176.
Medwedje I 202.
Medwednik, Berg, I 166.
Mehemed Ali, Pascha, I 430. 437. 440. 443.
Mehemmed Ali von Aegypten II 460.
Mekka I 20. II 345. 376; — Bewohner II 437 ff.; — Ehe auf Zeit II 439; — Groß-Scherif II 371. 438; — die Kaaba II 351 A. 352. 432; — Lage II 352. 432; — Große Moschee II 432; — Pilgerfest II 346; — Samsam-Quelle II 352. 434; — die Stadt II 432; — Trachten II 441.
Mekkakarawane, Auszug und Rückkehr der, in Damuskus II 302.
Mekkapilger, Fahrten der, II 429; — an der Kaaba II 434; — Metuafin II 440; — Tracht II 430; — Wallfahrtsgebräuche II 435 ff.
Mekkapilger, Steinewerfen der, II 347 A. 437.
Mekteb I 90.
el-Melak, See, II 317.
Melas, Fluß, II 81.
Mendelia, Golf von, II 23.
Menderes, Fluß, I 16.
Merrais, die, II 479.
Mersin II 80.
Mesa-Stein, der, II 274.
Meschalcha-Stämme II 479.
Mesene II 186.
Mesopotamien (el-Dschesireh) I 18. II 151. 184; — das syrische, II 184; — Bevölkerung II 187 ff.; — die Christen in, II 204; — Einfall der Türken I 48; — alte Eintheilung II 184 ff.; — heutige Eintheilung II 187; — geograph. Ueberblick II 134 ff.; — Geschichte II 131 ff.; — Klima II 135; — Steppenlandschaft II 139 A.; — Vegetation II 137; — Zustände I 85.
Mesopotamien und Kurdistan II 131 ff.
Mesopotamische Landschaft II 151.
Messaria, Ebene, II 16.
Messora, Gebirge, I 8.
Mesta (Kara-Su) I 12.
Metawile (Metuali) II 293. 307.
Metdesis, Berg, II 40.

Meteïr, die, II 380.
Metelino, Insel, I 14.
Meteorenklöster, die, I 380 ff.
Meteorologisches II 214.
Method, der Slavenapostel I 37.
Metuafin II 440.
Metzowo, Berg, I 342.
Michael, der letzte Arsenide I 37.
Michael, König von Serbien I 39. 168.
Michael, Großfürst, I 453.
Michail, Fürst von Serbien, in Toptschider ermordet, I 200.
Midhat Pascha I 52. 84. 104.
Midianiter, die, II 349.
Midillü, s. Mitylene.
Miklositsch, Franz, I 40. 118.
Milan Obrenowitsch, Fürst von Serbien I 191 A.
Milanowatz I 200. 201 A.
Miliewa I 202.
Miljatzka, Fluß, I 329.
Milosch Obrenowitsch I 164. 165 A.
Mina II 346; — Fest II 346; — Thal von, II 346.
Minäer, die, II 343. 345 ff.
Mingrelien II 120.
Mingrelier, die, II 121.
Mirditen, die, I 338. 342. 346.
Miri Ala oder Oberst I 76.
Mirotsch, Gebirge, I 214.
Mittelländische Rasse I 23.
Mitylene, Geschichte, II 26.
Mitylene, Insel, I 14. II 24 ff.
Mlawa, Fluß, I 201.
Moab, Landschaft, II 272.
Moabiter, die, II 225. 272 ff.
Moabitische Alterthümer II 72 ff. 277 A.
Môdschib, Wadi, II 225. 272. 274.
Mohacs, Schlacht bei, I 48.
Mohammed II. I 45 A. 48.
Mohammed, der Prophet, I 23 A. II. 355 ff.; — Abstammung II 354; — Harem II 359; — Person II 361.
Mohammed Ibn Abd=el=Wahâb II 458.
Mohammedanische Heirath I 316; — Jahr, das, II 437.
Mohrem II 430.
Mokka I 20.
Moldau, Fahrt durch die, I 159 ff.
Moldau, Fürstenthum, I 115 ff.
Moldau, von den Russen erobert I 49.
Moldau, die, zinspflichtig den Osmanen I 48.
Moldau und Walachei, s. auch Donaufürstenthümer; — eigene Geschäftsträger bei der Pforte I 49.
Molla, die, I 57.
Moltke, H. von, II 40. 112. 138. 143.
Monophysiten II 204.
Monsun=Winde, die, II 325.
Montefik=Araber II 187. 376. 380.
Montenegro I 6; — geograph. Ueberblick I 222 ff.; — Geschichte I 216; — Kirchenwesen I 238; — Klima I 224; — Kriegsbetheiligung 1876—78 I 430 ff. 451 ff.; — Name I 215; — Staatseinrichtungen I 235 ff.; — staatliche Stellung I 234; — Statistik I 225. 239; — Thierwelt I 224; — Vegetation I 223; — Wohnhaus I 233 ff. I 233 A.
Montenegriner I 168. 215 A. 224 A.; — Charakter I 227; — geistige Kultur I 227; — Familienordnung I 231 ff.; — Lebensweise I 227; — Sitten und Gebräuche I 231; — Trachten I 226. 240; — Typus I 225.
Mogatera=Stämme II 479.
Moratscha, Fluß, I 5. 6. 222.
Morawa, Fluß, I 165. 202. 203; — bulgarische I 211. 212; — Bulgarska I 6; — Serbska I 6; — Zusammenfluß der serbischen und bulgarischen I 205 A.
Morawa=Eisenbahn, projektirte, I 203.
Morawitza, Fluß, I 211.
Morea I 4.
Morea wird türkisch I 49.
Moscha II 470.
Moscher, die, II 120.
Moschee, Etymologie, II 358.
Moses von Chorene II 105. 114.
Mösien I 25.
Moslimin, betende, I 407 A.
Moslimin, Minderzahl der, in der europäischen Türkei I 100.
Mostar I 331 A.
Mostariba, die, II 340. 353.
Mosul I 85. II 144 ff.
Mosul=Araber II 187. 188.
Mosur=Dagh II 87.
Mtzcheth II 120.
Muawija, der Ommejade II 368.
Muderri, die, I 57.
Muezzin I 57.
Mufti I 57.
Mukhtar Pascha I 430. 453 ff.
Mülterim I 60.
Mündungsbusen, alte, an der Donau I 150.
Murad I. I 44.
Murad II. I 48.
Murad V. I 52.
Murad Efendi I 55. 64. 97. 414.
Murad, Fluß, I 17.
Murad=Su II 86.
Murad=Su oder östl. Euphrat II 110 ff.
Musa, Dschebel, II 317.
Musch, Kreis von, I 17.
Muschar=Dagh II 139.
Muschir oder Marschall I 76.
Musejjib II 174
Mussafirlik, das türkische Gästehaus I 302.
Mustapha=Köprili, Großvezir I 49.
Mutawalladin II 396.
Muteachira, die, II 340.
Mysien II 45.

Nabatäer, die, II 338. 349.
Nagomary, Fort, II 92.
Nahr Barada II 216.
Nahr Belik II 142.
Nahr Hasbâni II 217.
Nahr el=Asy II 216. 315.
Nahr el=Châlid II 307.
Nahr el=Kebir II 216.
Nahr el=Kebir II 307.
Nahr el=Kelb, Inschriftenwand am, II 281.
Nahr el=Ruwaid II 307.
Nahr es=Serka II 225. 255.
Narenta=Fluß I 5. 312. 330.
Nasairie, Dschebel, II 216. 220.
Nasairier, die, II 308 ff.
Nasairier=Gebirge II 216. 220.
Nassr ed=Din I 405.
Natolien I 13.
Natschalnik I 203.
Naxia, Naxos I 8.
Nazaräer, die, II 205.
Nazareth II 259 A.
Nazyk=Göl II 112.
Nebo, Berg, II 277.
Nebukadnezar II 132.
Nedschd II 454. 456 ff.
Nedschd, Name, II 340.
Nedschrân II 345.
Nefud=Wüste II 326. 454.
Negotin I 214.
Nemerzika, Gebirge, I 342.
Nemrun II 82.
Neretwa, s. Narenta.
Nestorianer, die, II 99; — Abstammung II 204; — Charakter und Lebensweise II 200 ff.; — Geschichte der II 198 ff.; — Gottesdienst II 201; — Haus II 191 A.; — Religion II 204; — Stämme der, II 200; — Tracht II 200; — Verbreitung II 203.
Nestorianerland, Wanderung im, II 200 ff.
Neu=Epeiros I 337.
Neuren I 26.
Nezero, der Name, I 370.
Nicopoli, Schlacht bei, I 47.
Nidsche=Berge I 8.
Nikaria, Insel, II 23.
Nikephorion II 184.
Nikola oder Nikita I. Petrowitsch I 227.
Nikolai, Fort, II 92.
Nikolaus, Großfürst, I 434.
Nikopoli I 287; — Erstürmung von, I 436.
Nikosia II 17.
Nikschitsch I 451.
Nimrod II 131.
Nimrud, Ruinen von, I 85. II 146.
Ninive II 132. 185; — Ruinenfeld II 146 ff.
Ninos II 131.
Nischawa, Fluß, I 6. 9.
Nischewatz, Ebene von, I 212.
Nisibis II 100.
Nisyro, Insel, II 22.
Nizam I 64. 76.
Njegusch I 239. 241 A.
Njeguschthal I 223 A.
Nogaier, die, II 65 ff.
Nogai=Tataren I 139.
Nomandenwirthschaft, die, II 83.
Normanen in Epeiros I 337.
Novibasar, Becken von, I 312.
Novoselo I 307.

Obotriten, die, I 168.
Ochrida, Residenz der Bulgarenkönige, I 336.
Ochrida=See I 6. 342.
Odrysen, die, I 23. 24.
Oenotrius I 22.
Offiziere, türkische, I 71 A.
Og II 225. 278.
Ogust, Fluß, I 250.
Ohod, Gefecht bei, II 358.
Oklobdschio, General, I 453.
Olt, Fluß, I 158.
Oltenitza I 150.
Olymp, bei Brussa I 14. 40; — der lesbische II 24; — der thessalische I 7. 367 A.
Omân II 467 ff.; - Geschichte II 471.
Omar, der 2. Wahlkhalife II 363.
Omer Pascha I 332.
Omolske Planina I 201.
Ommejaden, die, II 368.
Omr Ibn Aaß II 367.
Orchan, Sultan von Brussa I 44.
Ordu oder Lager II 53. 68.
Orhanie=Paß I 10.
Orientalische Frage, die, I 104. 427.
Orientalische Urschrift II 275.
Orontes, Fluß, I 19. II 216. 315.
Orosch I 346.
Orrhoëne II 184.
Orsowa, die Clissura I 145.
Osem=Thal I 306.

Osma, Fluß, I 8. 250.
Osman, der Stifter d. osmanischen Zweiges der Türkenvölker I 44.
Osman, der 3. Wahlkhalife II 368 ff.
Osman Pascha I 430. 435 A. 437. 444.
Osmanen, s. Türken, osmanische; — Abnahme der, I 97 ff.
Osmanisches Reich, Entstehung I 44; — geographische Uebersicht I 1 ff.; — Geschichte I 44 ff.; — die Staatseinrichtungen des, I 55 ff.: — Verfall I 49. 77 ff.; — die Wehrkraft des, I 62 ff.; — Zusammenbruch des, ein unaufhaltsamer Naturprozeß I 103.
Osren-Planina I 211.
Osrhoëne II 184.
Osroës II 184.
Ossa, Berg, I 7. 367.
Ossolinski I 26.
Ostindische Compagnie-Inseln II 467.
Ostrog I 246; — Felsenkloster I 246.
Ostrowo-See I 384.
Ostrowitza-Gebirge I 222.
Othrys, Gebirge, I 7.
Otmani II 479.
Owtschar, Mönchskolonie I 208.
Oxia, Berg, I 8.

Padischah, der Titel, I 44. 55.
Palantöken, Gebirge, II 96.
Palästina I 19; — deutsche Kolonisation II 256; — geograph. Ueberblick II 213 ff.; — Geschichte II 224 ff.; — Juden in, II 232.
Palgrave, W. G., II 451.
Palikari I 352.
Palmo, Insel, II 23.
Palmyra II 304 ff. 305 A.; — Geschichte II 228.
Pambotis, See, I 343.
Pamphilien II 45. 81.
Pandiralo I 212.
Pannonier, die, I 22.
Paphlagonien II 45.
Paris, Friede von, I 50.
Parsi, die, II 486.
Paschawirthschaft I 101.
Pasin, Landschaft, II 107.
Pasin-Su II 107.
Passarowitz, s. Poscharewatz.
Passatwinde, die, II 324.
Passo Augusto I 213.
Patarener, die, I 36.
Pekle, Berg, I 340.
Pelasger, die, I 22. II 19. 23. 26; — in Epeiros I 337.
Peloponnes, der, I 4.
Pelion, Berg, I 7.
Peneios, Fluß, I 7. 368.
Peneropolis I 424.
Perge II 81.
Periapenninen, die, I 166. 340.
Perim-Dagh I 12. 382.
Perlenfischerei I 466.
Persische Leichenkarawanen II 158.
Peruschtim, die, II 232.
Peter I., der große Wladika I 220.
Peter II., Petrowitsch I 220.
Peter, der Bulgare I 37.
Petra II 337 A.
Petrowatz I 201.
Pforte, die hohe, I 391 A.
Pharsalos I 370.
Phasianer, Landschaft der, II 107.
Phasis, Fluß, II 120.
Pheresiter, die, II 225.
Philippopel I 424; — Einzug der Russen in, I 448.
Philippopolis I 29.
Philister, die, II 223.
Phönikien II 223.
Phönikier, die, II 223 ff.
Phrygien II 45.
Piatra I 159.
Pilger, islamitische, II 173 A.
Pilgerkarawanen, schiitische, II 172.
Pinari-Dagh I 382.
Pindos-Gebirge I 7. 342.
Pindoswalachen, s. Zinzaren.
Piratenküste II 467.
Pirot I 9.
Pisidien II 45.
Pisidier, die, II 81.
Piwa, Fluß, I 222.
Platamona, Berg, I 367.
Pleßidi, Berg, I 7.
Plewna, die Schlachten um, I 438 ff. 444.
Podgoritza I 216. 246. 341 A.
Polaben, die, I 168.
Polen, die, I 168.
Polizei, türkische, II 171.
Polygamie, Folgen der, I 98.
Pomaci oder islamitische Bulgaren I 99.
Pontosgebirge I 14. 16. II 39. 42.
Pontos, Landschaft, II 45.
Poscharewatz I 201.
Poti nach Tiflis, Eisenbahn von, II 89.
Präliminarvertrag von I 459.
Prenk, der Titel, I 346.
Presba-See I 384.
Prink, s. Prenk.
Prinzeninseln, die, I 421.
Prischtina I 7.
Prisren I 7.
Prokletja, Berg, I 340.
Provinzialvertretung, die, in der Türkei I 101.
Prussa, s. Brussa.
Psiloriti, Berg, I 8.
Pulati, die, I 346.
Pyramus, Fluß, II 68.

Qabila II 423.
Qabr Hud II 476.
Qêdâr II 349.
Qerâwi, die, II 427.
Qobayel II 423.
Qodhâ'a, die, II 346.
Qrauwi, die, II 422.
Quarantäne-Stationen an den serbischen Grenzen I 207. 211.

Radetzki, General, I 437. 446.
Rahmâ, Dschebel el-, II 436.
Raitzen, die, I 315.
Rajah, die, I 60. 86. 88; — die bosnische, I 314. 317 ff.; — Ursprung der, II 364.
Rama I 314.
Rama, die Schupanschaft, I 39.
Ramle II 234.
Rasch, Gustav, I 145. 196.
Raschka, Fluß, I 210.
Raschka, Quarantäne, I 210.
Ras-el-Chaima II 466.
Ras Fartak II 470.
Rassowa I 150.
Raszien, Landschaft, I 6. 311.
Ravanitza I 203.
Raye, Raja, II 424.
Rechabiten, ein jüdischer Beduinenstamm, II 427.
Rechtspflege, die islamitische, I 62.
Redif oder Reservetruppe I 64. 76.
Redoute-Kaleh II 92.
Reformen in der Türkei I 51. 54. 81. 93 ff.
Reki, die, I 378.
Rendina, Busen von, I 4.
Rephaiter, die, II 224.
Reschid Pascha I 100.
Ressawa, Fluß, I 202.
Ressina, Fluß, I 210.
Rhodopegebirge I 12. 382. 422.
Rhodope, der Aufstand im, I 461.
Rhodos, Insel I 14. II 18 ff.; — Bazar in, II 21 A.; — Geschichte II 19 ff.; — Hafen von, II 19 A.; — Koloß von, II 19; — Stadt II 20 ff.; — von den Türken erobert I 48.
Riâd II 457.
Rilo-Dagh I 12. 382.
Rilo-Monastir I 12.
Rimnik I 159.
Rion, Fluß, II 120.
Rionsk, Fort, II 92.
Rjeka I 246.
Roba el-Khâli II 325. 457.
Rom, s. Zigeuner.
Romai, die, I 378.
Römer, die, auf der Balkanhalbinsel I 25.
Römischen Kolonisten in Dakien, die, I 119.
e'-Rôs, Dschebel, II 467.
Rosalita-Paß I 308.
Rosenölproduktion I 305. 307 A.
Rösler, Robert, I 24. 28. 32.
Rösler über die Rumänen I 118 ff.
Rothe Meer-Gebirge, das, II 323.
Rtanj, Berg, I 166. 211. 212.
Rudnik I 206.
Rudnik-Gebirge I 166.
Rum I 43.
Rumänen I 121 A. 40, s. auch Walachen; — Aberglauben der, I 128. 130 ff.; — Abstammung der, I 118 ff.; — Tracht der, I 121; — Typus I 120; — Wohnhaus der, I 122.
Rumänien I 2; — Bevölkerungsstatistik I 136; — Dorfkirche in, I 115 A.; — Eintheilung I 140; — Geologisches I 117; — geogr. Ueberblick I 115 ff.; — die Juden in, I 136; — Klima I 116; — Kriegsbetheiligung I 438; — landwirthschaftl. Verhältnisse I 143; — Verkehrswesen I 144; — staatliche Zustände I 140 ff.
Rumänische Adel, der, I 132.
Rumänische Bauern, Charakter und geistige Kultur I 123 ff.; — Bestrebungen I 144; — Bojaren I 123. 132 ff.; — Dorf, ein, I 129 A.; — Kirchenwesen I 142; — Ostern I 128; — Presse I 142; — Sprache I 120; — Volkspoesie I 126 ff.; — Volksvertretung I 140 ff.; — Wappen I 162 A.; — Weihnachten I 128.
Rumänisches Haus, Inneres, I 125 A.
Rumelia I 8.
Rumelien I 9, s. Thrakien.
Rumelische Aufstand, der, I 461.
Rumili, s. Rumelien.
Rum Kale II 140.
Rumler, die, I 378.
Rumuni, s. Zinzaren.
Ruschtschuk I 10. 288 ff. 291 A.
Russen, die, I 168; — am Pontos I 49; — in Rumänien I 139.
Russisch-türkischen Kriegs 1877, Ausbruch des, I 110.
Ruthenen, die, I 168.
el-Ruwalla II 380.

Sa'ad Ibn Abi Wakkaß II 336.
Sabäer II 205. 323. 341 ff. 417 ff.
Sabäermädchen II 418 A.
Sabäerreich, das, II 341 ff.
Sabbioncello, Halbinsel, I 5.

Sabier, die, II 205.
Sacy, S. de, II 311.
Sagalassos II 82.
Saida II 281.
Sa'idi, die, II 421.
Saitschar I 213.
Sakar I 207.
Sakaria, Fluß, II 41.
Salamis II 18.
Salamvria, Fluß, I 7. 368.
Salmanassar II 132.
Saloniki I 388 ff.; — Busen von, I 4; — Moschee in, I 389 A.
Salzsteuer, Ertrag der türkischen, II 42.
Samakov I 12.
Samantia-Su II 40. 55.
Samaritanische Sprache II 227.
Samira II 150.
Samos, Insel, I 14.
Samos, das Fürstenthum, II 5.
Samosata II 140.
Samothrake, Insel, II 28 ff.; — Bewohner II 29; — Mysterien II 30.
Samsar, Berg, II 86.
Samsat II 140.
Samsuniter, die, II 224.
Samuel, Bulgaren-Zar, I 36.
Samum, der, II 136.
San'â II 375.
Sanherib II 132.
San Stefano, der Friede von, I 462 ff.
Santa Sawa, Herzogthum, I 314.
Santorin, Insel, I 8.
Sarabat, Fluß, II 39.
Sardanapal II 132; — Bibliothek des, II 148.
Sardes I 16.
Sardis, Ebene von, I 16.
Sarmatische Meer, das, I 2.
Saron, Ebene von, II 213.
Saros, der Golf von, I 4.
Sarw Himjar II 477.
Sarw-Madshig II 347. 477.
Sa'ûd, der Wahâbite, II 459.
Sawa, der Heilige, I 201. 208. 210.
Sawâd, das, II 186. 365.
Sawa Petrowitsch I 218.
Sawe, Fluß, I 2. 166. 206. 312.
Sawiren, die, I 32.
Sbok, Berg, I 342.
Sbornik, der, I 38.
Scardus, Gebirge, I 7.
Schabatz I 206.
Schabka, Gebirge, I 7. 382.
Schabljak I 216. 217 A.
Schafarik, Paul Joseph, I 26. 28. 118.
Schâfe'i, die, II 421.
Schafûli-Kaste II 424.
Schaheri-Land II 479.
Schamiramkert II 114.
Schammar, die, II 380. 455.
Schammar-Beduinen II 151. 187.
Schammar, Dschebel, II 451 ff.
Schamiye II 174.
Schamyl II 60.
Schara-Planina I 7.
Schar-Dagh I 7. 12. 340.
Schardschâ II 466.
Scharköi I 9.
Schatt el-Arab, Fluß, I 18. II 142; — sein Delta, II 142.
Schdrelo I 201.
Scheffet Pascha, der Bulgarenwürger, I 430.
Schehari, die, II 375.
Scheich Adi II 210.
Scheich Schems II 210.
Scheich ul-Islam, der, I 55. 57. 60.
Scheljesnitza, Fluß, I 329.
Scherârât, die, II 380. 455.
Scheri, der, I 55.
Scherife II 438.
esch-Scherki, Dschebel, II 216.
Scherzer, C. von, II 42.
Schiiten, die, I 397.
Schilda, das syrische, II 302.
Schipka, Dorf, I 304.
Schipka-Balkan I 10.
Schipka-Paß I 304.
Schipkapaß, die Kämpfe um den, I 440. 446. 447 A.
Schitscha I 208.
Schkiperia I 337.
Schkipetaren I 22. 337. 343.
Schkrieli, die, I 346.
Schkumb, Fluß I 342.
Schleb-Planina I 340.
Schleiden, M., II 448.
Schliemann, H., II 72.
Schmidt, Bernhardt, I 40.
Schogular-Dagh II 96.
Schtoratz, Berg, I 206.
Schule, eine türkische, I 89 A.
Schumadia, die, I 164. 166. 205.
Schumir II 150.
Schumla I 298. 299 A.
Schumr-Kaste II 424 ff.
Schupa, Landschaft, I 6.
Schupanen, die, I 39. 168.
Schuschan II 186.
Schweiger-Lerchenfeld, A. v., I 83.
Schwertumgürtung des Sultans I 105 A.
Schwicker über die Rumänen I 119.
Sclavi I 30.
Sclavinia I 30.
Sebaste, Ruinen, II 80.
Sechsfingerige Menschen II 421.
Sedeir II 457.
Seiff, J., II 16.
Seil el Arim II 343. 348.
Selabâ, die, II 380.
Selaschnitza, Fluß, I 223.
Seldschuken, die, I 43.
Seldschukenreich, das, I 43.
Seleske II 80.
Selejjel II 457.
Seleukia (Sueidie) II 216.
Seleukia-Ktesiphon II 150. 179 A.
Seleukia Trachea II 80.
Selge II 82.
Selinus II 81.
Selvi I 303.
Semendria I 6. 200.
Semiramis II 114. 116. 132; — die hängenden Gärten der, II 132.
Semiten, nördliche, II 223; — südliche, II 223.
Sennaarbeduine II 419 A.
Sephardim, die, I 137. 232.
Serben, die heutigen, I 42; — Aberglaube der, I 186 ff.; — Bekehrung der, I 39. 168; — Bundesbrüder- und Bundesschwesterschaft der, I 175 ff.; — Familienleben I 175 ff.; — keine Geburtsunterschiede bei den, I 190; — Geschichte, älteste, I 168; — Hochzeitsfeier bei den, I 177; — Küche, der, I 174; — geistige Kultur I 185; — Pathenschaft bei den, I 176; — Tracht der, I 169 ff.; — Trinkgesang der, I 190; — Typus der, I 169; — Volkscharakter I 174 ff.; — Wohnung der, I 172 ff.
Serbien I 2. 37; — römische Alterthümer in, I 208; — Aufstand 1804 I 164; — Befreiungskampf 1815—1831 I 164; — Bevölkerungsstatistik I 192; — geograph. Ueberblick I 165 ff.; — Geschichte I 39. 162; — Grenzerhaus in, I 163 A.; — die Karaulen I 194; — Kirchenwesen I 186; — Kriegsbetheiligung 1878 I 449; — Palissadenthore auf den Landstraßen I 202; — Türkenwirthschaft in, I 164; — staatliche Verfassung I 190 ff.; — zinspflichtig den Osmanen I 48; — wirthschaftliche Zustände I 193 ff.
Serbische Armee, die, I 192; — Feiertage I 188 ff.; — Heldenlied, das, I 181 ff.; — Krieg 1876, der, I 430 ff.; — Landleute I 171 A.; — Miliz-Soldaten I 193 A.; — Schäfermädchen I 173 A.; — Schulstatistik I 185; — Sprache, die, I 184; — Straßenwesen I 191; — Volkspoesie I 180 ff.; — Volkssänger I 183; — Wohnung I 175 A.
Serajewo I 329.
Serdab (Wohnkeller) II 144. 155.
Serdar Ekrem oder Generalissimus I 76.
Seres, Ebene von, I 384.
Serian Tepe I 12.
Sestodnev, der, I 37.
Setta, Fluß, I 222.
Sewanga-See II 86.
Shapira, Antiquitätenhändler, II 276.
Siâra II 476.
Siareth oder Heiligthum II 144.
Sichon II 225.
Side II 82.
Sidon II 224.
Siegelerde II 26.
Sigma II 140.
Sigmund, Kaiser, I 37.
Silistria I 150. 290. 293 A.
Simois, Fluß, II 70.
Sinai, Bevölkerung II 450; — Geologisches II 445. 449; — und die Israeliten II 446 ff.; — Schilderung II 446. 447 A.
Sinai-Halbinsel, geograph. Stellung, der, II 328.
Sindschar-Gebirge II 142. 144. 146.
Singidunum I 194.
Sirbonis-See II 448.
Sis II 68.
Sistow I 288. 289 A.
Sitnitza, Fluß, I 340.
Siwas, Vilajet, II 46.
Siwas II 77.
Siwin, Schlacht bei, I 454.
Skamander, Fluß, II 70.
Skanderbeg I 47 A. 48. 217. 338 ff.
Skanderun, Busen von, I 14.
Skardus, Gebirge, I 340.
Skio, Insel, I 14.
Skit, Fluß, I 250.
Sklavenen, s. Slovenen.
Sklavenhandel in der Türkei II 64 ff.
Sklaverei, die türkische, I 61. II 198.
Skobelew, General, I 437. 441. 445. 447.
Skodra, s. Skutari.
Skoloten, die, I 22.
Skopzen, die, I 140.
Skordisker, die, I 313.
Skumbi, Fluß, I 342.
Skutari in Albanien I 363 A.
Skutari (Konstantinopel) I 410. 420.
Skutari-See I 6. 222 ff. 246.
Skythen, die, I 22.
Skythien I 28. 32.
Slano-See 223.

Slaven I 26 ff.; — Einfälle der, I 28 ff.; — in Epeiros I 336; — die Stämme der, I 168; — Urheimat der, I 26; — Verbreitung der, in Europa I 29 ff.
Slavenland, das alte, I 28.
Slavinia I 28.
Slavischen Namen, die, im griechischen Gebiet I 370.
Slavonier, die, I 168.
Slibol, Wasserfall bei, I 10.
Slivno-Paß I 10.
Slovaken, die, I 168.
Slovenen, die, I 28.
Smith, Georg, der Assyriologe, II 148.
Smyrna II 35 ff. 37 A.
Sobba II 205.
Sobehi-Land II 479.
Sobeir-Araber II 187.
Sofia I 9. 310; — Becken von, I 9. 309; — Einzug der Russen in, I 446.
Softa, die, I 57.
Softa und Ulema vor der Pforte einer Medresse I 59 A.
Sokol I 207.
Soldaten der regulären Armee (Nizam) I 63 A.
Solibà, die, II 380.
Soliman II. I 46 A. 48.
Soliman, Schah der oghusischen Türken, I 44.
Somali, die, II 484.
Somalikrieger und Frau II 485 A.
Sonn I 85.
Sört-Su II 144.
Spahi, die, I 66 ff.
Sphakia II 8.
Sphakioten, die, I 453; — Abstammung II 12; — Charakter II 13.
Sphakiotengebirge II 8.
Sphakiotenland, das, II 7.
Sphakiotische Bergschützen II 11 A.
Sporaden I 48. II 18.
Spratt, Capt., I 13.
Sprenger, A., I 85. 87. II 324. 340. 348.
Spusch I 216. 246.
Stagus, Kloster von, I 380 ff.
Stalatj, Ruine, I 211.
Stambul, s. Konstantinopel.
Stanhope, Lady, II 306.
Stanischa, der Renegat, I 217.
Stara Planina I 9.
St. Elias-Berg I 12.
Stephan, der Crnogoratz, I 216.
Stephan Duschan I 37. 39. 162. 169.; — erobert Bosnien I 314.
Stephan Lasarewitsch I 202.
Stephan Mali I 220.
Stephan Nemanja I 39. 169. 210.
Stephan Twartko, König von Bosnien und Raszien, I 314.
Steppe und Wüste, die meteorolog. Bedingungen und Charakteristik der, II 214 ff.
St. Georgs-Donauarm I 3. 151.
Stog, Berg, I 6.
Stolatz I 332.
Stole, Berg, I 6. 166.
Stolovi-Gebirge I 9.
Strafrecht, das islamitische, I 61.
Struma, Fluß, I 382.
Studenitza, Kloster, I 208.
Sturatz, Berg, I 166.
Süd-Araber, die, II 379, 417 ff.
Süd-Arabien, Juden in, II 426 ff.; — Kaffeekultur II 478; — Kasten in, II 424; — Klima II 477; — Maltzen's Forschungen II 476 ff.; — Staaten II 478 ff.; — Vegetation II 478; — Wrede's Forschungen II 472; — gesellschaftl. Zustände II 424. 428.
Südslaven, die heutigen, I 41; — Zukunft der, I 103.
Süd- und Ostslaven, die, I 168.
Sukha-Gora I 384.
Sukkoth II 448.
Suleiman, Sultan von Konia, I 43.
Suleiman Pascha I 440. 443. 448. 451.
Sulina-Donauarm I 3.
Sulina-Mündung, die, I 151.
Sultan, Stellung des, I 55.
Sultan-Chan II 41.
Sumpf-Araber II 188.
Sunniten, die, I 397. II 421.
Sûr (Tyros) II 216.
Suria, Vilajet, II 228.
Susa II 186.
Susiane II 186.
Susiter, die, II 224.
Sutorina, die, I 334.
Sutschitza, Fluß, I 309.
Suwa-Gebirge I 211.
Srebna-Gora I 10.
Svejeschtow I 288.
Sveti-Nikola-Balkan I 9.
Swanethen, die, II 121.
Swilainatz I 202.
Swornik, Klein-, I 206.
Swrljige, Ruine, I 212.
Sylleion II 82.
Symeon, bulgar. Kaiser, I 34.
Syrien I 19; — Bevölkerung, die älteste, II 223 ff.; — Bevölkerung II 228 ff.; — Konfessionen II 229; — Einfall der Türken I 48; — Einfluß der geograph. Gestaltung auf die Geschichte II 219; — Eintheilung II 228; — geograph. Ueberblick II 113 ff.; — Geschichte II 226 ff.; — Klima, Vegetation und Fauna II 220 ff.; — Mehemed Ali von Egypten II 292; — Schulunterricht II 230. 232; — Trennung von der Türkei I 50; — wirthschaftl. Lage II 233.
Syrien und Palästina II 213 ff.
Syrische Binnenland, das, II 214 ff.; — Christen II 204; — Kirche II 229; — Kreidegebirge II 216 ff.; — Trachten II 231 A.; — Wüste I 18. II 214.
Syssam, s. Samos.
Szekler, die, I 139.
Szigeth I 48.

Tabor, Berg, II 260.
Tadwan am Wansee II 117.
Tâife II 380.
Tak Kesra zu Seleukia-Ktesiphon II 179 A.
Talvj I 183.
Tandurek, Berg, II 110.
Tara, Fluß, I 5. 221. 222. 312.
Tarsos II 39. 78. 79 A.
Tarsos, Sandschak, II 53.
Tasm, die, II 340.
Tataren, Namen, I 43; — Nogai-, II 65 ff.; — in der Dobrutscha I 292 ff.; — kaukasische, II 58.
Taulantier, die, I 22.
Taurische Halbinsel I 13.
Taurus, Gebirge, I 14; — der große, II 40; — kilikische, II 83. 41; — der pisidische, II 40.
Taurus-Landschaft I 15 A.
Tbilisi (Tiflis) II 120.
Tedmur II 304.
Tehâma II 328.
Teïm, Wadi el, II 217.
Tekrit II 150.
Tekman Tepe II 77.
Telek II 139.
Tellal II 452.
Tempelgemeinden II 256.
Tempelorden II 238.
Tempe-Thal, das, I 368 ff.
Tenedos, Insel, I 14. II 25 A. 26.
Terekimanen, die, II 99.
Terkugassow, General, I 453.
Termessos major II 82.
Teteven-Passage I 10.
Teufelsanbeter, die, II 207.
Thamar, Königin, II 120.
Thasos, Insel, II 32 ff.; — Trachten II 33; — Wohnungen II 34.
Thasopulo, Insel, II 32.
Tha-Tse oder Tatal I 43.
Thaumokos I 370.
Thessalien I 7. 8; — das Becken von, I 368; — griechischer Aufstand I 453.
Themûd, die, II 340.
Therapia I 420.
Thielmann, M. Frhr. v., II 61. 304.
Thraker, die, I 22 ff.
Thrakien I 9; — Bevölkerungsstatistik I 392; — geograph. Ueberblick I 422.
Thrako-Phrygen, die, II 47. 66.
Thyamis, Fluß, I 342.
Tiberias-See I 20. II 217. 261. 263 A.
Tiflis II 120.
Tigranokerta II 100.
Tigris, Fluß, I 17; — östlicher, II 144; — der Lauf des, II 143 ff.; — bei Bagdad II 143 A.
et-Tih, die Wüste, II 225.
Tifrit I 85.
Tilo, Insel, II 22.
Timacum minus I 212.
Timarli, die, I 54. 56.
Timok, Fluß, I 8. 9. 250; — Defilé, das, I 213; — Großer, I 212; — Kleiner, I 212; — Mali-, I 212; — Swrljischki-, Fluß, I 212; — Trgowischki-, I 212; — Weliki-, I 212.
Timur-Beg (-Lenk) I 47.
Tirkhala (Trikka) I 370.
Tirnowo I 10. 37. 300 ff.
Tjeralitza, montenegrinisches Kinderspiel I 226.
Tjupria I 202. 203.
Todtes Meer I 20; — Anblick II 218 ff.; — Entstehung II 217; — Ostufer II 218 A.; — Westufer II 219 A.
Togrulbeg, das Seldschuke, I 43.
Tokma-Su II 139.
Topdschi (Artillerie) I 69 A.
Topdschi-Pascha oder Regiments-Kommandeur I 75.
Toptschiber I 200.
Tosken, die, I 343.
Toskeria, Landschaft, I 343.
Toskischen Stämme, die, I 346.
Totleben, General, I 442.
Towara, die, II 450.
Trajanopolis II 81.
Trajans-Kultus in Rumänien I 159.
Trapezunt, Kaiserreich, I 48.
Trapezunt, Vilajet, II 46.
Trapezunt II 74. 75 A.
Transsylvanischen Alpen, die, I 165.
Trauser, die, I 23.
Travna I 305.
Travna-Paß I 10.
Trebewitj, Berg, I 329.

Trebinje I 332. 333 A.
Triballer, die, I 23 ff. 313.
Tricoliciu I 131.
Triepschi, die, I 346.
Trimontium I 424.
Tripolis, unter türkischer Hoheit I 48.
Tripolis (Tarâbulûs) II 280.
Troische Ebene, die, II 70.
Troja II 70 ff.
Trojan I 306.
Trojan-Balkan I 306.
Troodos, Gebirge, II 16.
Trschitj I 206.
Tschakowila-Inseln I 246.
Tschaldyr-See II 127.
Tschamiden, die, I 346.
Tschamlybet-Dagh II 56.
Tschanghei, die, I 139.
Tscharschia I 203.
Tschartschaf, das, II 163.
Tschatschak I 208.
Tschausch, der, I 344.
Tschechen, die, I 168.
Tschelepi, Berg, I 12.
Tschengel-Dagh I 383.
Tschengelistan II 130.
Tscherkessen, die, II 59 A.; — in Bulgarien I 276 ff.; — Einwanderung in das Osmanische Reich II 57; — ethnographische Stellung II 58; — Geschichte der, II 59 ff.; — Kastenthum II 63; — im Militärdienst I 75; — Sklavenzüchtung II 63; — Tracht II 61 ff.; — Typus II 60.
Tscherkessinnen, die, II 63 ff.
Tscherkowna, Schlacht bei, I 440.
Tscherma-Thal I 384.
Tschernawoda I 150. 292.
Tschete, die, I 236.
Tschewo, Sieg bei, I 219.
Tschihatscheff, P. v., II 55.
Tschika-Gebirge I 6. 343.
Tscholuk-Su II 91.
Tschoruk, Fluß, I 14. II 39. 86. 87. 121. 126.
Tschutzkawatz-Gebirge I 211.
Tsiche-Dsiri, Fort, II 92.
Tsingani, s. Zigeuner.
Tsumerka-Kette I 342.
Tueik, Dschebel, II 456.
Tundscha, Fluß, I 10. 308.
Tunis, unter türkische Hoheit I 48.
et-Tür, Dschebel, II 260.
„Türke, der, kommt!“ I 48.
Türken, die, vor Wien I 48. 49; — in Bulgarien I 253; — und der Islam I 392 ff.; — Aberglauben I 398; — geistige Kultur I 401; — Körper, äußere, vormals und jetzt II 48; — als Seefahrer II 27; — Tracht der, I 409; — Volkscharakter I 397 ff.; — Wohnung der, I 409.
Türken, die anatolischen, II 46; — Kultur, Charakter, Lebenslage der, II 50 ff.
Türken, oghusische, I 44.
Türken, die osmanischen, I 40. 42. 44. 97 ff.; — Rückgang der, II 52; — Typus der, I 408.
Türken, Jung- und Alt-, I 400.
Türkenwirthschaft I 101.
Türkische Flotte bei Tschesme vernichtet I 49.
Türkischen Beamten, das Treiben der, I 364.
Türkisches Kaffeehaus I 399 A.
Türkische Poesie I 402 ff.; — Soldaten im kleinen Krieg I 70 ff. — Sprache, die, I 407; — Stämme, Heimat der, I 43; — Sprüchwörter I 398; — Wache I 75 A.; — Wappen I 112; — Wissenschaften, die, I 402; — Zustände I 53 ff.
Turkomanen oder Türkmen I 43. 44. II 53 ff. 55 A.; — seßhafte, II 53; — Tracht II 54; — Typus II 54.
Turnowo I 370.
Turn-Severin I 146 ff.
Turnu-Severinu I 2.
Turtukai I 150.
Tusla Tschai II 108.
Tüs Tschöllü Göl I 16. II 39. 40.
Tyle I 24.
Tylor, Edw. C., I 102.
Tyros II 224.

Ukraine, an die Russen verloren I 49.
Ukrina, Fluß, I 312.
Ulema, die, I 54. 57.
Ungarn, wird türkisch I 48.
Ungarn in Epeiros I 336.
Unna, Fluß, I 6. 312.
Urfa II 184.
Urhoi II 184.
Urosch V. von Serbien I 39.
Ursari, die, I 138.
Uschitza I 207. 209 A.
Uskoken, die, I 225.
Ueskük I 7.
Utuguren, die, I 32.
Vali, der, I 55.
Vambery, Hermann, I 87. 95.
Vampyr, der, in Rumänien I 130.
Varna I 298 A.; — Schlacht bei, I 48.
Veneter, die, I 22.
Vercolaci I 131.
Verfassung, die türkische, von 1876 I 52. 104 ff.
Verkehrsbesteuerung in Anatolien II 83.
Vermögensrecht, das islamitische, I 58.
Verwaltung, türkische, I 78 ff.
Via Egnatia I 384.
Vidimo, Fluß, I 308.
Vilajet, das, I 55.
Visitor, Berg, I 340.
Vitosch, Berg, I 12. 308.
Vogüé, Graf, II 275.
Volksunterricht, türkischer, I 88.
Volo, Hafen, I 370.
Vratza I 309.
Vulkanismus und Gebirgsbildung II 444.

Wabarije II 379.
Wadi Dauâsir II 323. 456.
Wadi Do'ân II 431. 473.
Wadi er-Rumem II 323. 456.
Wadi Hanifa II 456.
Wadi Rachija II 473; — Rhaide ed-Din II 473; — Sirhân II 323.
Wahâbismus, der, II 458. 462 ff.
Wahâbiten, die, II 454. 458 ff.
Wahâbitenreich, das, II 457 ff.
Wâhidi, die, II 422.
Wâhidi-Land II 478.
Wakuf, der, I 58.
Walachei, die, 115 ff.; — dem Osmanenreiche einverleibt I 48; — von den Russen erobert I 49.
Walachei, kleine, Fahrt durch die, I 158 ff.
Walachen, s. auch Rumänen I 39. 117 A.; — Name der, I 118; — in Bulgarien I 252; — in Serbien, die, I 192; — Verbreitung der, I 118.
Walachisches Dorf I 123 ff.
Waljewo I 207.
Wallin, Georg, II 391. 451.
Wan, das Ejalet, II 99.
Wan, Stadt und Kreis, I 17. II 114. 115 A.
Wan, die Inschriften, I 116.
Wan-See II 87. 113. 115 A.
Wardar, Fluß, I 8. 12. 382.
Warren's Forschungen II 239.
Wasilije Petrowitsch I 218.
Wassilitza, Berg, I 7. 342.
Wawil oder German I 218.
Weljaminow, General, I 446.
Wellstedt II 475.
Wenden, deutsche, I 168; — österreichische, I 168.
Werbas, Fluß, I 6.
Wessel Pascha I 447.
Westslaven, die, I 168.
Wid, Fluß, I 8. 250.
Widdin I 286. 287 A.
Wila I 183.
Winden, die, I 29. 168.
Wirowschnitza, Fluß, I 223.
Wistritza, Fluß, I 8. 384.
Wjaschtitzi, die, der Serben I 182.
Wladika, der, I 218.
Wocel, Johann Erasmus, I 26.
Wojutza, Fluß, I 342.
Woschem II 457.
Wratjewschnitza, Kloster, I 205.
Wrbanja, Fluß, I 312.
Wrbas, Fluß, I 312.
Wrede, A. v., II 325. 472.
Wukan, Berg, I 201.
Wuld Ali, die, II 380.
Wuld Solimân, die, II 380.
Wurwolak, der, I 357.
Wüste, Charakter und Bedingung der, II 214 ff.

Yemen, s. Jemen.
Yriarte, Ch., I 66.

Zab, der große, II 202.
Zab, der große und kleine, II 150.
Zafâr II 344. 423.
Zaptieh, die, I 66. 67 A. 70.
Zehme, A., II 375. 443.
Zeitun II 68.
Zeitunisten, die, II 68.
Zenobia II 142.
Zenta, Schlacht bei, I 49.
Zerepis, Kloster, I 10.
Zeta, Landschaft, I 216.
Zetina, Fluß, I 5.
Zetinje I 217. 243 ff. 245 A.
Zeugma II 140.
Zeuß, K., I 32.
Zigeuner, die, I 137 ff. 137 A. II 66.
Zigeuner-Schmiede II 139 A.
Zimmermann, General, I 436. 438.
Zinzaren, die, I 39. 118. 378 ff. 379 A.; — in Bulgarien I 252; — in Serbien I 192; — Namen der, I 378; — Sprache der, I 378; — Statistik I 380; — Tracht der, I 379; — Typus der, I 380; — Verbreitung der, I 378.
Ziporowitza-Paß I 9.
Zoan-Ramses II 448.
Zoar II 277.
Zr-Gebirge I 206.
Zrmnitza-Ebene I 222.
Zrnojewitschka Rjeka I 222.
Zrnagora, s. Montenegro; — Landschaft I 216. 222.
Zrna Rjeka, Fluß und Landschaft, I 214.
Zrni-Wr, Berg, I 203. 204.
Zygos, Berg, I 342.

Ethnographische Karte de



te des Osmanischen Reiches.



Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

II [illegible]
[illegible]